Altpreußische Monatsschrift

zur

Spiegelung des provinziellen Lebens

in

Literatur, Kunst, Wissenschaft und Industrie

herausgegeben

von

Rudolf Reicke und Ernst Wichert.

Erster Band.

Mit Beiträgen

von

E. Arnoldt, F. W. Bessel, F. A. Brandstäter, F. Bentler, R. Dorr, H. L. Elditt, L. Th. Herbst, A. Horn, R. Jachmann, V. Kiy, P. Laband, G. H. F. Nesselmann, B. Ohlert, E. Ohlert, R. Reicke, K. Rosenkranz, A. Saran, W. Schiefferdecker, F. Schwerin, E. Steffenhagen, E. Wichert und Ungenannten.

(Mit Simon Dachs Facsimile.)

Königsberg in Pr. 1864.

Verlag und Druck von Albert Rosbach.

Den Commissions-Debit außerhalb der Provinz Preußen besorgt die

J. C. Hinrichs'sche Buchhandlung in Leipzig.

Inhalts-Verzeichniß.

I. Belletristisches und Abhandlungen.

Am Strande. Novellistische Skizze von E. Wichert. S. 1—30. 97—120.

Die Keitelfischer. Strandnovelle von Friedrich Dentler. S. 193—214.

Ich bin ein Preuße! Novelle von Franziska Schwerin. S. 481—512. 577—600.

Des Fischers Grab. Novelle von Friedrich Dentler. S. 673—687.

Aus dem Leben Scheffner's. Vortrag von Rudolf Reicke. S. 31—58.

Ueber den Rang der Wissenschaften unter einander und über das Verhältniß aller zu der Philosophie. Ein bisher ungedruckter Vortrag von F. W. Bessel. S. 59—62.

Alt-England und Alt-Preußen. Von A. Horn. S. 63—72.

Das Wahrzeichen der abgehauenen Hand. (Ein Königsberger Rechtsalterthum). Von S—n. S. 72—74.

Ueber das Wachsthum unserer nordischen Bäume und Sträucher. Vortrag von Oberlehrer Dr. Ohlert. S. 121—140.

Wo erlitt der h. Adalbert den Märtyrertod? Von Professor Dr. F. A. Brandstäter. S. 141—154. 235—257. 329—340.

Rulands-Bilder in Altpreußen. Von S—n. S. 155—158.

Johannes Eccard und die erste Blüthe der deutschen Tonkunst in Preußen. Vortrag von Divisionsprediger A. Saran. S. 215—235.

Skizzen aus Alt-Preußen. I. Der oberländische Kanal. Von Dr. Bernhard Ohlert. S. 289—312.

Shakspere. Eine biographische Skizze. Vortrag von Dr. Herbst. S. 313—328.

Kleines und großes Königsberg. Von A. Horn. S. 341—356.

Ein Weihnachtsbesuch in der Memel-Niederung. Touristische Skizze von Hugo S. S. 385—403.

Friedrich der Große als Philosoph. Vortrag von Karl Rosenkranz. S. 404—425.

Die Bewegung des altpreußischen Handels im letzten Decennium. Von E. Wichert. S. 426—445. 513—531. 601—617.

Die Satire. Eine populär-ästhetische Skizze von Victor Kiy. S. 618—627.

Zur Erinnerung an Arthur Wilhelm Passow, Director des Königl. evangel. Gymnasiums in Thorn. S. 628—635.

Simon Dach. (Mit einem Facsimile als Beilage.) S. 688—705.

Der Kriegsrath Scheffner und die Königin Luise. Vortrag von Rudolf Reicke. S. 706—736.

II. Kritiken und Referate.

Laband, Dr. Paul, Das Magdeburg-Breslauer systematische Schöffenrecht aus der Mitte des XIV. Jahrhunderts. Berlin, 1863. Von S—n. S. 74—76.

Gengler, Prof. Dr. Hein. Gottfr., Codex Juris Municipalis Germaniae medii aevi. Regesten und Urkunden zur Verfassungs- und Rechtsgeschichte der deutschen Städte im Mittelalter. Bd. I. Heft 1. Erlangen, 1863. Von S—n. S. 159—161.

Rosenkranz, Karl, Psychologie oder die Wissenschaft vom subjectiven Geist. 3. Aufl. Königsberg, 1863. Von †††. S. 161—163.

Neumann, Dr. Max, Geschichte des Wechsels im Hansagebiete bis zum 17. Jahrhundert nach archivalischen Urkunden bearbeitet. Erlangen, 1863. Von S—n. S. 258—259.

Ewaldus, A. E. L., de Christiani Olivensis ante ordinem Teutonicum in Prussiam advocatum condicione ab a. 1209 usque ad a. 1225. Diss. inaug. Bonnae, 1863. Von —r. S. 259—261.

Goldschmidt, Prof. Dr. L., Handbuch des Handelsrechts. Bd. I. Abth. 1. enthaltend die geschichtlich-literärische Einleitung und die Grundlehren. Erlangen, 1864. Von Laband. S. 357—358.

Neumann, Dr. Max., De foenore redituum annuorum emtionis. Hal. Sax., 1864. Von Laband. S. 359.

— — Das Recht der Vor- und Anbautenbesitzer in Danzig. Danzig, 1862. Von S—n. S. 359—360.

Gildemeister, Dr. C. H., J. G. Hamann's Autorschaft ihrem Inhalte nach. Gotha 1863. Von Emil Arnoldt. S. 446—454.

Steffenhagen, Dr. Aem. Jul. Hugo, De inedito juris Germanici monumento, quod codici manu scripto bibliothecae civitatis Elbingensis, no. 5 quarto, continetur. Regimonti Boruss., 1863. Von S—n. S. 454—455.

August Wolf's gesammelte und nachgelassene Schriften. Dresden, 1864. Von L. P. S. 455—459.

Sa'di, Scheich Muslih-eddin, der Rosengarten. Aus dem Persischen übersetzt von C. H. F. Nesselmann. Berlin, 1864. S. 582—588.

Brandstäter, Dr. F. A., Ueber Schiller's Lyrik im Verhältnisse zu ihrer musikalischen Behandlung (allgemeine Betrachtung und specielle Aufzählung.) Berlin, 1863. S. 538—542.

Friedrich, Dr. Ernst Ferd., Beiträge zur Förderung der Logik, Noëtik und Wissenschaftslehre. Bd. I. Leipzig, 1864. S. 636—639.

Stobbe, O., Geschichte der deutschen Rechtsquellen. I. II. Abtheilung. Braunschweig, 1860. 1864. Von S—n. S. 640—642.

Altpreußischer Verlag: **Dorr**, Rob., Twöschen Wieszel on Noacht, plattdietsche Gedichte. Elbing, 1862. S. 77—79. **Violet**, Ferd., Blüthen der Poesie und Prosa. Danzig, 1862. Von ⊙ S. 79—80. **Dahlke**, Carl, Lyrische Klänge. 4. Hft. Danzig, 1862. S. 163—165. **v. Kahler**, Max, Spanische Epigramme, Satyren und Letrillas dem Don Josef Iglesias de la Casa nachgebildet. Danzig, 1862. S. 165—166. **K . . p**, Florentine, Drei Novellen. Königsberg, 1862. Von ⊙ S. 166—167. **Kleimon**, Heinr., Gedichte. Lyck, 1862. Von ⊙ S. 360—362. **Reusch**, R. Sagen des Preußischen Samlandes. 2. Aufl. Kgsbg., 1863. Von H. S. 362—365. **Bresler**, Dr. Carl Heinr., Gesammelte Erzählungen. Danzig, 1863. S. 547. **Weishaupt**, Karl, Der Schmuggler, romantisches Gedicht. Kgsbg., 1863. Von ⊙ S. 547—550. **Abramowski**, Adolph, Herrmann u. Thusnelda, Drama in 4 Aufzügen. Elbing, 1863. Von ⊙ S. 642—643. **Bauer**, Hannibal's Ende, Tragödie in 5 Acten. Kgsbg., 1863. S. 737—739. **Röckner**, H., Zwei Weihnachten. Danzig, 1863. Von ⊙ S. 739—740.

Chronik der juristischen Gesellschaft zu Königsberg. Von S—n. S. 80.

Das literarische Kränzchen in Königsberg. S. 81—84.

Chronik der Königl. Deutschen Gesellschaft zu Königsberg. S. 84. 740—741.

Bericht über die Thätigkeit der Königl. ostpreuß. physikalisch-ökonomischen Gesellschaft zu Königsberg von Dr. Schiefferdecker. S. 167—177.

Juristische Gesellschaft. Von S—n. S. 177.

Die Polytechnische Gesellschaft zu Königsberg i. Pr. Von Oberlehrer Elditt. S. 261—265.

Der Whiting von Samland. Tragödie in 5 Akten von Ernst Wichert. S. 365—370.

Dr. Jolowicz' Vorlesungen über die Geschichte des Judenthums. S. 371—375.

Der kaufmännische Verein in Königsberg. Von Jz. S. 459—462.

Norwegische Hochebene von Hugo Knorr. Von G. D. S. 542—547.

Der Copernikus-Verein in Thorn. S. 556—560.

III. Mittheilungen und Anhang.

Correspondenz aus Danzig. Von h. S. 85—89. 654—663. 754—758.
Die Ebertsche höhere Töchterschule in Danzig. S. 178—179.
Die kleine Kalende im Bereich des ostpreußischen Provinzialrechts. S. 179—180.
Vorlesung der Tragödie „der Withing von Samland" im literarischen Kränzchen. S. 180.
Correspondenz aus Memel. Von —i. S. 180—185.
Eine Heldenthat der Kulmer Frauen und die Kölmische Gütergemeinschaft. Von S—n. S. 266—267.
Der Pestalozzi-Verein für die Provinz Preußen. Von ⊙ S. 267—269.
Ein neues Bild von Gemmel. S. 269—270.
Drei niederdeutsche Fabeln, mitgetheilt von R. Dorr. (De Fos on de Haan. — Näjen on näjentig Lest. — De Krig twesche dem Entewaart on de Baare.) S. 270—273.
Littauische Gedichte des Donalaitis. Von Nesselmann. S. 273—274.
Prolog zur Festfeier der Erstürmung der Düppeler Schanzen von E. Wichert. S. 274—275.
Shakspeatefeier in Königsberg. S. 276.
Der Withing von Samland. Von +. S. 277.
Shakspeare-Feier in der Provinz (Elbing — Danzig). S. 376—378. (Thorn.) S. 466—467. (Insterburg — Danzig — Königsberg — Shakspeare-Feier-Literatur.) S. 563—566.
Die schöne Dorothee. Volkslied aus der Elbinger Niederung, mitgetheilt von R. Dorr. S. 463—464.
Ein ähnliches Portrait Kants. Von Reinhold Jachmann. S. 464—465.
Correspondenz aus Elbing. Anfangs Juni 1864. Von ⚠. S. 467—473.
Eine heidnische Gräberstätte bei Grüneiken. Von S—n. S. 561—563.
Zwei niederdeutsche Fabeln, mitgetheilt von R. Dorr. (De Heiland on dat Peerd. — De Engelstänen.) S. 644—646.
Ein alter Druck der Kulmer Handfeste. Von S—n. S. 647.
Zur Kant- und Forster-Feier. S. 647—648.
Altpreußens älteste Bibliotheken. Von S—n. S. 649—653.
Zu Kants Manuscript zur Metaphysik der Natur. Von Rudolf Reicke. S. 742—749.

Handschriftliche Funde aus Königsberger Bibliotheken. Von S—n. S. 750—752.

Der „Antiquarische Anzeiger von Theod. Bertling in Danzig." S. 752—753.

Von de Miesjes, de Beer bruen wullen. Von R. Dorr. S. 753—754.

Nekrolog für 1863. S. 89—90. 185. für 1864 S. 185—186. 664—665.

Provinzial-Geschichts-Kalender. S. 90—91. 186—188. 277—279. 378—380. 473—475. 566—570. 665—667. 758—760.

Universitäts-Chronik 1864. S. 91—92. 188. 279. 381. 475. 570—571. 667. 760.

Lyceum Hosianum in Braunsberg 1864. S. 280. 475—476. 668.

Schul-Schriften 1864. S. 188—189. 280—281. 571—572. 668.

Bibliographie (1862—1863). Von ‡ S. 92—96. 189—192. 281—285. 381—383. 476—480. 572—576. 668—672. 761—764.

Briefkasten. S. 96. 192. 286—288. 576.

Anzeigen. S. 384. 480.

Druckfehler und Berichtigungen. S. 288. 576. 764.



Am Strande.

Novellistische Skizze

von

Ernst Wichert.

1.

„Schach!“ — „Ich retirire.“ — „Aber der Läufer wäre alsdann verloren.“ — „Wer kann helfen?“ — „Ich muß ihn demnach nehmen, lieber Bruder.“ — „Thu' dir keinen Zwang an — fort mit ihm. So! und nun selbst Schach mit dem Thurm.“ — „Ω μοι! das war ein Fehler; ich muß in die Ecke.“ — „Schach, nochmals Schach und Matt!“ — „Unrettbar! Also die sechste Partie auch verloren. Das ist heute für mich ein dies ater, man kann auch sagen fatalis.“ — „Ein Silbergroschen für die Flottenkasse ist reif, das *ο μοι* nicht einmal gerechnet. Dies fatalis — unzweifelhaft eine philologische Reminiscenz.“ — „Auch noch d a s Unglück! Bruder, mit mir geht's zu Ende. Restirst du nicht zum Trost noch von gestern einen Obolus für die Präjudicialeinreden — oder was war's doch?“ — „Und der Obolus muß wieder steuern. Ich sehe noch, daß du mit deiner Vergeßlichkeit eine Fregatte allein beschaffst. Heraus mit dem Geldbeutel!“

Mit diesen Worten griff der Gerichtsrath S c h n a b e l, ein kleines, hageres, dabei aber breitschulteriges Männchen in den ersten Funfzigern, mit spitzer Nase, spitzem Kinn, schwachem, etwas ins Röthliche spielendem Haar und Sommersprossengesicht, herzlich lachend nach einer großen Tabacksdose, auf deren Deckel sich das Bild eines stattlichen Dreimasters in vollen Segeln präsentirte, klopfte darauf kunstgerecht mit dem Zeige- und Mittelfinger, öffnete sie und hielt sie seinem Partner über den schmalen Tisch weg fast unter den grünen Augenschirm, der dessen kahle, hohe Stirn nach oben

hin nicht völlig deckte. Der Professor Dr. Gründlich zog seufzend die letzten stark heiseren Züge aus seiner langen Pfeife, hob mit einiger Mühe seinen rechten, mit Flanell umwickelten und mit einem Riesenfilzschuh bekleideten Fuß von einem Strohstuhl herunter, zog eine Geldbörse aus der Tasche und warf zwei Silbergroschen in die Dose, die schon zur Hälfte mit ähnlichem Material gefüllt schien. Dann stopfte er bedächtig die Pfeife von Neuem und setzte die Schachfiguren auf seiner Seite wieder auf. Der Gerichtsrath folgte seinem Beispiel.

„Noch eine siebente Partie?!" rief mit dem Ausdruck höchsten Entsetzens ein junger elegant gekleideter Mann, der ein paar Schritte seitwärts auf dem Boden eines auf dem Sande umgestülpten Fischerkahnes saß und mit einem zierlichen Stöckchen seine glanzledernen Stiefeletten klopfte: „das ist zum Verzweifeln Onkel!"

Der Professor warf einen Seitenblick unter dem grünen Augenschirm hervor auf den Verzweifelnden. „Mach' uns keine Streiche, Arthur," sagte er phlegmatisch, indem er einen Bauer vorzog. „Du weißt, daß Du nicht zu Deinem Amüsement hier bist."

„Aber wollt Ihr denn absolut, daß ich mich todtlangweilen soll? Bedenkt gütigst, daß ich Berliner Gerichtsassessor bin und zur diplomatischen Carriere überzugehn gedenke! Ich habe verstimmte Nerven, das ist wahr! Aber welcher junge Mensch mit ein Paar tausend Thalern jährlich hat in Berlin nicht verstimmte Nerven? Der alte Nimrod von Medizinalrath verlangte ein Seebad — nicht minder wahr! — und meine herzensgute Mama, die ihrerseits nothwendig nach Gastein reisen mußte und doch unmöglich ihren einzigen Jungen ohne Aufsicht lassen konnte, erinnerte sich mit ungewöhnlicher Lebhaftigkeit an den Onkel Professor am Ostseestrande — Alles sehr schön! Aber welcher vernünftige Mensch nennt denn dies hier ein Seebad? Badeliste: Onkel Professor und Gerichtsrath Schnabel nebst Frau Gemahlin; Kursaal: der leere Heuschober, in dem die Hühner und Ferkel unseres liebenswürdigen Wirths herumtanzen; Korso: der wacklige Bretterſteig nach dem Strande; Concert: Wasserorgel Morgens, Mittags und Abends, übrigens umsonst und mit Variationen aus dem piano ins forte; schöne Gegend —: Sand, noch weit über Berlin; Vergnügen: Morgens auf nüchternen Magen ein Seebad mit obligater Gän-

schaut und Zähneklappern trotz Monat Juli; dann Kaffee von mehr als zweifelhafter Qualität mit einem Stritzel, an dem gewöhnlich nichts ehrwürdig ist als sein Alter; dann ein Paar Stunden Morgenruhe, die üblichen Schachpartieen und Pfeifen; Frühstück von Eiern, Butterbrod und Schinken; wieder Schach, Mittag, Mittagsschlaf, falls nämlich Fliegen und Mücken ihn erlauben; wieder Kaffee und Stritzel, Promenade nach der See, Muschel- und Steinchensuchen, Siesta auf dem warmen Sande, wobei jedem Naturschwärmer außerdem erlaubt ist, sich gänzlich einzugraben und nur den Kopf vorzustrecken; — Sonnenuntergang, Abendbrod nie ohne saure Milch, die letzte Pfeife — gute Nacht! Und am nächsten Morgen wieder von Anfang —! Und das wäre nicht zum Verzweifeln? Von seiner Fachwissenschaft und von seinen städtischen Geschäften darf nach feierlichem Abkommen auch Niemand reden zur Vermeidung einer Pön an die Flottenkasse; sonstiger Stoff zur Unterhaltung ist aber garnicht vorhanden. Leihbibliotheken giebts auch nicht am Ort. So möchte ich denn doch wahrhaftig wissen, was ein richtiges Berliner Kind mit verstimmten Nerven hier profitiren soll?

Arthur peitschte den Sand mit seinem Stöckchen.

„Sie kennen noch nicht die Gemüthlichkeit der Langenweile," antwortete lächelnd Rath Schnabel, während der Onkel Professor einen Hauptzug überdachte; „es will Alles erst einstudirt sein. Wenn Sie erst werden fünfundzwanzig Jahre hintereinander den lieben Ostseestrand besucht haben, wie ich und mein alter Bruder Gründlich, so werden Sie in den Geschmack kommen.

„Soll mich Gott bewahren!" seufzte Arthur.

„Wobei doch übrigens noch immer zu fragen erlaubt sein wird" fiel der Professor mehr seinem Schachpartner als dem jungen Manne ins Wort, ob die ganze Herrlichkeit dann nicht schon längst von den Wellen fortgeschwemmt sein wird. Die See unterhöhlt auch hier mehr und mehr die Ufer, der obere Rand stürzt nach und das Wasser reißt das lose Erdreich mit sich fort auf Nimmerwiedersehn. Wer weiß, was wir noch erleben!" Rath Schnabel lächelte. „Du bist immer der Ungläubige," fuhr der Professor fort und erhob zugleich mit den Fingerspitzen einen kecken Läufer, der sich zu weit vorgewagt hatte: „haben wir nicht schon von

Cranz bis hierher retiriren müssen?" — „Aber Cranz steht doch noch heutigen Tages!" — „Wie lange noch? Ich sage Dir, lieber Bruder, es ist mehr als eine wissenschaftliche Hypothese, daß mit der Zeit —" „Alles zu Wasser werden wird," ergänzte schnell Rath Schnabel, indem er den vorwitzigen Läufer, der sich am unrechten Orte niedergelassen hatte, mit seinem Springer fortkaperte; es hat aber doch gute Weile?" — „Wie? was? mein Läufer!" — „Der retirirt ebenfalls vor dem Wasser." Der Professor schob ein Paar Mal den grünen Augenschirm auf und ab und schüttelte nachdenklich sein kahles Haupt.

„So wollte ich", rief Arthur, „daß der große Zukunftssumpf schon jetzt dieses Eden begraben hätte!" Er stand auf, zupfte mechanisch Weste und Halstuch zurecht und schickte sich zum Gehn an.

„Ehe Sie gänzlich verzweifeln, bester Herr College," höhnte der Rath, „warten Sie doch noch den heutigen Nachmittag ab. Sie wissen, daß wir Besuch in Aussicht haben. Meine kleine Nichte aus Leipzig spannt vielleicht mit Ihnen zusammen, und Sie können dann die Klagelieder Jeremiä als Duett singen, was jedenfalls interessanter sein wird."

„Die Frauenzimmer hab' ich gänzlich satt", brummte Arthur vor sich hin, steckte sich eine Cigarre an und ging nach dem Strande hinunter.

„Um unsere Sommerruhe ist's gescheh'n!" seufzte der Professor, und Rath Schnabel nahm zwei starke Prisen nach einander.

2.

Orientiren wir uns ein wenig in der Lokalität. Die beiden unermüdlichen Schachspieler sitzen unter einem sehr einfachen Zelte von grauer Leinwand, das über ein Stangengerüst gezogen ist, welches sich wieder mit der Hinterwand an ein niedriges, aus Holz erbautes und mit bemoostem Stroh bedecktes Bauernhäuschen anlehnt. Dicht neben dem Zelte führt eine Thür in das Innere; auf der einen Giebelseite zeigen sich ein Paar kleine Fenster mit grünglasigen Rauten, die andere Seite ist fensterlos und scheint als Vorrathsraum benutzt zu werden. Ein kleiner Schweinestall ist angebaut. Ein Ende vom Hause steht der schon erwähnte Heuschober, ein Gerüst von vier Stangen mit einem leichten und beweglichen Strohdach darüber. Weitere Baulichkeiten sind nicht vorhanden.

Treten wir ins Innere des Hauses ein. Der kleine Hausflur führt geradeaus zu einem großen Schornsteine, der als Küche dient. Die Thüre links öffnet sich nach der einzigen Stube, in der nun die Badegäste residiren, die Thür rechts nach dem nur mit Lehm ausgeschlagenen Vorrathsraum, in dem der Professor und sein Neffe ihr Logis erhalten haben. Auf einer Leiter von nicht sehr vertrauenerweckender Festigkeit steigt man auf den weiten Bodenraum, der gewöhnlich zum Trocknen der Fischernetze und als Aufbewahrungsort für Segel oder Tauwerk benutzt wird, jetzt aber von der Familie des Fischerwirths bewohnt wird. Ein draller, flachshaariger Junge, nur mit einem Hemde bekleidet, steigt eben die Leiter hinunter und bildet die passende Staffage zu dieser architektonischen Idylle. Er mag von den Düften herabgezogen sein, die aus der offenen Küche dringen, in der Frau Rath Schnabel, eine kleine, etwas beleibte und sehr geschäftige Dame, im Morgennegligee aller einfachster Construktion am Heerde steht und in einer großen Flinsenpfanne die unvermeidlichen Klopse zum Mittag bratet. Stören wir sie nicht.

Das beschriebene Fischerhäuschen steht in einer jener vielen Schluchten, die hinter dem Badeort Rauschen beginnend bis gegen die Landspitze von Brüsterort hin so keck in das hohe Strandufer einschneiden und hauptsächlich dazu beitragen der samländischen Nordküste eine Stelle unter den anerkannt „romantischen Gegenden" zu sichern. Nicht alle diese Schluchten vergleichen sich an grotesker Wildheit der Gausupp, an majestätischer Erhabenheit der Wolfsschlucht bei Warnicken, viele von ihnen sind ohne malerische Umrisse, baumkahl und selbst steinarm, aber sie haben doch alle den Vorzug auf das Meer auszumünden, das sie mit ihren weißen Sandbergen von rechts und links einrahmen, während unten die Brandung immer neue Versuche macht, bis zu uns hinanzuschäumen, oben aber der Himmel bald tiefblau bald mit wunderbaren, von Stürmen gejagten Wolkengestalten das Bild abschließt. In einer dieser kleinen Schluchten hinter dem lieblichen Georgswalde hat sich der Fischerwirth angebaut, bei dem unsere Badegäste logiren. Ein kleiner Bach, jetzt im Sommer fast ausgetrocknet, schlängelt sich im Hintergrunde von der noch mit einem kargen Waldreste bewachsenen Höhe nach dem Thal herunter, im Frühjahr Baumäste und Steine mit sich fortreißend und auf seinem kurzen Wege ablagernd,

zu jeder andern Jahreszeit zu schwach dem durstigen Verlangen des trockenen Sandes genügenden Widerstand zu leisten. Steinmassen und niedriges Weidengestrüpp bezeichnen seinen Lauf; in der Nähe des Häuschens ist das spärliche Wasser künstlich zu einer Art von Cisterne abgedämmt, welche die Stelle eines Brunnens vertritt. Die Anberge sind größtentheils kahl, nur auf der einen Seite steigt ein Tannenwald mit seinen letzten einzelnen, vom Winde zerzausten Ausläufern ein Ende in die Schlucht hinunter, den Charakter des Melancholischen noch verstärkend. Ein struppiges, graugrünes Seegras überzieht nur spärlich den losen Sand, über den nach dem Strande hin zum bessern Fortkommen ein Paar Schwarten gelegt sind. Treten wir nach dem Seestrande hinaus, so faßt uns ein frischer Nordwest und treibt uns den scharfen Sand in die Augen. Eine einsame Bude von Stroh erinnert uns an den civilisirten Badeort; die auf- und abwogenden Wellen spielen mit kleinen Stückchen Binsen, Bernstein, Muscheln und bunten Steinchen und ziehen davon einen dunkeln Streifen auf den weißen Sand an der Schälung entlang. Zu beiden Seiten verlieren sich die wildzerrissenen Seeufer mehr und mehr in blauer Ferne, hier mit dem schlanken Leuchtthurm von Brüsterort abschließend, dort in den Nebelstreifen der kurischen Nehrung verschwindend. — Es scheint nicht der passende Ort für ein lebenslustiges Herz, auch nicht für ein krankes Gemüth, aber ein rechtes Asyl für Leute, die sich das Jahr über mit Berufsarbeit übernommen haben, und nun einmal ein Paar kurze Wochen fern, ganz fern vom wüsten Treiben der Welt in der Stille der Natur ausruhn und allen Akten- oder Bibliothekenstaub von sich herunterspülen wollen in der allerrespektabelsten Badewanne, die sich entdecken läßt.

Der Rath und der Professor sind alte Universitätsfreunde. Sie wollten Beide einmal hoch und weit hinaus, als noch der blanke Albertus an ihren Mützen glänzte; aber sie haben sich nun längst „begeben", wie man sagt, und darauf eingerichtet, den Rest ihres Lebens in gleichmäßiger Wiederkehr derselben Arbeiten und Erholungen zu vollbringen ohne Anspruch auf besondere Beachtung der Menschheit, aber mit so viel Lust am Leben als zur beschränkten Glückseligkeit gewöhnlicher Menschenkinder ausreicht. Ja, sie schau'n wohl einmal über sich selbst ein klein wenig hinaus, und eignen sich von den Welthändeln so viel an, als ihr harmloser Humor zu

verarbeiten im Stande ist, wofür die große Flottendose schon einen Belag giebt, so wenig auch die Politik damit zu thun haben mochte.

Wo eigentlich der erste und letzte Grund dieser Intimität steckte, ist schwer zu sagen. Die beiden Freunde hatten in ihrem Naturell nicht gerade viel Gleichartiges; es gab auch nicht viele Dinge in der Welt, für die sie ein gemeinsames Interesse gewonnen hätten. In der langen Reihe von Jahren, die nun schon ihre Bekanntschaft dauerte, hatte es die Vorliebe des Professors für die griechischen Classiker nicht zu verhindern vermocht, daß der Rath sein „Bißchen Griechisch" bis auf wenige Brocken vergaß und ebenso wenig hatte der Rath auch nur den Versuch gemacht, seinem Pylades Geschmack an verwickelten Rechtsfällen beizubringen. Sie lebten und arbeiteten Jeder in seiner besonderen Sphäre und ihre Freundschaft schien ihren Hauptvorzug gerade negativ in dem Bestreben zu suchen, einander nicht zu nahe zu kommen. Aber sie hatten schon als Studenten ihre Schachpartie zusammen gemacht und waren einander durch Gewohnheit unentbehrlich geworden. Es war dabei nicht ohne Einfluß geblieben, daß der Professor nicht geheirathet hatte, die Ehe des Raths aber kinderlos war. Die alte behagliche Gewohnheit des Zusammenseins hatte daher in keiner Weise eine Störung erlitten, denn die Frau Rath war gerade nöthig gewesen das Kleeblatt zu vervollständigen. Ihre ganze Lebensaufgabe ging in die Sorge für ihre „beiden Alterchen" auf, und sie feierte ihre Haupttriumphe, wenn der Professor einmal eingestand, daß er sich an seinem vortrefflich gekochten Lieblingsgericht beinahe ein wenig übernommen habe und wieder acht Tage lang dafür werde büßen müssen.

Einmal im Jahr genossen sie für einige Wochen das Vergnügen einander ungetheilt anzugehören. Regelmäßig nun schon seit fünfundzwanzig Jahren, das heißt, so lange Rath Schnabel verheirathet war, zogen sie im Sommer an den Seestrand hinaus um im stärkenden Bade für das lange Jahr neue Lebenskraft zu sammeln. Sie machten dabei — eigentlich dem Professor zu Liebe — eine eigenthümliche Wanderung von Osten nach Westen, aber diesmal nicht um der Civilisation zu folgen, sondern um ihr möglichst zu entfliehn. Sie hatten mit dem Seebade Cranz angefangen als dort noch wenig mehr zu finden war, als in irgend einem samländischen Stranddorfe: sandige Straßen, Bauern- und Fischerhäuser,

bescheidene Wirthe, bescheidenes Badepublikum. Als dann aber mit der Zeit der Ort sich immer vornehmer herausstaffirte, die einfachen Fischerhütten stattlichen Häusern wichen, große Gasthöfe eingerichtet wurden, Conditoreien dorthin übersiedelten, Vergnügungs-Comités erwählt und kostbare Toiletten auf dem „Korso" zur Schau getragen wurden, fühlten unsere Freunde sich bald unheimlich und gedrückt und wanderten weiter nach Westen, erst nach Kuhren, dann nach Rauschen, dann noch weiter, immer schon nach wenigen Jahren von der großen Badewelt verfolgt und in ihrem stillen Nest aufgestört, bis sie denn endlich die Schlucht mit dem einsamen Fischerhäuschen fanden, das vorläufig Nichts zu wünschen übrig ließ.

Der Professor hatte aber nebenher noch einen andern Grund gehabt auf schleunige Flucht zu bringen, ein Grund, der mit seiner Hypochondrie in engem Zusammenhange stand. Er hatte mit Schrecken bemerkt, daß die See aus dem Winkel, in welchem Cranz liegt, jährlich mehr und mehr Land ausreißt und fortspült; er sah Häuser, die im ersten Jahre noch mehrere hundert Schritte vom Seeufer entfernt standen, auf die äußerste Kante des Absturzes gerückt und von den Wellen förmlich unterwühlt; Cranz wurde ihm unheimlich. Er erinnerte sich nun auch gelesen oder gehört zu haben, daß auch an einer andern Stelle des Samlandes das St. Adalbertskreuz, das er selbst dicht am Seeufer gesehen hatte, vor einigen hundert Jahren eine Meile davon entfernt gestanden haben sollte, und es erforderte dann die ganze Ueberredungsgabe seines Freundes, um ihn überhaupt noch zu vermögen den Strand aufzusuchen. Erst als er bemerkt zu haben glaubte, daß der westliche Theil der Nordküste sicherer sei, hatte er wieder Vertrauen gefaßt ohne doch die Befürchtung ganz unterdrücken zu können, daß sie eines schönen Tages sich unversehens auf einer Insel finden und zu Kahn nach Königsberg fahren würden.

„Lassen Sie es sich darum heute noch gut schmecken, lieber Gründlich", pflegte dann die Frau Rath zu sagen, indem sie die zweite Portion auflegte, und Schnabel ergänzte ihre Lebensphilosophie mit einem: „beati possidentes!" der Professor ließ sich zureden.

Die beiden Freunde setzten beinahe etwas darin, am Strande so wenig Bedürfnisse als möglich zu haben. Der Rath bebrummte seiner theuren Ehehälfte bei der Abfahrt jede Hut- und Haubenschachtel, die noch

auf den Wagen als Handgepäck geschmuggelt werden sollte, und der Professor citirte dabei regelmäßig die in diese Materie einschlagenden classischen Verse. Saß dann schon Alles auf dem Wagen, und knallte der Kutscher mit der Peitsche an, so hatte gewöhnlich gerade der Professor noch dies und das vergessen und mußte sich nun bis weit über den halben Weg hin von der Frau Rath hänseln lassen. Je näher man dem Ziel kam und je langsamer das Fuhrwerk im Sande „fortkrebste", desto heiterer wurde die kleine Gesellschaft; der Rath stimmte ein „Zieh' Schimmel, zieh" — an, die andern fielen kräftig ein, und endlich rückte man mit einem jubelnden „La — la — la — la — la — la — Laudon, Laudon rückt an" — in die Sommerresidenz ein, seelenvergnügt die Gewißheit zu haben, daß See und Land sich auch in diesem Jahre noch nicht in den apokalyptischen Sumpf metamorphosirt hätten. —

Und nun wir das harmlose Kleeblatt kennen, werden wir uns ungefähr das lange Gesicht denken, das der Professor zog, als er den Berliner Brief erhielt, der ihm den Besuch seines Neffen ankündigte. Als er in Folge dessen seinen Freunden einen extraordinairen Besuch abstattete und trotz seiner Rheumatismen keinen Stuhl annehmen zu können erklärte, ehe er „die Last vom Herzen" hätte, glaubte die Frau Rath ernstlich, es sei ein Unglück passirt. „Nehmt und les't," sagte er endlich, eine Thräne im Auge zerdrückend, „ich habe ihn herzlich lieb, den Sohn meines theuern, unvergeßlichen, leider zu früh von der Erde abberufenen Bruders, aber daß ich Euch das anthun muß —" Er konnte nicht vollenden vor Gemüthsaufregung. Schnabel, der einige Mühe hatte die Hieroglyphen der Frau Geheimen Commerzienräthin zu entziffern, zog ein bedenkliches Gesicht, aber seine Frau, die an seiner Schulter vorbei mit sicherm Ueberblick den Hauptinhalt des Briefes gleichsam herausgehascht hatte, schlug schon eine helle Lache auf und rief: „Aber Ihr Unglücksmenschen, was wird nun aus Euch werden, wenn wir Badegesellschaft bekommen? Sie Rabenonkel! Ihr Neffe — ich glaube gar, es ist Ihr einziger — meldet sich bei Ihnen an, und Sie scheinen in Zweifel zu sein, ob Sie nicht lieber vor ihm in den Leuchtthurm von Brüsterort flüchten sollen? Schreiben Sie Ihrer Schwägerin sogleich, daß Sie Ihren Sohn mit Sehnsucht erwarten, und daß wir gerade die richtigen Leute dazu sind mit einem

blasirten Berliner fertig zu werden. Und das sage ich Dir, Alter, wenn Ihr Besuch habt, will ich auch einmal Besuch haben. Die arme Bertha schreibt mir gar zu melancholische Briefe; die muß einmal aus ihrer Umgebung heraus unter andere Menschen. Ich mache kurzen Prozeß und lade sie zum Sommervergnügen ein."

Nun wurden die Gesichter der beiden Alten erst recht lang; aber der Rath faßte sich zuerst, zog seinen Freund mit einer raschen Handbewegung vor den Spiegel und sagte ihm mit dem köstlichsten sauer-süßen Humor halblaut ins Ohr: „Du, sieh mal, wie Du aussiehst!" Der Professor warf einen erschreckten Blick in den Spiegel und zupfte hastig seine weiße Halsbinde zurecht. Die kleine, muntere Frau Rath konnte sich vor Lachen kaum halten. „Es bleibt dabei", rief sie einmal über das andere, wir werden zum Sommer Besuch haben." Der Professor konnte sich in die Sache noch immer nicht finden. „Aber — —" Der Rath ließ ihn nicht aussprechen. „Du, wenn meine Frau kurzen Prozeß macht" sagte er, „Du weißt doch: Klagebeantwortung und mündliches Verfahren in demselben Termin —" Und nun ließ wieder die Räthin ihren Mann nicht ausreden, weil sie fürchtete, daß er sich in juristische Gelehrsamkeit verrennen würde, und stellte sich, theatralisch die Hände in die Seiten gestemmt, recht martialisch vor den Professor hin und fuhr ihn an: „Was aber? Ich kenne alle Ihre Aber wie das ABC, ich will sie Ihnen an den Fingern abzählen. Also erstens: aber unsere Schachpartie! Spielt so viel Ihr wollt; was brauchen wir Euch." — „Sehr schmeichelhaft," brummte Schnabel dazwischen." — „Zweitens: aber die Gène! Ja, ein Bißchen anständigere Morgentoilette werdet Ihr schon machen müssen, Bertha's wegen, aber die Schlafröcke garantire ich Euch feierlich. Viertens: aber unsere Pfeifen! na — besserer Taback als gewöhnlich — kann wirklich nichts schaden; Litera F setzt sich sehr unangenehm in die Gardinen. Siebentes: aber das Logis? Kinder, das macht sich herrlich. Bertha und ich als schönes und zartes Geschlecht, residiren im Salon; Schnabel wird unbarmherzig ausgeräuchert. Bei Regenwetter wird dort zugleich wie bisher getafelt und conversirt. Ihr drei Männer richtet Euch auf der andern Seite ein" — „Aber ich habe kaum allein Platz gehabt," fiel der Professor entsetzt ins Wort. — „Wer wird sich am Strande so

breit machen? Laßt mich nur sorgen. Zehntens: aber unsere Gemüthlichkeit? Hat sich was zu seufzen! Ich nehme das junge Volk ganz auf mich, wenn Ihr nicht damit fertig werdet. Macht meinetwegen so, als ob wir gar nicht da sind. Die jungen Leute werden sich köstlich amüsiren, und wir werden ein rechtes Vergnügen haben das mit anzusehn. Also abgemacht; Ihre Aber sind nichts werth, lieber Professor." „Nummero drei, fünf, sechs, acht, neun vacat" bestätigte der Rath und Gründlich ließ sich erschöpft in einen Stuhl nieder und sah den Rath an; der Rath zuckte mit einem Seitenblick auf seine Frau die Achsel. „Ich küsse den Pantoffel" sagte er verschmitzt lächelnd. Die Frau Räthin bot dem Professor gravitätisch ihre kleine runde Hand zum Kusse, und die Sache war abgemacht.

Es versteht sich, daß die Räthin sich gleich auf der Stelle zum Schreiben hinsetzte. Wir wissen nicht, welche Schilderung sie in ihrer enthusiastischen Erregtheit von dem Sommer-Eldorado machte, aber Bertha nahm das Anerbieten an. So sollte denn nach beiden Seiten hin eine Familien-Verbindung wieder angeknüpft werden, die schon seit langen Jahren stark gelockert schien. Ein älterer Bruder des Professors war als junger Kaufmann nach Berlin gegangen, hatte dort eine sehr gute Partie gemacht, eine bedeutende Fabrik begründet, den Titel eines Geheimen Commerzien-Raths erworben und dann dem Leben Valet gesagt, ohne den Professor wiederzusehn. Die Brüder gratulirten einander regelmäßig zu den Geburtstagen und sprachen dabei ebenso regelmäßig die Hoffnung aus, sich im neuen Lebensjahre die Hand zu drücken. Aber es blieb dabei; den Berliner hielten seine Geschäfte zurück und der Professor konnte sich immer nicht zu einer Reise entschließen, am wenigsten seitdem die Eisenbahn, für ihn eine unheimliche Errungenschaft der Gegenwart, fertig geworden war. So kannte er denn weder seine Schwägerin noch deren Sohn. Nicht ganz so fremde war Bertha ihrer Tante. Die Räthin hatte vor einigen Jahren ihre Schwester, die in Leipzig an einen begüterten Buchhändler verheirathet war, besucht und damals zugleich Bertha's Hochzeit mitfeiern helfen. Sie hatte das frische blühende Mädchen eigentlich im tiefsten Herzen bedauert, denn der Bräutigam, ein nicht mehr ganz jugendlicher Militair von Adel, entsprach ihrem Ideal eines Lebensgefährten für ihre siebenzehn-

jährige Nichte ganz und gar nicht. Seine Galanterie verdeckte nur sehr oberflächlich den Mangel an tieferer Neigung und Bertha schien ihr so wenig, was man eine „glückliche Braut" nennt, daß sie noch am Polterabend ihrer Schwester ernstliche Vorwürfe über diese „Convenienzheirath" machte. Die beiden Schwestern, einander seit lange entfrembet und in ihren Anschauungen vom Leben grundverschieden, kamen darüber in ernstlichen Streit und die Räthin würde ihre Einmischung noch mehr bereut haben, wenn sie nicht gerade dadurch Bertha's Vertrauen gewonnen hätte, die seitdem einen regelmäßigen Briefwechsel mit ihr unterhielt. Die Ehe wurde, wie vorausgesehn, eine sehr unglückliche. Nach kurzem Freudenrausch in der Residenz folgte schnelle Entnüchterung auf allen Seiten. Herr von Gräbenau hatte geheirathet um seine Vermögensverhältnisse zu verbessern und neue Mittel zur Befriedigung seiner sehr kostspieligen noblen Passionen zu erhalten. Nachdem dies nach einigen sehr unangenehmen und unerquicklichen Streitigkeiten mit dem Herrn Schwiegerpapa gelungen war, setzte er sein Junggesellenleben in gewohnter Weise fort und überließ seine junge Frau sich selbst. Längere Zeit kämpfte ihr mädchenhaft-idealistischer Hang, die reale Welt um sie her mit ihren Träumen von Glück in Einklang zu setzen, mit den auf sie einstürmenden trüben Erfahrungen. Dann folgte bei einer Gelegenheit, die ihr Frauenrecht aufs Empfindlichste kränkte, eine Crisis: sie trennte sich heimlich von ihrem Manne und floh zu ihren Eltern. Aber das Gespenst „Skandal" scheuchte sie in ihr Haus zurück, wo sich nun eine jener Scheinehen fortsetzte, die der Krebsschaden der modernen Gesellschaft sind. Sie resignirte auf tiefere Befriedigung ihrer Herzenswünsche nicht in der milden, gelassenen Weise, die sich in das Unvermeidliche fügt, sondern mit jener grausamen Selbstquälerei, die den Stachel tiefer in die Brust treibt, um die Reaktion des Gefühls zu beschleunigen. Bertha's Briefe setzten sich für die Räthin zu einem kleinen psychologischen Roman zusammen, den sie einige Mühe hatte zu verstehen. Als ihr endlich ein schwarzgesiegelter Brief den Tod des Herrn von Gräbenau meldete, glaubte sie aufathmen zu können. Er war bei einem Wettrennen mit dem Pferde gestürzt und hatte sich dabei lebensgefährlich verletzt. Sie hätte in froher Laune gratuliren mögen, wenn nicht ein schwer erklärlicher Zug von Trübsinn gerade diesem Briefe Bertha's einen ganz besonders

unheimlichen Charakter gegeben hätte. Sie hatte ihren Mann in seiner letzten Krankheit auf's Liebevollste gepflegt, und es schien beinahe, als ob sie in der Illusion noch einmal ihres Mannes Weib gewesen zu sein, eine Befriedigung gefunden, die sogar ihren Klagen über seinen Verlust den Stempel einer gewissen Aufrichtigkeit gab. Es folgten dann jene Briefe, welche die Räthin als „melancholische" bezeichnet hatte. Es waren krankhafte Stimmungen, die sich darin Luft machten; die gute Frau konnte nicht mehr damit fertig werden. Schon lange hatte sie die Idee mit sich herumgetragen, Bertha einzuladen und sich einmal mit ihr recht auszusprechen. Nun ergriff sie die Gelegenheit mit beiden Händen: Bertha ist krank und muß an die See; da wird sie wieder gesund werden! —

3.

Arthur war ein Ende an Strande fortgelaufen, uneinig mit sich selbst, auf welche Weise sich seine Verzweiflung am besten Luft machen könne. „Ein Königreich für ein Amüsement," brummte er vor sich hin, „das erbärmlichste Sommertheater wäre ein Labsal in dieser Wüstenei der Langenweile. Zum ersten Mal in meinem Leben verspüre ich Sehnsucht nach dem grünen Tisch und den Akten; mit wahrer Hingebung könnt' ich mich in einen Prozeß über ein Lumpenobjekt von fünf Silbergroschen vertiefen. Er warf sich in den Sand, deckte sein Taschentuch über's Gesicht und versuchte zu schlafen.

Kaum eine Viertelstunde mochte er so gelegen haben, als sich von der Höhe herab im Walde ein Posthorn hören ließ. Das war jedenfalls etwas Neues, ganz Außerordentliches, und Arthur richtete sich deßhalb schnell auf, nach der Richtung horchend, von woher die lockenden Töne kamen. „Wenn das eine leerzurückkehrende Kutsche wäre", murmelte er, „und ich spränge schnell hinein — ade! meine Herren Badephilister — —" er machte ein paar Schritte gegen die Sandberge hin. Der Schwager schien gar kein Ende zu finden, seine bekannten Weisen mit und ohne Abwechselung zu wiederholen; zuletzt wiederholten sich dieselben Läufe offenbar auf derselben Stelle so oft, daß Arthur ihnen die Bedeutung eines Signals für die Schluchtbewohner beizulegen genöthigt war. Er mußte lachen. „Ja, blase du nur! rief er, „ich werde deine Lungen bewundern, wenn du's

aushältst, bis die siebente Schachpartie zu Ende gebracht ist. Sollte die Unglückliche mit Extrapost ins Bad reisen, und da oben das Empfangscomitée erwarten? Das lange Gesicht möchte ich denn doch sehn!" Er kletterte mit mehr Behendigkeit, als man ihm hätte zutrauen sollen, das ziemlich steile und sandige Ufer hinauf und eilte durch den Wald nach dem obern Ende der Schlucht, wo sich an den großen Fahrweg ein schmaler von der Tiefe aufsteigender und zuletzt über einige mit kleinen Brettern und Pflöcken zusammengehaltene Sandstufen führender Fußsteig anschloß.

Dort hielt wirklich ein hinten, vorn und oben mit Koffern, Kisten und Kästchen schwer beladener Postwagen. Der Schwager saß noch immer auf dem Bock und trompetete aus Leibeskräften; neben der geöffneten Wagenthüre aber stand eine sehr elegant gekleidete junge Dame, mit einigen Schirmen, Schachteln und Täschchen bepackt, und wie es schien sehr ungeduldig in die von hier aus nur zum kleinsten Theil zu übersehende Schlucht hinabschauend. Arthur trat vor und grüßte stutzerhaft.

„O, mein Herr," rief die Dame in fast weinerlichem Tone, „können Sie mir vielleicht Auskunft geben, ob dieser Pfad nach dem Bade Gründlichshausen in der Gründlingsschlucht führt? Der Postillon behauptet mich hier auf offener Landstraße absetzen zu müssen. Offenbar hat er den richtigen Fahrweg nach dem Orte verfehlt."

Arthur verzog sein Gesicht zu einem sarkastischen Lächeln. „Sie sind durchaus auf der richtigen Fährte, meine Gnädige," antwortete er, „man hat es vermieden den Fahrweg bis zum Orte selbst auszudehnen um die Romantik der Gegend nicht zu beeinträchtigen."

„Wenn Sie zur Badegesellschaft gehören, mein Herr, wie ich wohl annehmen darf," fuhr die Dame offenbar wenig befriedigt durch diese Eröffnungen fort, „so werden Sie sicher im Stande sein, mich zu belehren, auf welche Weise die hier anlangenden Gäste ihr Gepäck nach dem Hotel oder nach ihren Wohnungen zu schaffen pflegen. Ich bin in der üblen Lage, Sie belästigen zu müssen, aber ich weiß mir wirklich allein nicht von hier fortzuhelfen. Sonst kann man sich in den Bädern vor industriellen dienstbaren Geistern gar nicht retten, und hier scheint es an der gewöhnlichsten Aufmerksamkeit für die Badegäste zu fehlen."

Arthur biß sich fast die Lippen wund. „Die Gemüthlichkeit würde

dadurch zu sehr gestört werden," entgegnete er, „man genießt hier reine Romantik."

„Aber mein Himmel," fiel die Schöne ihm ängstlich ins Wort, „es wird doch wenigstens für mich ein Tragsessel zu haben sein? Ich bin wirklich nicht darauf vorbereitet, solche Wege zu Fuß zu machen."

Arthur zuckte die Achseln: „Ich bedaure unendlich."

„So würden Sie mich sehr verbinden, mein Herr, wenn Sie die Güte haben wollten mir wenigstens ein Paar Gepäckträger zu verschaffen."

„Giebts nicht, meine Gnädige. Auf Gepäck sind wir überhaupt gar nicht eingerichtet."

„Sie halten mich zum Besten, mein Herr. Ich mag hier allerdings eine sehr komische Figur machen, aber ich versichere Sie, daß mir dabei höchst tragisch zu Muth ist. Vielleicht sagen Sie mir, in welcher Straße Herr Rath Schnabel sein Logis hat, und ich incommodire Sie nicht weiter."

Arthur mußte nun laut auflachen. „Ich scherze nicht," rief er, „erlaube mir auch mit Frau von Gräbenau — ich habe doch wohl die Ehre — keinen schlechten Witz; bei Leibe nicht! Ehe ich von hier abreise, lasse ich auf diesem Platze zwei Stangen in den Sand stecken, oben querüber ein Brett nageln und Dante's Höllenvers darüberschreiben: „wer hier eintritt lasse alle Hoffnung hinter sich!" Ich bedaure Sie, gnädige Frau, aber ich bin selbst nicht weniger bedauernswerth. Inzwischen gedulden Sie sich noch einen Augenblick, ich werde sogleich die ganze Badegesellschaft alarmiren und Ihnen nach Kräften Hilfe senden."

„Um Himmelswillen, nur meinetwegen kein Aufsehen machen!" bat die Dame den jungen Mann, der schon die Sandstufen hinuntereilte. „Ist absolut unmöglich," rief er zurück und verschwand hinter dem Gebüsch. Frau von Gräbenau schüttelte verwundert den Kopf und der Postillon stieg nun von seinem hohen Sitz herunter, bemüht die Koffer- und Kistenladung abzuwerfen.

Es dauerte nicht zehn Minuten, bis sich aus der Tiefe her eine parlirende Frauenstimme vernehmen ließ und gleich darauf trat die Frau Rath Schnabel, ihrem Ehemann voraus, um das Gebüsch herum und eilte mit ausgebreiteten Armen auf den lieben Gast zu. „Bertha!" — „Tantchen" — dann eine herzliche Umarmung. Der Rath wurde vorge-

stellt und begrüßt. „Du kannst dem Alten dreist einen Kuß geben," betheuerte die kleine dicke Dame, ich bin durchaus nicht eifersüchtig. — Aber mein Herzchen," fuhr sie plötzlich auf, nachdem sie einen Blick um sich herum auf Bertha's Gepäck geworfen hatte, „Du bringst ja eine ganze Wirthschaft mit. Ich glaube, Du hast Dich auf Bälle und Concerte eingerichtet; hab ich Dir denn gar nicht geschrieben — ?" — „Aber, in den üblichen Bädern, Tantchen — ." — „Ich schrieb Dir ja, daß wir ganz unter uns sind. Na — schadet Nichts, das ist für meinen Alten eine gute Lehre. Sieh' mal, Schnabelchen, so viel Gepäck braucht eine Dame von Rechtswegen, wenn sie ins Bad reist — verstanden?" — „Von Rechtswegen zahlt einen Silbergroschen zur Flottenkasse," erwiederte Schnabel trocken, „ist das eine eingefleischte Juristenfrau!" — „Ihr thätet besser, zu einem ländlichen Kleiderschaff für den weiblichen Theil der Badegesellschaft zu sammeln" platzte die Räthin heraus, „daran hatte ich wirklich garnicht gedacht, daß Bertha Sachen — aber wir werden's schon machen, da ist ja noch der leere Schober —" „ohne Wände" — fiel der Rath ein. „Aber das Dach schützt doch einigermaßen. Sei unbesorgt, mein Herzchen, wir werden schon fertig werden. Nun aber, was macht denn meine Schwester; doch Alles hübsch gesund und munter? Allenfalls können wir ja auch das Dach ganz herunterlassen, dann sind die Sachen gut bedeckt. Hast Du Briefe, mein Engelchen? Doch gewiß. Das ist hier etwas Rares in unserer Einsamkeit, der Briefträger kommt gewöhnlich nur zwei Mal in der Woche vorbei. Du wirst Dir aber Dein seidenes Kleid tüchtig voll Staub machen beim Heruntersteigen; auf dem Lande muß man sich danach einrichten. Ja! das hast Du nicht wissen können; Morgen sehn wir zusammen Deine Garderobe durch und wählen das Passendste aus. Ist Dir's Recht? — I! Du meine Güte! da hinkt selbst der Professor den Berg in die Höhe! Plagt Sie auch die Neugierde, Professor? Du, nimm Dich vor dem in Acht, der ist Junggesell. Herr Professor Dr. Gründlich — meine Nichte Bertha von Gräbenau! — Brav, Herr Assessor! das ist doch der erste gute Gedanke, den Sie hier im Bade producirt haben, den Fischer mit seinem Knecht mitzubringen. Nun können die Sachen auch gleich herunter. Und dann zu Mittag! Ich fürchte, es wird Alles kalt geworden sein."

Bertha ward von alledem so dumm, als ging ihr mindestens ein Mühlrad

im Kopf herum. Alle ihre gewohnten Vorstellungen fielen über den Haufen. Nachdem der Postillon abgefertigt war, und man sich mühsam durch den Sand bis zur Villa durchgearbeitet hatte, wagte sie noch die Vermuthung auszusprechen, daß wohl der Badeort selbst hinter dem nächsten Sandberge versteckt läge. Als aber die Räthin mit einem: „Mein Himmel! aber hast Du denn nicht an uns genug?!" die Hände über dem Kopfe zusammenschlug, vermuthete sie fortan nichts weiter, sondern fügte sich mit stiller Resignation in ihre Lage. —

Nach dem Mittagsessen, das im Zelt eingenommen wurde, zogen sich die Damen in den „Salon" zurück. Die Räthin gab sich erstaunliche Mühe durch mehrere vor die kleinen Fenster gehängte Tücher eine möglichst vollständige Dunkelheit herzustellen. „Es ist der Fliegen wegen," sagte sie; „so unverschämt die kleinen Dinger sind, so haben sie wenigstens nicht viel Verstand und lassen sich betrügen. So, das Summen wird bald aufhören. Ein ruhiges Mittagschläfchen wird Dir gut thun, mein Herzchen." Aus dem Schlafen wurde dann freilich nicht viel; Tantchen hatte viel zu viel zu fragen und mitzutheilen. Als sie endlich mitten in einem Satz verstummte und bald darauf beim Athmen Töne hören ließ, die man fast versucht gewesen wäre „Schnarchen" zu nennen, hielt es Bertha in der Beklommenheit des kleinen dunkeln Stübchens nicht länger aus, öffnete leise die Thüre, und trat ins Freie hinaus.

Als sie sich um die Zeltecke wendete, fuhr der Professor entsetzt auf, als ob er einen Geist gesehn hätte. Der Professor saß nämlich in Hemdeärmeln und mit offener Weste vor einem kleinen Spiegel und war eifrig bemüht, sich den wenigstens acht Tage alten Bart abzunehmen. Die eine Seite des Gesichts war schon frei, während auf der andern noch die dicke, weiße Seifenkruste lag; der weit hinaufgeschobene grüne Augenschirm ließ die kahle Stirn wie unter einem Wetterdach hervorleuchten; von der Nasengegend her tröpfelten ein Paar schwere Blutstropfen über den vor Schrecken weitgeöffneten Mund, die Hand mit dem Rasirmesser blieb einen Augenblick unbeweglich zwischen Kinn und Spiegel. Bertha kehrte eiligst um und ließ den überaus komischen Eindruck in der Stube auf sich nachwirken. Sie hatte lange nicht so herzlich gelacht. Der Professor zitterte am ganzen Leibe. So fand ihn Arthur. „Aber mein Himmel, Onkel,

was ist Dir passirt," rief er, „ist vielleicht wieder ein Stück Samland in die See gerutscht?" — „Ich wünschte, ich hätte drauf gesessen," stöhnte der Alte, „denke Dir, in diesem Habitus —" „Aber was denn?" — „Die gnädige Frau —" „Susanne im Bade! da haben wir's, das kommt davon her, wenn ein Weltweiser sich vor jungen Damen schön machen will." — „Mein Himmel, aber Anstand —" — „War der Bart für uns gut genug? Keine Ausreden, Onkel." „Ach, geh' mit Deinen Späßen. Ich bin in der tödtlichsten Verlegenheit, — erst das halbe Gesicht rasirt und ich fühle mich völlig außer Stande auch nur noch einen Strich mit dem Messer zu machen ohne mich zu schneiden. Hilf mir Arthur, bester Junge!" — „Ja, da ist guter Rath theuer, Onkel; schicke zum Badefriseur!" — „Spötter!" — „Oder laß die andere Hälfte zu Morgen. Du kannst Dich ja heute Tag über immer blos von der besten Seite zeigen." — „Arthur, ich werde böse!" — „Um Himmelswillen keine Gemüthsaufregung, Onkelchen!" — „Ich werde mich verstecken müssen, bis es dunkel wird." — „Wir haben Mondschein!" — „Aber möchtest Du nicht einmal Deine Kunst an mir versuchen —?" — „Ich bin entsetzlich ungeschickt; wenn ich Dich schneide —" „Ich will schon aufpassen; thu' mir die Liebe —" „Gut, Onkel; aber Dein Blut kommt nicht über mich! Endlich ein Amüsement!" Er stellte sich mit der vollen Grandezza eines gelernten Berliners dem Professor zur Seite, zog dessen Nase hoch auf und fing ihn an mit dem Messer zu bearbeiten. Das Opfer saß regungslos, nur einige stille Thränen perlten ihm aus den Augen, wenn der Schmerz zu stark wurde. Endlich reichte Arthur ihm das Handtuch und hielt ihm den Spiegel vor's Gesicht. „Adonis!" rief er; der Professor schmunzelte. —

Zum Abend war der übliche Spaziergang nach einem der benachbarten höhern Sandberge verabredet, von wo man gewöhnlich die Sonne untergehn sah. Bertha wechselte vorher die Toilette. „Doch nur ganz einfach," bat die Räthin, „ich komme mir sonst neben Dir ganz wie aus dem alten Register vor, zumal ich mit der Crinoline noch immer nicht fertig werde. Wir finden da keine andere Gesellschaft als die Uferschwalben." „Aber ich bin auf die Uferschwalbengesellschaft leider nicht eingerichtet, Tantchen," erwiederte Bertha halb weinerlich. Sie erschien dann nach einer Stunde

in einer Robe, die sie ganz gut auf der Promenade in Wiesbaden hätte produciren können. Der Professor nahm seinen grünen Augenschirm ganz in der Stille ab und versteckte ihn in der Schlafkammer. „Die Sonne ist heute gar nicht so blendend, wie gewöhnlich," sagte Arthur unterwegs malitiös. Von der kleinen Gesellschaft verstand nur Bertha diese Stichelei nicht.

Bertha sah die See zum ersten Male, und der erste Eindruck dieser endlosen, wie durch eine unsichtbare Macht in rastloser Bewegung erhaltenen, in ihrer Eintönigkeit erhabenen Wasserweite machte auf sie einen überwältigenden Eindruck. Ihre Bewunderung hielt sich anfangs stumm, wie jede natürliche Bewunderung. Bald aber brach das reflectirende Element durch und sie deklamirte pathetisch: „Thalatta, Thalatta, ewiges Meer —!" Der Professor wendete schnell und beinahe jugendlich leicht den Kopf nach ihr hin und rief freudig erstaunt: „Sie sprechen griechisch, meine Gnädigste?" „Heinesche Reminiscenzen," antwortete für sie Arthur, der sich sofort lang in den Sand hingestreckt hatte ohne von der Aussicht Notiz zu nehmen, — „eigentlich schon etwas aus der Mode." — „Was kann man Besseres thun, als den Dichtern nachsprechen, wenn man nicht eigene Dummheiten zum Besten geben will?" erwiederte sie mit salonmäßiger Routine. — „Schweigen!" hatte Rath Schnabel auf den Lippen, aber er schluckte das Wort hinunter und verschluckte sich beinahe daran, wenn sein Hüsteln überhaupt eine Bedeutung hatte. „Sprich dich nur immer aus, mein Engelchen", mischte sich die Räthin ein, „ich muß auch immer gleich herausplatzen, wenn mir das Herz voll ist. Man macht sich so leichter Luft und kann hinterher wieder ein vernünftiges Wort reden. Die stummen Naturegoisten kann ich ganz und gar nicht leiden; wenn mir Etwas gefällt, sage ich: „Herrlich — wunderschön!" und ob auch zehn Berliner darüber die Nase rümpfen." — „I küß' d' Hand!" erwiederte Arthur mit leichtem Humor. Alles lachte und die Situation war überwunden.

Die Unterhaltung fand nahe Anknüpfungspunkte. „Das also ist das berühmte Bernsteinland der Alten," sagte Bertha, den Blick rechts und links die Küste hinunterschweifen lassend. „Sie werden hoffentlich", wendete sie sich zu Arthur, „gegen diese Reminiszenz aus der Schule Nichts zu erinnern haben, Herr Assessor!" — „Sie müssen darüber meinen Onkel

um Auskunft ersuchen," entgegnete er mit einem ermunternden Seitenblick auf den Professor, „ich für mein Theil habe alle Schulweisheit verlernt." — Gründlich setzte sich in Positur, laberte sich über der weißen Halsbinde nach Kräften auf und begann im Kathederton: „Die Insel Abalus des Reisenden Pytheas, vielleicht das griechische ἀβέβηλος Raunonia, Basilia Oserikta anderer alten Schriftsteller, letzteres wahrscheinlich nichts als ὁσιη-Ricta, das heißt etwa heiliger Herrschersitz, ist den Phöniziern wohl noch nicht —" „Bruder, die Flottenkasse —" mahnte Rath Schnabel. „Ich zahle mit Vergnügen," rief der Professor ein wenig ärgerlich, und setzte seine Vorlesung fort.

Die Sonne neigte sich indessen zum Untergang, Bertha hatte schon längst für nichts mehr Sinn, als für dieses allergroßartigste Schauspiel, das auf der Weltbühne der Natur allabendlich abspielt, von den Sitzreihen so vieler tausend Meilen Küstensaum aus unentgeltlich zu genießen ist und von so vielen Millionen Menschen zeitlebens ungenossen bleibt, weil die Wege zu diesem theatrum mundi gar zu weit sind. Scheidet die Sonne hinter Fruchtfeldern, Wäldern oder Bergen, so läßt sie uns gleichsam die Erde zurück; wir haben sie näher bei uns, geschlossener um uns; alle Unruhe des Tages stillt sich ab, die scharfen Lichter und die scharfen Schatten erbleichen; ein Ton unendlicher Milde legt sich über alles Nahe und Ferne, und die ganze Welt wird unsere Heimath. Wenn aber die feurige Sonnenkugel aus den tiefblauen Himmelsregionen zu den dunstigen Tiefen über den bewegten Wassern niederschwebt, und ihre Strahlenkrone ablegt und wie ein riesiger Mond langsam hinabgleitet in das naßkalte Wellengrab, wenn die wogende Fläche dunkler und immer dunkler abdämmert gegen den lichtgelben Horizont, und unsere Augen den schmalen Streifen Land zu unsern Seiten verlieren, und das letzte auftanzende Fünkchen Sonne in unendlicher Sehnsucht halten möchten, weil nun alles Leben in das Chaos unterzutauchen scheint, aus dem erst die Erde auf den Wink Gottes geworden — dann ist's, als ob die Sonne uns die Erde mit sich fortnähme und uns nichts lasse als die trostlose Einsamkeit des Meeres und ein von Wehmuth über das schöne Vergangene bewegtes Herz. Bertha empfand so etwas und suchte nicht Worte dafür." Uebergebeugt starrte sie der sinkenden Sonne nach, Thränen perlten aus ihren

Augen und ein schwerer Seufzer entrang sich ihrer gepreßten Brust, als der letzte Sonnenfunke in den Wassern erlöschte und das graue Meer aufstieg wie ein riesiger Vorhang vor dem Unendlichen. Aller Schmerz ihres Lebens schien sich in diese Minute Empfindung zu concentriren und sie fühlte zugleich ihre Ohnmacht die Wirkung zu verbergen. Die Weltdame wurde klein vor dem in tiefster Seele bewegten Menschen. Die Räthin, selbst bewegt, weniger durch das gewohnte Schauspiel selbst, als durch den Eindruck, den es auf ihren Liebling machte, trat dicht an sie heran und flüsterte ihr zu: „Hoffe! das Herz findet sich wieder; es hat wie die Sonne seinen Abend und Morgen.“ Bertha sank ihr schluchzend an die Brust.

Die Scene hatte für die übrigen Anwesenden doch etwas Peinliches. Dem Professor war diese Intensität des Gefühls nicht recht faßbar; er stand überhaupt vor einem ihm fremden Wesen und ließ sich ungern imponiren; Rath Schnabel, selbst von Natur weich, aber gerade in solchen Momenten am Meisten zu allerhand Sarkasmen aufgelegt, glaubte sich Gewalt anthun zu müssen, weil er zu verletzen fürchtete; Arthur endlich, obgleich in Wirklichkeit viel weniger blasirt, als er sich den Anschein zu geben für verpflichtet hielt, war doch zu wenig bei Bertha's Gemüthsstimmung betheiligt, und zu wenig eingeweiht in ihre Herzensgeheimnisse, um ihre Extase nicht etwas forcirt zu finden. „Sie schauspielert,“ dachte er bei sich. Zuletzt schien nichts übrig zu bleiben, als wieder durch irgend eine triviale und mit der herrschenden Stimmung contrastirende Bemerkung den Unwillen des zarten Geschlechts auf sich zu ziehn. „Es ist doch gut, warf er hin, daß man den See-Sonnenuntergang nur einmal im Leben zum ersten Mal sieht.“ Er machte dazu ein möglichst dummes Gesicht, aber das half ihm Nichts. „Warum?“ fragte die Räthin herausfordernd, und Bertha sah ihn verwundert an. „Ich traue den menschlichen Nerven nicht recht!“ erwiederte er mit dem Pathos Hamlets, das die Räthin wieder stutzig machte. Aber Frau von Gräbenau verstand ihn recht gut. „Das Nichts-Anstaunen der feinen Gesellschaft,“ sagte sie, „ist mir sonst auch eine geläufige Lebensregel, Herr Assessor. Sie haben recht: man sollte ein Natur-Schauspiel, bei dessen erster Beschauung man sie vergessen kann, niemals mit denen zusammen aufsuchen, die schon der zweiten oder dritten Vorstellung beiwohnen.“ — „Nil admirari,“ murmelte

der Professor seelenvergnügt über diese classische Anspielung vor sich hin, der Rath aber klopfte Arthur mit einem „Gut gegeben“ auf die Schulter. „Kann ich nun dafür,“ rief Arthur achselzuckend „daß der Mensch so unvollkommen eingerichtet ist? Das Erhabenste ist immer das Einfachste, und das Einfachste wird naturgemäß bei der Wiederholung am leichtesten langweilig. Das erfährt Jeder an sich, aber Wenige haben die Courage es zu bekennen.“ Damit hatte er aber den vollen Zorn der Räthin auf sich geladen. „Hören Sie, Herr Assessor,“ fuhr sie los, „ich will Ihnen einmal auf gut ostpreußisch die Wahrheit sagen, und Sie sollen sehen, daß es mir an Courage nicht fehlt. Sie verderben uns die ganze Aussicht mit Ihren ketzerischen Anmerkungen, und man kann hinterher nicht mehr die Sonne hier untergehn sehen, ohne sich über Sie zu ärgern. Ist mir so etwas schon vorgekommen, den Sonnenuntergang langweilig zu finden, und Sie sehn ihn erst zum dritten Male! Was sollen wir denn dazu sagen, die wir schon Jahr für Jahr an jedem Abend hierher promeniren und jedesmal noch etwas Hagelneues zu entdecken finden? Was ist das für ein Geist in der jetzigen Jugend?! Alles wird langweilig, weil das Herz nirgends recht dabei ist. Es giebt jetzt für ein Paar Groschen so viel Vergnüglichkeit auf der Welt, daß Keiner mehr weiß, was Vergnügen heißt. Spielt man uns nicht mit Pauken und Trompeten auf, daß uns das Trommelfell zu platzen droht, so glauben wir nicht an Musik, und Morgen ist auch schon wieder der Tam-Tam langweilig. Die Gesellschaft steigt auf immer höhere Stelzen, und von Geselligkeit ist gar nicht mehr die Rede. Gemüthlichkeit ist aus der Welt gefahren und man klappert ihr vergeblich in den Kneipen mit den Bierseideln nach; alle Champagnerpfropfen, und wenn sie noch so hoch fliegen, holen sie nicht ein. Wer's dahin bringt, sich über Nichts mehr zu freun, über Nichts zu ereifern, sich für Nichts zu enthusiasmiren, Nichts zu lieben, Nichts zu hassen, Nichts zu bewundern und über Alles Witze zu reißen, der ist ein geistreicher Mann, und man ist so ungeheuer geistreich, daß man sich schämt ein Herz zu zeigen, weil man in guter Gesellschaft fürchtet, deshalb für einen Narren gehalten zu werden. Keiner glaubt mehr einen Abend bei sich und mit sich allein sein zu können; ohne Amüsement von Außen her geht's gar nicht ab: was sollen wir mit uns anfangen? So langweilig die ganze

Welt ist, wir selbst sind uns doch am Langweiligsten! Und zuletzt bekommen wir schwache Nerven und brauchen alle Stadtapotheken aus und hetzen ein Dutzend Doktoren herum, wenn wir das Geld dazu haben, und reisen in Bäder, um uns den Magen zu ruiniren, und fallen zuletzt den Wunderärzten, Tischrückern und Geisterklopfern in die Hände. Ja sehn Sie, mein lieber Herr Assessor, ich bin allerdings aus dem alten Register, aber in's neue möcht' ich mich doch nicht übertragen lassen, wenn ich all' den modernen Hexentanz mitmachen müßte. Am Ende fühlt sich freilich Jeder in seiner eigenen Haut am wohlsten, aber in wessen Haut ich nicht stecken möchte, das weiß ich doch. Und nun Nichts für ungut; das war so meine Meinung aus dem Hundertsten ins Tausendste, wie wir Frauen es lieben, und wenn Sie wünschen kann ich ohne Mühe noch ein ganzes Ende fortfahren und allen modernsten Geistern die Epistel lesen." Sie schöpfte nach dieser außerordentlichen Anstrengung tief Athem, legte Bertha's Arm mit einer gewissen Energie in den ihrigen, und schickte sich zum Gehn an. Die Herren wußten nicht recht, wie weit das Scherz und Ernst gewesen war und folgten schweigend. Die Stimmung war entschieden unbehaglich geworden; auch Bertha fühlte sich einigermaßen getroffen, obgleich die Rede anscheinend nur zu ihrer Vertheidigung gehalten war. Sie ging stumm neben der Räthin her. Man war schon dem Hause nahe, als die kleine Dame endlich ungeduldig den Kopf wendete und Arthur schelmisch zulächelnd bemerkte: „aber Herr Assessor, sind Sie in den Trappistenorden getreten?" — „Ich denke pflichtschuldigst über Ihre Epistel nach," antwortete er. Man sagte einander gute Nacht. —

4.

Einige Tage waren vorübergegangen, ohne daß man sich wesentlich näher gerückt war. Nur mit dem Professor war eine sichtliche Veränderung vorgegangen: er fühlte sich an jedem neuen Morgen jugendlich frischer und konnte nicht aufhören die Heilkraft des diesjährigen Bades zu rühmen. Der grüne Augenschirm kam gar nicht mehr zum Vorschein, das kranke Bein wurde täglich geschmeidiger und konnte bald aller wollenen Bandagen gänzlich entbehren. „Wenn das so fortgeht", sagte er, „so kann ich in Königsberg den Arzt abschaffen" Gegen Bertha war er die Aufmerksam-

keit selbst; eine Masse von Unterhaltungsstoff bester Art, der sich bei seinen wissenschaftlichen Studien seitwärts abgelagert hatte, kam nun zu seiner eigenen Verwunderung zum Vorschein, und auch die pedantische Form der Mittheilung verlor viel an ihrer Schwerfälligkeit, wenn Bertha durch geschickte Zwischenfragen Debatten veranlaßte, die ihn warm machten. Die schöne und verwöhnte Frau schien die Huldigungen des alten Herrn gar nicht mißfällig entgegenzunehmen. Arthur hatte, ohne sich's eingestehn zu wollen, seinen stillen Aerger darüber. —

Eines Morgens stellte sich Regenwetter ein. Gleichwohl ließ sich der Rath seine gewohnte Schachpartie unter dem ziemlich dichten Zelt nicht nehmen und der Professor mußte mit hinaus, obgleich er die schüchterne Anfrage wagte, ob es nicht besser sei die Damen zu unterhalten. Der Rath sah ihn mit großen Augen an, als ob irgend etwas Ungeheuerliches passirt wäre.

Arthur blieb bei den Frauen in der Stube zurück, fühlte sich aber wenig aufgelegt den Professor zu ersetzen. Er rauchte schweigend eine Cigarre und spielte mit ein Paar Ringen, die auf Bertha's Toilettenplatz liegen geblieben waren. Ein Siegelring paßte nur sehr unvollkommen auf seinen kleinen Finger. „Sie muß eine kleine Hand haben," dachte er bei sich und schielte unwillkührlich zu ihr hinüber um sich davon zu überzeugen. Bertha hatte wirklich sehr wohlgebildete, blendendweiße Hände. „Natürlich!" philosophirte er weiter, „wenn man sein Leben lang Nichts thut —!" Seine Hände sahen freilich auch nicht nach Arbeit aus.

Aber ganz richtig: die schönen Hände der gnädigen Frau thaten wirklich Nichts, und das war keinem unangenehmer als der stets beschäftigten Räthin. „Hast Du Dir gar keine Handarbeit mitgebracht, mein Herzchen?" fragte sie nach einer Weile, „solche Regentage sind hier nichts Seltenes." Bertha schüttelte den Kopf. „Warte, da kann ich Dir schnell aushelfen," fuhr die Räthin fort, indem sie aus ihrer Kommode ein Pack Baumwolle hervorholte, „so! ein Strickzeug wird bald fertig sein. Was meinen Sie, Herr Assessor, wollen Sie sich nicht auch für das Allgemeine nützlich machen? Können Sie Baumwolle halten?" — „Aber meine männliche Würde —" „Hat sich was zu würden! Rücken Sie nur schnell näher und ich gebe für eine halbe Stunde das schönste Amüsement. So, halten Sie die Hände gleichmäßig auseinander — nur nicht zu straff —

und die Daumen nicht angekniffen. Aber nun lassen Sie ja Fäden fallen! Immer hübsch aufmerksam. Ja, seh'n Sie wohl, das ist nicht so leicht als es aussieht." Sie brachte die Wickelei in gehörigen Gang und reichte den Knäul Bertha zu. „Willst Du fortfahren, mein Herzchen?" fragte sie ohne auf zustimmende Antwort zu warten, „ich muß nothwendig in die Küche." Bertha setzte sich schweigend auf ihren Platz Arthur dicht gegenüber und nahm die Arbeit auf. „So, das macht sich ganz gut," meinte die Räthin während des Fortgehn's und setzte, als sie die Thüre hinter sich geschlossen hatte, halblaut hinzu: „man muß sie wie die kleinen Kinder zu beschäftigen suchen."

Es ist ein eigen Ding mit dem Baumwollhalten. Man sitzt einander so nahe und muß sich schlechterdings ansehn, wenn man überhaupt geradeaus sehn will. Der Faden, der sich langsam abwickelt, ist wie ein Telegraphendraht, durch den ein geheimer elektrischer Strom leise hin und her zieht, und die Hände hier und dort sind die beiden Nachbarstationen, auf denen Depeschen aufgegeben und entziffert werden. Verknotet sich einmal der Faden, so bleibt kaum etwas Anderes übrig als den gemeinschaftlichen Versuch der Entwirrung zu machen, wobei dann trotz aller Geschicklichkeit Hände und Köpfe einander fast streifen oder bei der gehörigen Ungeschicklichkeit auch wirklich in Berührung kommen. Selbst wenn man so superklug ist an dergleichen sympathetische Verwickelungen nicht zu glauben, bleibt's eine gefährliche Arbeit. —

Hatte es wohl einen inneren Grund, daß diese beiden Menschen, die in ihren gesellschaftlichen Gewohnheiten so viel nahe Beziehungen zu einander finden zu müssen schienen, sich gerade in dieser Strandeinsamkeit, wo sie auf sich angewiesen waren, in befremdlicher Weise abstießen? Hätten sie sich in der Residenz zufällig in irgend einem Salon getroffen, Arthur würde wahrscheinlich nicht die Mühe zu groß gefunden haben sich der schönen Frau mit den tiefblauen lebhaften Augen und dem melancholischen Zug um den Mund vorstellen zu lassen. Die „gnädige Frau" mit ihrem aus tiefster Wunde blutenden Herzen hätte dann gelacht und gescherzt und gespottet, als ob sie das glücklichste Weib unter der Sonne gewesen wäre, und ihr blasirter Gesellschafter hätte, nachlässig in den Polsterstuhl zurückgestreckt und seine untadeligen Handschuhe betrachtend, die Weisheit des

Königs Salomo modernisirt, daß Alles eitel sei. Hier aber in der engen Bauernstube mit der niedrigen Balkendecke, den grünglasigen kleinen Fenstern und den altfränkischen Sommermöbeln, oder gar unter freiem Himmel einer einfach-großen Natur gegenüber, mußte leicht Jeder am Andern die schiefe Stellung bemerken die er zu seiner Umgebung einnahm. Sie hatten im Grunde Beide das großstädtische Leben ausgekostet und waren übersatt davon, aber der Kern von gesunder Natur, der ihnen von der Kindheit her unverwüstet geblieben war, konnte sich doch nicht so leicht aus dem Netz von Fäden loswickeln, mit denen ihre Lebensgewohnheiten sie an die große Welt knüpften, aus der sie sich so plötzlich und ohne Vermittelung gerissen sahen. Dergleichen Uebergänge macht man gern mit sich allein durch; Bertha wenigstens hatte entschieden das Gefühl, daß es ihr leichter werden würde sich in die neue Lebensweise zu schicken, wenn sie sich unbeobachtet wissen könnte, und gerade der unangenehmste Beobachter mußte ihr Arthur sein, der sich ein Vergnügen daraus zu machen schien, den „Geist, der stets verneint" zu spielen. So verlor sie ihm gegenüber die unbefangene Sicherheit, die sonst ihr Benehmen auszeichnete, und begegnete ihm mit mehr Schroffheit, als zur Abwehr seiner ziemlich harmlosen Spöttereien nöthig war. Ihr Gemüth war krank und verlangte Schonung, ihre Melancholie sehnte sich nach einer befreundeten Seele, der sie ihr Leid ausklagen könnte, nach einsamen Spaziergängen am Meeresufer in stillen Mondnächten, nach schwärmerischen Unterhaltungen über alles Höchste und Tiefste, was die Menschenbrust bewegt —; Arthur wollte weder Arzt noch Freund sein. Freilich hatte sie keine Ahnung davon, wie wenig ihm selbst mit der Zeit die Rolle behagte, die er nun einmal spielen zu müssen glaubte. Seine Eitelkeit fühlte sich verletzt durch Bertha's kühle Zurückhaltung, und doch konnte er's bisher nicht über sich gewinnen wirkliche Mühe darauf zu verwenden ihr Vertrauen zu verdienen. Fast gänzlich unbekannt mit den Umständen, die auf ihre Stimmung so wesentlichen Einfluß hatten, gab er ihren Aeußerungen oft eine falsche Auslegung und fand Widersprüche, die ihn zu spöttischen Bemerkungen reizten. Und doch zwang das schöne Räthsel ihn immer wieder zum Nachdenken; er konnte recht ärgerlich über sich werden, wenn er sich die Lösung muthwillig erschwert hatte. Fühlte er, daß sie für ihn von Werth war? —

Sie saßen eine Weile stumm einander gegenüber. Bertha hatte die Augen zur Erde gesenkt; eine leichte Röthe überflog ihre Wangen; Arthur hatte sie noch nie so — mädchenhaft schön gesehen. „Warum sind Sie so ernst?“ fragte er endlich, „als ob Sie meinen Lebensfaden abwickelten?“ — „Es ist gewöhnliche Baumwolle,“ antwortete sie trocken ohne aufzusehn. Arthur biß sich auf die Lippe.

„Jetzt sind Sie unfreundlich,“ sagte er, „warum soll ich in Ihnen nicht eine Parze sehn, wenn ich mich zur Garnhaspel hergebe? — „Es ist nicht meine Schuld,“ erwiederte sie ruhig, „wenn Ihre theure Zeit durch so kleinliche Arbeiten in Anspruch genommen wird.“

„Sie verschwenden Ihren Witz, gnädige Frau! Es überkam mich vorhin wirklich so etwas wie ein Anflug von Verständniß für diese Strandgemüthlichkeit, als ich den Regen an die kleinen Fenster schlagen hörte und mich in dem einfachen Fischerstübchen umschaute, für das diese wacklichen Möbel eigentlich noch viel zu modern sind, und den Faden langsam von meinen Händen gleiten fühlte — — ich dachte zurück, wie ich einmal als kleiner Junge unserer alten Kinderwärterin Baumwolle halten mußte und dafür mit hübschen Mährchen belohnt wurde — und wie ich nun zu Ihnen hinübersah, die Sie gewiß noch viel schönere Mährchen wissen und Ihr ernstes Gesicht bemerkte, zerrann das trauliche Bild und ließ nichts zurück als eine antike Anspielung, die Sie die Gewogenheit hatten zu corrigiren.“

Bertha sah mit einem prüfenden Blick zu dem Sprechenden auf. Die warme Erinnerung an die Kindheit hatte ihr wohl gethan, aber die Schlußworte verdarben wieder Alles. „In den Berliner Salons giebt's dergleichen Abwechselungen freilich nicht,“ warf sie flüchtig hin.

„Ach! glauben Sie mir,“ rief er seufzend, „ich habe in diesem tiefen Sande hier an meinem lieben Berlin viel zu schleppen. Ich komme mir oft genug selbst urkomisch vor, wenn ich wie eine Puppe aus dem Mode-Journal am Strande auf- und abpromenire und mit kunstgerecht eingedrücktem Augenkneifer den Leuchtthurm von Brüsterort lorgnettire. Man gewöhnt sich schwer aus seinen Kleidern heraus.“

Bertha lächelte. „Aber Ihnen gehts ebenso,“ fuhr er aufgeräumt fort, „ich habe schon manchmal im Stillen lachen müssen, wenn ich Sie

täglich Ihre drei üblichen Toiletten machen sehe, und doch bin ich hier für dergleichen unter Larven die einzige fühlende Brust." Bertha wickelte so schnell, daß Arthur Mühe hatte mit den Händen zu folgen. „Sie sind unartig, Herr Assessor," sagte sie nicht ohne Empfindlichkeit.

„Ich habe doch recht, gnädige Frau. Es ist gut einmal mit der Sprache herauszurücken, und wer weiß, wann ich Ihnen wieder Baumwolle halte. Ich habe das Gefühl, daß es sich hier ein Paar Wochen ganz gemüthlich leben lassen könnte, wenn man den ganzen Krimskrams städtischer Bedürfnisse und Gewohnheiten zu Hause gelassen hätte; und im Ernst: ich leide darunter. Gestern Nachmittag, als ich nicht schlafen konnte, weil eine Fliege mit anerkennenswerther Beharrlichkeit immer wieder meine Nasenspitze aufsuchte, kam ich zuletzt auf den tröstlichen Gedanken, daß diese Fliege nur ihre Pflicht thäte und mich daran erinnerte, daß ich mich auf dem Lande befände, wo dergleichen Plagegeister nun einmal zur Gemüthlichkeit gehören. Ich beschloß also stille zu halten und meine Nase kitzeln zu lassen; und siehe da! Der Brummer erwies sich für diese Sinnesänderung erkenntlich, ließ von mir ab und machte sich aus alter Freundschaft an den Onkel Professor, der ihn im Schlaf mit der Hand wegfing. Seitdem habe ich so meine eigenen Gedanken über die Sache."

Bertha mußte laut auflachen. „Wenn man nur wüßte, was bei Ihnen Ernst und was Spott ist!" warf sie ein.

„O! wenn Sie lachen," rief er heiter, „hoffe ich Sie auch noch zu belehren. „Vielleicht engagiren Sie mich als Ihren Brummer; ich will mein Möglichstes thun Sie zu peinigen." — „Ich danke sehr für Ihre Freundlichkeit!" — „In der That, gnädige Frau, das Lachen läßt Ihnen tausendmal besser, als der melancholische Zug, den Sie offenbar aus Dresden mitgebracht haben. Um Ihnen offen meine Meinung zu sagen: es giebt für diesen melancholischen Badeaufenthalt gar keinen unausstehlicheren Gesellschafter als die Melancholie, so gern ich auch zugebe, daß sie anderswo ihre ganz interessanten Seiten —"

Bertha wurde plötzlich wieder sehr ernst. „Ich habe keine Veranlassung," unterbrach sie ihn, „Sie zum Vertrauten meiner schmerzlichen Lebenserfahrungen zu machen, darf Sie aber wohl daran erinnern, daß die Melancholie mitunter eine Krankheit ist —" — „an der man doch hof-

fentlich nicht zu Grunde geht," fiel Arthur ihr in's Wort, wenn man nach allen tabellarischen Berechnungen der Lebensversicherungs-Gesellschaften noch gut zwei Drittheile seines Lebens vor sich steht und noch Vergnügen daran findet für die Seeschwalben dreimal täglich Toilette zu machen."

Arthur sagte dies mit so gutmüthiger Laune, als seine Natur irgend aufbringen konnte. Es war wirklich nicht entfernt seine Absicht gewesen zu verletzen. Um so größer war sein Erstaunen, als er Bertha marmorbleich und mit Thränen kämpfend aufstehn, den Knäuel Baumwolle auf den Stuhl legen und ohne ihn eines Blickes zu würdigen nach der Thüre gehn sah. Aber schon im nächsten Moment faßte er sich, machte eiligst seine Hände frei, eroberte mit ein paar hastigen Schritten vor Bertha den Vorsprung, stellte sich mit ausgebreiteten Armen vor die Thüre und rief pathetisch: „Nur über meine Leiche, gnädige Frau! Ich weiche nicht, bevor Sie mich gehört haben. Wollen Sie mich denn um das letzte Restchen von Reputation bei der guten Tante bringen und mir außerdem noch den Onkel Professor auf den Hals laden, der im Stande wäre alle verwandtschaftlichen Rücksichten zu vergessen und sich Ihretwegen mit mir zu schießen! Und das gerade jetzt, wo ich Ihnen allen Ernstes den Vorschlag mache, mit mir in Compagnie den Versuch zu wagen, einmal den ganzen complicirten Apparat unserer angekünstelten Existenz wie unnöthigen Ballast über Bord zu werfen und unser Schifflein diese zwei oder drei Wochen lang auf dem stillen Wasser hingleiten zu lassen, in dem unsere lieben Wirthe nun schon seit fünfundzwanzig Jahren mit so beneidenswerther Genügsamkeit herumpaddeln! So soll mich denn keine Macht der Erde eher von dieser Thüre —"

In diesem Augenblick öffnete die Frau Räthin von hinten her ziemlich hastig und versetzte Arthur einen nicht gerade sanften Stoß gegen den Rücken; zugleich hörte man aber auch diverse Teller, Tassen oder dergleichen auf die Erde fallen und klirrend in Scherben zerbrechen. Arthur sprang eiligst fort, Bertha dagegen an ihm vorbei der Thüre zu, wo die gute Tante, starr wie eine Salzsäule, in beiden weit fortgestreckten Händen ein Theebrett hielt und an demselben vorbei mit einem unbeschreiblichen Blick auf die an der Erde zerstreuten Reste einiger Teller niedersah. „Aber Kinder!" rief sie nach einer Weile, „daß ist ja ein schreckliches Malheur!

Leider ist das unser ganzer Vorrath von Geschirr. Was habt Ihr denn eigentlich angegeben?" — „Diese zwei sind noch möglichst conservirt, Tantchen," sagte Bertha, die sich gebückt hatte und die Scherben zusammen suchte. „Das wird unzweifelhaft die Gemüthlichkeit erhöh'n." meinte Arthur schüchtern, „wir können ja ganz gut immer zwei und zwei von einem Teller essen, und einer bekommt die Untertasse. Alle Tage wird das Loos gezogen."

Inzwischen hatten sich auch die beiden Alten, durch das Gepolter aufgestört, hinter dem Zelt hervorgemacht um den Schaden „in loco zu besichtigen," wie der Rath sich ausdrückte. Der Professor hielt zwischen Daumen und Zeigefinger der rechten Hand noch die Königin, mit der er eben einen wichtigen Zug hatte machen wollen, und deducirte nun eifrig: „Arthur ist offenbar wieder der Sünder; er muß zur Strafe jedesmal aus der Tasse essen. Setze ich dann als selbstverständlich voraus, daß das Schnabelsche Ehepaar den einen Teller für sich mit Beschlag belegt, so dürfte wohl nur übrig bleiben, daß Sie, gnädige Frau, mir altem Junggesellen —" Er vollendete nicht, sondern schlug die Augen verschämt zur Erde nieder, während sich seine fahlen Backen purpurroth färbten. „Hoho!" rief Arthur, „so spielen wir nicht, Onkel! zwischen uns muß die Glücksgöttin entscheiden." Bertha reichte dem Professor die Hand. „Um kein Unheil anzurichten," sagte sie, „verzichte ich auf den Teller zu Gunsten der beiden Herren gänzlich." — „Lieber sterbe ich wie Ugolino den Hungertod," versicherte Arthur, „ehe ich mir von ihm die Löffel in den Mund zählen lasse." — „Sorgt nicht," entschied endlich die Räthin, es soll Niemand zu kurz kommen. Wir Frauen werden uns doch wohl am Besten vertragen." — „Das nennt man eine Juristenfrau!" spottete der Rath; „Komm, Bruder, Deine Königin hat lange genug zwischen Himmel und Erde gezappelt." Die Herren räumten das Feld. —

(Schluß folgt.)

Aus dem Leben Scheffner's.

Ein Vortrag, gehalten am 5. März 1863 im Königl. Schlosse zu Königsberg

von

Rudolph Reicke.

Am 20. August des Jahres 1820 fand auf der Höhe des kronenreichen, mit dem eisernen Landwehrkreuz geschmückten Galtgarb's ein merkwürdiges Begräbniß statt. Es ist genau beschrieben in der Nr. 102 der Hartung-schen Zeitung jenes Jahres. Der merkwürdige Mann, der schon mehrere Jahre vorher den völlig schmucklosen Sarg hatte machen lassen, auch die Art seines Begräbnisses angeordnet und die zum Absingen bestimmten Lieder selbst verfaßt und eingeübt hatte, „die ihn wahrlich nicht in den Ruf eines frömmelnden Alten gebracht haben," ist der Kriegs- und Domainen-Rath Scheffner. In ganz Preußen kann man keinen schönern Ruheplatz finden, als den von ihm selbst gewählten, rechts vom Kreuz, umwankt von der Birke Trauerzweigen und umrauscht von starken Eichen.

Der dem eisernen und Landwehrkreuze
Auf des Galtgarbs Zinn' ein Mal erhob,
Unbekümmert, ob auch Dank und Lob
Ihm dafür zu Theil von andern werde,
Ruhet hier im Mutterschooß der Erde.
Möchten Alle, die den Berg beschau'n,
Mit so festem Gottvertrau'n
Und so frei von Weltverlangen
Einst in ihre Gräber gehen,
Als in sein Grab er gegangen.

Das sind ächte Scheffnersche Verse; sie stehen schwarz auf weißer Tafel an der Birke, die des Ruhenden Haupt beschattet, während die schwarze Rückseite mit weißer Schrift den Namen, den Geburts- und Sterbetag des Verewigten trägt: Johann Georg Scheffner, geb. den 8. Aug. 1736, gestorben den 16. Aug. 1820. Von ihm sind auch die Verse, denen der Berg auf Berg ab wandelnde Galtgarbsbesteiger an mehreren Stellen begegnet; sie sind ächte Kinder seiner Muse, viel zu künstlich und antithetisch-witzig. Aber so liebte es der wackre Altpreuße, ein Ehrenmann, den die Faulen und Feigen seines Witzes wegen fürchteten. Der biedere E. M. Arndt, der ihn in jenen „leuchtenden" Tagen allgemeiner Begeisterung kennen lernte, deren 50jährige Wiederkehr jüngst gefeiert wurde, vergleicht ihn mit einem ächten Kieselstein, der nur durch Draufschlagen Feuer giebt; „was er in Prosa und Versen geschrieben, ist seinen unmittelbaren Erzeugungen, die in der lebendigen Gesellschaft aus ihm hervorsprudelten, nimmer vergleichlich."

Noch leben Einige unter uns, die den schönen liebenswürdigen Greis mit schneeweißen Locken, schlanken hohen Leibes und ungebeugten Hauptes, persönlich gekannt haben. Er war der letzte aus dem schönen Kreise der Männer, die den Namen Königsbergs noch in ferner Zukunft verherrlichen werden, aus dem Kreise Kant's, Hamann's, Hippel's und Kraus'. Auch seine wackern Kampfgenossen des 7jährigen Krieges waren ihm vorangegangen, General Neumann, der tapfere Vertheidiger von Kosel; Feldmarschal L'Estocq, der in der Schlacht bei Pr. Eylau den altpreußischen Heldenruhm bewährte; und Günther, der zuletzt als commandirender General in Preußen stand, „ein Vor-Scharnhorst, wie ihn E. M. Arndt nennt, der manche tüchtige Jünglinge, unter andern auch Boyen (spätern Kriegsminister) zu tapfern Kriegern ausgebildet hat." — Der lesenswerthe, von unserm Johannes Voigt verfaßte Nekrolog Scheffners in der Hartungschen Zeitung hebt gebührend hervor, was ihn auszeichnete, die Kraft und Lebendigkeit seines Geistes, die ihn selbst bei einem Alter von 84 Jahren und in seinen langen Leiden nicht verließ; das wirksame Interesse für Alles, was im Staat, in den Weltereignissen, in der Wissenschaft und Kunst, in den Schicksalen seiner Freunde Neues geschah. „Wenige Menschen mögen einen solchen Lebenslauf aufweisen können, wie er ihn durch-

gangen ist, wenige mögen für den Staat auf solche Weise, man möchte sagen, so wenig mit dem Staate verbunden, so fern und zugleich auch wiederum so nahe an ihm stehend, so mannigfaltig gewirkt haben, wie er. Es war ihm, dem Staate gegenüber, eine Stellung vergönnt, die Wenigen zu Theil wird. Die meiste Zeit seines Lebens außerhalb des eigentlichen Staatsdienstes, bewegte er sich in Zeiten und Verhältnissen, die für andere drückend und peinigend waren, weit freier und unbeschränkter, sprach daher auch seine Ueberzeugungen stets mit einer großen Kühnheit und Offenheit aus, selbst wenn sie in Wahrheiten bestanden, die von manchem Ohr nicht gern vernommen wurden. Aber „Ich habe nie die Wahrheit abgeleugnet, und nie wo sie Noth that verschwiegen" und „nie durch die Wahrheit beleidigen und kränken wollen," sind zwei Aussprüche, auf die er, wie er öfters sagte, seinen heiligsten Eid geben könne. Die Wahrheit ging ihm in der That über Alles im Leben, weil nach seiner Ueberzeugung „alles Thätigsein des menschlichen Geistes nach allen Zweigen hin einzig und allein auf Recht und Wahrheit hinzielt."

Mit dieser heiligsten Liebe für Recht und Wahrheit hat er auch sein Leben bis auf wenige Wochen vor seinem Tode beschrieben. Doch ist, so viel ich weiß, nichts weiter gedruckt, als was bis zum Jahre 1816 reicht. Der Autobiograph ließ sein Leben, das er im Herbste 1801 zum ersten Mal aufsetzte, seitdem mehrmals revidirte, vermehrte und veränderte und seit 1810 mit neuen Zusätzen bereicherte, noch bei Lebzeiten, 1816 in Leipzig bei J. G. Neubert drucken, bestimmte aber, daß der hiesige Verleger Nicolovius es erst nach dem Tode seines Verfassers ins Publikum kommen ließ. So erschien die Biographie erst 1821, jedoch nur die erste Hälfte, die zweite weit interessantere ward unterdrückt und erst 1823 freigegeben. Daß, wie die Sage geht und auch E. M. Arndt bezeugt, dieses Leben nur „ein verstümmeltes, verschnittenes Leben Scheffners ist, das sich noch ganz leidlich lesen läßt, woraus aber das frischeste schärfste Scheffnersche Salz herausgelaugt ist," und daß das ursprüngliche eingestampft ist, muß ich in wohlerwogenen Zweifel ziehen. Wenigstens sind alle Exemplare — und nur solche sind mir zu Gesicht gekommen — denen ein 21 Seiten langer Anhang: „Druckfehler und Auslassungen" beigegeben ist, bis auf eine Censurlücke in der ersten Hälfte vollständig. Dieser An-

hang, den Scheffner im Jahre 1817 in einer „preßfreiern" Stadt (bei Fröbel in Rudolstadt) besorgen ließ, bringt fast alle die Stellen wörtlich wieder in die Biographie hinein, die der gestrenge Herr Professor Wieland in Leipzig als Censor daraus gestrichen hatte. Im Ganzen ist indeß das Buch überhaupt selten, so wie alles, was Scheffner hat drucken lassen, weil es entweder nie in den Buchhandel gekommen oder aus ihm verschwunden ist. Man würde über unsers Landsmannes Thätigkeit staunen, gäbe ich eine auch nur einigermaßen vollständige Liste seiner schriftstellerischen Leistungen, die als Gedichte, Uebersetzungen, Recensionen, Abhandlungen, Reden, Vorreden in eigenen und in Zeitschriften meistens anonym erschienen sind. Wie Vieles geht unter anderen Namen, was von ihm herrührt. Viele, die durch Schriften Preußens und Deutschlands Ruhm sind, haben nach Arndts richtigem Bericht auf Scheffners reicher Blumenweide fleißige Lese gehalten. Ebenso würde man mit Recht über seine Arbeitskraft und Dienstfähigkeit erstaunen, wollte ich hier ausführlich angeben, was dieser „Franklin an den Küsten der Ostsee" (so nennt ihn sein Freund Stägemann in Scheffners Nekrolog in der Allgemeinen Preußischen Staatszeitung) mit Rath und That, mit Schrift und lebendigem Wort dem preußischen Staate, verschiedenen Gesellschaften, der Kunst und Wissenschaft und seinen Freunden genützt hat.

Statt dessen sei es mir vergönnt aus seinem reichen Leben eine Episode auszuwählen, die für uns als Königsberger von ganz besonderm zeitlichen und örtlichen Interesse sein dürfte; sie umfaßt jene ewig denkwürdige Zeit des Unglücks, als König Friedrich Wilhelm III. hier im fernen Osten seines halbgestürzten Reiches Haus und Hof hielt und Noth und Sorge mit seinem in treuer Liebe zu ihm stehenden Alt-Preußen-Volke theilte. Es ist hier nicht der Ort und die Zeit, zu untersuchen, welcher Art die Ursachen und die Menschen waren, die jene traurige Katastrophe veranlaßten, welche der friedliebende König, trotz der eindringlichsten Aufforderungen seiner nächsten Verwandten und treusten Räthe allen außerordentlichen Schritten abgeneigt, nicht abzuwenden vermochte. Außerordentlich war indeß die Niederlage der preußischen Heere. Wie ein Blitz aus heiterem Himmel erschreckte die Nachricht von der Auerstädter Schlacht. „Wenn man, schreibt Scheffner, der beim Ausbruch des Krieges Jedem eine Wette

anbot auf die Gewißheit des ersten preußischen Sieges, da er die Soldaten selbst unter Friedrich II. nicht so für den Krieg enthusiasmirt gesehen,*) „wenn man mit Vorstellungen von der Wichtigkeit seines Vaterlandes alt und grau geworden und von der Greisheitslast nicht ganz zur Fühllosigkeit herabgedrückt ist, so macht das Sehen in den Abgrund der Erniedrigung einem den Kopf schwindlig und die Fragen: Wer hatte das denken können? wie war das möglich? und wo will das hin? setzen sich auf das patriotische Herz wie der Geier auf die Leber des Prometheus. In dem, was ich mir zu ihrer Beantwortung denke, finde ich nur neue Gründe für den Glauben, daß gewisse Jahre zum Führen großer Geschäfte, die auch leibliche Thätigkeit erfordern, nicht tauglich sind; daß Leichtsinn der obersten Behörden zu vielen Erbärmlichkeiten und groben Pflichtvergessenheiten der untern Behörden Anlaß giebt; daß die richtigsten Theorien durch solche Ausführer zu Elendsquellen umgeschaffen werden; daß Unentschlossenheit ein Cardinalgebrechen jedes Regenten ist, weil sie entweder seine Unfähigkeit und Trägheit, ein Paar sehr oft verbundene Fürstenqualitäten, verräth, oder, wenn man ihm Verstand und Gutmüthigkeit nicht absprechen kann, die gegen den Muthwillen der Dienstharpyen ungeschützten Unterthanen um alles Vertrauen zu solchem Regenten und um die Hoffnung, unter ihm einst wieder glücklich werden zu können, bringt."

Es war wahrlich eine böse Zeit. Die Königl. Familie war getrennt und auf der Flucht von Jena und Berlin nach Königsberg. Während den 4. November 1806 die jungen Prinzen und Tags darauf die Prinzessinnen von Oranien und von Solms, welcher letztern wir im Verlauf eine ganz besondere Aufmerksamkeit zu widmen haben, von Danzig aus in unsrer Stadt eingetroffen waren, hatten der König und die Königin in Graudenz, Osterode, Ortelsburg, Wehlau, endlich in Königsberg und Memel ihre Zuflucht genommen. Die äußersten Grenzen im Osten waren mit einem

---

* Von ihm ist das im September 1806 verfaßte, in der Hartung'schen Zeitung 84. Stück, den 20. Oktober abgedruckte Kriegslied:

Auf, Brüder, auf! der Feind ist da!
Zu Friedrich's Zeit war's g'nug,
Daß man ihn fernher kommen sah,
Man ging drauf los und schlug. rc.

male die Mitte des Reichs geworden. Tausende suchten hier Schutz. Auch unser Scheffner theilte seit dem November 1806 seine Wohnung (damals noch auf dem Butterberge im jetzigen botanischen Garten) mit der hier Schutz suchenden Familie seines ältesten Freundes, des General-Lieutenant v. L'Estocq, „der das sehr dünn abgeschabte Schnürchen, an dem die preußische Staats- und besonders militärische Ehre hing, vor dem gänzlichen Abreißen gesichert hat, wie in seinen (Scheffners) an ihn gerichteten schlechten aber lauter Wahres enthaltenden Versen geschrieben steht." „Wir suchen uns alle, schreibt Scheffner d. 17. Dec. 1806, in die Zeit zu schicken, die wahrlich die böse genannnt werden müßte, wenn in ihr nicht das Unverständige noch weit über das Böse zu gehen schiene." „Meiner oft ganz verstimmten Laune einen Ableiter zu schaffen, schrieb ich im November eine Epistel an und über den König und einige Kriegslieder, die wohl nicht die Censur passiren mochten, obgleich nicht eine Silbe darin erdichtet ist, um welches letztern Umstandes willen ihnen aber auch der Prof. poeseos das Imprimatur versagen mußte." Allerdings sind die Verse, wie Scheffner selbst gesteht, herzlich schlecht.

„König was hast Du für Thaten
Zur Erhebung Deiner Staaten
Auf neunjähr'gem Thron gethan?"

So beginnt die Epistel vom 3. u. 4. Novbr. 1806, worin er dem Könige vorhält, wie seine vielen häuslichen Tugenden als Gatte und Vater noch lange keine Regententugenden seien, und ihn auffordert, seinen Lebensplan zu ändern, auf des großen Friedrichs Bahn zu treten und ein thätiger Regent zu werden. Schmerzlich ist seine Klage in der Nachschrift zur Epistel den 24. Novbr. 1806, daß er den Fall der schönsten Monarchie habe erleben müssen, da der König bei eigener Energielosigkeit noch das Unglück gehabt nur von solchen Menschen Rath zu empfangen,

„Die statt den Staatsfall zu verhüten,
Den Staat entehrten, ihn verriethen."

Scheffner hoffte in einer 2ten Nachschrift, Ende Novbr. 1806 unter dem Titel: „Wie und was man noch hoffen könnte," daß der König jetzt gelernt haben werde, wie Thatenlosigkeit um Fürsten- und Hausmanns-Glück bringe; rauh geweckt, werde er kleinlichen Neigungen entsagen, die

auf das Verhältniß zwischen ihm und seinem Rath störend wirkten und dann werde es gelingen, daß

„Der kleine Fürst, ist er ein großer Mann,
Kann lorbeerlos mit Eichenlaub sich schmücken;
Dann staunt die Welt die kleinen Mittel an,
Durch die ihm neue Hochverdienste glücken,
Und nichts verliert, wer so gewann."

In der That geschah auch jetzt schon manches Gute, so besonders in der Heeresorganisation, deren veraltete Fehler der König mit seinem natürlichen richtigen Blick erkannte. Das Armee-Publikandum d. d. Ortelsburg 1. Decbr. 1806 condemnirte die Herren von Ingersleben, v. Kleist und Andere zum Arquebusiren und Cassiren und erklärte: „So lange der Krieg dauert, wird der Unteroffizier und der Gemeine, wenn er sich durch Gewandtheit und Geistesgegenwart besonders auszeichnet, so gut Officier, wie der Fürst." Scheffner schrieb sogleich einen poetischen Anhang dazu: „Anhang zum Königl. Publicando aus Ortelsburg vom 1. Decbr. 1806 wegen Abstellung verschiedener Mißbräuche bei der Armee:

„Herab, herab von Deiner Höh'
Sonst sieggewohntes Heer!
Dein Dasein mehrt der Länder Weh
Und macht sie hoffnungsleer."

Daß Sch. von allem was geschah Kenntniß hatte, verdankte er seiner „noch nicht ganz fehlenden Lebhaftigkeit, wie er schreibt, die ihm unter den mancherlei interessanten neuen Bekanntschaften eine Art von vortheilhafter Nachsicht verschaffte, die er zwar gern und dankbar benutzte, aber auch gewiß nicht mißbrauchte, und die ihm manche Gelegenheit dargeboten hat, die oft bizarre Schwäche vieler preußischen Regierungsmittel einzusehen, ihm das Verfehlen mancher guten Zwecke zu erklären und ihn zu überzeugen, daß ohne eine starke Reform in manchen realibus und eine noch stärkere im personale keine Besserung oder kein Klugwerden aus erlittenem Schaden sich erwarten läßt. Rückblicke auf vergangene Erbärmlichkeiten sind unangenehm, die Hinsicht auf künftige scheint mir schrecklich. Gott helfe ihrer Schwachheit. Amen."

Die interessantesten unter diesen Bekanntschaften waren unstreitig

Hardenberg, den Scheffner als eine durchaus edle Popularität schildert, voll hohen Sinns und feinen Takts, herzgewinnender Offenheit und vorzüglicher Scharfsichtigkeit; und Stein, nach Scheffners Worten (a. a. O. S. 281) „ein staatswirthschaftlicher Scanderbeg, von dessen Säbel nie seine Faust hätte getrennt werden müssen.“ Wie viel Schlimmes wäre verhütet, wie viel Gutes gewirkt worden, wenn der König zur rechten Zeit sich des Rathes dieser beiden Männer bedient hätte. Statt dessen ließ er den ersten eine auffallende Zurücksetzung erfahren und entließ den zweiten durch jenes bekannte, zuerst in Steins Leben von Pertz abgedruckte eigenhändige Cabinetsschreiben vom 3. Januar 1807 — weil der König sich nicht von dem besonders damals verderblichen Einfluß seines Cabinets frei machen konnte und die Minister Stein und Hardenberg nicht ebenso leicht, wie die andern, „leere, träge und platte Menschen“, wie sie Stein in einem Schreiben an den König nennt, „die Abhängigkeit von einseitigen, übermüthigen Subalternen ertragen konnten.“

Daß von jenem, nach Niebuhrs Bezeichnung „ungeheuerlichen, unbegreiflichen“ Briefe, besonders merkwürdig durch die vorwurfsvolle Bedeutung, die der König darin dem Worte „genialisch“ giebt, Abschriften existirten, läßt sich denken; auch Scheffner hatte ihn gelesen und er glaubte danach nicht, daß Stein, da man nach dem Tilsiter Frieden ihn zurückrief als den kräftigsten „zur Ausräumung des Augiasstalles,“ zurückkommen würde. Als ihn Scheffner lange nachher einmal fragte, wie er jene Beleidigung habe verzeihen können, versicherte er ihn, „seine Liebe zum Dienst und die Ueberzeugung, daß er manches Gute würde stiften können, habe ihm keinen Augenblick die Wiederannahme bedenklich gemacht, er sei daher mit der größten Freiwilligkeit und mit den besten Hoffnungen zurückgekommen, deren Erfüllung er aber schon an diesem Gesprächabend stark bezweifelte.“

Keinem that indeß der König mit der Zurücksetzung und Entlassung so genialischer Menschen einen größern Dienst, als Napoleon, dessen siegreiches Heer, gedeckt durch den Aufstand der polnischen Nation unsere Provinz überschwemmte. Der Hof flüchtete von Königsberg, welches wegen der Nähe des Kriegsschauplatzes nicht mehr sicher schien, nach Memel, wohin die kaum von einem gefährlichen Nervenfieber genesene Königin Louise bereits

in den letzten Tagen des Decembers in ihrem Wagen liegend und in Betten eingehüllt über die kurische Nehrung gebracht worden war. Von der Königl. Familie war die Prinzessin Friederike von Solms wegen ihrer nahen Entbindung hier zurückgeblieben. Scheffner, durch die bei ihm wohnende Generalin l'Estocq, deren jüngere Tochter Albertine Hofdame der Prinzessin wurde, dieser schönen und liebenswürdigen kaum ein Jahr jüngern Schwester der Königin bekannt geworden, erzählt auf einem, später seiner Biographie zum Theil einverleibten Blatte im Januar 1807: „Damit man mich in meinem hohen Alter nicht einer unbilligen Vorliebe für mein Geschlecht oder gar einer nur geheuchelten Entfernung vom schönen zeihe, will ich auch einer Dame erwähnen, und ohne auf das beim Reden über Weiber gewöhnliche de mortuis nil nisi bene Rücksicht zu nehmen, versichern, daß die Prinzessin Solms, zu der ich mich anfangs mit großer Mühe bereden ließ, mir viel vergnügte Stunden in dieser in jedem Betracht traurigen Zeit geschafft hat. Gleich anfangs ließ ich mich vom Erscheinen bei den höfischen Theegesellschaften dispensiren, behielt mir auch das Neinsagen bei Mittagseinladungen vor; aber ich las ihr deutsche Schriftsteller vor, von denen ihr viele noch unbekannt waren, und diese Vorlesungen gaben zu mancherlei Gesprächen über Hof- und Stadt-Cedern und Ysop Gelegenheit, und da ich weder ihre Oberhofmeisterin noch ihr Beichtvater war, so überließ sie sich dabei, ohne die mindeste Prinzeßlichkeit zu äußern, ihrem gewiß sehr guten Kopf, dem eine große Naturcoquetterie (wenn dieses Wort nicht einen Widerspruch enthält) und der schöne Ton ihrer sehr musikalischen Stimme sehr vortheilhaft zu Hilfe kam." Verweilen wir ein paar Augenblicke bei diesem für Scheffner während dieser „Kreuz-Jammer- und Verwirrungs-Epoche" sehr angenehmen Intermezzo. Laden doch dazu die Briefe und Briefchen der weltschönen Meklenburgerin ein, welche, nämlich die Briefe, unser Scheffner in — fast möcht' ich sagen — weiblich liebenswürdiger Weise mit einer Stecknadel zusammengesteckt und sorgfältig in einen Bogen blauen Papiers eingeschlagen hat mit der Aufschrift: „Prinzessin Solms." Noch ein anderes selteneres und lieberes Andenken liegt dabei, nämlich in einem zusammengefalteten Papier ein vergilbtes Vergißmeinnicht, gepflückt von „Ikas schön geformter Hand" und einige von den langen hellblonden Haaren der

schönen Prinzessin. Unter den Briefen sind manche nur flüchtig mit Bleistift auf einen Streifen Papier hingeworfen, andere sind zierlich geschrieben auf feinem, bisweilen versilbertem Papier, meistens unterschrieben: „Ihre Freundin Friederike“ oder auch ein bloßes F.; fast alle sind nach ächt weiblicher Art ohne Datum — doch hat der Empfänger es beigeschrieben — und eben so weiblich nicht ohne grammatikalische Schnitzer. Das erste Briefchen der anmuthigen Freundin datirt vom 22. März 1807, zehn Tage nach ihrer Entbindung von einem Prinzen, ihr letzter Brief mit schwarzen Rändern aus Strelitz den 17. November 1810. — Was ihren Inhalt betrifft, so spricht sich darin ein höchst liebenswürdiges Gemüth aus, sei es, daß sie „um die gute Mutter L'Estocq und den beiden kranken Töchtern besorgt“ ist und vorschlägt, ein Reitknecht möge die Nacht bei Scheffner bleiben, im Fall etwas in der Apotheke zu bestellen wäre; oder sei es, daß sie für Sch., der sie besucht, ein Zettelchen zurückläßt mit der Bitte, „die Güte und die Barmherzigkeit“ zu haben, in ihrem Zimmer auf sie zu warten, sie fahre nur ein wenig spazieren wegen ihrer Gesundheit und komme bald; einmal bittet sie ihren poetischen Freund sich nicht abhalten zu lassen, ihre schlechten Verse zu corrigiren, denn sonst komme sie nicht weiter, und „gehe weiter!“ sei doch ihr Motto; ein andermal hofft sie, Scheffner, „der seit ein paar Monate schon in der Tiefe ihrer Unwissenheit geblickt, werde ebenso oder einigermaßen auch in die helle Scheibe des Herzens gesehen haben, in welchem die Dankbarkeit eine Lieblingsblume zu sein scheine, weil sie so oft Ursache habe, sie darin zu pflegen.“ Mehrmals handelt es sich in ihren Briefen um ihre und Scheffners Muse. Daß letzt're dann, als im Dienste der Frauenschönheit und Anmuth und noch dazu solcher, wie sie die Prinzessin und ihre Königliche Schwester besaßen, nicht kriegerisch geharnischt und voll patriotischen Zorneifers auftritt, läßt sich erwarten. Der Prinzessin Geburtstag, den 2ten März und der der Königin am 10. März 1807 giebt ihm die erste Gelegenheit, beiden zu huldigen. Gern brächt' er der erstern nach Gebühr Opfer, allein, mit allem Schönen sei sie durch Glück und Stand in Töchtern und in Söhnen, sowie durch Naturreiz und Bildungskunst schon reichlich übersäet, so daß er mit allem nur zu spät käme, auch würden seine Verse

„doch niemals das im ganzen Umfang sagen,
Was an so frohen Neujahrstagen,
Wenn man sie ernstlich fei'rt, das Herz beseelt,"

dem die in der Gefeierten erschienenen Talente,

„Durch die das Herz, sowie der Geist gewinnt,
Nicht mehr blos Ideale sind."

An der Königin preist er das Etwas, das weit sicherer die Menschen gewinnt als des Diademes Pracht.

„Das Etwas ist vom himmlischen Geschlecht,
Heißt Charis, und den Wesen, die es haben,
Verleihts im Hüttenstaub ein Königthum,
Und auf dem Thron den unerkaufbar'n Ruhm
Zu herrschen, zu gefallen und zu glänzen."
„Kraft dieser Charis wird zur Königin der Welt
Louise, die der Himmel aufgestellt,
Die Menschen, die sie sehn, zu überzeugen,
Daß vor dem Talisman der Grazien
Gemüth und Geist und Sinn sich beugen
Um der, die ihn besitzt, im Ernst zu huldigen."

Der Schwester, an die diese Verse gerichtet sind, die an Grazien ihr gleich, nicht minder liebenswerth ist, zumal, „wenn man sie sieht, sie singen, sprechen hört," versichert schließlich der „Graukopf", mit einer Anspielung auf ihren interessanten Zustand, daß

„ — jeder, der das Grazienregiment
Für das natürlichste und glücklichste erkennt,"

jeden Tag wird festlich heißen, an dem die Königin, wie die Prinzessin

„Das Gebiet der Schönheit und der Stärke
Durchs herrlichste der Schöpfungswerke,
Durch Söhn' und Töchter für die Nachwelt mehrt."

In einem Gedicht „An die Prinzessin, als sie versuchte Verse zu machen" ermuntert er die schöne Wöchnerin nicht mißmüthig zu werden, wenn die Musen nicht gleich auf ihre Bitte sie besuchen, sondern im „Wollen" und „oft üben" fortzufahren, getreu ihrem Grundsatz: „Geh weiter!" Scheffner liebte es, wie besonders seine „Spätlinge" und die „Episteln" beweisen, die Briefe und Gespräche seiner Freunde zu

versificiren oder ihre Verse umzudichten; so verändert er auch einmal die gereimten Versuche der Prinzessin, in denen sie schmerzlich beklagt, daß sie ihren Neugebornen nicht selber stillen kann; ein andermal ist „Jkas Selbstgespräch" der Inhalt eines seiner besten Gedichte, dem bekannten schönen Mignon-Liede Göthe's nachgeahmt:

„Es giebt ein Land, wo früh die Blumen blühn,
Im dichten Laub die goldnen Trauben glühn,
Wo Zephyrs Hauch gelinder Kühlung weht,
Von Blumen leer der Garten selten steht.
Ich kenn' das Land — dahin dahin
Möcht' ich recht bald, und o wie gerne ziehn!"

Scheffner schrieb es am 12. April 1807. An diesem Tage kam die allgemein verehrte und innigst geliebte gute Königin zum Besuch bei ihrer Schwester. Königin Louise war jetzt wieder völlig gesund und ihr edles Herz voll Hoffnung, daß das preußisch-russische Bündniß, erst kürzlich in Polangen am 1. April und in Memel am 2. April durch die Zusammenkunft Alexanders und Fr. Wilhelms persönlich betheuert, Alles neu gegen des Corsen herzlosen Riesengeist ermuthigen und bald eine günstigere Wendung des bisher so traurigen Geschicks herbeiführen werde. Kam sie doch so eben aus dem Orte einer neuen Zusammenkunft des Königlichen Paares mit Kaiser Alexander, aus Kydullen her, wo sie Zeugin gewesen war, wie der Kaiser, unter freiem Himmel im Anblick des Heeres und vieler Zuschauer, die den Segen über diesen schönen Bund vom Himmel herabflehten, mit herzlichem Händedruck zum König gesagt hatte: „Nur vereint können wir fallen, einer allein soll es nicht." Ja, Alles war, wie die Königin, voll Vertrauen und Zuversicht auf einen glücklichen Ausgang. Die dichterischen Zurufe an Alexander aus jener Zeit bekunden es. Was der alte Scheffner hoffte, hatte bereits im Februar sein „Kriegslied an Alexander den Menschen- und Russen-Kaiser:"

„Komm frischer Zweig vom alten Stamm"

ausgesprochen; Stägemann dichtete in Memel im April 1807 seine schöne Ode: „Der Geist Friedrichs des Großen an den Kaiser Alexander von Rußland bei seinem Eintritt in Preußen." Ein anderer Dichter begrüßte ihn als „Stern der Hoffnung" in der bangen

Nacht. Und es berechtigte allerdings Manches zu den schönsten Hoffnungen; schon hatte der jugendliche Kaiser einen günstigen Einfluß auf unsern König ausgeübt, indem er ihn bestimmte den wider dessen Willen beurlaubten Minister Hardenberg, den er einzig und allein in der Umgebung des Königs auszeichnete, wieder ins Ministerium zu berufen; es war zu Anfang Aprils, als Hardenberg, auch von der Königin begünstigt, ernstlich zu Rath gezogen wurde. Am 6. April, einen ganzen Monat früher als es das Königsberger Publikum durch die Hartungsche Zeitung erfuhr, weiß es bereits Scheffner, und seine Muse begrüßt sogleich dies frohe Ereigniß in einem Gedicht: „An den Staatsminister Freiherrn von Hardenberg:"

„So hat der Staat dich endlich wieder;" u. s. w.
„Vergessen sei, was uns dem Umsturz nahte,
Der Wahn, der Deinen Rath dem Königsrathe
Gewissenlos so lange Zeit entzog,
Der Fürsten um ihr Wohl betrog
Aus Sümpfen Wasserröhren zog
Den Durst der Schmachtenden zu stillen,
Und Bäche, die gesund aus Bergen quillen,
Aus Unverstand hinrieseln und versiegen ließ."

Der Dichter vergißt dabei Alexanders nicht als desjenigen, der durch sein Beispiel bewies, wie viel er sich von Hardenbergs Geiste versprach. Es

„ — hat der Nordstern uns des Segens mehr gebracht,
Als sich in unsern Schneegestöbertagen
Von Federsträußen, Roß und Wagen
Bei eignem Sonnenscheine hoffen ließ."
„O Hoffnung, o wie bist du süß,
Darf man dich fast verloren neu beginnen."

In diesem freud- und hoffnungsvollen Tone geht es fort. Aber ach! wie bitter sollte der Alte getäuscht werden; 2 Monate später, den 15. Juni schreibt er unter dasselbe Gedicht: de quo scribebam nihil erat. Es war nichts! Nichts mit der Freund- und Retterschaft Alexanders, da ihm der Vortheil über die Ehre ging. Nichts mit dem Rathe Hardenbergs, da dieser auf Napoleons Geheiß entlassen werden mußte. Wer hätte dies ahnen können, als die edle Königin am 12. April nach Königsberg kam

und aus großer Liebe zu ihrer Schwester die Wohnung nicht auf dem Schlosse nahm, sondern die ihrige mit ihr bis zum 2. Juni theilte. Schon am 11. April schickt Scheffner ein paar „An die Königin“ zu ihrem Willkomm gerichtete Strophen an die Prinzessin:

„Zwar sieht man hier nicht viel Orangen blühn,
Allein für dich Die Herzen alle glühn
Vor Freuden, von dem Himmel zugeweht,
In dessen Schicksalsbuch der Name steht,
Der sicher bleibt — o Königin,
Auch wenn des Krieges Wetter um Dich zieh'n.“

Was ihr an Pallastpracht abgehe, das werde sicherlich im häuslichen Gemach der Schwester Herz ersetzen. Prinzessin Friederike ist entzückt von den Versen und schreibt auf der Stelle ihrem Verfasser folgendes Billet, natürlich ohne Datum: „Wenn die Fantasie eines bald 71jährigen Mannes und Bewohner eines kalten Landes, wo die Citronen nicht ohne Pflege blühen, und die Goldorangen selten glühen, noch so warm ist, solche hübsche Verse, in so kurzer Zeit zu dichten, so haben diese noch mehr Werth als sie schon in und durch sich selber haben, wenn man diese neben Umstände nicht weiß, und die Freunde dieses glücklichen liebenswürdigen Greises haben denn alle Ursache ihm von Herzen zu gratuliren. Dieses thue ich denn auch von ganzer Seele, da ich, obgleich erst seit kurzem, mich so gern zu der Zahl Ihrer Freunden zähle. F.“

Solche poetische Empfehlung, noch mehr aber das gute Zeugniß der Prinzessin verschaffte Scheffnern bald Gelegenheit, die Königin näher kennen zu lernen. Höchst freundlich von ihr aufgenommen, war er offenherzig genug, ihr bei der zweiten Unterhaltung zu gestehen, daß wenn sie ihn auf einem andern Fuß behandelt hätte, er sich nicht leicht zur dritten Aufwartung würde eingefunden haben, worauf sie erwiederte: „und ich hätt' es Ihnen, lieber Herr Scheffner, auch nicht verdacht.“ Mit vieler Liebe erzählt Scheffner in seinem Leben von den vielen behaglichen Stunden, die er mit dieser geistlich noch mehr als leiblich liebenswürdigen Frau ihr vorlesend oder in Gesprächen zugebracht; fein und treffend ist seine Schilderung ihrer Persönlichkeit; so hebt er darin besonders die Eigenthümlichkeit hervor, daß sie, wie sie sich selber ausdrückte, unwiderleglich

überzeugt war „von der Pflicht einer Ehefrau, sich ganz dem Geschmack ihres Mannes zu fügen und selbst Dinge, die ihr vieles und wahres Vergnügen machten, dem aufzuopfern, was sie ihm zu seiner Beruhigung, Erholung und Zeitkürzung für nützlich und nöthig hält," während nach Scheffners, für ihn selbst höchst charakteristischen Ueberzeugung „ein Regent, der es mit dem wahren Regieren ernstlich meint, es nie nöthig haben darf, soll und wird, die Zeitvertreibe seiner Gemahlin zu unterbrechen, oder letztere mit zu den seinigen zu machen."

Mit wahrem Vergnügen gedenkt er noch in späten Tagen seiner zum Theil ganz allein mit ihr geführten Gespräche über „Hofleben und ewiges Leben, königliche von der bürgerlichen sehr verschiedene Popularität, äußere und innere Religion, Prinzenerziehung, schwere Wahl eines Oberhofmeisters, ausgezeichnete Einrichtung des französischen Generalstabs, Wirthlichkeit bei Wohlthaten als die Mutter wahrer Freigebigkeit, über den Schaden vorschneller Gutmüthigkeitsäußerungen, über die Nothwendigkeit des Hofetiquets, höfische Zeitverschwendung u. dgl. Ueber Politik brach sie, die einem alles verstand und auf die alles Wahre, Gute und Schöne viel Eindruck machte, jedesmal gleich ab, ihre scharfsinnige Schwester Solms ließ sich eher darauf ein. Auch Scheffners Verse beweisen zur Genüge, daß er sich in der Nähe des schönen anmuthigen Schwesterpaars glücklich fühlte; so heißt es in den „Ungekünstelten Dankbarkeits-Aeußerungen eines 71jährigen Herzens" vom 16. Mai 1807:

„Von jeher kam es sonderbar mir vor,
Daß man, fürs Himmelreich die Seelen zu gewinnen,
Nur den Gehörssinn auserkor.
Doch seitdem ich zwei Huldgöttinnen
Gesang und Saitenspiel
Vereinigen gehört mit Kunst und mit Gefühl,
Seitdem hab ich ganz klar es mir gedacht,
Warum man die Musik zum Himmelsglück gemacht."

Und wie entzückt ihn Luisens und Friedericken's schön geformte Hand:

„Weiß, fleischig, nicht zu klein, wie Sammet weich,
An Glätte dem Carraramarmor gleich,
Die Finger rund und nicht zu lang,
Die Nägel röthlich klar und blank;
Solch eine Hand an einem swelten Arm!"

So weiß auch jetzt noch Scheffners Muse zu tändeln. Ein paar Stiefmütterchen, von Ikas schöner Hand gepflückt und ihm freundlich übersandt, möcht er in Ikablümchen umtaufen, wenn sie nur den Duft hätten, den Blumengeist, wodurch das Veilchen uns entzückt.

Den 25. Mai, wenige Tage vor ihrer Abreise erhielt die Königin folgende Zeilen: „Da die leidige Alterskrankheit mir gestern nicht erlaubte um E. K. M. lange leiblich zu verweilen, so versuchte ich während meiner Entfernung von den Wasser- und Landfreuden meine Seelenaufwartung in beiliegenden Reimen zu machen, denen E. K. M. aber die kalte Abendluft anmerken werden, ob sie gleich im wärmsten Mantel der respektvollsten Liebe niedergeschrieben sind von E. K. M. unterthänigstem

Scheffner."

Die beiliegenden Verse „An die Königin" feiern sie als die mit edlem, feinem Sinn fürs Schöne, Frohe, Biedere, Gute Begabte, beseelt von dem Wunsche alles zu beglücken und auszubreiten Recht und Licht, und schließen mit folgender Strophe:

„Beharre bei dem wahren Sinn
Für Hausnatur, für Freudenfeinheit,
Für Kunstgeschmack, für Zeitgewinn,
Für Offenheit und Sittenreinheit,
Und mach durch ihn schon unsre Zeit
Werth einer Wohlseins-Ewigkeit."

Drei Tage später, den 5. Juni reiste auch die Prinzessin Solms nach dem Teplitzer Bade ab. Zum Beweise ihres freundschaftlichen Zutrauens hatte sie Scheffnern ein paar Bändchen eigenhändig geschriebener Collectaneen aus Büchern und eignen Herzensergießungen zurückgelassen, die ihn in der guten Idee von der Natur ihres Verstandes und Herzens bestärkten, ihm aber auch bei der Zurücksendung Gelegenheit gaben, ihr das Sprüchlein anzuführen: „Da ihr solches wisset, selig seid ihr, so ihr es thut." Ihr zu Liebe hatte er aus Hebels allemannischen Gedichten, die sie sehr hochschätzte, einige umgedeutscht; sie wurden zum Theil in der hier von dem Candidaten der Theologie Weygoldt herausgegebenen „Morgen-Zeitung" 1807 abgedruckt; der Prinzessin Zufriedenheit damit veranlaßte ihn, diese Arbeit fortzusetzen, so daß er ihr zum Beweise, daß er

ihren Geburtstag nicht vergessen habe, 19 derselben zum 2. März 1808 zuschicken konnte. Die Prinzessin dankte ihm in einem langen Briefe aus Strelitz vom 4. April 1808, der zugleich die Antwort enthält auf Scheffners Begleitschreiben vom 3. August 1807 zu den zurückgeschickten beiden Collectaneen-Bänden, das ihr aber erst den 22. Januar 1808 durch sichere Hand überbracht worden. Dieses Schreiben ist eine wahre Perle in der kleinen Briefsammlung; ich kann es mir nicht versagen, ein Paar Stellen daraus mitzutheilen: „Ihre Bemerkungen, schreibt sie, sind mir so schätzbar, als sie mich amüsirten, das Interesse wurde dadurch noch erhöht, daß ich glaubte Sie reden zu hören. Lassen Sie mich Ihnen aus der Fülle meines Herzens alles so aufrichtig beantworten, als wenn Sie es in meiner Gegenwart im freundlichen Zimmerchen mit den rosenrothen Vorhängen gelesen hätten. Ich sitze nun in meiner Idee auf dem grünen Sopha, und Sie mit dem Rücken am Fenster gekehrt auf einem Stuhl an meiner Seite, der runde Tisch steht da, das Klavier mitten im freundlichen Zimmer, und die angebetete Schwester wird bald aus dem Toilett-Zimmer kommen. Nun so hören Sie denn." — „In den folgenden Bemerkungen haben Sie mich ganz ausgesprochen und was noch fehlt, will ich commentiren. Sie sagen „„die Sammlerin hat durch dieses Auswählen, ihrem Geiste und Herzen unzählige zartmoralische Pflichten aufgelegt, und da Gutes und Schönes das höchste Genie-Ziel sind, sich zu seiner Erreichung vorzüglich verbindlich gemacht, weil in der Erkenntniß der höchste Zwang zur Ausübung, für jedes edeldenkende Wesen liegt."" Ich habe mir nicht mit Fleiß einen Zwang aufgelegt, mir nicht Pflichten ersonnen, und mir nicht Gutes und Schönes zu erreichen aufgelegt oder vorgesetzt, weil es das höchste Genie-Ziel ist. Hier meine Antwort: Jede Stelle in der Welt zeigt uns von selbst die Pflichten, die damit verknüpft sind, diese sind in dem großen Herzensbuch geschrieben, und blos dieses Herz sagt uns ob es zufrieden oder unzufrieden ist, die innere Nemesis; dies ist das natürliche Ziel, ohne Opfer wird es nicht erreicht. Mein Genie Ziel ist meinen Geist auszubilden, mein moralisches Ziel ist, meine Fehler abzulegen, mich zu bessern. Wohl haben Sie recht zu sagen, daß in der Erkenntniß der höchste Zwang zur Ausübung liegt. Aber um sich diese Erkenntniß zu verschaffen, braucht man nicht zu

grübeln und zu forschen. Ach nein, ich finde, man fällt und stößt von selbst auf der Erkenntniß seiner Fehler und Mängel, wenn man nicht blind im Tag hineinlebt ohne zu denken. Stößt man dann aber auch mit der Nase auf seine Fehler und Gebrechen, dann sagt uns doch die gesunde Menschen-Vernunft: „bessere Dich." Dieses nicht zu thun ist dann ebenso unrecht, als wenn man sich durch das Grübeln ängstigen und quälen wollte. Wo ich diesen Vorsatz von Besserung nach der Erkenntniß bemerke, bin ich ebenso nachsichtig, als ich wünsche, daß man es mit mir sein mag, denn bei meiner natürlichen Aufrichtigkeit ist es schwer, daß meine Fehler verborgen bleiben. Aber eben diese Aufrichtigkeit bringt es wohl oft dahin, daß ich gerade meine Fehler erkenne, weil man bei einem willkürlichen abmessen des Ganges selten sich aussprechen wird."

Doch kehren wir wieder nach Königsberg zu ihrem weiland Vorleser zurück, um so viel als möglich von ihm selbst zu hören über das indeß mit seiner ganzen Schwere hereingebrochene Unglück.

Am 15. Juni trank sein Jugendfreund, der General L'Estocq, die Abschiedstasse Caffee bei ihm und zog sich von Königsberg, dessen Einnahme er lange genug den Franzosen streitig gemacht hatte, und woran er sie, wenn die Russen nicht Russen und besonders Bennigsen nicht Bennigsen gewesen wäre, vielleicht gehindert hätte, mit seinen ermatteten und unzufriedenen Truppen nach dem letzten Flick des einst großen preußischen Königsmantels zurück. Königsberg's Schicksal war nach dem Verlust bei Friedland entschieden, so daß der hier commandirende General-Gouverneur Rüchel, „der manche Vertheidigungs-Anstalten mit vielen Kosten vergeblich getroffen, gar nicht nöthig gehabt hätte, ein paar Tage vor dem Einrücken der Franzosen eine große Anzahl Häuser und Windmühlen sans rime et sans raison abbrennen zu lassen." Wie sehr diese zwecklose Maßregel Rüchels die Gemüther in gerechten Zorn versetzte, kann man am besten aus einem Gedicht Scheffners aus dieser Zeit ersehen, betitelt: „Zum Willkomm an Sr. Excellenz den Herrn General-Lieutenant v. R— wenn er wieder Gouverneur von Königsberg würde:"

„Frisch! die Steine aufgehoben!"

Am 16. Juni früh Morgens 6 Uhr sah Scheffner die Franzosen in großen Haufen mit schöner Kriegsmusik das Fenster seiner neuen Wohnung

(auf dem Roßgarten, im damals Bancodirector Crügerschen Hause, jetzt Amtswohnung des commandirenden Generals) vorbeiziehen, und alles trat nunmehr unter die physische Gewalt eines Volkes, dessen Kraft, Geist und Gewandtheit man bewundern muß, wenngleich der sehr häufig übermüthige Mißbrauch jener Eigenschaften den, der ihn sieht, und den, den er trifft, empört und zu Grunde richtet.“ Scheffner hatte, da alles wegen der Erscheinung der Franzosen in unserer Stadt besorgt war, nicht recht an diese geglaubt und darum auch keine künstliche Sicherheitsmittel gegen feindlichen Besuch getroffen; er ließ den Staub auf Napoleons Büste liegen, die er wahrlich nicht zum Schutzheiligen aufgestellt hatte, und ohne sich durch Sorgen- und Kummer-Pränumeration seine kleine Freudeneinnahme zu kürzen, wartete er ruhig ab, was das harte Geschick bringen würde, mit Ergebung in den Willen Gottes im Herzen, nicht blos auf den Lippen. „Der Ton wahrer Ergebung in den Willen Gottes, schreibt er, klingt im Herzen ganz anders, als der Nachklang der Straßenleyer äußerer Frömmigkeit. Oft ist es rathsam, seine Imagination höchst möglich steigen zu lassen, um eine Höhe zu erreichen, die eine große Uebersicht gestattet, denn auf der höchsten muß doch alles gut erscheinen, weil im Ganzen alles gut ist.“ *)

Der schmachvollste Friede war geschlossen; Preußen war nur noch ein halbes Königreich. Der uns fast zur Natur gewordene Glaube an Friedrich II. Weisheit und Glück und der daraus entstandene Stolz machten es uns unausstehlich, einen andern das ausrichten zu sehen, wozu wir eigentlich Preußen nur allein berechtigt glaubten und wozu wir es fähig fühlten. So erklärt sich der Haß gegen den Welteroberer. „In der Ueberzeugung, sagt Scheffner, eines bloß durch Erbärmlichkeit und Ungeschicktheit verfehlten Glücks liegt eine so einleuchtende Demüthigung, daß man sich nicht anders als durch Haß und Verleumdung des Demüthigers zu legitimiren und zugleich zu rächen sucht. Ein heimliches Gefühl des Unrechts,

*) Von dieser schönen und erhabenen Idee beseelt, schrieb Scheffner den 28. Juni auch sein Gedicht: „An den C. R. N(icolovius),“ das in dem August-Heft 1807 der von seinen jugendlichen Freunden Ferdinand von Schrötter (starb den 15. August 1863 zu Marienwerder) und Max von Schenkendorf hier herausgegebenen Zeitschrift Vesta S. 165—169 abgedruckt ist.

das man in solchem Fall begeht, sich aber selbst zu verbergen und abzuleugnen sucht, scheint die Hauptquelle dieses Hasses und dieser Verleumdung zu sein. Stolz und Empfindung erlittener wirklicher Verluste kommen noch dazu und erklären manches höchst unanständige Urtheil über Napoleon. Nur wundern muß man sich, daß die wunderbaren Wirkungen rasch angewandter Intelligenz bis jetzt keinen dahin gebracht haben, gerecht zu sein und klüger zu werden. In der Zwecklosigkeit, Unselbstständigkeit des preußischen Hofes und in der abscheulichen Verfahrungsart der Russen liegt der Grund der tiefen Erniedrigung, die Napoleon ausübt, und die meiner Ueberzeugung nach durchaus hätte vermieden werden können. Wenn die Welt im Großen aber nicht dabei gewänne, würde sie im Rath der Vorsehung ihm gestattet sein? Wer weiß, wie lange man in Preußen auf das Edikt vom 9. Oktober 1807 noch hätte warten müssen? Die häßlichsten Nachtheile des Tilsiter Friedens liegen theils in der Uebereilung derer, die die erste Hand dazu geboten, theils in der Unfähigkeit der Unterhändler und derer, die ihn durch Conventionen balhornisirten."

Von den Russen, den sogenannten Beschützern Preußens hatte Scheffner nur eine geringe Meinung; aber ebenso wenig mochte er die Engländer zu Schutzengeln Preußens. „Weh' dem Lande, schreibt er den 20. Juni 1807, dessen Alliirte Russen und Britten sind, erstere werden aus nationaler Rohheit, Hang zu Raub und Betrug es mit Elephantenfüßen zertreten, die andern nur auf eigene Handelsvortheile höchst monopolistisch bedacht ihm höchstens einige Hülfsalmosen baar zuwerfen, übrigens sich der Staatskrankheit jedes fremden Landes freuen, sobald sie hoffen zu seiner vielleicht unmöglichen Cur Arzneien für recht hohe Preise zu liefern."

Viel schärfer als es hier geschehen, spricht Scheffner seine Ansicht von dem großen Unglück und der noch größeren Unglücksverschuldung in seinen um jene Zeit entstandenen politischen Gedichten aus, von denen wir schon einige kennen gelernt haben. Ob diese Zeit-Gedichte je erschienen sind? Es ist mir nicht möglich gewesen, diese Frage zu beantworten. Nach einzelnen schriftlichen Aeußerungen Scheffners scheint Fr. Nicolovius, sowie er den Druck der Biographie Scheffner's besorgte, auch den der Gedichte aus den Jahren 1806—1816 noch bei ihres Verfassers Lebzeiten übernommen zu haben, und zwar, wie dort, mit dem Versprechen, kein Exemplar vor

dem Tode des Verf. ins Publikum kommen zu lassen. „Die während des Aufenthaltes des Hofes in Preußen gemachten Verse hatte sich die Frau Kammerherrin von Berg (die wohlbekannte Freundin und Biographin der Königin) mittheilen lassen und allem Vermuthen nach sind sie auch von der Königin gelesen, ohne daß letztere irgend eine Mißbilligung geäußert hatte." Daß diese Gedichte wirklich gedruckt worden, scheint bis zur vollsten Gewißheit aus einer Stelle eines Briefentwurfs hervorzugehen. Scheffner schreibt nämlich im August 1818 dem damaligen Kronprinzen, daß man ihm nach seinem (Scheffner's) Tode seine Gedanken und Meinungen über Manches im Dienst und auch ein Bändchen Gedichte zusenden werde. „Letztere hat bis pag. 127 Ihre hochselige allen Menschen unvergeßliche Frau Mutter in der Handschrift gelesen, ohne mir jemals einige Mißbilligung ihres Inhalts zu äußern." Ja es wird sogar in einer von Sch. selbst geschriebenen Ankündigung des Verlegers Nicolovius der Subscriptionspreis der Gedichte auf 16 Sgr. festgesetzt, der nachher um $1/3$ erhöht werden soll. Gerne hätte ich über diese Autor-Angelegenheit Sch.'s Gewißheit. Wer kann sie geben?

Den Inhalt dieser Gedichte betreffend unterschreiben wir gern und willig die Behauptung Sch.'s, daß seine Prosa sowohl wie seine Reime keinen Satz enthalten, zu dessen Aufzeichnung ihm nicht eine lebende Person oder ein Factum so lange gesessen habe, bis er's habe portraitiren können. Aber er portraitirt ohne zu schmeicheln, wie wir bereits gesehen haben; so auch in seinem Gedicht überschrieben: „Herzenserleichterung als am 25. Juni 1807 das Gerede ging vom Tode meines letzten alten Freundes des Generallieutenants von l'Estocq;" so auch in den Versen: „Als der französische Kaiser am 10. Juli 1807 nach Königsberg gekommen und die Stadt am Abend zu erleuchten befohlen war." Steins Wiedereintritt in den preußischen Staatsdienst begrüßt er in den Versen vom 27. September 1807: „An den Staatsminister Freiherrn v. Stein."

„Durch Mittelspielerei, durch Hülfsgeiz in Beschwerden,
Durch Carousselgeräusch auf löschpapiernen Pferden
Ist Preußens Staat zum Umsturz fast gebracht.
Schon sah der Patriot mit ängstlichen Gebehrden

Nur Irrwischlichter in der tiefen Nacht
Und keinen Stern: doch jetzt ist Hoffnung aufgewacht,
Du willst sein neuer Grund-, sein Eck- und Schluß-Stein werden
Und jener Schutzgeist, der uns oft schon angelacht,
Der uns durch Zeitgebrauch einst mächtig g'nug gemacht,
Hat uns noch nicht so ganz verlassen;
Denn er, er war's gewiß, der dich bewog,
Den Herrscherballast, der fast in den Grund uns zog,
Mit frischem Hebzeug anzufassen."

Steins dankende Antwort auf diese Begrüßung theilt Pertz in seinem Leben Steins II. S. 176 f. mit. Mit dem lebhaftesten und innigsten Interesse folgte er den neuen Einrichtungen, die Steins Andenken für ewige Zeiten zu einem segens- und ruhmvollen für Preußen gemacht haben; sein Gedicht: „die Aufhebung der Erbunterthänigkeit durch das Edikt vom 9. Oktober 1807" ist abgedruckt in den von Schenkendorf herausgegebenen Studien. Scheffner sandte dieses Gedicht handschriftlich mit begleitenden Versen „An den Geheimen Finanzrath Stägemann," worin er ihn auffordert, ein feurig Lied der himmlisch schönen Freiheit zu singen, die gewiß der Ode Lorbeerreiser so gut verdiene, wie jeder fremde Kaiser. Stägemanns Antwort darauf ist seine Ode „An einen Freund" Memel im Oktober 1807. Der vertrauteste Freund Sch.'s, Prof. Kraus, der durch seine staatswirthschaftlichen Lehren und durch seine Einwirkung auf die einsichtsvollsten Staatsmänner, die zum Theil seine Schüler waren, schon lange vorher für das Verständniß und die Empfänglichkeit der Entfesselung der Personen und Gewerbe redlichst gesorgt hatte, sollte nicht mehr miternten, was er gesäet hatte. Er starb fast 2 Monate vorher den 25. August und Scheffner schrieb zu seinem Andenken eine „Rapsodie", abgedruckt in der hiesigen Morgen-Zeitung 1807, Nr. 26. „Kraus war ein vortrefflicher Mensch, heißt es in Scheffners Leben, mit sich selbst ganz im Reinen, und daher auch so klar in allem, was er sagte. In der neuesten Zeit wäre vieles anders gegangen, wenn er sie erlebt hätte; durch seine anspruchlose Weisheit wäre gewiß mancher vorschnellen Unweisheit vorgebeugt worden." Bei der von dem Oberpräsidenten Hans v. Auerswald, dem gemeinschaftlichen Freunde Scheffners und Krausens, besorgten Ausgabe der Staatswirthschaft des

letztern (Königsberg, bei Fr. Nicolovius 1808) hatte Scheffner einen nicht geringen Antheil; auch der Vorbericht, unterschrieben „der Herausgeber" ist nicht von Auerswald, sondern von Scheffner. Es darf hier nicht übergangen werden, daß Scheffner selbst bereits im J. 1803 gemeinschaftlich mit einem uns bis jetzt unbekannten Freunde als Schriftsteller für dieselbe Erbunterthänigkeits-Angelegenheit aufgetreten war, worüber gerade damals auf Königlichen Kabinetsbefehl Verhandlungen mit den preußischen Ständen eingeleitet wurden. Die Schrift erschien anonym und führt den Titel: „Ueber die Aufhebung der Erbunterthänigkeit in Preußen." (Königsberg 1803, gedruckt und verlegt von Heinrich Degen. 8.) Und abermals ergriff er als Publicist die Feder und belehrte unter anderm das Königsberger Publikum in der Hartung'schen Zeitung über die Abschaffung der Patrimonial-Jurisdiction. (s. „Merkwürdige Unterredung" in der genannten Zeitung 1808. Nr. 84.) Daß Stein auch Scheffners Rath in so wichtigen Dingen befragte und benutzte, geht aus einzelnen Andeutungen in des erstern Biletten an letztern hervor; so schickt der Minister ihm Anlagen zum Durchlesen zu und bittet ihn, ihn zu besuchen, um über ihren Inhalt zu sprechen; so erbittet er sich von ihm Hoffmann über das Zunftwesen und falls er noch etwas über die Taxen der nothwendigen Lebensmittel habe u. s. w.

Während der Hof sich in Memel aufhielt, ganz vorzüglich aber seit seiner Ueberfiedelung nach Königsberg blieb Sch. durch mancherlei Beziehungen mit der Königl. Familie in einem vertraulichen Verhältniß, und durfte sich, Dank seiner dem Königlichen Paare zusagenden Originalität, manches freie und ernste Wort erlauben. Der damalige Erzieher des Kronprinzen, Fr. Delbrück, stand mit Scheffner in persönlichem und brieflichem Verkehr, und dieser ließ es an zweckmäßigen pädagogischen Winken für jenen nicht fehlen; so hatte er ihn zu rechter Zeit an Télémaque erinnert und Delbrück schreibt seinem väterlichen Freunde aus Memel den 17. Januar 1807, daß der Kronprinz sehr viel Geschmack daran finde; einen glücklichern Zeitpunkt hätte er nicht wählen können. „Wie vieles von dem was Telemachs Gemüth bewegte, hat der Prinz in den jüngsten Monaten seines Lebens selbst gefühlt, beim Anblick der Natur, beim Umschauen in der moralischen Welt; welches beides ihn umgeben hat und

und umgiebt in furchtbaren Scenen und dann auch wieder in tröstenden und erfreulichen Auftritten!" Auch auf den Abbé de la Tour macht ihn Scheffner als eine passende Lectüre aufmerksam und Delbrück bittet ihn, ihm das Buch zu schicken. Durch Delbrück übersendet der „Nestor Preußens" dem Kronprinzen ein den 24. Januar 1807 zur Feier des großen Gedächtnißtages des unerreichten Ahnherrn verfaßtes Gedicht „An den Kronprinzen von Preußen Friedrich Wilhelm," eine Art Vision, deren tiefgefühlte prophetische Worte der Kronprinz mit Andacht anhörte, aber wohl nicht ganz verstanden haben mag. Friedrich der Gr. ist Scheffners Lieblingsthema, auf das er wiederholt zurückkommt in seinen Briefen an den Kronprinzen, in seinen Gedichten und in seinen eindringlichen Vorträgen an den preußischen Gedenktagen, deren damals weit mehr gefeiert wurden, als jetzt. Diese Begeisterung Scheffners für den großen König schreibt sich noch aus früher Zeit her, aus der Zeit seines Kriegs- und Dienstlebens, und erkaltete selbst dann nicht, als er wegen einer Kränkung der Beamtenehre, die die andern Kriegsräthe ruhig einsteckten, seine Entlassung nahm, und der König sein Gesuch um eine kleine Pension mit jenen bekannten Worten seiner eigenhändigen Marginal-Resolution abschlug:

„Mihr Müste der Teufel plagen das ich en Kriegsraht pension gebe da noch So vihl brav officiers ohne versorget Seindt die 200 Thlr. wehre einem Invaliden officier zu verm. Frch."

Des Kronprinzen richtige Erziehung liegt Scheffnern sehr am Herzen und mehrmals dreht sich die briefliche Unterhaltung zwischen Delbrück und Scheffner um „diesen Knaben der Hoffnung und des Trostes." „Er weiß alles, alles," schreibt Delbrück aus Memel den 11. August 1807, „ich verhehle ihm nichts in den einsamen Stunden, die wir mit einander verleben. Er weiß alles und hat alles schmerzlich beweint; aber sein Muth ist stets unerschütterlich und sein Frohsinn unverwüstlich. Um Ihnen jedoch wie in einem Spiegel zu zeigen, wie die gesammte Gemüthsstimmung in ernsten Augenblicken sich artet, mag dies Eine und für Sie hier stehn. Neulich, als er den Inhalt des Friedens ziemlich kannte, und unter uns beiden die Rede war von der Möglichkeit eines Friedensfestes, woran er übrigens nicht wollte, und von einer Predigt, die dabei würde gehalten werden, legte ich Ihm, um Ihn entscheiden zu hören, etwa vier Kernsprüche

der Bibel vor, und er entschied sich für Psalm 97, 11: „Dem Gerechten wird immer das Licht wieder aufgehen, und Freude den frommen Herzen." — Ich denke, es war nicht übel gewählt und ist ein Wahlspruch der jetzigen Zeiten werth. Denn Ihnen, der Sie mich näher kennen, darf ich nicht erst sagen, daß in dem Tugendregister eines Gerechten, meiner Scala nach, Kraft und Thätigkeit obenansteht, und ein auf strenge Pflichterfüllung sich gründender Glaube an den Sieg des Bessern, durch welche Finsternisse und Dunkelheiten die Wohlfahrt der Menschheit sich auch, selbst Jahrhunderte durchwinden mag, das Ein und Alles der Frömmigkeit ist, als worin die Anbetung des Göttlichen liegt und enthalten ist."

Auch für die Lektüre der Königin, wie vieler anderen Damen und Herren am Hofe hat „der ehrwürdige und vortreffliche Scheffner", als welchen ihn die Königin „herzlich grüßen" läßt, von Königsberg aus zu sorgen.

Uebrigens ist er durchaus nicht erbaut von der „kleinstädtischen Hofhaltung" in Memel und tadelt sehr heftig in einem Schreiben an Delbrück vom 3. Novbr. 1807 (das ihm dieser aber zurückschickte) „die Unthätigkeitssucht des Königs, der aus lauter Vorliebe zum bürgerlichen häuslichen Leben zwar nicht sach- aber unsäglich menschenscheu sei und in dessen Umgebung selbst Steine zu Torfziegeln erweichen zu wollen scheinen." Er meint, die Königin allein besäße alle Eigenschaften, den König dem Kirchengebete gemäß zu weisen Gedanken und heilsamen Rathschlägen aufzumuntern; „das Königthum ist ein Ding, dem Gewalt angethan werden muß, wie Christus vom Himmelreiche sagt — und könnte diese Gewalt sanfter, erfolgsicherer ihm angethan werden als durch die Hand einer so liebenswürdigen Königin, die so lange einen Verrath an ihrer eignen Liebenswürdigkeit begeht, als sie fortfährt ihre Begriffe von Popularität beizubehalten, die von den meisten mißverstanden und nur zu oft gemißbraucht werden."

Von dem glühendsten Gefühl für das Wohl und die Ehre seines Vaterlandes getrieben hatte der 72jährige Greis in seinen Versen „An die Königin" das große Werk, den Staat aus seiner Ohnmacht zu erwecken, in ihre Hände gelegt. Delbrück gab aber die Verse nicht ab, weil sie ihm keine günstige Aufnahme zu versprechen schienen und meinte,

Scheffner sehe zu schwarz, weil er nur durch die Brille derer sehe, die hier in Königsberg „an der Spitze der Geschäfte stehen und ein Talent haben zu verkleinern und anzuschwärzen." Nach Eingang der Delbrückschen Antwort schrieb Sch. den 21. Novbr. blos folgenden Brief an die Königin, den ihr der Prinz Hohenzollern abgab.

„Allerdurchlauchtigste, Großmächtigste Königin,
Allergnädigste Königin und Frau!

Bei Höfen fehlt es zwar nie an Stoff oder Vorwand zum Lachen und Auslachen, könnt es aber wohl einen rechtmäßigern geben als meine Empfehlung eines Prinzen von Hohenzollern in Ew. Königl. Majestät ganz vorzügliche Obhut? Seine Anhänglichkeit an das Königliche Preuß. Haus, und seine leidenschaftliche Vorliebe für sein Metier haben ihn zwar schon öffentlich ausgezeichnet, aber außer diesen Verdiensten hat er auch eine Frau, die ein so liebes mit aller Anhänglichkeit an ihren Mann ausgerüstetes Wesen ist, daß sie ein Mitglied des Ordens zu werden verdient, von dem Ew. Königl. Majestät geborne Großmeisterin sind; und die, wenn der Prinz sich aus seiner jetzigen höchst unangenehmen Läge mit Durchschwimmen retten wollte, im Nachschwimmen vermuthlich untergehen würde. Bedarf es noch mehrerer Gründe bei Ew. Königl. Majestät, um diesem Paar zu einem sichern Aufenthalt auf festem Lande zu verhelfen?

Sollten Ew. Königl. Majestät über dieses ungebetene Vorwort nicht genug gelacht haben, so folgt hier noch eine Bitte, zu der ich fast noch weniger Recht und keine andere Veranlassung habe als den brennenden Wunsch, daß Ew. Königl. Majestät alle preußischen Herzen so gewinnen möchten, wie es mit dem meinigen der Fall ist. In verschiedenen Briefen eines Strelitzer Graukopfs hab ich Sie den Engel nennen gehört. Sollte es diesem Engelthum gefährden, wenn Sie sich wieder zur Bewohnung der alten Burg entschlossen, in der der erste preußische König geboren worden? Sollte es nicht vielmehr löblich und billig sein ein mißbrauchtes Heiligthum durch rechtlichen Gebrauch wieder zu heiligen?

Ziehen Ew. Königl. Majestät also zu uns zurück, sollt' es Ihnen auch persönlich ein wenig sauer werden. Meine lange Bekanntschaft mit dem Landesdienst und meine unauslöschliche Liebe zu ihm erlauben mir nicht die Nachtseite zu verkennen oder zu verhehlen, die für die Regierungsge-

schäfte aus dem Aufenthalt auf der äußersten Reichsspitze erwachsen. Welch ein Heil würde dem Lande widerfahren, wenn zufolge der Meinung, daß das Böse gern die nahe Nachbarschaft des Guten vermeidet, durch Ew. Königl. Majestät Etablirung in unsrer Stadt die Franzosen zum Weiterziehen genöthigt würden, da ohne dieses nichts zum wahren Landesbesten angefangen, viel weniger vollendet werden kann. O entschlösse sich doch der König ein: „Hebe Dich weg ꝛc." von der Zinne unseres alten Schlosses auszusprechen!"

Gern fiel ich Ew. Königl. Majestät zu Füßen und stünde nicht eher auf bevor nicht der Befehl zur Herreise ertheilt wäre, die eine Hauptvorkehrung zum Ersatz des wahrlich im Belagerungszustande sich befindenden Preußens sein würde.

Verzeihen Ew. Königl. Majestät meinem hohen Alter die Dreistigkeit mit der ich mein Befremden bekenne, daß ein so kindlich reines kluges, jeden gewinnendes Gesicht, wie Ihr königliches ist, nicht alles von Ihnen entfernt, was der Reinheit, Klugheit und Wahrheit nicht zuspricht oder von ihren thätigen Aeußerungen abhält?

O Königin, geliebte Königin,
Willst Du nicht auch, daß in den Zeitgeschichten,
Die Ruhmverlust und Ruhmgewinn
Den Fürsten nach Gebühr entrichten
Von Preußens schönster Königin
Die Kindeskinder jubelnd lesen,
Sie sei an äußerm Reiz Marien gleich gewesen
Und auch an jenem hohen, biedern Sinn,
Um den, wenn man auch nicht Roms Glauben anerkennet,
Sie jeder gerne Himmelskönigin und gerne Mutter Gottes nennet.
Streb' nach dem höchsten Krongewinn,
Er ist gewiß noch zu erstreben,
Hauch alles an mit Geist zu neuem thät'gen Leben,
Und werde Preußens Wunderthäterin!

Wer wird dann nicht gern zu solcher Lebensheiligen wallfahrten, Ihr Dank- und Lobopfer bringen, und Ihr die Ehrfurcht bezeugen, mit der ich ersterbe

Ew. Königl. Majestät

alleruntertänigster

Königsberg, den 21. Novbr. 1807. J. G. Scheffner.

Was Scheffner hier so dringend wünschte, wünschten gewiß alle und der Hof wohl am allermeisten, mit alleiniger Ausnahme des Königs vielleicht, der Memel, das ihm unter den damaligen drückenden Verhältnissen mehr behagen mochte, als die große geräuschvolle Hauptstadt, erst dann zu verlassen wünschte, wenn Berlin und das Land zwischen Oder und Elbe von den Franzosen geräumt sein würde. „Wir wünschen alle nach Königsberg, schrieb Stein an Scheffner den 9. October, um wieder mit gebildeten Menschen in Berührung zu kommen und haben Pläne, die Königliche Familie in das Krügersche Haus zu etabliren und Ew. Wohlgeboren zu vertreiben.“ Auch war der kleine Ort viel kostspieliger, und von dem fernsten Grenzorte aus das Reich zu regieren höchst unbequem. Der König willfahrte endlich dem allgemeinen Wunsche. Der Hof traf am 16. Januar 1808 hier ein und wurde mit herzlicher begeisterter Liebe empfangen.

Ueber den Rang der Wissenschaften unter einander und über das Verhältniss aller zu der Philosophie.

Ein Vortrag gehalten an Kant's Geburtstag, den 22. April 1835 in der Kantgesellschaft zu Königsberg

von

F. W. Bessel.

(Bisher ungedruckt.)

Aufgefordert ein Paar Worte zum Besten zu geben, bitte ich um Entschuldigung wegen der Unterbrechung besserer Unterhaltungen. Daraus, daß diese Aufforderung an mich gelangt ist, geht hervor, daß nicht von Philosophie geredet werden soll; denn daß Niemand weniger davon reden kann als ich, ist so bekannt, daß ich nicht fürchte, Einer von Ihnen werde etwas erwarten, was ich nicht leisten kann. Es ist auch mit der Philosophie wie mit der Tugend: man soll sie besitzen, aber nicht davon reden.

Ich will ein Paar Bemerkungen über den Rang der Wissenschaften unter einander, und über das Verhältniß aller zu der Philosophie versuchen.

Wo ist aber das Maaß, nach welchem der Rang der Wissenschaften gemessen werden soll? — Der Nutzen der Wissenschaften für das Leben ist nicht das Maaß, denn er ist ihnen völlig fremd und wird bei ihrer Verfolgung nie beabsichtigt; jede strebt ihrem eigenen Ziele zu und muß durchaus dagegen protestiren, nach Einflüssen, welche sie haben kann, beurtheilt zu werden. Es kann allerdings der Zweck der Beschäftigung mit einer Wissenschaft sein, darin Kräfte aufzusuchen, welche nach Außen wirken; allein dieses Bestreben, welches die Wissenschaft als gemacht voraussetzt, ist nichts anderes als die Verwendung eines erworbenen Vermögens, nicht seine Vermehrung. Habsucht ist, um im Bilde zu bleiben, der wesentliche Charakter des wissenschaftlichen Strebens; ob das Gold, was sie zusammenzuhäufen sucht, zu gangbarer Münze ausgeprägt ist, oder nicht: ist ihr gleichgültig. Die Wissenschaft würde die beste sein,

welche die reichsten Adern auszubeuten darböte; aber da bisher alle, bei ordentlicher Betreibung des Bergbaues, wenigstens eben so viel geliefert haben, als die Mexicanischen Gold-Minen dem Elberfelder Verein, so ist Niemanden zu rathen, daß er eine derselben verachte. Wo der Erfolg bisher am kleinsten gewesen ist, da kann er in der Folge am größten werden. Sie wissen, daß so ein kann unschätzbar ist, und daß man es dem ist gleichschätzen kann. Nachdem Newton das Weltsystem erklärt hat, ist klar geworden, daß die vorher arme Astronomie ihren Schatz unter der Erde liegen hat. Lagrange pries Newtons Glück, das Weltsystem noch unerklärt vorgefunden zu haben.

Wenn ein Rang unter den Wissenschaften nicht durch äußere Einflüsse, und nicht durch erworbenen Besitz begründet werden soll, was kann ihn dann begründen? — oder ist gar keiner vorhanden? — Ich sage unbedenklich es ist einer vorhanden, zweifle auch nicht, daß wir uns darüber vereinigen werden. Wenn eine Wissenschaft in dem Besitze eines Mittels wäre, die Kraft des menschlichen Geistes zu potenziren, oder über ihr natürliches Maaß hinauszubringen; so würde sie dadurch den Rang vor einer andern, welche diesen Besitz entbehrt, erlangen. Ist aber ein solches Mittel gedenkbar? — Ja! es ist gedenkbar, denn es ist vorhanden. Die mathematische Analyse ist dieses Mittel. Ihr eigentliches Wesen ist die Sprache, welche sie redet und schreibt, welche dermaßen vollkommen ist, daß sie jeden Gedanken über Zahlen und Größenverhältnisse, durch einige Buchstaben oder Zeichen, so fest halten kann, daß er sich in einen Besitz verwandelt, dessen Erwerbungsart, sobald er Besitz geworden ist, gänzlich vergessen werden kann. Man kann also eine Sammlung von Gedanken anlegen und sie zu beliebigen Zwecken verwenden, ohne mehr dabei zu thun, als der reiche Mann, der sein erworbenes Vermögen wieder ausgiebt. Allein da die schon erlangten Stücke des Besitzes nicht mehr Kraft zu ihrer weiteren Erhebung erfordern, als ihre Zusammentragung erfordert hat, so liegt am Tage, daß man sie aufeinanderbauen kann, und daß sie also zu einer Höhe gebracht werden können, welche über die unmittelbare Wirkung der menschlichen Kraft hinausgeht, vorausgesetzt, daß schon die erste Anwendung derselben an ihre Grenze streifte. Es ist so gar nicht mehr Kraft erforderlich, eine dritte Schichte

auf die zweite zu legen, eine vierte auf die dritte u. s. w. — Um ein leider! neues Wort anzuwenden „die Gedanken pfeilern himmelan. —“ Man sieht solche Pfeiler nicht in ein Paar Büchern des Euclid und noch viel weniger in schlechten Lehrbüchern über Algebra, welche die Schultische bedecken, man sieht sie aber aufgeführt in Newton's principiis Philosophiae Naturalis, in Lagrange's Mécanique Analytique und an noch einigen andern Orten, zu welchen der Zutritt eben so frei ist, als zu den Pfeilern der Marienburg. — Es ist also kein Zweifel über die Möglichkeit einer Himmelsleiter für den menschlichen Geist. Der menschliche Geist wird nicht stärker durch die mathematische Analyse, aber er kömmt dadurch höher hinauf. — Ich erhebe also nicht die Analysten über Andere, welche es nicht sind, ich erhebe aber die Analyse und ertheile ihr so lange den Rang über andere Wissenschaften, bis nachgewiesen wird, daß noch ein zweites Mittel vorhanden ist, Gedanken in Bausteine zu verwandeln.

Bis dahin bleibt die Analyse die Königin der Wissenschaften, sie herrscht über einen ganzen Welttheil derselben. Astronomie, Physik und Chemie sind ihre Vasallen geworden. Sie befinden sich gut dabei, bewachen aber ihre Grenzen scharf und lassen Niemand eindringen, der nicht der Königin huldigt. Das Signalement, welches den Einlaß zur Folge hat, ist mit einigen x und y bekritzelt, wer mit einem andern kömmt, welches ihm in andern Welttheilen freudige Aufnahme bereiten würde, wird ohne Gnade abgewiesen. Diese Strenge hat Repressalien hervorgerufen: wer ein Signalement voll x und y hat, wird aus anderen Gebieten herausgewiesen. Unterschleife kommen wohl vor, das Signalement wird gestohlen u. dgl., aber sie schaden und nützen nicht.

Die rein beobachtenden Naturwissenschaften leben wieder auf einem Welttheile zusammen. Sie sind toleranter, auch noch nicht einig darüber, was heilsame, was verderbliche Lehre ist. Man hört bei ihnen prosaische Rede und Gesang, sieht verständigen Gang und üppigen Tanz. — Die Geschichte nimmt einen dritten Welttheil ein, der aber viel wüstes Land enthält, auf welchem man, in der Folge, Früchte aus den andern Welttheilen angebaut zu sehen hofft. — Die Sprachkunde hauset in einem vierten Welttheile, der übervölkert sein soll, in welchem aber das Volk lieber verhungert als auswandert; stellenweise ist sein Boden fruchtbar und

unfruchtbar; an einigen Orten wird Waizen gebauet, an andern wächst nur Windhafer.

Doch genug des Scherzes! — ich habe die Philosophie nicht vergessen, wenn ich sie nicht zu den Wissenschaften gezählt habe. Ihr Geist schwebt über dem Wasser. Sie ist überall. Nicht im alleinigen Besitze des Heros, dessen Andenken wir heute feiern, sie ist in der mathematischen Analyse, in der Ergründung der Natur, in der Geschichte, in der Rechtskunde, in der Sprachkunde, sogar in der Gottesgelahrtheit, trotz seiner Versuche, sie hier zurückzuweisen. Sie ist überall, und das ist ihrer Natur gemäß. Einen ausschließlichen Wohnsitz kann sie nicht haben, weil sie alle Rechte darauf an die Wissenschaften abgetreten hat und weil sie weit entfernt ist, diese verdrängen zu wollen. Friedlich wohnt sie sich bei ihnen ein, und wenn zuweilen Lärm auf den Straßen entstanden ist, und mit der Vertreibung fleißiger Ackerleute gedrohet wurde, so geschah dieses nicht durch Philosophen, sondern nur unter ihrem Paniere, dessen Träger eben so wenig Philosophen waren, wie die Halsabschneider in Frankreich Beförderer des Menschenwohls. Wenn Kant noch unter uns wäre, so würde man sagen können:

„Der Leu mit Gebrüll, richtet sich auf, da wurd's still."

Er selbst würde vermuthlich gesagt haben: ich habe keinen Besitz und will keinen; ich habe nur mit Gedanken zu thun, nicht mit Resultaten; wollt ihr Resultate, so sucht sie anders wo, wo ihr zugleich auch die Gedanken kennen lernen könnt, welche zu den Resultaten geführt haben; wollt ihr aber Gedanken, ohne vorangehenden oder unmittelbar daraus folgenden Besitz eines Materials, so könnt ihr sie nur in der Philosophie finden. — Daß Kant eben so geredet haben würde, veranlaßt mich Lagrange zu glauben; denn wenn einer ihn um Rath fragte, wie er die Analyse studiren solle, so antwortete er: „die großen Tractate über Analyse sind unnütz, studirt sie in ihren Anwendungen." — Der Mann war ein eben so großer Heros in der mathematischen Analyse, wie Kant in der Philosophie; er hat auch große und unsterbliche Arbeiten in der reinen Analyse gemacht, wie dieser in der Philosophie. — Ich denke, der Eine wird es nicht übel nehmen, wenn man ihm eine Aeußerung des Andern in den Mund legt.

Alt-England und Alt-Preussen

von

A. Horn.

Oft pflegen die Handelsbeziehungen zwischen einzelnen Personen wie ganzen Völkern unstät zu wechseln, und nur starkes gegenseitiges Bedürfniß und in guten wie in bösen Tagen erprobtes Vertrauen vermag eine dauernde Verbindung zwischen ihnen herzustellen. Ein solches altehrwürdiges Band knüpft unser Vaterland, welches nach einander Hanseaten, Holländer, am Anfange des 17. Jahrhunderts auch Italiener kommen und gehen sah, an das praktische Volk der Engländer.

Vor tausend Jahren landeten Other und Wulfstan an unserem Gestade, kamen nach Truso (Preuschmarkt), damals einem bedeutenden Handelsplatze, und statteten ihrem Könige Alfred einen ausführlichen Bericht über unser, zum Handelsverkehr damals gewiß wenig einladendes „Estenland" ab, welcher Alt-England und Alt-Preußen mit einander bekannt machte. Der Zufall wollte, daß den beiden Entdeckungs-Reisenden gerade das unserm Vaterlande eigenthümliche Produkt, welches den Namen desselben schon bei den Völkern der alten Kulturwelt berühmt gemacht hatte, der Bernstein, unbekannt blieb, und dies scheint der Grund zu sein, weshalb ihr Bericht von einem unmittelbaren praktischen Erfolge für uns nicht begleitet wurde.*) Erst in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts sind, wahrscheinlich in Begleitung ihrer alten Handelsfreunde, der Hanseaten, englische Kaufleute zu Handelszwecken in unser Land gekommen. Dies

*) Alte Zoll-Urkunden von 1243 und 1252 bei Voigt Codex dipl. I. S. 51 und 84 beweisen, daß Tuchwaaren, welche den ältesten, bis auf Eduards II. Zeit (1307) nachweisbaren Ausfuhr-Artikel Englands bilden, nicht von daher, sondern auf einem Landwege von Thorn über Gnesen nach Guben zu uns gebracht worden sind.

beweist einmal der Vorschlag, welchen die Holländer 1286 den Lübekern machten: den Engländern die Fahrt in die Ostsee gänzlich zu untersagen;*) sodann die eigene Behauptung der Letzteren, indem sie 1388 ihre „uralte Gewohnheit" in Preußen Handel zu treiben, geltend machen, und 1437 nachrechnen, daß sie eine gewisse Hafenabgabe, das Pfahlgeld, schon über 150 Jahre lang bei uns entrichtet hätten.**) Wohl werden daher jene Engländer des 13. Jahrhunderts noch Kulm in seiner Blüthe als erste und wichtigste Handelsstadt Preußens gesehen haben, wohl mögen ihre Schiffe bald nach 1253 durch die alte Brücke bei Memel gefahren sein! Gewiß ist es, daß sie Danzig schon vor 1337 mit ihren „Laken" (Tuchen) besucht haben.***) Aber welch ein Umschwung der Verhältnisse war in unserm Vaterlande seit Wulfstans Besuch eingetreten! Nach einem fünfzigjährigen Vertilgungs-Kriege waren die alten staatlichen und wirthschaftlichen Verhältnisse zerstört; Kolonisten aus der Mark, Sachsen und Schlesien hatten deutsche Sitte und deutsche Volkswirthschaft in den verödeten Boden gepflanzt, welche während des 14. Jahrhunderts in Land und Stadt reiche Früchte zu tragen begann, und Preußen seinem goldenen Zeitalter entgegenführte. Mit dem entwickelten Ackerbau und Handel war ein reichlicher Vorrath von Getreide und Holz theils selbst erzeugt, theils aus den slavischen Hinterländern beschafft worden, und damit das Austauschmittel gewonnen, welches England, von jeher ein getreidearmes und holzbedürftiges Land, zur Einfuhr der Erzeugnisse seiner Industrie anreizte. Da entwickelte sich jener anfangs unregelmäßige, dann Jahr ein, Jahr aus immer regelmäßiger gesteigerte und ununterbrochen wie ein breiter Strom bis auf unsere Tage fortgesetzte Verkehr, welcher Englands Bevölkerung den nothwendigsten Lebensunterhalt zuführte, seine Flotten bauen half, und unsern Vorfahren ein schönes Bekleidungsmaterial, uns selbst aber werthvolle Maschinen und Werkzeuge brachte. Nicht selten hat dieser Verkehr einen großen Aufschwung genommen. So kamen im Jahre 1390 Engländer und Franzosen mit 300 Schiffen, um hiesigen Bürgern und dem Hochmeister,

*) Lappenberg, Geschichte des Stahlhofes S. 37.

**) Hirsch, Handels- und Gewerbegeschichte Danzigs S. 100 und 112, beiläufig bemerkt, ein Buch, welches in kaufmännischen Kreisen die weiteste Verbreitung verdient.

***) Hirsch, S. 98.

welcher bekanntlich vielfach Handel trieb, bedeutende Mengen Korns abzuzukaufen.*) Hervorzuheben ist ferner die Periode von 1442 bis 1446,**) dann die Zeiten nach Verfall der Hansa, also nach 1585, wo die Engländer sich des preußischen Handels fast gänzlich bemächtigten,***) und endlich die besonders erfreuliche Gegenwart. Wenn auch einzelne Handelsverbote, z. B. 1404, 1410 und 1436 vorübergehende Unterbrechungen verursachten; wenn auch 1411 „das lant zu Prüszie von dem kouffman nicht gesucht wart dorch der moncze wille, die gar geringe wordin was;"†) wenn auch die Navigationsacte und neuerdings die Continentalsperre diesem Verkehre manche Nachtheile zufügte, so vermochten alle diese Störungen doch nicht, wie man wohl fürchtete, den englischen Handel von uns ab- und nach den Obermündungen hinzuleiten, vielmehr deuten die noch heute vielfach durch ganz Altpreußen verbreiteten englischen Familiennamen auf eine rege Fortsetzung dieser Beziehungen hin. Ja selbst für die Zukunft scheint trotz der Concurrenz, welche Rußland und Nordamerika unserer Getreideausfuhr nach England machen, eine Abnahme dieses Verkehrs nicht bevorzustehen, im Gegentheil möchte unter allen Provinzen der preußischen Monarchie gerade unser engeres Vaterland der nahegelegenen polnischen Hinterländer wegen eine vorzüglich geeignete Station für den englischen Handel, namentlich mit Bezug auf das Holzgeschäft verbleiben. Diese Hoffnung erscheint um so berechtigter, als die zur Zeit herrschenden völkerrechtlichen Grundsätze manche Gefahren, welche den Handelsbeziehungen ehemals drohten, völlig beseitigt, und unsere dem Freihandelssysteme immer mehr zuneigende innere Gesetzgebung so manche Schranke, welche unsere Vorfahren im angeblichen Interesse des Landes ziehen zu müssen glaubten, gehoben und damit eine naturgemäße, ewigen Gesetzen folgende

---

*) Lucas David, Buch 7. S. 211, offenbar dasselbe Faktum, welches Schütz Blatt 88 ins Jahr 1392 verlegt. Sie zahlten dem Bürger à Last 9 Mark — 42 Thlr., dem Hochmeister 12 Mark. Da in England nach Adam Smidt I. S. 469 damals der Quarter 1 Pfd. Strl. 13 Schll. kostete, also etwa auf dem Durchschnittspreise der letzten 50 Jahre vorher stand, so kann auf englischer Seite in dem Faktum nichts Ungewöhnliches gelegen haben.

**) Hirsch, S. 114.

***) Sammlung einiger Denkwürdigkeiten von Memel. S. 66.

†) Lindenblatt, pag. 289.

Entwickelung unserer Volkswirthschaft ermöglicht hat. Was halfen vordem Handelsverträge, wie die zwischen Preußen und England am 21. August 1388 und 4. Dezember 1409 abgeschlossenen: man achtete in jenen Zeiten roher Gewalt wenig auf Recht und Gesetz, und wenn einmal in den vielfachen englischen Kriegen ein neutrales preußisches Schiff gekapert wurde, wenn die Eifersucht hiesiger Handelsherren auf das Gedeihen der englischen Unternehmungen bei uns einen schelen Blick warf, so wurden hüben und drüben vielfache Repressalien an Unschuldigen geübt, und mehr als einmal*) ist den angesessenen englischen Kaufleuten ihr Vermögen bei uns confiszirt worden, Fälle, welche heute unmöglich sind und uns die Wohlthat, welche im Rechtsstaate liegt, recht lebhaft empfinden lassen. Wahrlich, es gehörte der feste, ausdauernde Sinn, welcher dem Engländer wie jedem echten Kaufmanne eigen ist, dazu, um vor unserer ehemaligen Fremdengesetzgebung nicht zurückzuschrecken. Fremde durften nach alter hanseatischer Usance bei uns in keinen unmittelbaren Handelsverkehr untereinander treten, England mußte daher polnische Produkte ausschließlich von preußischen Unterthanen kaufen.**) Der Handel galt seit der Landes-Ordnung von 1309 für ein Monopol der Städte, und um an seinen Vortheilen Theil zu nehmen, mußten die Fremden, was Seitens der Engländer stets geschah, das Bürgerrecht gewinnen, und so an den städtischen Lasten mittragen. Sie durften zwar alle Waaren seewärts einführen, aber nur im Großen an die bevorrechtigten Bürger unserer Hafenplätze absetzen, und umgekehrt nur von diesen ihren Bedarf entnehmen. Obwohl ihnen Paul von Rußdorf 1426 den Detailhandel im ganzen Lande gestattet hatte, so wurden sie doch bestraft, wenn sie von diesem Rechte Gebrauch machten, und ihnen schon 1448 der Besuch der Jahrmärkte, mit Ausnahme des Walpurgismarktes zu Marienburg und des alten Dominikaner Ablaßmarktes zu Danzig, des Dominiks, verboten.***) Aber trotzdem haben sie,

---

*) Z. E. 1379, 1390, 1397, 1411, Hirsch, S. 46. 98. 104.

**) Alle diese Schranken wurden faktisch durchbrochen; die Engländer haben oft von Polen direkt Holz und Getreide gekauft, und sind mit Hilfe der Großen des Landes selbst in unsere exclusiven ehemaligen Kaufmannszünfte getreten. Manches Interessante über diese Schranken siehe bei Hirsch l. c. und von Brederlow, Geschichte des Handels der Ostseereiche, S. 71 ff. 168 ff. 259 u. a.

***) Hirsch, S. 55, 110.

namentlich vom Ende des 16. Jahrhunderts ab, nach Verdrängung der ihnen in dieser Beziehung concurrirenden Nürnberger den Detailhandel, besonders das Hausirgeschäft, so sehr beherrscht, daß unsere Vorfahren Jahrhunderte hindurch die Hausirer ausschließlich „Schotten" nannten, worunter man wohl alle Britten verstand. Noch heute erinnert an diese Bezeichnung der Ausdruck „Schott-Waaren-Handlung."*)

Die englische Einfuhr bestand vom 13. bis 18. Jahrhundert hauptsächlich in Tuchwaaren der verschiedensten Art, namentlich gröberer Gattung. Man hat berechnet, daß jährlich etwa 60,000 Stück (à 42 bis 44 Ellen) von England zu uns gebracht worden sind, wovon der vierte Theil fein war.**) Der Ordensritter hüllte sich in einen Mantel von weißem englischen Karsay, der Bürger kaufte sich für gewöhnlich ein Wamms von englischem Bonsart, von Dusinken***) oder gemeinem Karsay, den er zu Thorn oder zu Danzig in den englischen Kellern am Langenmarkt fand; der Landmann, welchem ein Konitzer- oder das graue Marienburger Tuch nicht mehr behagte, zog einen Rock von Lundischen Laken an, und englische Tuche, denen für den feineren Bedarf die niederländischen vorgezogen wurden, scheinen somit bei der überwiegenden Mehrzahl der Bevölkerung herrschend gewesen zu sein.†) Nachdem dieselben durch die einheimischen Tuche, namentlich aus der Mark, verdrängt waren, führte England, nie verlegen in seiner Produktion, in neuerer Zeit Stahlwaaren, Zinn, Kohlen, Maschinen und die in seinen großartigen Magazinen aufgestapelten Colonialwaaren bei uns ein. Es würde zu weit führen, wenn man in das Detail dieser einzelnen Artikel eingehen wollte; nur daran sei erinnert, daß die drei ersten preußischen Dampfböte, welche uns alle mit Freude und Stolz erfüllt haben, Kopernikus (1828), Schwalbe (1840) und Falke

*) Sammlung einiger Denkwürdigkeiten von Memel, S. 66, 217. Für das polnische Preußen gebot das 1636 wiederholte Edikt von 1552 „daß man nirgends, weder auf dem Lande noch in den Städten die umlaufenden Schotten und andere Paudelkrämer dulden oder leiden sollte." Preuß. Samml. I. S. 462.

**) Von Brederlow, S. 177. 259.

***) Eine Elle Dusinken kostete etwa 10 Sgr.

†) Allein in der Zeit vom 1. April bis 1. Dezember 1594 wurden in Elbing eingeführt ca. 6000 Stück Karsay, 2500 Stück Dusinken, gegen 8000 Stück Lundisch (Wand) im Gesammtwerth von ca. 500,000 Thlrn. Neue Preuß. Prov.-Bl. 1857. II. S. 143.

(1841) aus England stammten.*) Als Gegengabe hiefür hat England zu allen Zeiten außer Flachs, Garn und Hanf, besonders Weizen und Schiffsbauholz von uns empfangen. Von den zur Zeit der Hansa zu Danzig gewöhnlich aufgespeicherten 70 bis 90,000 Last Getreide,**) ging mehr als $^2/_3$ nach England, wie Danzig denn von jeher der Hauptausfuhrplatz für Weizen gewesen ist, und denselben fast ausschließlich nach England dirigirt hat. Im Jahre 1792 gingen von da ca. 10,000 Last Weizen in 35 Schiffen nach England und von den in demselben Jahre daselbst überhaupt abgeladenen 655 Schiffen führten 158 preußisches und polnisches Schiffsbauholz nach England.***) Aus Königsberg wurde von jeher weniger Weizen oder Holz ebendahin geschafft; dagegen gingen z. B. 1792 fast 20,000 Last Leinsaat und fast alles ausgeführte Garn, nämlich über 25,000 Schock, nach dem genannten Lande.†) Memel, welches nur durch den englischen Holzhandel groß geworden ist, führte 1783 allein für 279,000 Thaler Balken, etwa 20,000 Tonnen Leinsaat, 12,000 Stein Flachs und 17,000 Stein Garn nach England, und im Jahre 1788 gingen von überhaupt daselbst expedirten 811 Schiffen, 562 ebendahin.††) In den vier Jahren 1850 bis 1853 wurden von Danzig jährlich 500 bis 580 Seeschiffe vollständig mit Holz für England und zu einem kleinen Theile Holland und Frankreich, sowie von Memel 500 bis 758 große Seeschiffe fast ausschließlich für England befördert.†††) Welchen Aufschwung die Getreideausfuhr Preußens nach England in unserm Jahrhundert genom-

*) Neue Preuß. Provinz.-Bl. 1858 I. S. 41 ff.

**) Von Brederlow, S. 176.

***) Von Baczko Annalen 1793 S. 142. 146. 148.

†) Von Baczko daselbst I. Quartal S. 147.

††) Sammlung einiger Denkwürdigkeiten von Memel S. 148. 199.

†††) Schubert, Neue Pr. Provinz.-Bl. 1854 I. S. 282. cf. die „Denkschrift über Memels Seehandel vom Jahre 1862." S. 28. 37. 45. 47. 49. In den Jahren 1855 bis 1862 expedirte Memel jährlich durchschnittlich 950 Schiffe, darunter 608, also $^2/_3$ nach England. Um für den Hauptplatz Danzig die neuesten Angaben vollständig zu machen, sei angeführt, daß 1863 daselbst 3065 Schiffe ausgegangen sind, darunter 1355 nach England, 242 nach Dänemark &c. Nach England wurden in demselben Jahre verschifft: 55,688 Last Weizen, 1275 Last Roggen, 4600 Last Gerste, 7886 Last Erbsen; an Holz ferner: 208,081 fichtene Balken, 31,066 eichene Balken u. s. w. (Danziger Zeitung vom 7. Januar 1864. No. 2226.)

men hat, ergiebt sich daraus, daß aus Preußen und dem Danzig keineswegs erreichenden Stettiner Hafen

in den Jahren 1831 bis 1835	überhaupt	173,000	Quarter	Weizen	
1836 „ 1840	„	526,000	„	„	
1851 „ 1855	„	702,000	„	„	
1856 „ 1860	„	728,000	„	„	*)

dahin exportirt wurden und von den Hauptabnehmern unseres Getreides im Jahre 1861 England ca. 32,000 Last, meist Weizen, Holland ca. 20,000 L., halb Weizen, halb Roggen, und Norwegen nur ca. 10,000 Last fast nur Roggen bezog.

Ein klares Bild von der Wichtigkeit des englischen Handels für uns liefert endlich die Schiffs-Tabelle aus den Jahren 1860 und 1861. Nach den amtlichen Berichten unserer Handelskammern**) gingen

im Jahre 1860:

von Memel	964	Schiffe	ab,	davon	nach	England	590	
„ Danzig	2565	„	„	„	„	„	1267	
„ Stettin	1502	„	„	„	„	„	600	

im Jahre 1861:

von Memel	820	Schiffe	ab,	davon	nach	England	441	
„ Danzig	2646	„	„	„	„	„	1094	
„ Stettin	1909	„	„	„	„	„	554	***)

und in allen diesen Häfen prävaliren mit Ausnahme von Königsberg, welches an diesem Verkehre Theil zu nehmen bisher weniger Gelegenheit hatte, unter allen fremden Nationen die Engländer mit überwiegender Mehrzahl. Man wird auch ohne nähere Berechnung die Behauptung gelten lassen, daß unser Vaterland aus diesem Handel einen recht erheblichen materiellen Gewinn gezogen hat.†)

---

*) Königsberger Hartungsche Zeitung 1862. No. 70. Beil.

**) Zusammengestellt vom statistischen Bureau Bd. II. S. 87. Bd. III. S. 151.

***) Die Königsberger Berichte dieser Jahre geben darüber keine Auskunft, 1862 jedoch gehen von überhaupt 1949 Schiffen von zusammen 107,202 Lasten 479 Schiffe von 39,976 Lasten nach Großbritanien.

†) Von Brederlow, S. 177., berechnet den jährlichen Tuchumsatz der Engländer bei uns auf $2\frac{1}{2}$ bis 3 Millionen Thaler. Rechnet man die auf die Pfundzoll-Register gestützten Angaben bei Hirsch, S. 115. nach, so erhält man den Werth der

Ebenso bedeutungsvoll ist derselbe für unser sociales Leben geworden. Wenn unsere Vorfahren London besuchten, so wurden sie stets gastlich aufgenommen in dem großartigen Etablissement an der Thames-Street, dem bekannten Stahlhofe, in welchem die Hanseaten wie in einer kleinen Stadt unter selbstgewählten Vorstehern nicht nur ihren Handelsgeschäften nachgingen, sondern auch in geselliger Freude einen reichlichen Ersatz für des Tages Mühen und Sorgen fanden. Schon die am Eingange prangende Inschrift:

hic pax, hic requies, hic gaudia semper honesta!
Hier wohnt Friede und Ruhe, und Jubel ehrbarer Freude!

deutete auf den darin herrschenden Ton hin, und mancher Sohn Altpreußens mag in jenen großartigen Wintersälen, welche Holbein mit seinem „Triumpfe des Reichthums und der Armuth" schmückte, und in den anmuthigen Sommergärten desselben an edler Freude Theil genommen haben.*) Nichts war natürlicher, als daß die hiesigen Engländer, welche in unsern Artus- und Junkerhöfen keinen Zutritt fanden, einen ähnlichen Mittelpunkt ihres kaufmännischen und geselligen Lebens zu erlangen strebten. An demjenigen Orte, nach welchem wie Radien des Halbkreises nach dem Centrum fast alle unsere Verkehrsadern hinströmen, zu Danzig, erwarben sie 1411 das bis auf den heutigen Tag so genannte „Englische Haus" (am Langenmarkte), zogen mit Hab' und Gut hinein, und begannen nebst ihren Familien unter besonderen, von den englischen Königen bestätigten Aelterleuten ein Leben, wie es die Hanseaten im Stahlhofe führten. Aber die Danziger, auf das neuerworbene Corporationsrecht eifersüchtig, sperrten schon nach 4 Jahren den englischen Hof mittelst Ketten

englischen Ein- und Ausfuhr von 1250 bis 1437 auf 70 Millionen Pfd. St. oder jährlich im Durchschnitt fast 2 Millionen Thaler, was etwas zu hoch scheint, da die jährliche Ein- und Ausfuhr in der Regel nur auf 2 Millionen Thaler, 1409—1417 sogar nur auf 900,000 Thlr., 1446 freilich auf $3^3/_4$ Millionen Thaler zu veranschlagen sein dürfte. Der Gewinn des Einzelnen am Getreide oder Holz muß beträchtlich gewesen sein. Z. B. 1438 kostet zu Danzig die Last Weizen 36 Mark — 108 Thlr., in England 76 Mark 12 Skott ($229^1/_2$ Thlr.), die Seefracht à Last kostete 3 Mark 6 Skott (9 Thlr. $22^1/_2$ Sgr.), der Reingewinn an der Last Weizen betrug also ca. 60 Thlr.

*) Lappenberg, urkundliche Geschichte des hanseatischen Stahlhofes in London. S. 73 und 172.

und trieben seine Bewohner in die gemietheten Keller zurück.*) Für den unter denselben herrschenden freieren Umgangston scheinen die damaligen Danziger keinen Sinn gehabt zu haben; sie beschuldigten die Engländer vielmehr der Frivolität, und die Söhne unseres Venedig zogen es vor, ihre gesellige und politische Bildung lieber später aus Italien zu holen.**)

Eine freundlichere Aufnahme fanden die Engländer darauf zu Elbing, Danzigs ehemaliger Rivalin. Als Elbing im 16. Jahrhundert immer stärker zu sinken begann, etablirte sich im Jahre 1588 daselbst die „Englische Ostsee-Compagnie,"***) verhalf der Stadt zu ihrem alten Wohlstande, und wirkte daselbst in segensreicher Weise bis zum Jahre 1628, in welchem die Eifersucht der Danziger die Aufhebung derselben durch förmlichen Reichtagsbeschluß erwirkte. Während dieses 48jährigen Bestehens entfalteten die Mitglieder der Compagnie auf socialem Gebiete eine Thätigkeit, welche noch heute in der dankbaren Erinnernng der Nachkommen fortlebt. In den geselligen Kreisen Elbings mit offenen Armen empfangen, verbanden sie sich mit den Töchtern der Stadt, wählten daselbst einen bleibenden Aufenthalt und haben wesentlich dazu beigetragen, jenen durch den ehemaligen strengen Ständeunterschied disharmonischen Gesellschaftston abzuschleifen und zu veredeln. Die Namen Lambert, Achenwall werden stets mit großen Lettern in der Culturgeschichte unseres Vaterlandes prangen.

Jetzt, nach mehr als 250 Jahren richten Stammesgenossen solcher Männer wiederum ihren Blick auf unser Vaterland, und wenden ihre Mittel an die Herstellung eines Unternehmens, welches wir im Interesse Preußens lange und heiß ersehnt haben, aber trotz aller Anstrengung aus eigener Macht nicht zu Stande zu bringen vermochten. Nachdem sie den Anfang damit gemacht, unsere Schwesterstadt Memel, vielleicht Preußens günstigsten, aber durch Rußland fast abgedämmten Hafenplatz mittelst eines eisernes Bandes an uns zu knüpfen, beginnen sie mittelst einer Bahn Pillau-Lyk, deren Richtung commerzielle und volkswirthschaftliche Interessen aufs glücklichste verbindet, Ostpreußens Ackerbau und Handel eine neue,

---

*) Hirsch, l. c. S. 115.

**) Neue Preuß. Provinz.-Bl. 1847. II. S. 97. 217. ff.

***) Fuchs, Beschreibung Elbings Bd. I. S. 136. ff. Neumann in den Neuen Preuß. Provinz.-Bl. 1857. II. S. 141. ff.

starke Lebensader zu schenken. Die romantischen Gegenden des Mauer- und Spirdingssee's, deren Wirthschaftssystem seit Kurzem in eine andere Phase getreten ist, werden neues Leben empfangen und zu reichlichen Kornkammern Englands umgeschaffen werden. Möchten die so berechtigten Hoffnungen, welche sich an dieses Unternehmen knüpfen, zum Wohle des Vaterlandes, zum Gedeihen der Gesellschaft, bald und zu allseitiger Befriedigung in Erfüllung gehen!

Das Wahrzeichen der abgehauenen Hand.

(Ein Königsberger Rechtsalterthum.)

Ein Rechtsdenkmal der Vorzeit, einzig in seiner Art, hat sich zu Königsberg an einem Orte erhalten, wo man es am allerwenigsten vermuthen sollte. In dem großen Saale des Altstädtischen Gemeindegartens nämlich, der ehemals zu den Zusammenkünften und Festlichkeiten der Bürger vom Stande der Handwerker diente und gegenwärtig zu einer Restauration vermiethet ist, (Roggenstraße Nr. 42) findet man noch heute von Alters her eine eigenthümliche Warnungstafel ausgehängt. Es ist ein kunstloses altes Gemälde unter Glas und Rahmen, darstellend einen mit feuerrothem Ermel bekleideten Arm, die Hand mit einem Beile bewaffnet, welches eine andere auf einem Holzblocke liegende Hand abschlägt, und darunter mit den Reimversen:

„Gute Gesellschaft, gutes Bier
Man findet in dem Garten hier;
Wer Mannzucht hält und nicht gebricht,
Demselben guter Will' geschicht.
Ergötzlichkeit steht Jedem frei,
Doch daß man auch halt' Maaß dabei,
Kein Waffen zuck', der Freiheit schon,
Sonst ist, Hand ab, dein rechter Lohn."

Bei der Betrachtung dieses sonderbaren Denkmales drängt sich dem Beschauer unwillkürlich die Frage nach seiner Bedeutung auf. Unser Ge-

fühl sträubt sich, jene Androhung einer nach unserer Anschauung barbarischen Strafe für ernstlich zu halten, und man möchte glauben, daß die Strafe bloß in scherzhafter Weise angedroht gewesen sei, um vor Exzessen zu warnen. *) Dem ist jedoch nicht so. Vielmehr belehrt uns die Rechtsgeschichte, daß wir es hier in der That mit einer Strafandrohung zu thun haben, die vorkommenden Falles auch wirklich zur Ausführung gebracht wurde.

Denn, wie das Deutsche Recht des Mittelalters überhaupt für die auf unserer Tafel festgesetzte Strafe des Handabhauens bei Verwundungen vielfache Analogien darbietet, so war ein Gleiches im Altpreußischen Rechte insbesondere ausdrücklich anerkannt. Dasjenige Gesetzbuch nämlich, welches in Preußen seit dem Jahre 1394 der Rechtsprechung zum Grunde gelegt wurde, bekannt unter dem Namen des „alten Kulmischen Buches" oder des „alten Kulm", hat für gewisse erheblichere Verwundungen und Verletzungen die Strafe des Handabhauens. Dasselbe bestimmt an einer Stelle (III. 13): „Wird aber eine kampfwürdige Wunde [d. h. eine Wunde, beträchtlich genug, daß deshalb der gerichtliche Zweikampf gestattet wurde] gehauen oder geschnitten mit einem Messer oder mit einer anderen Mordwaffe: um die Wunde soll der Friedebrecher sich verantworten für die Hand", und ferner heißt es bald nachher an einer anderen Stelle (III. 15): „Verwundet ein Mann den andern mit zwei kampfwürdigen Wunden oder mehr, die an die Hand gehen [d. h. den Verlust der Hand als Strafe zur Folge haben], auf einmal, das ist mit einem Schlage, damit verliert er nur die Hand; hat er aber keine Hand, so soll man ihn verurtheilen zu einem halben Wergelde, das sind neun Pfund." Bis zur Evidenz aber wird die praktische Anwendung des fraglichen Rechtssatzes erwiesen durch einen Ausspruch des Kulmer Schöffenstuhles, der damals den obersten Gerichtshof für Preußen bildete. Dieser Ausspruch, auf Anfrage der Königsberger Schöffen ertheilt, lautet (in einer alten Handschrift der Gymnasial-Bibliothek zu Elbing, Nr. 9. auf Bl. 218): „Verwundet ein Mann den andern mit zwei Wunden oder mehr, und bekennt er sich dazu vor Gericht,

---

*) Diese Ansicht vertritt denn auch Faber in seinem Buche „Die Haupt- und Residenz-Stadt Königsberg in Preußen." Königsberg, 1840. S. 50.

so soll er verbüßen für jegliche Sache, die da zeugbar ist [zeugbare Wunden sind gewisse schwere und lebensgefährliche Verwundungen], die Hand. Ist der Wunden mehr, denn der Hände: eine jegliche Wunde soll er verbüßen mit einem halben Wergelde."

Nach alledem wird man über den Charakter unseres Wahrzeichens nicht mehr zweifelhaft sein können. Dasselbe erscheint als ein alterthümliches Denkmal von bestimmter rechtshistorischer Bedeutung, das um so wichtiger ist, als ein anderes derartiges Rechtsmonument zur Zeit nicht bekannt ist. Zwar soll nach einer uns aufbehaltenen älteren Nachricht („Erleutertes Preußen" Tom. II. 1725. S. 505) ein ganz ähnliches Wahrzeichen in dem Altstädtischen Junkergarten, wo die Großbürger ihre Zusammenkünfte hielten, früherhin vorhanden gewesen sein, dieses indessen scheint im Sturme der Zeit, wie so manches von den Königsberger Alterthümern, zu Grunde gegangen zu sein. Uebrigens wird in dem Altstädtischen Gemeindegarten außer dem besprochenen Wahrzeichen der abgehauenen Hand noch ein altes Richtbeil aufbewahrt, welchem eine gleiche symbolische Bedeutung beizumessen sein dürfte. **) S — n.

Kritiken und Referate.

Das Magdeburg-Breslauer systematische Schöffenrecht aus der Mitte des XIV. Jahrhunderts. Herausgegeben von Dr. Paul Laband, Privatdocenten der Rechte an der Universität Heidelberg. Berlin, Ferd. Dümmler 1863. (XLII S., I Bl. u. 226 S. 8.)

Durch die vorliegende neue Ausgabe, welche eine wichtige Quelle des mittelalterlichen Deutschen Rechtes zum ersten Male an das Licht stellt,

**) Eine andere Bedeutung, wie die hier berührten Wahrzeichen, haben die an oder auf Burgen und Schlössern Deutschland's befindlichen Wahrzeichen ähnlicher Art. Diese sind als Symbole der exemten Blutgerichtsbarkeit des Burgherrn aufzufassen. Das Nähere darüber findet sich bei Zöpfl, Alterthümer des Deutschen Reichs und Rechts. I. 358, II. 477.

wird eine längst empfundene Lücke in der Literatur der Rechtsgeschichte Altpreußen's in würdigster Weise ausgefüllt. Es ist eine kritische Ausgabe derjenigen Rechtssammlung, auf welcher der „Alte Kulm", das eigentliche Landesrecht des Ordensstaates Preußen, beruht. Sie ist in zwiefacher Beziehung von Wichtigkeit: einmal weil sie den authentischen Text des Alten Kulm darbietet, sodann weil in der Einleitung die früheren Untersuchungen über die durch Irrthümer verdunkelte Geschichte des Kulm zum Abschlusse gebracht werden.

I. Es gab bisher nur zwei Ausgaben des Kulmischen Rechtes: die seltene erste Edition von Stroband Thorn 1584 und die neuere von Leman Berlin 1838. Beide konnten in kritischer Hinsicht nicht befriedigen. Denn die alte Ausgabe ist nichts weiter, als ein Abdruck einer einzigen, ziemlich schlechten Handschrift. Leman's Ausgabe aber, obgleich unter Benutzung mehrerer HH. und mit nicht zu verkennender Sorgfalt veranstaltet, bleibt dennoch ungenügend, weil sie von unrichtigen Gesichtspunkten ausgeht, indem sie theils bei der Auswahl der Lesarten falsch verfährt, theils den Text aus Rechtsaufzeichnungen interpoliert, die im Alten Kulm gar nicht benutzt sind, sondern nur theilweise mit ihm aus gemeinsamen Quellen schöpfen. So fehlte es bei der Bearbeitung des Kulmischen Rechtes an einer sicheren kritischen Grundlage. Eine solche wird erst durch die gegenwärtige neue Ausgabe geboten. Zwar liefert dieselbe nicht den Text des Alten Kulm selbst, sondern seiner unmittelbaren Quelle, des Breslauer systematischen Schöffenrechtes, von welchem sich der Kulm nicht unwesentlich unterscheidet; gleichwohl wird sie geeignet sein, für rechtsgeschichtliche Zwecke eine neue kritische Ausgabe des Alten Kulm vollkommen entbehrlich zu machen, da sie überall auf den Kulm vergleichende Rücksicht nimmt und auch die ihm eigenthümlichen Zusätze, abgesehen von dem aus dem Schwabenspiegel entlehnten Anhange, in sich aufgenommen hat. Gegenüber Laband's Leistungen wird sich künftig der Werth der Leman'schen Ausgabe beschränken auf das ihr beigegebene Wörterbuch, welches durch das kurze Sachen-Register in Laband's Ausgabe nicht ersetzt wird.

II. Neben seiner Bedeutung für die Textesconstitution des Kulmischen Rechtes hat das Labandsche Werk noch einen besonderen Werth in Rücksicht auf die Geschichte des Kulm. So sehr nämlich der Alte Kulm von jeher

die Aufmerksamkeit der Forscher auf sich gezogen hat, so waren trotzdem über Ursprung, Alter und Bedeutung dieses Rechtsbuches lange Zeit hindurch völlig verkehrte Ansichten herrschend, und selbst Stobbe's eingängliche Untersuchungen über die Quellen und die Entstehungsgeschichte des Kulmischen Rechtes hatten bei dem Mangel an dem erforderlichen Materiale das Verhältniß des Kulm zu seiner unmittelbaren Quelle unaufgeklärt lassen müssen. Dieses Verhältniß wird nun durch Laband klar vor Augen gelegt, was nicht bloß in der Ausgabe selbst geschieht, sondern auch in der Einleitung, wo (Nr. 13 bis 15) ein kurzer Abriß der Entwickelungsgeschichte des Alten Kulm aus dem Breslauer Schöffenrechte niedergelegt ist. Es wird dadurch der früherhin angezweifelte Schlesische Ursprung des Kulm auf's Neue bestätigt und zu vollkommener Gewißheit erhoben; nicht minder werden die irrthümlichen Meinungen über seine Quellen endgiltig widerlegt. Auch der bisher bestehende Zweifel, ob die Zusätze aus dem Schwabenspiegel dem Alten Kulm in Schlesien oder in Preußen beigefügt seien, wird insofern entschieden, als das Nichtvorhandensein einer H. Schlesischen Ursprunges, welche dieselben enthielte, konstatirt wird (Note 54 zu S. XL). Hiernach dürfte den Ausführungen Laband's schwerlich etwas zuzusetzen sein, ausgenommen hinsichtlich der Zeit, wann der Alte Kulm nach Preußen kam. Die von dem Thorener Stadtschreiber Walther Ekhardi aus Bunzlau in den Jahren 1400 bis 1402 abgefaßten IX Bücher Distinctionen haben nämlich, wie Referent bei näherer Untersuchung gefunden hat, außer anderen Quellen auch den Alten Kulm unzweifelhaft benutzt, aus welchem Umstande sich eine noch unbeachtete Bestimmung der Zeitgränze ergiebt. Mit Rücksicht darauf neigt sich Ref. zu der schon von Nietzsche (in der [Hallischen] Allgem. Literatur-Zeitg. 1829 I. Sp. 52) ausgesprochenen Vermuthung, daß das in Handschriften des Kulmischen Rechtes öfter wiederkehrende Jahr 1394 als dasjenige anzusehen sei, in welchem der Alte Kulm in Preußen als Gesetzbuch angenommen wurde.

So viel möge genügen, um ein Buch zu empfehlen, das die Aufmerksamkeit und den Dank aller derjenigen verdient, die an der älteren Rechtsgeschichte unserer Provinz ein Interesse nehmen. S — n.

Altpreußischer Verlag.

Unter obiger Ueberschrift beabsichtigen wir eine Besprechung derjenigen literarischen Erzeugnisse zu bringen, welche von einheimischen Schriftstellern verfaßt und in Altpreußen verlegt oder gedruckt sind. Wir hoffen dadurch nicht nur zu neuen Schaffen anzuregen, sondern auch dem noch sehr schüchtern auftretenden Verlagsgeschäft der Provinz den ihm nöthigen Hinterhalt zu geben. Der Zweck möglichster Vollständigkeit macht es dabei nöthig, auch auf an sich unbedeutendere Erscheinungen Rücksicht zu nehmen und an dieselben einen nicht zu strengen Maßstab anzulegen, um nicht gänzlich zu entmuthigen. An allem Tüchtigeren, was in unserer Heimath erscheint, werden wir uns von Herzen erfreuen und ihm nach Kräften Bahn brechen helfen. — In diesem und den nächsten Heften sammeln wir zunächst die Früchte der beiden letztverflossenen Jahre.

Twöschen Wiessel on Noacht, plattdietsche Gedichte von Robert Dorr. Elbing 1862, Neuman-Hartmannsche Buchhandlung.

Das ist ein frischer, lebenswarmer Hauch, der durch diese Poesieen weht; man merkt's ihnen auf der Stelle an, daß sie nicht künstlich gemacht, sondern aus innerer Nothwendigkeit geworden sind; man begreift auch, was nicht ihr geringster Vorzug ist, warum sie gerade plattdeutsch gedichtet sind, und überwindet, wenn man's auch nicht bis zur Sprechfertigkeit bringen sollte, gern die kleine Mühe das Auge an die eigenthümliche Schreibart zu gewöhnen. Der Dichter ist „zwischen Weichsel und Nogat" ganz zu Hause, darum gelingt es ihm auch so vollständig den Leser mit Land und Leuten bekannt zu machen. In dem ersten Abschnitt: „Vertellkes" schildert „de Nedbringsche Buur" selbst sein Leben, das gar nicht so „gottvoll" und „romanteerlich" ist, wie die Städter glauben. Da ist Arbeit die Fülle und jährlich wiederkehrende Angst vor Dammdurchbrüchen und Ueberschwemmungen. Aber dafür bleibt auch der Segen nicht aus, und „leewer versuup öck bi ons öm Woater," sagt er, als daß ich „mank de Barj" (Berge) verhungere. Der Bauer ist kein Natur-

schwärmer, auch kein Idealist, sondern eine derbe, trockene, echt praktische Natur. In der Jugend passirt es ihm wohl einmal, daß er sich von Herzen verliebt, aber aus der Heirath wird Nichts: „denn är Koptoal weer rein to klien.“ Die arme Liese beruhigt sich auch bald, und nimmt den reichen Nachbar Franz. So ist's richtig: „Se paßden ganz.“ Unser Bauer freit eine Tochter vom Schmidt auf dem Damm, „de brocht tiendunsend Doaler möt,“ und sie leben in ihrer Art recht glücklich mit einander, überzeugt von der Wahrheit des Spruches:

„Wenn alle kreegen, wat se wönschen,
„Dat weer en Onglöck för de Mönschen.“

Wir können dem liebenswürdigen Erzähler nicht mit derselben Ausführlichkeit in Feld und Garten, in die Schenke und in die Kirche, auf die Schlittbahn und auf die Jagd folgen. Vortrefflich gelungen ist auch die höchst originelle Schilderung des Eisgangs und der Ueberschwemmung; jedes Wort ist da bezeichnend, man lebt die Angst und Sorge der Niederunger mit und erfreut sich zugleich an dem gesunden Humor, der den Bauer auch in der Noth nicht ganz verläßt. — Der Dichter schreibt aber zugleich auch für diejenigen, denen das Plattdeutsch die Muttersprache ist. Schon der Gruß „an de Leser“ ist ganz darauf zugeschnitten:

„Ehr'n on Göld, Hochtiet on Seegen,
Hooget Deller, wat Kleen's to pläjen.
Freid allstündlich to beläwen.
Möj de leewe Herrgott gäwen.“ u. s. w.

Aus dem Herzen des Volkes heraus empfunden und in der Form echt volksthümlich sind denn auch die Lieder im zweiten Abschnitt, und einige davon zugleich so melodisch, daß man glauben müßte sie gleich ohne Noten singen zu können. Wir rechnen dazu besonders die beiden ersten, aber auch das folgende, dessen traulicher Ton besonders anspricht:

„Marie, ön dem Goarden
Doar goa wie alleen,
Doar ward ons nich Voader
Nich Mutterken seh'n.

Witt bleejen de Kiarschen,
De Fleeder öß green,

Doar sött wi öm Schatten,
Wi beid alleen.

On boawer ons singt di
En Voagelken scheen,
Dat ward nich vertellen,
Wat kunn et uk seehn'n?

De Brooder öß buuten,
De Söster to kleen;
Marie, ön dem Goarden,
Doar goa' wi alleen."

Die Mittheilungen des letzten Abschnitts: „Wat det Volk weet" sind dem Volksmund selbst abgelauscht und von besonderem Interesse für diejenigen, die aus der Vergleichung derartiger Ueberlieferungen bei den verschiedenen deutschen Volksstämmen ein Studium machen. Dorr hat in dieser Beziehung in Anmerkungen schon sehr schätzenswerthe Winke gegeben. Das Büchelchen sollte in keiner Hausbibliothek fehlen; wir wünschen ihm recht bald die zweite Auflage. —

Blüthen der Poesie und Prosa von Ferdinand Violét, Danzig 1862, in Commision bei F. Doubberck.

Diese Blüthen sind gänzlich ohne Duft. Das ist aber noch nicht einmal ihr schlimmster Fehler. Was soll man dazu sagen, wenn der Dichter schreibt: „Dem trifft Freud' und Glück im Leben, jenem Unglück nur befällt," „ich denke an allem Gram und allem Leid," „wie im Leichentuche ist doch für mich die ganze Erd' gehüllet," „dem Mönch ein Schauer überfällt," „sie streut uns Blumen auf den Pfaden der Zukunft u. s. w.! Seite 11 strahlt der Mond „in ewigem Kreisgerinn," und es „klirrt der heisere Ton der Wetterfahne;" S. 18 heißt es von einem Mädchen: „leis', im wallenden Gewande, ihre braunen Locken weh'n," was wir uns doch einmal vormachen lassen möchten. Wenigstens geschmacklos ist der Refrain eines deutschen Liedes an einen deutschen Fürsten vive le roi de Prusse (was sich übrigens auf Schuß, Gruß und Schluß reimen soll!) Soll das etwa ein Gegenstück zum Herweghschen „vive la republique" sein, so vergißt der Verfasser, daß jenes Hoch gerade in französischer Sprache historisch ist. — Wo originellere Gedanken verarbeitet sind, wie

in den Gedichten „Borgen" und „Schein" ist doch die Form höchst incorrekt. Von den Blüthen der Prosa wird folgender Sinnspruch (Nr. 36) genügen: „Das Schwein ist das schmutzigste Thier unter den Säugethieren, die Ente ist das Schwein unter den Vögeln, der Aal ist das Schwein unter den Fischen und das Schwein unter den Menschen ist der Betrunkene." 

Chronick der juristischen Gesellschaft zu Königsberg.

Die juristische Gesellschaft zu Königsberg wurde begründet am 14ten Juni 1861 zum Zwecke des Meinungsaustausches über Fachgegenstände und der geselligen Vereinigung. Sie fand sogleich bei allen Fachgenossen den lebhaftesten Anklang. Die ursprüngliche Zahl ihrer Mitglieder, 75, stieg sehr bald auf 93 und betrug am Schlusse des ersten Vereinsjahres bereits 108, zu denen im Laufe des zweiten Jahres noch 17 neue Mitglieder hinzutraten. Die Versammlungen der Gesellschaft fanden dem Statute gemäß am zweiten Freitage jeden Monats, mit Ausschluß der Monate Juli und August, statt; in allen wurden nicht nur wissenschaftliche oder praktische Vorträge über juristische Gegenstände abgehalten, sondern auch einzelne Rechtsfälle und Fragen im Wege der Debatte erörtert. Am Schlusse jedes Gesellschaftsjahres kam neben dem Statute und Mitglieder-Verzeichnisse ein gedruckter Jahresbericht an die Mitglieder zur Vertheilung. Mit der Veröffentlichung einzelner Vorträge von Gesellschaftswegen wurde durch die Drucklegung eines Vortrages über Beweislast der Anfang gemacht. Im zweiten Jahre erhielt die Förderung der Gesellschaftszwecke eine Erweiterung durch Bildung von besonderen, den einzelnen Rechtsdisciplinen gewidmeten Abtheilungen, welche in selbständigen Sitzungen Material für die Plenar-Versammlungen vorbereiteten. In demselben Jahre trat der Verein mit den juristischen Gesellschaften zu Berlin und Laibach in Correspondenz. Unter stets wachsender Theilnahme hat unsere juristische Gesellschaft bisher einen gedeihlichen Fortgang genommen, und es steht zu erwarten, daß auch für die Folgezeit ihr Bestehen und ferneres Gedeihen gesichert ist. Die in diesem Blatte von nun an zu liefernden regelmäßigen Berichte sollen davon Kunde geben. S — n.

Das literarische Kränzchen in Königsberg.

Bis zum Herbst 1858 fehlte allgemeinen literarischen Bestrebungen in Königsberg ein bleibender Mittelpunkt, in welchem sich dieselben hätten vereinigen, und wo auch ein weniger eng begrenzter Kreis von Literaturfreunden dauernd einige Anregung hätte finden können. Dasjenige Institut, welches diese Bedürfnisse bis dahin noch am Meisten befriedigte, und welches auch durch die große Zahl der ihm angehörigen wissenschaftlichen und literarischen Notabilitäten das geeigneteste gewesen wäre, die deutsche Gesellschaft begann immer mehr in ein bedauerliches Stillschweigen zu versinken, welches nur in hergebrachter Weise an zwei Landesfesttagen, sowie hin und wieder durch die maiden-speech eines neu creirten Mitgliedes unterbrochen wird. Auch war dieser Kreis nur einem Männerpublikum erschlossen, während die Königsberger Damen lediglich auf die öffentlichen Vorlesungen angewiesen waren, welche zum Besten des Gustav-Adolph-Vereins und der innern Mission veranstaltet zu werden pflegen und doch nur zum Theil ihre Stoffe der Literatur entnehmen.

Erklärlich unter solchen Verhältnissen war es daher, daß im Oktober 1858 der Versuch des Tribunalsrath Dr. Reusch und Professor Dr. Aug. Hagen, literarische Mittheilungen aller Art zum geselligen Bindemittel für die Zusammenkünfte eines größern Damen- und Herrenpublikums zu machen, von dem günstigsten Erfolge begleitet wurde. Schon im November konnte sich in Folge lebhafter Betheiligung eine nicht unbedeutende Gesellschaft unter der schließlich gewählten Bezeichnung „Literarisches Kränzchen" constituiren, um sich in jedem Monate einmal zu literarischen Unterhaltungen zu versammeln. Mit reger Theilnahme fand man sich zu diesen Zusammenkünften ein. Größere Vorträge von Männern, deren Namen zum Theil über die Grenzen unserer entlegenen Provinz hinausgedrungen sind, füllten hierbei gewöhnlich den ersten Theil des Abends in gehaltvoller Weise aus. Daneben brachten nach einer der leiblichen Erholung und

freiem Gedankenaustausch gewidmeten Pause kleinere Mittheilungen meist poetischen Inhalts eine anregende Abwechselung hervor.

Beim Ablaufe des ersten Vereinsjahres forderte das hundertjährige Jubiläum der Geburt Schillers das junge Institut heraus, zu zeigen, daß es seine Bedeutung richtig erfaßt habe uud gehörig geltend zu machen wisse. Das geschah: ein würdigeres Schillerfest konnte nicht leicht gefeiert werden. Ein allegorisches Festspiel von Aug. Hagen, eine Rede über das Lied an die Freude von Carl Rosenkranz, Gesänge Schillerscher Lieder, und vor Allem ein von August Hagen und einigen Mitgliedern der Kunstakademie sinnig componirter Festzug, welcher sechs Dramen Schillers in malerischen Gruppeu vorführte, rissen ein übergroßes Publikum zu wahrhafter Begeisterung fort.

Diese Feier bezeichnet in der Geschichte des Kränzchens einen nicht unwichtigen Zeitabschnitt: die Königsberger waren jetzt von seiner Lebensfähigkeit überzeugt, so daß die Mitgliederzahl sich nun erheblich steigerte und, beständig anwachsend, jetzt die Zahl von etwa 120 Familien, beziehungsweise einzelnen ordentlichen Mitgliedern erreicht hat. Die Wirksamkeit des Kränzchens im Innern ist seitdem wesentlich dieselbe geblieben.

Unter den Mitgliedern, welche sich für die Zwecke der Gesellschaft besonders thätig zeigten, heben wir vor Allen ihren unermüdlichen Ordner, Rudolph Reusch, hervor, ferner A. und E. Hagen, Nesselmann, den bereits dahingegangenen Saalschütz, Wichert, Stobbe, O. Rosenkranz, H. Reusch, H. Hartung, Hubaczeck, Frischbier, sowie Münchenberg und Flatau. Auch Karl Rosenkranz, Herbst und mancher Andere zollten durch größere Arbeiten den Bestrebungen dieses Kreises ihren Tribut.

Ihrem Stoffe nach beschäftigten sich die größern Vorträge theils mit den Biographien und Werken vaterländischer Schriftsteller; hier haben wir besonders den Vortrag von A. Hagen über Max v. Schenkendorf zu nennen; theils wählten sie interessante Gegenstände des Alterthums zu ihrem Thema, wie z. B. der Vortrag von E. Hagen über das griechische Theater; theils aber wendete man mit deutschem Kosmopolitismus seine Aufmerksamkeit fremden Literaturen zu. So sprach Herbst über Tennyson, Karl Rosenkranz über Diderots Lustspiele, Nesselmann unter Mittheilung trefflicher Uebersetzungen über Saadi's Rosengarten, Fabricius über Longfellow,

Otto Rosenkranz über die Liebespoesie der Troubadours. Zu den seltenern Vorträgen, welche sich auf ein spekulatives Gebiet wagten, gehörte namentlich der von E. Wichert über das erzählende Element in Drama.

Endlich ist zu erwähnen, daß das Kränzchen im Herbste 1861 mit den literarischen Gesellschaften in Danzig und Marienwerder in nähere Ver- Verbindung trat. Die Herzlichkeit, mit welcher diese Vereine die dargebotene Bruderhand ergriffen, bürgt für die Festigkeit dieses Bundes.

Dem genauern Beobachter der fortschreitenden Entwickelung des Kränzchens kann eins nicht entgehen: es ist das bei einem Theile der Mitglieder allmählich mehr hervortretende Streben nach äußerlichen Unterhaltungen. Dasselbe zeigte sich zunächst in dem immer häufigern Rufe nach theatralischen Vorstellungen. Bei diesen wurde zwar der Grundsatz nur Stücke, die aus der Feder von Mitgliedern geflossen, aufzuführen, im Ganzen festgehalten und es gingen daher folgende Lustspiele: von E. Wichert „Hinterm Rücken" und „Ein Toast," von Aug. Stobbe „Männer und Frauen" und „Parlamentarische Studien," von H. Hartung „Geld, Geist und Geburt" und v. Wallenrodt „Ein Heirathsgesuch" über die Bretter. Allein man griff zuweilen doch auch zu fremden Produkten. Die tüchtige Darstellung des „Apelles" von Heyden wollen wir uns, da man durch sie das Andenken eines vaterländischen Dichters ehrte, gern gefallen lassen; bedenklich dagegen erscheint die Zulassung von Görner und Angely, und nicht billigen können wir es, daß — nachdem der gefährliche Schritt gethan war, der Musik und dem Gesange im Kränzchen das Bürgerrecht zu verleihen, nun gar eine Operette in Scene gesetzt wurde. Bei außerordentlichen Gelegenheiten heißen wir auch alle übrigen Musen gern willkommen. Im Allgemeinen aber möchten wir für diese Gäste nicht zu Hause sein, denn das Kränzchen wird durch sie seinem eigentlichen Zwecke entfremdet; die Aufmerksamkeit zerstreut, die Kräfte zersplittern sich.

Zum Glück scheint man in letzter Zeit die Wahrheit des Wortes „Ne sutor supra crepidam" eingesehen zu haben, da sich ein entschieden ernsteres Streben wieder bemerkbar macht.

Zu dieser Einsicht ist man auch nach entgegengesetzter Seite gelangt. In der Hoffnung, durch Veröffentlichung belletristischer Arbeiten das Interesse für die vaterländische Literatur zu fördern und diese selbst zu heben,

übernahm das Kränzchen die Redaktion des früher vom Direktor Lehmann in Marienwerder herausgegebenen Almanachs, und gab 1861 und 1863 je einen Jahrgang desselben heraus. Der Erfolg dieses Unternehmens war jedoch trotz redlicher Bemühungen und bedeutender pekuniärer Opfer ein sehr wenig lohnender. Man überzeugte sich davon, nicht nur, daß die Zeit der Almanachs vorüber, sondern auch, daß das Kränzchen für eine derartige Wirksamkeit nach Außen hin keinen Beruf habe. Um so reicher, hoffen wir, wird sich jetzt seine Thätigkeit im Innern entfalten. Indem die literarischen Arbeiten, welche hier zur Veröffentlichung gelangen, sich von strenger Fachgelehrsamkeit ebenso fern zu halten suchen, wie von jener flachen Alltäglichkeit, welche mißbräuchlich als populär bezeichnet wird, bieten sie grade für einen weitern Kreis Gebildeter ein geeignetes günstig anregendes Mittel der Unterhaltung. Die regelmäßig wiederkehrende, engere Berührung ferner, in welche die Glieder ein und desselben Kreises miteinander treten, erleichtert und befördert den Gedankenaustausch über die gehörten Mittheilungen, welche daher kein todtes Kapital bleiben. Minder strenge Anforderungen und eine mildere Kritik ebnen dem literarischen Neophyten den Pfad beim ersten Heraustreten in einen größern Kreis, der doch wieder Elemente genug enthält, um unreife Erstlingsgaben zurückzuweisen. Der principielle Ausschluß alles Politischen endlich bringt erst diejenige günstige Temperatur hervor, in welcher die Muse sich behaglich fühlt.

Mag man dem Kränzchen vorwerfen, es befördere den literarischen Dilettantismus: -- ein Vorwurf der im Hinblick auf einzene seiner Kräfte nicht gerecht erscheint — so vergesse man doch nicht, daß das Bessere oft der gefährlichste Feind des Guten ist.

Chronik der Königl. Deutschen Gesellschaft zu Königsberg.

In der Generalversammlung der K. D. G. wurden zu neuen Mitgliedern ernannt: Prof. Dr. Güterbock und Prof. Dr. Schade in Königsberg.

Mittheilungen und Anhang.

Correspondenz aus Danzig.

Unser altes Danzig, welches in seinen Gebäuden noch so manches steinerne Dokument seiner früheren Größe und Herrlichkeit aufzuweisen hat, müßte auch in seinem gegenwärtigen Zustande, selbst wenn es nicht die zweite Stadt unserer Provinz wäre, jeden Patrioten und namentlich auch jeden Leser dieser Blätter unzweifelhaft in besonderer Weise interessiren. Eine reiche und bedeutsame Vergangenheit, voll der merkwürdigsten Wechselfälle, eine durch die natürliche Lage gesicherte merkantilische Wichtigkeit, eine Bevölkerung von über 80,000 durchschnittlich wohlhabenden und einem Theile nach recht reichen Bewohnern, ein umfassendes Territorium, zugleich eine Fülle ungewöhnlicher Naturschönheiten enthaltend, ein Finanz-Etat von ca. einer halben Million, eine große Zahl erhabener und prächtiger Gebäude für kirchliche, städtische und andere Zwecke, zahlreiche Anstalten und Vereine jeder Art, Alles dieses zusammen weist entschieden auf die große Bedeutsamkeit des Ortes hin, und bietet auch für wünschenswerthe Mittheilungen in diesen Blättern einen überreichen Stoff. Hiezu kommt noch, daß gerade in der allerletzten Periode die alte Stadt mit besonderer Rüstigkeit auf verschiedenen Gebieten sich zu verjüngen und ein erhöhtes Leben zu gewinnen einen entschiedenen Anfang gemacht hat, so daß in mancher Hinsicht die gegenwärtigen Zustände Danzig's mit denen vor einem Decennium nur noch geringe Aehnlichkeit haben. Ganz besonders in dem letztverflossenen Jahre hat sich dieses reger pulsirende Leben in der städtischen Verwaltung und in hundert Aeußerungen der Gemeinsamkeit kund gegeben, und es scheint darum sich sehr zu empfehlen, daß wir die Schilderungen des gegenwärtigen Danzig im Wesentlichen an eine pragmatische

und vielseitige Darstellung der Leistungen und Begebnisse der Stadt im Jahre 1863 anknüpfen.

Das verflossene Jahr wurde gleich bei seinem Eintritte in sehr entscheidender Weise durch eine höchst wichtige Veränderung in der obersten Leitung der städtischen Angelegenheiten gekennzeichnet, während es in seinem Verlaufe, als ein Jahr der Jubiläen und bedeutsamer Erinnerungen, sich zugleich seines Zusammenhanges mit der Vergangenheit vielfach bewußt wurde. Der 14. Januar erinnerte, daß vor 50 Jahren die furchtbare Belagerung begann, welche das ganze Jahr hindurch währte, sich zu den größten Schrecknissen eines monatelang dauernden Bombardements steigerte, und endlich, als der Jubel der Befreiung deutschen Bodens schon längst hereingedrungen war, auch für das schwergeprüfte Danzig endliche Erlösung brachte. Die Erinnerung an den Aufruf des 3. Februar 1813 wurde kirchlich gefeiert, die Veteranen (zu denen unter Andern auch der Bischof v. d. Marwitz in Pelplin sich freudig rechnete) durch Ehrenplätze beim Gottesdienst und durch ein Festmahl unter Vorsitz des Geheimen Raths v. Grodbeck, sowie die Aermeren durch Geschenke erfreut. Die Commune hatte 300 Thaler dazu bewilligt, und der Frauenverein durch Ausstellung und Verkauf von Handarbeiten und andern Geschenken 1560 Thaler aufgebracht, wovon 124 Veteranen aus dem Landkreise und 99 aus der Stadt beschenkt werden konnten. Der 17. März wurde in den Kirchen und Schulen gefeiert, namentlich im Gymnasium im Beisein der Spitzen sämmtlicher Behörden durch ein Te Deum und angemessene Vorträge, ferner im preußischen Volksvereine, im Handwerker-Vereine, im Theater (Leonore von Holtei und Festprolog) u. s. w. Hundert Veteranen des Landkreises waren anwesend, der Gottesdienst fand für sie in der Barbara-Kirche statt, und beim Festmahl im Gewerbehause (ein zweites für die höheren Stände war im Schützenhause veranstaltet) saßen die alten Kämpfer zwischen den Offizieren der Armee. Auch die Erinnerung an die Leipziger Schlacht wurde in großartiger Weise gefeiert: Als Vertreter der Stadt wurden von Seiten des Magistrats und der Stadtverordneten je drei Deputirte nach Leipzig gesendet. Acht Veteranen, die sich in Folge der Aufforderung des Magistrates gemeldet hatten, erhielten ausreichende Beihülfe zu demselben Zwecke, und Anderen

wurden 5 bis 10 Thaler bewilligt, um den Festtag daheim freudig zu begehn. Sämmtliche Schulen, nachdem sie Vormittags einzeln eine ernste Feier abgehalten, zogen Nachmittags in unabsehbarem wohlgeordnetem, munterem Zuge nach Jäschkenthal hinaus, wo mit patriotischen Reden und Gesängen eine Erinnerungseiche gepflanzt wurde, und zuletzt vor der Heimkehr ebenfalls von den Händen der Schüler auf den benachbarten Höhen drei große Freudenfeier angezündet wurden. Auch eine Feier für den Todestag Körners wurde von Seiten der hiesigen Turner veranstaltet, an welcher ihrer 200 theilnahmen. Das Johannisfest fand wie gewöhnlich unter freigebiger Beihülfe der städtischen Commune auf der Jäschkenthaler Wiese Statt, zeichnete sich aber noch dadurch aus, daß in Folge eines von der Direktion der Ostbahn bewilligten Extrazuges viele hundert Fremde aus nahen und fernen Städten hergekommen waren, und die Volkslust, angeregt durch die Vergnüglichkeiten des Preiskletterns, der Musikbanden, der Luftballons mit allerlei Erheiterungen, des Feuerwerks und des patriotischen Schlusses, zu theilen Gelegenheit fanden. Erwähnung muß noch der Besuch Sr. Kgl. Hoh. des Kronprinzen sammt Seiner Gemahlin finden, der aus besonderer Huld befohlen hatte, daß auf seiner Tafel hier auch das kunstreiche silberne Schiff prangte, welches ihm als eine genaue Nachbildung einer von den Danzigern einst eroberten Galeere des Mittelmeeres, von der Stadt zum Hochzeitsgeschenk gemacht war. Das Provinzial-Turnfest Ende Juli brachte über 300 auswärtige Turner hieher, welche auf das freudigste empfangen und gastfrei aufgenommen wurden. Ihr Einzug unter Blumenregen, die feurige Ansprache des Oberbürgermeisters v. Winter vor dem Artushofe, das Fest in Jäschkenthal mit seinen begeisterten und begeisternden Reden, die Wasserfahrt nach der Westerplatte und Zoppot, der Aufenthalt in Oliva bis zum gemeinsamen Rückmarsche, Alles dies hat (wir glauben es gern) bei den Theilnehmern ein gutes Andenken hinterlassen. Gleich darauf fand die Provinzial-Lehrerversammlung hier statt, für welche die Commune auch wieder 450 Thaler bewilligt hatte. Auch sie wurde von dem obersten Vertreter der Stadt in herzlichster und gemüthlichster Weise willkommen geheißen, und gewährte durch ihre Conferenzen und veranstaltete Vergnügungen nach ihnen, gewiß vielen Lehrern Anregung und Erfrischung. Interessant war

namentlich ein geistliches Concert in der imposanten Ober-Pfarrkirche, aus Orgelspiel, Sologesang, Männerchören und einem Bach'schen Präludium in Orchester-Arrangement zusammengesetzt. Es folgte eine pädagogische Ausstellung und zuletzt im September die Schlußsitzung des Comité's und die Rechnungslegung. Diese ergab, daß von den eingenommenen 1200 Thalern 400 Thaler Ueberschuß blieben, wovon 150 Thaler dem Pestalozzi-Vereine, das Uebrige den bedürftigen Lehrerwittwen des Danziger Stadt- und Landkreises zugetheilt wurden. (Der Pestalozzi-Verein wies bei seiner Rechnungs-Legung 2971 Mitglieder, eine Einnahme von 3595 Thalern, eine Ausgabe von 2490 Thalern nach, welche letztere 286 Lehrerwaisen zu Gute gekommen waren). Auch die in Königsberg gehaltene vierundzwanzigste Versammlung der deutschen Land- und Forstwirthe, nachdem dieselbe Danzig zu besuchen gewünscht hatte, wurde unter Bewilligung von 1000 Thalern aus städtischen Mitteln, freundlichst aufgenommen und besonders durch eine Ausfahrt nach Oliva und Abends durch ein Festmahl im Artushofe geehrt. —

Nachdem wir bisher eine Anzahl äußerlicher Vorgänge des verflossenen Jahres erwähnt haben, welche gleichwohl geeignet sind, mehr als einen Blick in das innere Leben der Stadt, der städtischen Verwaltung und der gesammten Bevölkerung thun zu lassen, wenden wir uns nunmehr dieser letzteren noch näher zu, und bemühen uns, das Culturbild derselben in einer Menge von stärkeren und schwächeren Strichen wiederzugeben. Die Zählung am Schlusse des Jahres 1861 ergab eine Einwohnerzahl von 72,280 Seelen. (Außer 10,485 Militärpersonen). Geboren waren im Jahre 1862: 3348 Kinder, darunter 1756 Knaben, 1592 Mädchen, 46 unehelich, 152 todtgeboren. Gestorben waren in dem genannten Jahre 3214. Unter den bedeutenderen Bewohnern brachte das Jahr 1862 manchen namhaften Verlust durch Todesfälle. Es starben besonders: Geheimer Finanzrath a. D. Mauve (81 J.), türkischer Generalkonsul und Banquier Normann (starb in Wiesbaden), Stadtrath und Kaufmann Dobenhoff (72 J.), E. Fischel, bekannter Publicist (verunglückte auf traurige Weise in Paris), Schiffsbaumeister Klawitter (Besitzer eines höchst umfangreichen Geschäftes), Polizeirath Weier (wurde auf dem Todtbette katholisch), Sanitätsrath Dr. Hein, Generalarzt a. D. Clebsch (starb zu Gießen), Commerzienrath Pannenberg (oberster Meister der

Loge Eugenia und früher in städtischen Aemtern vielfach thätig). Erfreulicher war es z. B. wenn ein hiesiger Arzt, Dr. Hirsch, als Professor der Geschichte der Medicin an die Universität Berlin berufen wurde.

Die Corporation der Kaufmannschaft (gestiftet 1822 und gegenwärtig über 200 Großhändler umfassend) hat sich gleich nach Neujahr eifrig mit der Berathung neuer Statuten beschäftigt, für welche ein doppelter Entwurf in je 50 Paragraphen gedruckt worden war. Daß auch hier den Zeitforderungen in liberaler Weise das Wort geredet wurde, beweist die Bestimmung, daß die Vertreter der Presse zu den Sitzungen des Aeltesten-Collegiums eingeladen werden, und die Mitglieder der Corporation zu denselben Zutritt haben sollten. Gewaltige Sensation auch über die Grenzen unserer Stadt hinaus machte das Fallissement des Berendtschen Hauses, (seit der großen Hamburger Geldkrise von 1857 das bedeutendste merkantilische Ereigniß für unseren Ort), welchem leider noch mehrere andere Zahlungseinstellungen nachfolgten. Blieben auch die von auswärts in Aussicht gestellten Beihülfen für das weit renommirte Haus hinter den sanguinischen Erwartungen unendlich zurück, so hat doch die hiesige Kaufmannschaft in edelster Weise und mehr als sich sagen läßt Aushülfe gewährt. Die Rhederei Danzigs umfaßte am Schlusse des vorigen Jahres 125 Segel- und 11 Dampfschiffe, darunter 10 kupferfeste und gekupferte und noch 21 kupferfeste, alle zusammen 33,900 Normallasten fassend. Es gehören von ihnen der Firma G. Linck 24, A. Gibsone 23, Focking 8, Heyn 7, Haußmann 6, Paleske 6, Bulcke 5 u. s. w.; darunter befindet sich auch ein 600 Lasten fassendes Schiff des Stadtraths Fr. Heyn, welches das größte der gesammten preußischen Rhederei ist.

h

Necrolog für 1863.

14. Jan. **Albrecht Panecritius**, Rektor der städtischen Knabenschulen in Thorn. (Ueber ihn siehe **Thorner Wochenblatt** 1863. Nr. 25. **Deutsches Museum** 1863. No. 9 und 11.

23. Jan. Justizrath Dr. **Marenski** in Königsberg, rühmlichst bekannt als Defensor.

16. Febr. Fabrikbesitzer **D. M. Ballo** in Königsberg.

10. März. Reg.-Präsid. a. D. **v. Byern**, früher in Gumbinnen.

22. März. Wirkl. Geh. Ober-Finanzrath **Mauwe** in Danzig, Prov. Steuer-Direktor a. D. (82 J.)

11. April. Der türkische General-Consul **Sam. Norrmann** in Danzig († in Wiesbaden).

27. April. Dr. **Joh. Ernst Ellendt** in Königsberg, seit 1838 Direkt. des Altstädtischen Gymnasiums.

30. Mai. Frau **Johanna Neumann** in Danzig, bekannt als sehr fruchtbare Schriftstellerin unter dem Namen **Satori**.

29. Juni. Commerzienrath **Feinholz** in Memel.

7. Juli. Dr. **Ed. Fischel** aus Danzig gebürtig, Assessor beim Stadtgericht in Berlin, bekannt als Schriftsteller und Publicist. † in Paris von einem Omnibus übergefahren. (Ueber ihn s. Königsb. Hart. Ztg. vom 14. Juli 1863 aus der Magd. Ztg.)

15. Aug. Geh. Justizrath **Ferd. Freiherr v. Schrötter** in Marienwerder im 79. Lebensjahre. (Auch als Dichter bekannt in der von ihm mit Max v. Schenkendorf 1807 in Königsberg herausg. Zeitschrift Vesta.)

23. Aug. Prof. Dr. **Saalschütz** in Königsberg, vorzügl. bekannt als jüdischer Archäolog.

23. Septbr. Geh. Reg.-Rath, Prof. d. Gesch., Archiv-Director Dr. **Johannes Voigt**, Senior der Universität Königsberg und Mitgliet des Herrenhauses, 77 Jahre alt. (Ueber ihn s. Ostpreuß. Ztg. 1863. Nr. 236 aus der B. A. Z.)

18. Oktbr. Domkapitular **Andreas Schröter** in Frauenburg, Senior des ermländischen Klerus, 66 Jahre lang Priester, 88 J. alt.

30. Octbr. Prof. der Geburtshilfe und Direktor des Hebammen-Instituts, Medic.-Rath Dr. **A. Hayn** in Königsb., seit 1830 an der hiesigen Universität.

9. Nov. Pfarrer Dr. **Martin Gregor**, Direktor des polnischen Seminars an der Universität zu Königsberg, 69 J. alt. (Ueber ihn s. „Evangel. Gemeindebl." 1863. Nr. 47 und Heinel im „Volksschulfreund" herausg. von Voigdt N. F. 18. Jahrg. 1. Hft. 1864. S. 6—11.)

Provinzial-Geschichts-Kalender.

16. Febr. 1788. Ein Reglement richtet die **Kgl. Ostpr. General-Landschafts-Direction** ein, zu deren Fonds König Fr. Wilh. II. ein Kapital von 200,000 Thlr. gab, und ihr die 3 Prov. Departem. Colleg. zu Königsberg, zu Angerburg u. Mohrungen unterordnete. (Hennig).

16. Febr. 1803. Die letzte mit dem **Schwerte** vollzogene Hinrichtung in Königsberg, auch noch dadurch merkwürdig, daß an dem Leichnam verschiedene Versuche des Galvanismus angestellt wurden. (Hennig.)

19. Febr. 1473. Nicolaus **Copernikus** geb. in Thorn.

19. Febr. 1839. Stiftung des **Copernikus-Vereins** in Thorn.

21. Febr. 1440. Gründung des preußischen **Städtebundes.**

21. Febr. 1810. Eröffnung der durch Vereinigung der akademischen mit der Königlichen Schloßbibliothek entstandenen **Königl. und Universitäts-Bibliothek** in dem von König Fr. Wilh. I. erbauten Königshause auf der Neuen Sorge, jetzt Königsstraße

22. Febr. 1807. Gefecht bei **Heilsberg.**

26. Febr. 1807. Gefecht bei **Braunsberg.**

28. Febr. 1804. Feierliche Leichenbestattung **Kants.**

28. Febr. 1812. **J. Wilh. v. Archenholz** (eigentl. Joh. Daniel, 1741 zu Danzig geb.) †

29. Febr. 1760. **Gust. Fr. Dinter** geb.

2. März 1830. **Samuel Thomas v. Sömmering** (aus Thorn gebürtig.) †

6. März 1807. Gefecht bei **Dirschau** und **Mewe.**

10. März 1807 und die folgenden Tage. Belagerung von **Danzig**, welches der Gouverneur General Graf v. Kalkreuth am 27. Mai dem Feinde übergeben muß.

12. März 1798. Der ehemal. Staatsminister **Fabian Abrah. v. Braxein** † zu Tharau im 77. Lebensjahre. Er ist auch als Schriftsteller und geistl. Liederdichter bekannt.

13. März 1800. Der um die Vaterlandsgeschichte und litthauische Literatur höchst verdiente Pfarrer **Ostermeier** in Trempen † im 84. J.

16—18. März 1718. Ein fürchterlicher Sturm und eine große Ueberschwemmung richten in **Königsberg** großen Schaden an Gebäuden und Waaren an.

22. März 1792. Der durch seine Oratorien und übrigen Compositionen bekannte Kapellmeister **Friedr. Ludw. Benda** † in Königsberg.

25. März 1793. Laut Patent vom 25. März 1793 wird die Besitznehmung von verschiedenen polnischen Provinzen **(Südpreußen)** ingleichen der Städte **Danzig** und **Thorn** bekannt gemacht.

27. März 1828. † **Ludw. v. Baczko** in Königsberg.

Universitäts-Chronik. 1864.

9. Jan. Jurist. Habilitationsschrift vom P. P. O. D. Dr. Joa. Theod. Schirmer: Sim. Schardii epistolae VII. ex Cod. Ms. Rehdigerano nunc primum editae. (16 S. 4.)

15. „ Medic. Doctordissert. von Rud. Kossak: Congesta et Composita, quae ad argenti nitrici usum pertinent. (28. S. 8.)

18. „ Programm „Acad. Alb. Regim. 1864. I.“ Lobeckii dissertationes de metaphora et de metonymia nunc primum editae (a Friedlaender). (12 S. 4.)

19. „ Programm zur Einweihung der neuen chirurgischen Klinik: Die chirurgische Universitäts-Klinik der Albertus-Universität zu Königsberg in Pr. Programm zur Einweihung des Neubaues am 19. Januar 1864, unter Mitwirkung von Dr. Goltz, Dr. Caspary, Dr. Frölich, A. Schneider herausg.

von Dr. A. Wagner, ord. ö. Prof. der Chir. u. Dir. d. chirurg. Univers.-Klinik. (37. S. 4.)

4. Febr. Philolog. Doctordissert. von Otto de Golenski: De infinitivi apud poëtas Latinos usu. (62 S. 8.)

Bibliographie (1862 und 1863).

H. A. Der Ursprung des Namens „Preußen." (Thorn, Juli 1862.) [Correspondenzblatt des Gesammt-Vereines der deutschen Geschichts- und Alterthums-Vereine 11. Jahrg. 1863. No. 1.]

Abgeordnetenhaus, das, die Presse und das Versammlungs- und Vereinigungsrecht. (Tilsit, 1863. H. Post.) [Flugblatt.] (2 Bl. 4.)

Abramowski, Adph., Herrmann (sic) und Thusnelda, Drama in 4 Aufzügen. Im Selbstverlage des Verf. (Elbing, 1863.) (3 Bl. und 42 S. 8.)

Adreß-Buch der Haupt- und Residenzstadt Königsberg f. 1863. Auf Grund amtlicher Materialien und authent. Privatnotizen red. v. C. Th. Nürmberger. Königsbg. Nürmberger. (275 S. Lex.-8.) Geb. 1 2/3 Thlr.

Aegidi. Das Staatsarchiv. Sammlung der officiellen Actenstücke zur Geschichte der Gegenwart. In fortlaufenden monatl. Heften hrsg. von Ldw. Karl Aegidi u. Alfr. Klauhold. Jahrg. 1862. 1863. à 12 Hfte. Lex.-8. Hamburg, O. Meissner. à 5 Thlr.

— — Zur Feier des 18. März. Rede, im Namen und Auftrag des akadem. Gymnas. u. der Gelehrten- u. Real-Schule d. Johanneum, gehalten in der Aula am 17. März 1863. 2. verm. Aufl. Hamburg, 1863. Boyes & Geisler. (17 S. gr. 8.) 3 Sgr.

— — Das Verhältniß der Turner und Turn-Vereine zur Politik. [Aus der „Norddeutschen Turnzeitung."] Ebend., 1863. (16 S. gr. 8.) 2 1/2 Sgr.

Ahlemann, der Insektenfraß in der Oberförsterei Guttstadt, R.-B. Königsberg. [Blätter, forstliche. Hrsg. v. J. Th. Grunert. 6. Hft. Berlin, 1863.]

Arnoldt, Gymn.-Dir. Prof. Dr. J. F. J., Fr. Aug. Wolf in seinem Verhältnisse zum Schulwesen und zur Pädagogik dargestellt. II. Bd. Technischer Theil. Mit 2 Beilagen. Braunschweig, 1862. Schwetschke & Sohn. (VIII. u. 415 S. gr. 8.) 1 Thlr. 22 Sgr. (cplt. 3 Thlr. 7 Sgr.)

Aufnahme-Karte für die XXIV. Versammlung deutscher Land- und Forstwirthe zu Königsberg 1863. Gedruckt bei H. Hartung. (Mit 1 Orientirungs-Plan der Kgl. Hpt.- und Residenzstadt Königsberg i. P. 1863. Fol.) (40 S. 16.)

Bach, Dr. Theod., Theodor Gottl. v. Hippel, der Verfasser des Aufrufs: „An mein Volk." Ein Gedenkblatt zur 50jähr. Feier der Erhebung Preußens, hrsg. von . . . Breslau, 1863. Trewendt. (XI und 288 S. gr. 8. m. 1 (lith.) Facs. Th. G. v. Hippels in 4.) 1 Thlr. 15 Sgr.

Bach, Dr. Theod., Aus Hippel's Nachlaß. Mitgetheit von . . . [Deutsches Museum 1863. No. 31.]

Bachler. (In 9 Blättern 18 Seiten.) Zeugniß der Vernunft über den Charakter der Kirchengeschichte. Eine Denkschrift an Alle, die sich für Achtung der göttlichen Vernunft interessiren. Von Wilh. Bachler, Verf. einer allgemeinnützigen Größenordnung, so wie auch einer astronomischen Reform, zu Laugallen am Insterbach, auf Länge 39° 45' und Breite 45° 52', bei Lengwethen in Ostpreußen. Tilsit, August 1863. Im Selbstverlage des Verf. (18 S. 8.)

Bäcker, M., Geist und Gefühl. Gedichte. Danzig, 1863. Im Selbstverlage des Verf. [Bertling in Comm.] 16. 10 Sgr.

Bau-Polizei-Ordnung für Königsberg. Kgsbg., 1863. Hartung. (16 S. gr. 8.)

Becker, Gust., Quaestiones criticae de C. Suetonii Tranquilli de vita Caesarum libris VIII. Memeli, 1862. [Kgsbg., Nürmberger.] (22 S. gr. 4.) 1/4 Thlr.

Beckmann, Prof. Dr. Franz, Zur Geschichte des kopernikanischen Systems. Besonderer Abdruck aus dem 2. Bande der Zeitschrift für die Gesch. und Alterthumskunde Ermlands. Braunsberg, 1861. Peter. (43 S. gr. 8.) — — Zweiter Artikel. Besond. Abdr. aus dem 2. Bde. (S. 320—358.) rc. Ebend., 1862. (39 S. u. 1 Bl.)

Beiträge, Greifswalder medicinische, unter Mitwirkung der medicin. Facultät zu Greifswald herausg. v. Prof. Dr. Hugo Ziemssen. I. Bd. Danzig, 1863. Ziemssen. (XV. u. 422 S. gr. 8. m. 1. lith. Taf. u. 49 in den Text gedr. Curven in Holzschn.) 2 2/3 Thlr. — II. Bd. 1. Hft. Ebd., 1863. (310 S. m. 1. lith. Taf.)

Beobachtungen, astronomische, auf der Königl. Universitäts-Sternwarte zu Königsberg. Hrsg. v. Dir. Prof. Dr. Ed. Luther. 34. Abth. Kgsbg., 1862. [Leipzig, Rein.] (VIII u. 232 S. Fol.) 3 Thlr.

Bericht über die 1. und 2. Versammlung des Vereins baltischer Aerzte. [Aus den Greifswalder medic. Beiträgen.] Danzig, 1863. Ziemssen. (28 S. Lex.-8.) 6 Sgr.

Bertholdt, C. R. Emil, de iridectomia. Dissert. inaug. Kgsbg., 1862. Schubert & Seidel. (52 S. gr. 8.) 1/4 Thlr.

Blätter, mennonitische, zur Belehrung und christlichen Erbauung zunächst f. Mennoniten. Im Verein m. Mehreren hrsg. von Pred. J. Mannhardt. 9. 10. Jahrg. 1862. 63. à 6 Nrn. zu je 1—2 Bg. gr. 4. Danzig, (Anhuth) jetzt Ziemssen in Comm. pro Jahrg. 2/3 Thlr.

Böck, L., Illustrirte Heimathskunde für Danzigs Kinder. Mit 16 in den Text gedr. Holzschn. Danzig, 1863. Kafemann. 16. 5 Sgr.

Brandstäter, Gymn.-Prof. Dr. F., 50 mehrstimmige Jugend-Lieder. 3. Aufl. Sopran. Alt. Danzig, 1863. Ziemssen. (à 40 lith. S. gr. 8.) à 6 1/2 Sgr.

— — Ueber Schiller's Lyrik im Verhältnisse zu ihrer musikalischen Behandlung, (allgem. Betrachtung u. specielle Aufzählung.) Berlin, 1863. Dümmler. (39 S. gr. 4.) [Progr. des Danziger Gymnas.] 12 Sgr.

Brandstäter, Gymn.-Prof. Dr. F., Materialien zum Uebersetzen aus dem Deutschen ins Französische. Zunächst als Hülfsbuch zu des Verf. Grammatik. 2. verm. Aufl. Danzig, 1864. (1863.) Homann. (166 S. 8.)

Bresler, Dr. Carl Heinr., Philipp Melanchthon's Leben und Wirken. Vorlesung, gehalten am 18. April 1860. Danzig, 1862. Kafemann. (31 S. gr. 8.) 1/6 Thlr.

— — weil. Cofist.-R., Superint., Pastor Dr. Carl Heinr., Gesammelte Erzählungen. Mit dem (lith.) Port. des Verf. Danzig, 1863. Bertling. (V. u. 80 S. 16.) 1/2 Thlr.

v. Bujack-Meduniszken, die Pferdezucht in der Provinz Preußen. [Annalen der Landwirthschaft in d. Kgl. Preuß. Staaten. Red.: C. v. Salviati. 21. Jahrgang. X. XI. Octob.—Novemb. 1863.]

Burow sen., geh. San.-R. Dr. A., ein neues Optometer. Mit 3 lith. Taf. Berlin 1863. Peters. (37 S. gr. 8.) 1/3 Thlr.

Burow, Julie, [Frau Pfannenschmidt]. Ein Bürgermeister. Geschichtlicher Roman. I.—III. Theil. (XIV und 580 S. 16.) [Album. Bibliothek deutscher Original-Romane. 17. Jahrg. 1—3. Bd. Wien, 1862. Markgraf & Co.] à 2/3 Thlr.

— — Herzens-Worte. Eine Mitgabe auf dem Lebenswege. Deutschlands Töchtern gewidmet. 7. Aufl. Berlin, 1862. Schotte & Co. (307 S. 16. m. 1 Kupftaf.) In engl. Einb. m. Goldschn. 1 1/2 Thlr. — Dasselbe. 8. Aufl. Pracht-Ausg. 2 Thlr.

— — Blumen und Früchte deutscher Dichtung. Ein Kranz gewunden für Frauen und Jungfrauen. 7. Aufl. Ebd. 1862. (XIV u. 416 S. 16. m. 1 Stahlst.) In engl. Einb. m. Goldsch. 1 1/2 Thlr.

— — Die Kinder des Hauses. Familien-Roman. Wien, 1863. (1862.) typogr.-lit.-artist. Anstalt. (183 S. 8. m. 8 Holzschnitttaf.) 1 Thlr.

— — Die Liebe als Führerin der Menschheit durchs Erdenleben zu Gott. Danzig, 1863. (1862.) Kafemann. (III u. 249 S. 16.) 1. Thlr. in engl. Einb. m. Goldschnitt 1 1/2 Thlr.

— — Den Frieden finden. Novelle. Bromberg, 1864. (1863.) Levit. (223 S. 8.) 1 1/4 Thlr.

— — Aus der letzten polnischen Revolution. Ein Lebensbild. Wien, 1864. (1863.) typogr.-lit.-artist. Anst. (228 S. gr. 16.) 1 Thlr.

Cholevius, Gymn.-Prof. Dr. L., Dispositionen und Materialien zu deutschen Aufsätzen über Themata f. die beiden ersten Klassen höherer Lehranstalten. I. Bdch. 2. Aufl. Leipzig, 1862. Teubner. (XXIV. u. 208 S. 8.) 24 Sgr. — II. Bdch. Ebd., 1862. (XVI u. 308 S.) 1 Thlr. 6 Sgr.

— — Aesthetische und historische Einleitung nebst fortlaufender Erläuterung zu Goethe's Herrmann und Dorothea. Ebd., 1858. (XXII u. 274 S. 8) 1 1/4 Thlr.

Chronik der evangelischen Gemeinde zu Graudenz, zu der am 25. September 1863 stattfindenden 300jährigen Gedächtnißfeier des Bestehens derselben veröffentlicht. Der Reinertrag ist für den Bau einer neuen evangelischen Kirche in Graudenz bestimmt. Graudenz, 1863. Röthe. (1 Bl. und 42 S. 8.) 5 Sgr.

Clar, Fr., Anno 1724. Zur Charakteristik der polnischen Herrschaft. Bromberg, 1862. Roskowski. (249 S. 8.) 1 Thlr.

Clebsch, Prof. Dr. A., Theorie der Elasticität fester Körper. Leipzig 1862. Teubner, (XII u. 424 S. gr. 8.) 3 Thlr.

Codex, Juris Municipalis Germaniae medii aevi. Regesten und Urkunden zur Verfassungs- und Rechtsgeschichte der deutschen Städte im Mittelalter. Gesammelt und herausg. von Dr. Heinr. Gottf. Gengler, Prof. d. Rechte zu Erlangen. Bd. I. Hft. I. Erlangen, 1863. Enke.

Cosack, Prof. Dr. Car. Joa., Literarum asceticarum, quae reperiuntur inter evangelicos Germanos. historiae brevis adumbratio. Kgsbg., 1862. Gräfe & Unzer. (29 S. gr. 8.) 1/6 Thlr.

— — Ueber den neutestamentlichen Begriff der geistlichen Salbung, mit besonderer Beziehung auf die christliche Predigt. Ein exegetisch-homiletischer Versuch. Ebd., 1863. (41 S. gr. 16.) 6 Sgr.

Czygan, Kazania na lekcye całego roku widług niemieckiego: Epistelpredigten für den häuslichen und kirchlichen Gebrauch, herausg. von dem christlichen Vereine im nördlichen Deutschland: na polszczyznę przełożył i własnym nakładem wydał A. Czygan, ksiądz kościoła' Wielbarskiego i Opaleńskiego. W Drukarni J. E. Jänike we Szczytnie. 1863. [Ortelsburg.] (286 S. 4.)

Dantziger, Reg.-R. Carl Geo., der Rathgeber in Wechsel-Stempel-Sachen. Eine Anleitung zur richtigen Beurtheilung und Feststellung, auch zur Vermeidung von Wechselstempel-Kontraventionen zum Gebrauche für Gerichts-, Steuer- und Polizeibeamte, sowie für Geschäftsleute und Gewerbetreibende herausg. Hierzu 6 Wechselschemata als Anh. 2., m. e. Anh. verm. Aufl. Königsb., 1863. Richter. (VII u. 44 S. 16.) 1/3 Thlr.

Denkmale der Baukunst in Preussen nach Provinzen geordnet. Gezeichnet und herausg. von Ferd. v. Quast. Heft III. Berlin, 1862. Ernst & Korn [Gropius'sche Buch- und Kunsth.] (S. 22–34 u. Bl. XIII—XVIII. gr. Fol. enth. Dom zu Frauenburg) 2 5/6 Thlr.

Denkschrift über Memels Seehandel, den Minge-Schmeltelle-Canal und die Zweigbahn Insterburg-Tilsit-Memel. Nach authentischen Quellen herausg. auf Veranlassung u. unter Mitwirkung von Memeler Kaufleuten und dem Vorsteheramte der Kaufmannschaft zu Memel gewidmet. Memel, 1862, Mangelsdorf in Comm. (125 S. gr. 3. mit 2 Karten.)

Döring, Musik-Dir. G., Choralbuch enth. 116 vorzügl. gangbare Kirchenmelodien nebst ihren Varianten. Sowohl zur 3- als 4stimmigen Ausführung eingerichtet und zunächst f. den Gebrauch in Schule u. Haus herausg. 2., verm. u. m. untergelegten Texten vers. Aufl. Elbing, 1863. (1862) Neumann-Hartmann. (VIII u. 52 S. qu. gr. 4.) 2/3 Thlr.

Döring, Choralkunde in 3 Büchern. 3—6. Lfg. Danzig, 1861—1863. (S. 129—400 gr. 8) à 8 Sgr.

Dormann, Edm. J., Geschichte des Kreises Marienburg. Nach Quellen und Urkunden. Mit 182 Regesten und Urkunden. Danzig, 1862. Kafemann. (VIII, 81 und 112 S. gr. 8.)

Dorr, Rob., Twöschen Wieffel on Noacht. Plattdietsche Gedichte. Elbing, 1862. Neumann-Hartmann. (82 S. 8.) 12 Sgr.

Dulk, A. B., der Tod des Bewußtseins und die Unsterblichkeit. Leipzig, 1863. (1862.) Wigand. (191 S. 8.) ²/₃ Thlr.

Briefkasten.

Aufforderung und Bitte.

Der Unterzeichnete hat sich die Aufgabe gestellt, eine **Sammlung der mittelalterlichen Deutschen Rechtsaufzeichnungen unserer Provinz** zu Stande zu bringen. Zu dem Ende einer möglichst erschöpfenden Kenntniß des vorhandenen handschriftlichen Materiales bedürftig, erlaubt er sich, an alle diejenigen, denen die Bibliotheken und Archive Ost- und Westpreußen's zugänglich sind, die dringende Bitte zu richten, nach Handschriften deutsch-rechtlichen Inhaltes Nachforschung halten und von den noch nicht näher bekannten durch öffentliche oder Privatmittheilungen Kunde geben zu wollen. Art und Umfang der erbetenen Mittheilungen dürften am besten nach den von Homeyer in seinem HH. Verzeichnisse Deutscher Rechtsbücher des Mittelalters aufgestellten Grundsätzen zu bemessen sein.

Königsberg. **Dr. Steffenhagen.**

Die verehrlichen **Vorsteherämter der Kaufmannschaften** in den größeren Städten der Provinz ersuchen die Herausgeber ganz ergebenst um gefällige Uebersendung der Handelsberichte für das Jahr 1863 möglichst bald nach ihrem Erscheinen.

Ebenso würden uns die **Magistrate** derjenigen Städte und die **Vorstände** derjenigen Gesellschaften und Vereine, welche gedruckte Jahresberichte herausgeben, zu Dank verpflichten, wenn sie uns je ein Exemplar derselben unter Kreuzband zugehen lassen wollten.

Die Herren **Verlagsbuchhändler**, welche die Besprechung ihrer Verlagsartikel wünschen, werden um rechtzeitige Einsendung derselben ersucht.

Schließlich sagen wir allen denen, die in Folge unserer Aufforderung vom 6. Dez. mit so freundlicher Bereitwilligkeit der altpreußischen Monatsschrift ihre Theilnahme als **Mitarbeiter** zugesagt haben, unsern herzlichsten Dank. Wenn ihre unsere kühnsten Erwartungen übersteigende große Zahl die Veröffentlichung der Namen im Prospekt unzulässig machte, so dürfen wir doch die Hoffnung aussprechen, daß ihre Beiträge sie bald in besserer Weise unserm Leserkreise bekannt und werth machen werden.

Die Herausgeber.

Am Strande.

Novellistische Skizze

von

Ernst Wichert.

(Schluß.)

5.

Nachmittags gab sich Arthur nochmals vergeblich Mühe Bertha näher zu kommen; sie hing wie eine Klette an der Tante und schien ihn absichtlich zu vermeiden. Mißmuthig kletterte er gegen Abend die Sandberge hinunter nach dem Strande, wo gerade der Fischerwirth mit seinem Knecht beschäftigt war den schon halb in die Schälung geschobenen Kahn zur Reise fertig zu machen. „So gehts nicht weiter," brummte er vor sich hin, „die Sache muß von irgend einer Seite her einen ordentlichen Stoß bekommen; und dann: Biegen oder Brechen! — Sind das Manieren für eine junge Wittwe, die das Leben kennt? Hängt sich wie ein Backfisch an die Tante und spielt die Empfindsame! Dabei kokettirt sie offenbar mit dem Onkel Professor, dem das versteinerte Herz schon weich wie Wachs ist und beim nächsten Sonnenstrahl ihrer Gnade gänzlich hinschmelzen wird. Die kleine Hexe kann's Einem schon anthun."

Er blieb am Fischerkahn stehen. „Stecht Ihr noch heut in See, Klatt?" fragte er.

„Wie Sie sehn, Herr," antwortete der Fischer ohne sich zu stören.

„Hübsches Wetter; die See ist spiegelblank; Ihr werdet rudern müssen." — „Da oben ist's schon luftig; wir bekommen zur Nacht eine tüchtige Brise von Westen." — „Steht Wind im Kalender?" — „Wir Fischer brauchen keinen Kalender, Herr. Wir sehen's der Sonne am Gesicht ab, was sie für Wetter bringen wird, und die See hat auch ihre absonderlichen

Schattirungen." — „Warum fahrt Ihr denn noch so spät aus?" — „Morgen kann's Sturm geben und ich muß meine Netze in Sicherheit bringen." „Wißt Ihr, Klatt, Ihr könnt mir einmal einen Gefallen thun." — „Was wünscht der Herr?" — „Ihr könnt mich heute mit auf die See nehmen; ich habe mir den Spaß schon lange einmal machen wollen."

Der Fischer sah zweifelnd auf und fixirte Arthur eine Weile. „Das ist kein Spaß Herr," sagte er dann, „ich will Sie ein andermal spazieren fahren, wenn beständiges Wetter ist und keine Netze in der See liegen." — „Aber ich will gar nicht spazieren fahren, das kann ich in Berlin auf dem Schaafgraben ebenso gut haben. Gerade bei der Seefischerei will ich einmal zugegen sein. Thut mir den Gefallen, Klatt, und nehmt mich mit." -- „Peter, setz' den Baum ein!" — „Hört Ihr nicht, Klatt?" — „Nimm noch ein Paar Steine mehr ein, Peter, wir fahren zu flach." — „Aber so antwortet doch! Ihr sollt ein gutes Trinkgeld haben." — „Das ist Nichts für Sie, Herr." — „Aber das ist meine Sache. Ziert Euch nicht. Wollt Ihr funfzehn Silbergroschen verdienen?" — „Es wird kalt in der Nacht; ich kann Sie so nicht mitnehmen." — „Leiht mir euren Jäckert und einen Südwester, Klatt, ich laß mich nicht abtrösten. — Ich lege noch funfzehn Silbergroschen zu." — Klatt rückte den Hut ein wenig seitwärts in die Höhe und kratzte sich hinterm Ohr. „Ein Thaler ist gut mitzunehmen," brummte er, „aber ich habe Sie gewarnt, Herr. Was werden die alten Herrschaften sagen!" — „Das laßt meine Sorge sein. Für jetzt sollen sie Nichts davon wissen. Schickt den Peter nach den Kleidern hinauf. Aber daß Du Nichts ausplauderst," rief er dem Davoneilenden nach, „sie sollen sich wenigstens einmal meinetwegen ein wenig ängstigen."

Es dauerte eine Weile, bis Peter mit dem Winterrock und dem Oelhute des Fischers zurückkam; die Frau hatte ihm nicht glauben wollen. „Sie wissen auch schon Alles, Herr," fügte er hinzu, „das Weibsvolk kann doch schon niemals reinen Mund halten."

„Also: „Auf Matrosen die Anker gelichtet," intonirte Arthur mit Pathos, schlüpfte in die noch ziemlich neue, lange und weite Jacke von grauem Wand, stülpte den Hut über den Kopf möglichst weit ins Genick zurück, grub seinen schwarzen Cylinder nicht weit von der Schälung halb

in den Sand, bohrte sein Stöckchen daneben und sprang ins Fischerboot. Klatt und sein Knecht stemmten mit aller Gewalt gegen den Bug, schoben das Fahrzeug in die Brandung und sprangen dann zu gleicher Zeit hinein, ergriffen die Ruder und stießen kräftig vom Lande ab. Arthur verlor in Folge des heftigen Rucks die Balance und fiel ziemlich unsanft gegen die Brüstung und auf den Boden. „Zum Donnerwetter,“ rief er erschrocken, „seht Euch ein wenig vor.“ — „Noch ist's Zeit zum Umkehren,“ antwortete trocken der Fischer, „wollen Sie aussteigen, Herr?“ — „Vorwärts!“ commandirte Arthur und die Ruder stemmten sich zu beiden Seiten gegen das Wasser.

Da zeigten sich am Ausgange der Schlucht auch schon die Badegäste. Der Professor eilte voran so schnell der zurückweichende Sand es erlaubte. „Aber Arthur,“ rief er ängstlich, „Teufelsjunge, deine Mutter hat Dich mir auf die Seele gebunden und nun machst Du solche Streiche! Umkehren, Klatt, umkehren auf der Stelle! Arthur verstand von den Worten beim Geräusch der Ruder und der vorn anschlagenden Wellen Nichts, er sah nur die Anstrengungen des Professors auf dessen Gesicht ausgeprägt und konnte sich des Lachens nicht enthalten. Dann irrten seine Gedanken schnell auf Bertha ab, die mit der Räthin folgte und die Hand über die Augen deckte, um unter der niedersteigenden Sonne weg nach dem Boot sehen zu können. Er stellte sich aufrecht hin, und fing laut zu singen an:

„Ich stand gelehnet an den Mast
Und zählte jede Welle —“

Bertha vernahm Nichts davon, der alte Fischer aber meinte grinsend: „Schrei'n Sie sich nicht heiser, Herr; am Lande hört's doch Niemand, auch nicht die schöne junge Dame, auf die's doch wohl abgesehn ist.“

Weiter und weiter ging's auf die hohe See hinaus. Arthur hatte das Gesicht der Küste zugewendet, die langhingestreckt und mannigfach zerklüftet von der Sonne rosig überhaucht erschien. Bald tauchten die dunkeln Gestalten am Strande unter die krausen Wellen unter, und dann verlor er auch den Eingang zur Schlucht aus den Augen; die Uferberge hatten nirgends mehr für ihn charakteristische Einschnitte oder Kennzeichen, nur der Leuchthurm von Brüsterort ragte auf der fernsten Spitze wie eine hohe Warte über die Umgebung hinaus. Es lag für ihn in diesem all-

mäligen Verschwimmen und Verschwinden alles Festen und Faßbaren etwas Wehmutherregendes, worüber er nicht Herr werden konnte; er hätte weinen mögen, wenn er sich vor dem Fischer und seinem Knecht nicht geschämt hätte. Er mußte unwillkührlich an jenen Abend zurückdenken, wo er Bertha in ähnlicher Stimmung durch einen unvorsichtigen Scherz verletzt hatte und schalt sich nachträglich darüber aus. Um die Erinnerung los zu werden, wendete er sich dann vom Lande gänzlich ab der untergehenden Sonne zu, fuhr aber fast erschreckt auf über den ganz veränderten grausigschönen Anblick, den der Abend-Himmel bot. Es hatte den Vormittag über nach einigen außerordentlich dürren Tagen geregnet, aber die schwüle Luft schien unabgekühlt geblieben zu sein. Nachmittags theilten sich die eintönig grauen Wolkenschichten, ohne daß unmittelbar über dem Erdboden ein Luftzug bemerklich wurde; die Sonne durchbrach Nachmittags den dunstigen Schleier gänzlich und scheuchte mit ihren stechenden Strahlen das zerstreute Gewölk nach Südosten zurück. Gegen Abend ließ sich ein klarer Sonnenuntergang versprechen. Um so mehr erstaunte Arthur jetzt, da er die blutrothe Feuerkugel in ein Bett von schwarzgrauen, goldgezackten Wolken niedertauchen sah, die im Nordwesten den ganzen Horizont einfaßten und die weite, öde See schauerlich umdunkelten. „Um Himmelswillen," rief er aufgeregt, „seht Euch doch einmal um, Klatt; was hat das zu bedeuten?"

„Eine tüchtige Brise, Herr, wie ich gesagt habe," antwortete der Fischer phlegmatisch, mehr auf Arthur als auf den Nachthimmel zurückblickend. „Ich kann Sie leider jetzt nicht mehr absetzen; Sie haben's einmal so gewollt."

„Auf der Bank wird's lustig werden," fügte Peter grinsend hinzu."

In diesem Augenblick zog ein heftiger, kalter Wind über das Boot weg und stieß pfeifend gegen die in langen Wogen athmende Wasserfläche. Arthur zog den Flausrock fester über der Brust zusammen und kauerte sich dicht an den Mast, der ihm als Rücklehne diente. Neue Windstöße folgten schneller und heftiger, bald tanzten silberne Schäfchen auf den schärferen Kämmen der Wellen. Die Sonne ging unter.

„Sind wir noch nicht bald zur Stelle?" fragte Arthur voller Beklemmung und schon von dem unbehaglichen Gefühl der sich meldenden Seekrankheit gepeinigt.

Klatt zeigte in die Nacht hinaus. „Dort wo die weißen Schaumwellen sich zusammendrängen, ist die Bank,“ sagte er, „die Brandung wird uns tüchtig durchschütteln. Vorwärts, Peter; die Riemen eingezogen und Segel auf; wir haben Eile, das Unwetter kommt uns über den Kopf!“

„Wär's nicht am Ende doch besser umzukehren,“ wendete Arthur schüchtern ein; „es kommt mir so vor, als ob die schwarzen Wolken verdammt schnell aufziehn, und am Horizont wetterleuchtet es an zwei, drei Stellen.“

„Kann auch noch ein Gewitter geben,“ antwortete der Fischer mit trockener Ruhe. „Was hilft's? die Netze müssen doch herein. Geh' an's Steuer, Peter, ich will das Segel auf den Wind halten. Setzen Sie sich hier herüber, junger Herr; es geht bald ein Bischen schief und die Wellen spritzen da unter über; halten Sie sich nur hier an den Wanten fest, es kommt noch besser.“

Der Wind legte sich in das breite Segel und drückte das Boot so gewaltsam auf die rechte Seite, daß Arthur entsetzt aufschrie. „Wir kippen nicht so leicht, Herr,“ höhnte der Knecht. Dann folgten ein paar Schwankungen auf und nieder, und pfeilschnell schoß das Fahrzeug durch den pfeifenden Wind und über die sich vorn aufbäumenden Wogen hinweg. Arthur fühlte sich so unwohl, daß er sich kaum aufrecht halten konnte.

Man näherte sich der Stelle, die der Fischer als Bank bezeichnet hatte, einer langhingezogenen Untiefe, rings umbrandet von den unvermuthet gebrochenen und jählings überstürzenden Wogen. Eine wahre Höllenmusik tönte von dort herüber; es gehörten andere Nerven dazu, als die Arthur's, sie ohne Entsetzen zu hören. Nun prallte das Boot gegen die Vorbrandung an, hob sich, ächzte und zerbrach den Wellenkamm mit starkem Schlage, um sofort wieder von der nächsten Schaumwoge gepackt, gerüttelt und überfluthet zu werden. Die regelmäßigen Schwankungen hörten auf; bald nach rechts, bald nach links, bald vorn oder hinten gehoben, auf und ab, tanzte die Nußschale von Fahrzeug, wild hin und her gestoßen. Der Knecht konnte mit der größten Anstrengung kaum das Steuerruder halten und Klatt selbst, der das Segel vom Pflock losgebunden hatte, um es im richtigen Moment niederzulassen, wurde ein paar Mal zu Boden gerissen. „Halten Sie sich fest, Herr,“ rief er Arthur zu, der sich, ununterbrochen

von dem Gischt der Wellen überschüttet, in einem Sturzbade zu befinden glaubte und seiner Sinne kaum noch mächtig war. „Mir sind die Hände erstarrt," antwortete er matt. — „Noch eine Minute und wir sind durch," ermuthigte der Fischer. Arthur raffte seine letzte Kraft zusammen und klammerte sich fester an die Stricke.

Klatt hatte Recht: über der Bank war das Wasser etwas ruhiger. Nach dem Kampf mit der Brandung konnte man wähnen sich hier unter Schutz zu finden; es war Täuschung. Arthur wagte wieder die Augen zu öffnen und um sich zu sehen. Hier und dort ragten in der Nähe des Boots Stangen aus dem Wasser hervor und kleine Tönnchen schaukelten auf den Wogen. Klatt ließ das Segel fallen und sprang zugleich nach dem Vordertheil um das vierzackige Anker auszuwerfen. Ein heftiger Rückstoß zeigte an, daß dasselbe gefaßt hatte, aber der Fischer schien nicht recht zu trau'n und warf noch ein Steinanker nach. „Jetzt an die Arbeit," rief er, „wir liegen hoffentlich fest."

Nun aber fing die Situation für Arthur erst recht schrecklich zu werden an. Der leichte Kahn, an einem Ende festgelegt, weder durch Ruder noch durch Segel in regelmäßiger Bewegung erhalten, zerrte wie ein Hund an der Kette und schien sich durch die unberechenbarsten Wendungen und Drehungen losmachen zu wollen. Arthur unterlag den Wirkungen der Seekrankheit; er glitt vom Sitz auf die nassen Bodenbretter nieder und blieb liegen, unfähig ein Glied zu rühren. Klatt erbarmte sich seiner, schöpfte so gut es ging das Wasser aus dem Boot, und legte ihm seine eigene Jacke unter den Kopf. Dann machte er sich mit dem Knecht daran die Netze aufzuziehen und überließ ihn seinem Schicksal.

Die nächste Stunde erschien Arthur eine Ewigkeit. Zwar hatte er in seiner jetzigen Stellung nicht mehr Gelegenheit den wahnsinnigen Tanz der Wogen zu beobachten, aber über ihm hing der Himmel, wie ein schwarzer Sargdeckel; langgezogene Donner rollten über die Wasser her, und mehrere Blitzbatterien schienen gegen einander einen Vernichtungskampf zu führen. Höher und höher zogen die Gewitter auf, Sturm ihr Bote, Regen und Hagel ihr Begleiter, der jüngste Tag schien herangekommen.

Die beiden Fischer waren inzwischen unablässig bemüht, über den Rand des Boots gebeugt die Netze von den Stangen zu lösen und aufzu-

ziehn. Das nasse Maschenwerk füllte allmälig den Raum, in dem sich nun aber auch wieder zu Arthurs großer Belästigung eine Masse Wasser sammelte. Er nahm endlich, so krank er sich auch fühlte, den Schöpfer auf und suchte es zu entfernen. „Brav, junger Herr," rief Klatt, „das ist die beste Manier sich warm zu machen." In diesem Augenblick brauste ein neuer Sturm herauf. „Wir treiben ab," bemerkte Peter vom hintern Ende des Boots her. „Das wär' eine schlechte Geschichte," antwortete Klatt, mit Besorgniß bemerkend, wie die Stangen zurückwichen, „kommen wir in die Branbung, so ist das Netz oder das Boot verloren; gegen den Höllensturm hält kein Anker." — „Laßt die Netze fahren," schrie Arthur, „und rettet uns!" — „Das heißt: wirf Dein Hab und Gut ins Wasser und geh' betteln!" antwortete Klatt mit äußerster Anstrengung am Netz ziehend. „Zu, Peter! sollen wir die Fische wieder schwimmen lassen? Das ist ein Zug, wie nicht zweimal im Jahr." Sie trieben mit der breiten Seite des Boots rascher und räscher gegen die Brandung heran. „Um Himmelswillen!" rief Arthur, „wir sind verloren." — „Was stehen Sie müßig, Herr?" wendete sich der Fischer zurück, „an die Arbeit! Verdienen Sie sich auch einmal ein Gericht Fische!" Arthur verlor in der Todesangst das Gefühl des Unwohlseins und der Schwäche; er warf sich eiligst neben Klatt über den Bord, faßte in die Maschen des Netzes und hob nach Kräften mit; das Boot lag so schräge auf dem Wasser, daß die Wellen hineinschälten. „Alle Mann hoch!" kommandirte der Fischer, und mit mächtigem Ruck zog er, sich hintenüberwerfend den Beutel mit den Fischen in den Raum hinein. Aber schon hatte die Brandung sie auch gefaßt; einige Secunden lang schien's, als werde das Boot in Wirbeln und Kreiseln unter die Wellen hinabgerissen. „Das Steuer fest!" brüllte Klatt dem Knecht zu, der nun durch Berge von Netzen von ihm getrennt war; „Kopf weg, Herr!" und an Arthur vorbei sauste das Segel. Noch einmal legte sich das Boot tief über, als ob es nie mehr aufstehn wollte, noch einmal schlugen die Schaumwellen darüber zusammen; Arthur sah und hörte Nichts mehr. —

Wie sah's inzwischen zu Hause aus? Wir haben die lieben Badegäste am Strande stehen lassen, den Professor mitten in der vergeblichen Bemühung, seinen abenteuernden Neffen zurückzurufen. Der Rath hatte getröstet,

und die Räthin schalkhaft Bertha mit dem Finger gedroht und dabei bemerkt: „Ich wette darauf, Ihr habt Streit gehabt, Kinder, und Der läßt sich nun aus Verzweiflung nach Schweden übersetzen.“ Bertha hatte geschwiegen, aber ein leichtes Roth war doch über ihre Wangen geflogen, und der Räthin entging so etwas nicht. So lange das Boot noch zu sehn war, hielt man sich am Strande auf, dann bestieg man den Uferberg, und sah von dort dem Flüchtling nach; auch der Professor beruhigte sich endlich. Dann begab man sich nach dem Hause ohne diesmal den Sonnenuntergang abzuwarten. —

Die ersten Sturmstöße trieben sie aus den Betten. Gründlich hatte so wie so die Besorgniß für seinen Neffen nicht schlafen lassen. Er malte sich die schrecklichsten Bilder und recitirte still für sich Stellen der alten Classiker, die von den Gefahren der Seeschifffahrt handelten. Als er endlich ein wenig einschlummerte, erschien die unbekannte Berliner Schwägerin vor ihm und hielt ihm eine donnernde Philippika, daß er erschreckt auffuhr. „Sturm, Sturm!“ rief er, wie man sonst Feuer schreit, und rannte, nur den Schlafrock überwerfend, mit seiner weißen Zipfelmütze zur Thüre hinaus. Auch der Rath erhob sich nun und folgte ihm.

Draußen leuchtete schon der ganze westliche Horizont von Blitzen; die beiden Männer eilten an den Strand hinunter, Gründlich immer mit langen Schritten voran. „Was kann uns und ihm das helfen?“ unterbrach endlich der Rath das Schweigen. „Mensch! ich bin in Verzweiflung, störe mich nicht!“ donnerte der Professor mit Löwenstimme zurück, dicht am Wasser auf- und abrennend, daß der Zipfel seiner Nachtmütze flatterte. Schnabel faßte ihn kräftig unter den Arm und zog ihn fort. „Ich glaube, Du läufst ihm am Ende gar nach, Bruder;“ sagte er. „Wenn nicht der alte Klatt mit wäre!“ —

Stunden vergingen; das Wetter wurde immer toller. Auch die Damen hatten sich auf dem Sandberge eingefunden und suchten voller Angst bei jedem Zucken der Blitze das Boot auf dem schäumenden Wasser. Auch das Fischerweib wurde unruhig und ihre Kinder jammerten. Es war eine schreckliche Nacht. „Wenn sie noch am Leben sind,“ bemerkte endlich der Professor, „wie finden sie bei dieser Dunkelheit hierher zurück? Nach Warnicken hin liegt die See voll Steine; noch dicht am Lande kann das Boot

zerschellen!“ Neuer Stoff zur Sorge für die geängstigten Gemüther. „Ich weiß ein Mittel,“ rief endlich Bertha nach einigem Nachdenken, „machen wir hier auf dem Berge ein Feuer an; sie müssen's von der See aus bemerken können.“ — „Aber das ist verboten,“ wendete der Jurist ein. — „Ach was verboten!“ rief der Professor einigermaßen erleichtert, Sie sind sein rettender Engel, gnädige Frau. Frisch an's Werk!“ — „Ich stelle meinen Holzvorrath zur Disposition,“ versicherte die Räthin, „das war ein glücklicher Gedanke, Bertha!“ —

Die ganze Gesellschaft eilte nach dem Hause und belud sich mit Holz; die Fischerfrau brachte glühende Kohlen herbei, und bald prasselte auf der höchsten Spitze des Ufers ein helles Feuer, in dessen Unterhaltung Frauen und Männer wetteiferten. Nun konnte man freilich in der Ferne erst recht nichts erkennen, aber man hatte doch wenigstens Beschäftigung und half sich so über die schleichende Zeit hinweg. Aber bald sah der Professor, der am eifrigsten Holz nachgeworfen hatte, mit Schrecken den Vorrath zu Ende gehn. „Das Schachbrett her, Bruder,“ hauchte er matt, „es brennt noch ein Paar Minuten!“

Dieser Heroismus sollte nicht unbelohnt bleiben; unten am Strande ließen sich Menschenstimmen vernehmen. „Sie sind's!“ rief Alles wie mit einem Munde. In rasender Eile glitt der Professor den Sandberg hinunter; die Andern folgten. „Arthur“ — „Onkel“ — sie lagen sich in den Armen, als ob sie sich gar nicht mehr loslassen wollten; Gründlich schluchzte wie ein kleines Kind. „Wer kam auf die Idee, das Feuer anzuzünden?“ fragte Arthur, nachdem er sich losgemacht hatte; „wir wären ohne dies Signal trotz des Leuchtthurms auf die Steine gerathen.“ — „Danken Sie's Bertha,“ sagte die Räthin. — „Sie ist jedenfalls Dein rettender Engel,“ betheuerte eifrig der Professor. — „Es war Nichts als ein Einfall —“ fiel ihm Bertha abwehrend in's Wort.

Arthur verbeugte sich ernst vor ihr: „Ich habe mir heut ein Gericht Fische verdient, gnädige Frau, darf ich Ihnen damit meinen Dank sagen?“ —

6.

Am nächsten Vormittag — der Morgen war allerseits gründlich verschlafen — wachte die Räthin mit heftigen Kopfschmerzen auf. Die Auf-

regung und Unruhe der letzten Nacht hatten der alten Dame ein Unwohlsein zugezogen, das ihr natürlicher guter Humor nicht zu überwinden vermochte. Doch gelang es Bertha nur mit Mühe sie zu überreden das Bett zu hüten. „Was wird aus der Wirthschaft?" war die beständige Einrede. „Laß mich nur machen, Tantchen," beruhigte Bertha, „ich bin in dergleichen Dingen nicht so unerfahren als Du glaubst; in meinem elterlichen Hause habe ich oft genug das Ministerium der Küche verwalten müssen." — „Aber hier mußt Du Deine eigene Köchin sein, mein Herzchen." — „Um so besser! So verdiene ich mir doch einmal meinen Mittag." — „Was willst Du aber kochen, Kind, das ist hier nur nicht so auf den Markt zu schicken." — Bertha schien sich zu besinnen. „Mir ist gestern ein Gericht Fische zum Geschenk angeboten," sagte sie dann mit einem prüfenden Blick auf die Räthin, „darf ich es annehmen?" — „Aha!" rief die Räthin, sich überwunden in die Kissen zurücklegend, „und darum muß ich todtkrank sein?" — „Aber was meinst Du damit, Tantchen," schmollte Bertha. — „Schon gut! Ich trete Dir für heute das Portefeuille der Küche ab; sieh, wie Du fertig wirst." —

Rath Schnabel schleppte sich inzwischen mit Gewissensbissen herum. „Weißt Du, lieber Bruder," sagte er mit gezwungenem Lächeln, „daß wir alle zehn Jahr Zuchthaus reif haben?" Der Professor, der schon ohnedies fast aschgrau gefärbt erschien, wurde kreidebleich und starrte den Rath mit großen Augen an. „Das soll doch Spaß sein?" fragte er in so weinerlichem Ton, daß man ihn eher von allem Andern als davon überzeugt halten konnte. — „Wer zur Nachtzeit auf der Strandhöhe Feuer anzündet, welches die Schifffahrt zu gefährden geeignet ist —" deklarirte der Rath bedenklich, „ich habe das Strafgesetzbuch nicht im Kopf, aber zehn Jahre werden's wohl sein. — „Ohne Sorgen, Onkel," fiel Arthur heiter ein, „ich übernehme Eure Vertheidigung; ich will eine Rede halten, daß der Staatsanwalt in Thränen der Rührung ersticken soll!" — „Du hast gut scherzen," brummte der Professor kopfschüttelnd; „sind da gar keine mildernde Umstände anzunehmen, lieber Bruder?" Der Rath zuckte die Achseln. „Es ist vielleicht eine Pedanterie von mir," sagte er nach einer Weile, „aber ich komme niemals über ein unbehagliches Gefühl hinweg, wenn ich mich zu irgend etwas Ungesetzlichem auch in der besten Absicht habe verleiten lassen,

und wenn ich deshalb auch vor Strafe so sicher bin, wie jetzt, wo unser junger Schwerenöther von Freund uns seinen Rechtsbeistand zugesagt hat. Ich kann versichern, daß es für mich in jedem Jahre bei der Rückkehr nach der Stadt keinen peinlicheren Moment giebt, als wenn wir durch's Thor einfahren, weil ich fürchte, daß meine Alte trotz aller Verbote ein Paar Pfund Fleisch oder ein Säckchen Mehl einschmuggelt." Von den zehn Jahren Zuchthaus bis zu den paar Thalern Steuercontraventionsstrafe war nun allerdings eine Kluft, die sich, wie auch der Professor hätte merken können, eben nur durch einen der Humore ausfüllen ließ, die dem Rath oft unwissentlich zu Gebote standen. Aber Gründlich hatte heut kein Verständniß dafür. „Du hast uns durch Deinen tollen Streich allesammt verstimmt, Arthur," sagte er mürrisch, „mein Podagra, das seit acht Tagen schon kaum mehr zu merken war, fängt seit dieser heillosen Nacht wieder zu spuken an." — „Aber so werdet doch um Himmelswillen nicht ungemüthlich," bat Arthur vorwurfsvoll, „nun ich mich unter Euch einzuleben anfange. Wer die Linie passiren will, muß unter dem Schiffskiel durch; wer die Windstille Eures samländischen Badelebens goutiren soll, muß einmal einen guten Ostseesturm durchgelebt haben. Ich sage Euch, heute gefällt es mir erst bei Euch auf dem Lande; der lose Sand unter den Füßen ist mir zum ersten Mal nicht unangenehm, das Eckplätzchen im Zelte, geschützt vor Wind, Regen und Sonnenschein kommt mir äußerst behaglich vor, der Kaffee hat mir vortrefflich geschmeckt, und die Semmel hätte ganz gut noch achtundvierzig Stunden älter sein können. Komme ich Euch entgegen, zeigt nun auch einmal, daß Ihr noch Verständniß für das Bedürfniß der Jugend habt. Ich sage Dir, alter Onkel, und ich bitte Dich keine Gesichter über diese Weisheit der Thoren zu schneiden, es ist ganz gut im alten Geleise fortzufahren, aber das hat seine Grenze; wird das alte Geleise mit der Zeit zu tief, so schleppen die besten Gäule das Fuhrwerk nicht weiter. Verlangt Ihr, daß ich einmal aus mir herauskomme, kommt auch einmal ein wenig aus Euch heraus und lebt nicht mitten in der civilisirten Welt wie die Buschmänner. Ich habe einen rechten Heißhunger nach Excursionen bekommen; wollt Ihr mich nach Berlin zurückfahren lassen, ohne mir Euren Ostseestrand von einem Ende zum andern gezeigt zu haben? Was meint Ihr zu einer Fußpartie, wenn

die Bauerklepper wegen der Ernte nicht zu haben sein sollten? Kommen die Damen mit, um so besser. Schachbrett und Flottenkasse werden den Trennungsschmerz überwinden. Frisch Schusters Rappen gezäumt, und vorwärts!" —

Der Professor sah den Rath an — der Rath sah den Professor an; jeder schien vom andern die Abwehr gegen diese himmelstürmenden Ideen zu erwarten. Arthur schlug eine helle Lache an. „Ich gebe Euch Bedenkzeit, hochwürdige Herren, nach dieser Standrede mit Euren Gefühlen abzurechnen!" rief er. „Inzwischen gehe ich das Terrain recognosciren." Er erhaschte den kleinen Jungen des Fischers, der nicht weit vom Hause auf dem Sande ein Schiffchen aus Borke segeln ließ, setzte ihn trotz allen Widerstrebens rittlings über seine Schultern und trabte mit ihm fort. „Zeige mir einmal den Weg nach Georgswalde," sagte er, „und Du sollst einen blanken Silbergroschen haben." Sie waren bald gute Freunde.

Die beiden Alten sahen sich noch immer verdutzt an. „Welche tolle Einfälle!" platzte endlich der Professor heraus. „Die Akten sind noch nicht spruchreif, lieber Bruder," entgegnete der Rath, langsam eine große Prise einpackend, „aus dem kann noch ein Mensch von Fleisch und Blut werden." Gründlich wiegte bedenklich das Haupt hin und her.

Als Arthur gegen Mittag nach mancherlei Kreuz- und Querzügen durch Feld und Wald nach Hause zurückkam, war es ihm eine rechte Freude, den Schornstein munter rauchen zu sehn. „Was wird die gute Tante heute kochen?" dachte er; nach langer Zeit freute er sich einmal auf's Essen. An der Hausthüre nahm er dem flachshaarigen Fischerjungen ein großes Pack Feldblumen, Eichen- und Lindenzweige ab, faßte Alles in einen mächtigen Strauß zusammen und trat lächelnd ein. Eben wollte er links nach der Stubenthüre abbiegen, als er von einer ungewöhnlichen Erscheinung überrascht stutzte und dann wie eingewurzelt stehn blieb. In der Küche stand Bertha eifrig damit beschäftigt, über dem prasselnden Feuer in einem Kessel zu rühren, von Zeit zu Zeit einen Theil seines Inhalts auszuschöpfen, zu schmecken und neue Ingredienzien hineinzuwerfen. Sie hatte die Krinoline abgelegt, das lange Kleid ein wenig aufgeschürzt, eine buntgestreifte Küchenschürze der Tante umgebunden und ihr einfaches weißes Morgenhäubchen aufbehalten. Ihre Wangen glühten und ihre

Fingerspitzen erschienen über dem Feuer wie durchsichtig. Die doppelte Beleuchtung vom Heerde und von der offenen Thüre her gab dem reizenden Bilde etwas Magisches, Bezauberndes. Auf Arthur wenigstens machte es entschieden diesen Eindruck; was ihm an Bertha gänzlich unvorstellbar gewesen war: die wirthliche Hausfrau stand ihm leibhaftig gegenüber. Und das war keine absichtliche Schaustellung, keine Koketterie mit häuslichen Tugenden; eine schöne Realität von ungekünstelter Wahrhaftigkeit offenbarte ihm ihre mächtige Wirkung. „Bravo!" rief er endlich enthusiastisch, „ich glaube wieder an Deutsche Frauen!" —

Bertha schreckte auf und ließ den Löffel in den Kessel fallen. „Aber daß Sie auch nicht noch eine Viertelstunde länger außen bleiben können!" sagte sie mit einem vorwurfsvollen Blick auf ihren Bewunderer, der den riesigen Blumenstrauß in beide Hände gefaßt und ihr entgegen gestreckt hatte. „Die Herren gehören nicht in die Küche." — „Ich stehe an der Schwelle des Heiligthums," erwiederte Arthur, „und frage demüthig an, ob ich vor der hohen Priesterin ein Blumenopfer niederlegen darf. Oder wie der große Schiller sagt: das Schönste sucht er auf den Fluren, womit er — — nein, das paßt nicht, obgleich es sonst eine vortreffliche Sentenz ist; aber das können Sie mir glauben, daß diese einfachen Feldblumen Sie in keinem passenderen Moment um gütige Berücksichtigung bitten konnten, als im gegenwärtigen, wo ihr Ueberbringer zum ersten Mal in seinem Leben — eine feine Frau kochen sieht." — „Das ist Unsinn, Herr Assessor," replicirte Bertha verschämt lächelnd, „gehen Sie." — „Diese ehrliche Geradheit vervollständigt nur das Charakterbild," fuhr Arthur eifrig fort, „man spricht gewöhnlich Unsinn, wenn man die Erhabenheit mit Worten illustriren will und nur einen Vorrath von Redensarten für gewöhnliche Fälle bei sich hat. Ich hätte in der That vor Entzücken sprachlos sein sollen. Darf man fragen, was Sie kochen, gnädige Frau?" — „Fische —! aber nun lassen Sie mich allein." — „Fische? Wohl gar die gestern gefangenen? Die müssen ja himmlisch schmecken —!" — „Besonders wenn wir sie anbrennen lassen. Schnell! schnell! den Kessel vom Feuer!" — Sie wollte zuspringen, aber Arthur warf schnell die Blumen zur Erde, erreichte mit einem Satz den Heerd und hob das Kochgeschirr mit den bloßen Händen vom Dreifuß herunter. „Das nennt man sich die

Finger verbrennen!" rief er mit Thränen in den Augen, „aber die Fische werden doch himmlisch schmecken." — „Warum mischen Sie sich in Frauenangelegenheiten," verwies Bertha. „Einmal und nicht wieder," erwiederte er, den Schmerz nach Kräften verbeißend, „ich bin nun wie Hyon durch Wasser und Feuer gegangen und hoffe meine Prüfungen bestanden zu haben." — „Amen," schloß die Tante, die schon seit einer Stunde die Geduld verloren hatte krank zu sein und durch das laute Gespräch an die Thüre gelockt war, „nun aber flink die Fische auf die Schüssel und die Blumen meinetwegen als Kranz herum, der Tisch ist schon gedeckt." — „Die Tante hat doch mitunter köstliche Einfälle," jubelte der Assessor, „kränzen wir das Werk schöner Hände!"

Bei Tisch machte der Professor große Augen, rückte unruhig auf dem Stuhl hin und her, schielte seitwärts nach dem Rath und brach endlich los: „Dispensire mich von der Strafe für die Flottenkasse, der Fall läßt sich nicht ohne classische Anspielung erörtern: ich habe zwar gehört, daß man im Alterthum die Amphora mit Weinlaub und Rosen kränzte, aber daß man ein Gericht Fische mit Butterblumen und Katzenpfötchen —" die Räthin legte mit einem bedeutsamen Blick auf ihre Nachbarin die Hand auf den Mund; Gründlich verstand Nichts, aber verstummte. — Die Fische schmeckten allerseits ganz vortrefflich; Arthur namentlich, obgleich er seiner verbrannten Finger wegen kaum Messer und Gabel zu halten wußte, schwur zur großen Genugthuung seines Onkels bei Poseidon, daß er sich durchaus krank essen müsse. Bertha war in der allerbesten Laune und ließ sich sogar herbei „dem waghalsigen Seefahrer" selbst das beste Mittelstück auszusuchen und aufzulegen, „da sie doch nun einmal heute die Stelle der Wirthin vertrete." Als der Professor endlich merkte, um was es sich eigentlich handelte, glaubte er seine Galanterie gegen die „edle Köchin" nicht besser dokumentiren zu können, als indem er laut mit der Zunge schnalzte. „Aber der einzige wirklich competente Kritiker schweigt noch immer," sagte Bertha mit einem schelmisch bittenden Blick auf die Räthin, die mit der prüfenden Bedächtigkeit eines bestellten Preisrichters Bissen nach Bissen kostete; „habe ich wirklich Fiasko gemacht?" — „Ich bin eifersüchtig, Kind," antwortete sie mit komischem Ernst; „nicht wegen des jugendlichen Enthusiasmus, unseres Assessors, der überhaupt noch keine

Ahnung davon hat, was eigentlich gut schmeckt, auch nicht wegen der sehr ausdrucksvollen Lobeserhebungen meines abtrünnigen Freundes Gründlich, der allerdings von ostpreußischer Küche schon etwas verstehen sollte —; aber daß selbst mein guter Alter nicht einmal aus ehelichem Patriotismus ein wenig an der fremden Kochkunst zu tadeln findet, das ist mir denn doch zu stark. Ich gebe die Konkurrenz auf, überlasse Dir das Küchenamt und — werde mir aus Königsberg einen Roman schicken lassen.“ Sie setzte schmollend den Mund auf, aber Bertha gab ihr einen herzlichen Kuß und rief lustig: „So ist die Sache in Ordnung, nun bin ich mit Dir zufrieden, Tantchen!“ —

Beim Abendspaziergang bat sich diesmal Arthur die Erlaubniß aus, den Zug führen zu dürfen. „Ich habe heute Vormittag einen Weg ausgekundschaftet,“ sagte er geheimnißvoll, „an dem man Vergnügen haben kann, ohne gerade Strandläufer von Fach zu sein. Ihr kennt eure Schätze noch gar nicht.“ Bertha mußte ihm Recht geben. Es ging zuerst landeinwärts über eine von Viehheerden beweidete Palwe, auf der ein Paar erst kürzlich aufgemachte Hünengräber zu besichtigen waren; dann einem kleinen Bach entlang, der melancholisch zwischen Ellerngebüsch hinrauschte; dann auf einem schmalen Richtsteige mitten durch das hohe, schon gelbreife Korn auf einen herrlichen Eichenwald zu, dessen mächtige Stämme wie Riesenwächter einzeln aufmarschirt standen, dann sich in immer dichteren Reihen hintereinander gruppirten und endlich den Hintergrund in undurchdringliches Dunkel zu hüllen schienen. „Der Weg wird schwieriger,“ sagte Arthur, „darf ich Sie bitten, meinen Arm anzunehmen?“ Bertha widersetzte sich nicht. Der Führer machte eine Biegung in der Richtung nach der See zurück. „Hören Sie das eigenthümliche Rauschen?“ fragte er nach einer Weile, als sie den Andern ein Ende voraus gekommen waren, „es ist ein wunderliches Duett zwischen den säuselnden Waldgeistern hier oben und den grünen Seejungfern, die sich in der Brandung am Strande baden; der Fischerjunge hat mir's vertraut. Sie locken einander, aber jedem ist sein Element zu lieb.“ — „Sind wir der See so nahe?“ fragte sie zurück, um doch etwas zu antworten; die Art, in der Arthur sprach, klang ihr noch immer fremd und sie fürchtete, daß er wieder in den gewohnten Ton umschlagen könnte, um ihren Ernst zu ironisiren.

„Das Singen und Murmeln der Meerfrauen verfolgt Einen hier überallhin," fuhr er fort; „es ist melancholisch wie die Sehnsucht. Ich hab's in den ersten Tagen gar nicht verstanden, das wehmüthig eintönige Lied; aber man kann ihm nicht entgehen. Zuletzt wird's Einem so wunderlich um's Herz, als rollten die Wellen es immer auf und ab, wie einen Kiesel in der Schälung, um es windelweich zu machen. Ich habe mir bis jetzt eingebildet leidlich mit mir auskommen zu können, aber seit ich die Meerfrauen singen gehört habe, ist mir zu Muth, als fehlte mir doch Etwas, das zu besitzen Werth hat. Heute Vormittag, als ich so allein durch's Land strich und den Wald und die See ineinanderrauschen hörte, habe ich sogar Verse gemacht, was mir schon lange nicht mehr passirt ist. Ich glaube, ich werde zuletzt noch krank nach Hause zurückfahren." — Bertha sah zur Erde. „Ich möchte wohl Ihre Verse hören," sagte sie leise, „vielleicht klingen sie gerade hier am schönsten, wo sie entstanden sind." Arthur besann sich eine Weile. „Ich will Ihnen die Verse deklamiren, aber Sie müssen dabei nicht auf mich hören, sondern nach der Begleitung der Waldgeister und Seejungfern, die das eigentliche Lied ist. Horchen Sie nur!" Er stand einen Augenblick still und beugte den Kopf ein wenig vor, als ob er fernen Klängen lauschte. Bertha durchfuhr ein leiser Schauer, sie hing sich fester an seinen Arm. Er begann:

Es rauscht die See, es rauscht der Wald —
Welch wunderbares Tönen!
Mein Herz durchschauert heiß und kalt
Ein unbegreiflich Sehnen. —

Die Meerfrau taucht bald auf bald ab,
Die Wogen sinken und schwellen;
Lang über ihr grünes Haar hinab
Gleiten die Wasserwellen.

Sie schaut hinauf zum Uferrand
Mit thränenfeuchten Blicken;
Sie grüßt das sonnenhelle Land
Mit wehmuthsschwerem Nicken.

„Wie lieb' ich Dich, Du grüner Wald
Von tausendjähr'gen Eichen;

Wie lieb' ich Dich, Du schöner Wald
Und kann Dich nie erreichen!

Und tragt ihr millionenmal
Mich strandhinan, ihr Wogen,
Zurück — zurück! heißt meine Qual —
Mein Sehnen ist betrogen.

O könnt' ich einmal, einmal nur
In Waldesschatten weilen,
Nur segenspendend Feld und Flur
Den Schwestern gleich durcheilen.

Würd' ich einmal auf Meeresfluth
Zu Euch emporgerissen —
Es würde meine Liebesgluth
Euch schnell vernichten müssen.

Mein einsam Herz wird krank und wund,
Wenn ich mein Leid ermesse.
Hinab, hinab zum tiefsten Grund,
Daß ich die Welt vergesse!"

Es rauscht der Wald geheimnißschwer,
Als hätt' er viel zu sagen.
Ueber die Wellen dem Sturm vorher
Weißflockige Schäfchen jagen. —

Sie gingen schweigend neben einander her; Arthur war erregt, seine Lippen zitterten unhörbar die letzten Worte nach. „Sie haben mir das Herz ganz schwer gemacht," sagte Bertha endlich; „Ihr Lied hat mancherlei sehr nachdenkliche Beziehungen, aber eine ist's besonders, die uns beiden jetzt nahe liegt. Sie lassen Ihre arme Meerfrau da eine Sehnsucht aussprechen, die zu erfüllen uns Menschenkindern so leicht wird; es ist ein Unrecht, das wir jetzt in unserer Einsamkeit erst zu begreifen anfangen, daß wir bisher an der schönen Welt so kalt vorübergegangen sind." — „Daran ist gewiß Etwas," antwortete er, „die Gesellschaft verflacht unmerklich unsere Empfindungen; wir gewöhnen uns anfangs wieder schwer in eine große Natur hinein. Ist ihr Verständniß uns aber aufgegangen, so wirkt es auch vertiefend in uns hinein." — „In der Natur findet man

sein Herz wieder!" sagte Bertha mit dem Ausdruck innigster Ueberzeugung. Dann aber, als ob sie fürchtete zu viel gesagt zu haben, zog sie langsam ihren Arm aus dem Arthurs und wendete sich zurück. „Wo nur unsere lieben Alten bleiben," warf sie fragend hin. „Kommen Sie," bat er, ihre Hand ergreifend, „noch ein Paar hundert Schritte und der Wald öffnet sich gegen die See hin. Wir setzen uns unter dem letzten Baume nieder und erwarten sie; es ist ein reizendes Plätzchen und Sie sollen's zuerst haben. Später kehren wir am Strande entlang zurück." Sie folgte.

Als die lieben Alten bald darauf nachkamen, tönte ihnen von fern zweistimmig das Heinesche Lied entgegen: „Das Meer erglänzte weit hinaus im letzten Abendscheine —"

„Was ist aus denen geworden?!" schmunzelte die Räthin ihrem Manne zu. —

7.

Die schönen Ferien neigten sich ihrem Ende zu; man dachte allerseits ungern an die Trennung von der See. Die Alten und die Jungen hatten sich in einigen Wochen so prächtig in einander eingelebt, als ob sie schon seit Jahren die Gründlichsschlucht theilten. Man hatte sich gegenseitig beeinflußt, fast ohne es zu merken, aber das Beste war: man fühlte sich in der inneren Umwandlung herzlich wohl. „Unsere Seeluft ist eine ganz besondere Medizin," sagte die Tante, indem sie freundlich Bertha betrachtete, die ihr eifrig bei einer häuslichen Arbeit half.

„Es ist auch Luft und Wasser, was mich gestärkt hat," antwortete die schöne Frau, mit gerötheten Wangen zu ihr aufsehend, „aber mehr noch der Umgang mit euch lieben einfachen Menschen. Das Glück ist ansteckend, Tantchen."

„Hör' mal, Du!" drohte die Räthin, „mach' uns nicht schlecht. Wir sind so complicirt, wie irgend Einer, und wenn Du glaubst uns schon so schnell ausstudirt zu haben, so will ich Dir einmal ein paar Launen aufsetzen, daß Dir Angst werden soll. Frage nur meinen Alten, der weiß davon zu erzählen."

„Ich möchte wohl bei Dir bleiben, Tantchen, bis ich Dich ganz ausgelernt hätte; aber Du müßtest mich auch recht quälen."

„Das könntest Du schon haben, Kind! Begleite uns nach der Stadt; ich habe ein niedliches Stübchen disponible; aber Du müßtest sehr vorlieb nehmen.“

Bertha sprang auf und fiel der Räthin um den Hals. „Ist das Dein Ernst, Tantchen,“ rief sie einmal über das andere, „fürchtet ihr euch wirklich nicht vor mir? Ehe ich her kam, bin ich mir selbst so unausstehlich gewesen, daß ich schon zweifelte, ob ich ein Recht hätte, euch lieben, zufriedenen Menschen beschwerlich zu fallen. Eigentlich glaubte ich an zufriedene Menschen gar nicht mehr, im besten Falle an Glücksegoisten, mit denen sich am schwersten leben läßt. Ich suchte hier kaum mehr als momentane Zerstreuung, hoffte auch keinen bessern Erfolg. Und nun fühle ich's wie einen neuen Frühling in mir; die Eisrinde von meinem Herzen ist geschmolzen, das Blut strömt wieder lebenswarm durch meine Adern. Vielen häßlichen Ballast habe ich in die See geworfen und segele nun wieder froh und frei neuen Lebenszielen entgegen. Wie ein böser Traum verrinnen mehr und mehr die letzten traurigen Jahre in die Nebel der Vergessenheit. Ich habe meine Jugend wieder!“

Die Räthin reichte ihr gerührt die Hand. „Es bleibt dabei,“ sagte sie, und die Sache war abgemacht.

Das konnte natürlich nicht Damengeheimniß bleiben. Aufrichtig gesagt hatte die Räthin doch einige stille Sorge, was ihr Alter zu der häuslichen Revolution sagen würde, die denn doch unvermeidlich schien. Aber er fand sich zu ihrer Verwunderung merkwürdig schnell hinein. „Weißt Du, Frau,“ sagte er, nachdem er eine Doppelprise genommen hatte, „das ist mir schon ganz recht. Wir sind so auf unsere Manier alt geworden und haben eigentlich noch vom Leben wenig gehabt — was man so Leben nennt; da kann es uns gar nichts schaden —“

„Aber lieber Schnabel,“ unterbrach die lebhafte Ehehälfte, „hast Du die Flitterwochen schon satt bekommen, daß Du Dich nach Abwechslung sehnst?“ Sie setzte schmollend den Mund auf. „Ich denke, es wird beinahe Zeit, daß wir die Tage ehelicher Vernünftigkeit anfangen lassen,“ antwortete er lächelnd, „sonst möchten wir doch noch unmittelbar aus den Flitterwochen in den Himmel steigen.“ — Sie zerdrückte eine Thräne, die sich ihr vom Herzen her ins Auge gestohlen hatte. „Nun sprich nur

weiter," sagte sie, ihm das dünne Haar streichelnd, „wir verstehen uns schon."

„Ich meinte, es könnte Nichts schaden," fuhr er fort, „wenn wir auf unsere alten Tage noch einmal an lieber Hand in die bunte Welt zurückgeführt würden, an der freilich die schillernden Farben oft das Beste sein mögen. Hätte uns der Himmel Kinder geschenkt, wir würden durch sie mit der Zeit im Zusammenhang geblieben sein; jetzt kommen wir gewiß vielen vernünftigen Leuten altmodisch vor. Nun wird es uns so gut, daß wir uns einbilden können, eine erwachsene Tochter zu haben, für die in ihrer Art gesorgt werden muß. Ich denke mir, Du wirst sie mit gewissermaßen mütterlichem Stolz tanzen sehn und nach dem Theater begleiten. Wir müssen auch Besuch bei uns haben, und warum soll nicht der alte Saal auch einmal geheizt werden, da wir ja doch ehrlich die Miethe dafür mitbezahlen. Nachher lebt's sich im Stillen der Familie wieder um so gemüthlicher. Das ist so meine Meinung, Alte." — „Ueber die Erhöhung des Wirthschaftsgeldes reden wir später," sagte die Räthin, „ich werde Dir den Appetit auf Gesellschaften schon ankreiden." —

So kam die Sache auch unter die Männer. „Ich bin überzeugt, höhnte Schnabel den Professor, „daß unsere Nichte nur deshalb Winter über bei uns bleibt, um bei Dir Vorlesungen über die alten Tragiker anzunehmen. Du wirst hoffentlich, wenn auch nicht publice, so doch gratis lesen." — „Ich habe so meine eigenen Ideen, lieber Bruder," — entgegnete der Professor mit einem Ernst, der den Rath wirklich neugierig machte. —

Andern Tages hatte Arthur mit seinem Onkel ein Gespräch, das nicht gänzlich überhört werden darf. „Ich habe mir's überlegt, Onkel," fing er an, „ich werde vom ersten Oktober ab in's Königsberger Departement übersiedeln —"

„Aber Arthur, Deine Mutter —"

„Laß mich ausreden, Onkel; es handelt sich um sehr praktische Dinge. Ich bin nun ein paar Jahre Assessor und habe noch immer keine Anstellung. Eigentlich brauche ich sie nicht, das ist wahr, aber warum bin ich schließlich Jurist geworden? In meinen Jahren fängt die Bummelei ohne reelle Beschäftigung an langweilig zu werden. In Berlin aber kann ich

noch eine Ewigkeit warten, bis mich auch nur irgend ein Märkisches Nest in die Pforte seines Justizpalastes einläßt. Hier in Ostpreußen stehe ich mit meiner Anciennität schon recht gut, und es gefällt mir bei Euch. Später kann man ja immer noch einmal bei guter Gelegenheit zurück. Was meinst Du: wir wohnen zusammen!" —

„Aber die Frau Commerzienräthin —?"

„Die wird heute sterben, morgen unglücklich sein und übermorgen sich gefunden haben! Ich kenne meine gute Mama. Ich hatte so wie so schon lange im Sinne ihre und des alten Sanitätsraths Vormundschaft durch irgend einen Gewaltstreich abzuwerfen. Aber lieb wäre mir's allerdings, wenn Du an sie schreiben und ihr der Wahrheit gemäß mittheilen möchtest, daß ich mich völlig unter Deine oheimliche Curatel gestellt habe und daß für mich Nichts zu befürchten ist."

Der Professor nahm sich vierundzwanzig Stunden Bedenkzeit und unterlag dann einem neuen Sturm auf seine Gutmüthigkeit. —

Gründlich seinerseits verjüngte sich zusehends. Vom Podagra war schon lange keine Spur mehr vorhanden, der grüne Augenschirm blieb ebenfalls spurlos verschwunden; keiner war mehr zu weiten Spaziergängen in die Nachbarschaft aufgelegt als der Professor. Es schien so, als ob er recht absichtlich zeigen wollte, daß er noch ein gut Theil Jugendkraft aufgespart hätte. Durch einen Roßgartenzaun durchzukriechen war er absolut nicht zu vermögen; konnte nicht ein Sprung gewagt werden, so wurde wenigstens mit möglichster Grazie hinübergeklettert. Seine hypochondrischen Grillen über die allmälige Ausgleichung alles Trockenen und Nassen zum Verderben des Menschengeschlechts kamen nicht mehr wieder, nachdem Bertha ihn einmal deshalb ausgelacht hatte. Endlich gegen Ende der Ferien ging sogar zum Erstaunen der alten Freunde von ihm der Vorschlag aus, den jungen Leuten zum Abschied noch ein Fest zu arrangiren. „Die Welt hat sich umgekehrt!" rief Schnabel.

Das Fest kam zu Stande. Die benachbarten Badeorte wurden alarmirt; es lief wie Lärmfeuer den ganzen Strand entlang die Kunde, daß in der Gründlichsschlucht „großer Zauber" sein solle. In der That dachte der Professor auf nichts mehr und weniger, als auf eine große Illumination. Er besann sich, daß er als Student einmal geholfen hatte Ampeln

von sehr einfacher Construktion zu Stande zu bringen, und glaubte das Modell noch im Kopfe zu haben. Aus der Stadt wurde eiligst buntes Papier, Draht und Bindfaden verschrieben und die ganze Colonie mit Papparbeit beschäftigt. Jeder suchte es dem andern an Fleiß und Geschicklichkeit zuvor zu thun, und so wurden bald ein paar hundert geölte Papiertrichter von verschiedenster Farbe fertig, die sich schon immer sehn lassen konnten. Dann nahm Gründlich den Schiffer Klatt bei Seite und instruirte ihn eine Anzahl großer Fischerböte zusammenzubringen, rund herum Stöcke zu befestigen und sie mit Bindfaden zu verbinden, damit inzwischen Ampeln aufgehängt werden könnten. Ebenso traf er in der Schlucht die nöthigen Vorkehrungen zum Anbringen der Lichter. Endlich besorgte er von einem benachbarten Gutsbesitzer einige leere Theertonnen, die tief im Hintergrunde der Schlucht in Flammen aufgehn sollten, und erwartete dann ungeduldig den angesagten Tag.

Das Wetter begünstigte den Professor fast über Erwarten. Kein Lüftchen rührte sich, als Nachmittags die Gäste von nah und fern theils zu Wasser auf der spiegelblanken See, theils zu Lande auf allerhand Fuhrwerken angefahren kamen. Die Gründlichsschlucht hatte noch niemals so viel frohes Volk zusammen gesehn. Frau Klatt konnte nicht mit Kaffeekochen gerathen, es mußte noch eine zweite Feuerstelle improvisirt werden. Musikanten fanden sich natürlich auch und hatten ein sehr dankbares Auditorium von Landjugend. Abends wurde aus dreißig und mehr Taschen, Kobern und Wagenkasten Mundvorrath herbeigeschafft und zu einem großen Picknick zusammengelegt; für diverse Fäßchen Bier hatte der Professor gesorgt. Als es dann allmälig mehr und mehr dunkelte, strich der alte Herr, ganz Glückseligkeit von der weißen Halsbinde bis zur äußersten hochaufgekämmten Haarspitze, selbst in dem Ellerngesträuch am Bach herum und zündete höchsteigenhändig die versteckten Ampeln an. Als dann die erste Theertonne angezündet wurde, war das ein Signal für Klatt, mit den schon im vollen Ampelschmuck glänzenden Böten hinter dem nächsten Ufervorsprung hervorzukommen und langsam auf den Landungsplatz an der Schlucht zuzurudern. Ein Murmeln der Bewunderung lief durch die ganze Gesellschaft und klang dem entzückten Professor wie Sphärenmusik. Es sollte noch schöner kommen; ein Quartett bestieg ein's der Böte und

sang die schönsten Lieder auf der lautlos lauschenden See; die andern Fahrzeuge folgten in einiger Entfernung. Gründlich konnte nicht widerstehn einzusteigen, um zu sehn, „wie sich die Schlucht von der See her machte."

Arthur und Bertha blieben am Strande stehn und sahen träumerisch auf die See hinaus. Er wagte ihre Hand zu ergreifen und sie warm zu drücken. „Werden wir noch viele so herzlich frohe Tage verleben, wie diesen?" fragte er das Schicksal. — „Haben wir auch nur diesen einen verdient?" antwortete Bertha, sanft ihre Hand zurückziehend.

Der Professor kam zurück; man dankte ihm allerseits für die vortrefflichen Arrangements. Er schien kaum zu hören; als er sich aber losgemacht hatte, eilte er auf Bertha zu, küßte ihr hastig die Hand und flüsterte ihr zu: „Alles, Alles für Sie, gnädige Frau." —

Man dachte an den Aufbruch. „Wann kommen Sie nach Kuhren zum Tanz unterm Birnbaum?" tönte es von rechts und links den Bewohnern der Gründlichsschlucht entgegen. — „Hat's in diesem Jahre schon Verlobungen unterm Birnbaum gegeben?" fragte die Räthin schalkhaft lächelnd zurück. Man wußte Nichts davon. Schließlich wurde verabredet, daß die Rückfahrt über Kuhren genommen und ein letzter Strandabend dort verlebt werden sollte. —

Damit endet eigentlich naturgemäß diese kleine, harmlose Strandgeschichte. Aber wegen des Einen und Andern, der gern noch dies und das wissen möchte, soll doch noch gesagt sein, daß Arthur und Bertha wirklich unterm Birnbaum tanzten und daß man allgemein behauptete, es wäre das schönste Paar, das in dieser Saison den Platz betreten hätte. Die Räthin saß stolz unter den Müttern. Der Professor war aber den ganzen Tag über merkwürdig zerstreut gewesen, als ob er irgend etwas auf dem Herzen hätte. Und so war's wirklich. Er zupfte den Rath am Rockschoß, zog ihn ins Gebüsch, wo sie allein waren, räusperte sich einige Male und begann dann: „Lieber Bruder! ehe wir nach Königsberg zurückkommen, muß noch eine Sache zwischen uns richtig werden. Ich habe in diesem Jahre am Strande so meine eigenen Ideen bekommen und kann sie nun nicht los werden. Es ist doch eigentlich ein trauriges Leben, das Junggesellenleben" — er verschluckte sich fast vor innerer Aufregung — „Du

bist verheirathet, lieber Bruder, und ich habe es bei Dir gut gehabt. Aber ich könnte es doch vielleicht noch besser haben, und zwischen uns bliebe doch Alles beim Alten. Ich bin zwar kein Jüngling mehr, aber doch noch ein Mann in den besten Jahren — und eine Wittwe — wäre doch für mich — oder vielmehr ich für sie — oder —"

Der Rath sah ihn mitleidig lächelnd an, legte leise die Hand auf seinen Mund und sagte: „Bruderherz, sag' mir das Ende in Königsberg. Für jetzt komm' einmal mit; ich will Dir Etwas zeigen." Er zog ihn mit sich fort in den nächsten Baumgang. Arthur und Bertha kamen ihnen untergefaßt entgegen. „Was sagst Du zu den Beiden?" fragte der Rath. — Der Professor strich sich langsam mit der Hand von der Stirne her über die Augen; er antwortete Nichts. —

Ueber das Wachsthum unserer nordischen Bäume und Sträucher.

Den 18. December 1862 gelesen auf dem Schlosse zum Besten der innern Mission

von

Oberlehrer Dr. Ohlert.

Der Wald bildet bekanntlich ein Hauptmoment in dem landschaftlichen Charakter einer Gegend; und wo neben Wasser und Wiesen der Wald fehlt, da vermissen wir ein wichtiges Element zur Schönheit der Gegend. Der Wald spricht mächtig zum Gemüthe des Menschen und spielt eine bedeutende Rolle in der Symbolik der Völker. Den Knaben stimmt das frische Grün der Bäume und Sträucher zu heiterer Lust, den Mann regen die dunkeln Schatten zu ernstem Nachdenken an, den Greis mahnen die fallenden Blätter an die Vergänglichkeit des Lebens. Unsere Vorfahren hörten im Rauschen der Bäume die Stimme ihrer Götter, und das empfindsame Gemüth überläßt sich so gerne in dem heiligen Schweigen der grünen belaubten Gewölbe seinen süßen Träumereien oder den Regungen der Wehmuth. Daher sind wohl die Bäume und Sträucher, oder mit einem Worte die Holzgewächse, auch abgesehen von ihrem großen Nutzen, für jeden Menschen ein würdiger Gegenstand der Betrachtung.

Wer aber gewohnt ist, sich nicht mit der Oberfläche der Natur zu begnügen, sondern in ihr Inneres zu blicken und überall nach dem Woher, Wie und Warum zu forschen, dem ist wichtiger der innere Bau der Bäume, ihre allmälige Entwickelung, ihr Wachsthum und die verschiedenen Beziehungen ihres organischen Lebens. Ich habe daher geglaubt, auch bei dieser geehrten Versammlung auf einiges entgegenkommende Interesse rechnen

zu dürfen, wenn ich es unternehme, Sie an diesem Abende durch eine Betrachtung über das Wachsthum und Leben unserer Bäume und Sträucher zu unterhalten; und es würde mir eine Befriedigung gewähren, wenn es mir gelingen sollte, Ihnen die Veränderungen und Phasen klar und anschaulich darzulegen, die das Samenkorn durchlaufen muß, ehe der weitschattende Baum die Sänger des Waldes in seinem Laubdache bergen kann.

Bevor ich mich aber an meine eigentliche Aufgabe mache, kann ich es nicht umgehen, an einige Begriffe zu erinnern, ohne die wir auf dem Gebiete, das wir betreten wollen, keinen Schritt thun können. — Zunächst ist Ihnen bekannt, daß, wenn man einen Baumstamm oder Zweig der Quere nach durchschneidet, man in der Mitte des Schnittes das Mark findet; dieses wird vom Holze und das Holz wieder von der Rinde umgeben, die beide aus concentrischen oder gleichförmigen ringförmigen Lagen bestehen. Mark, Holz und Rinde sind also die leicht zu unterscheidenden und äußerlich scharf begrenzten Hauptbestandtheile jedes Stammes oder Zweiges unserer nordischen Holzgewächse, denn in den warmen Zonen der Erde giebt es Bäume, bei denen diese drei Theile nicht gesondert auftreten. — Sodann muß ich bemerken, daß der Körper der Bäume, sowie aller höheren Pflanzen aus drei verschiedenen Elementar-Organen zusammengesetzt ist, nämlich aus runden Zellen, Faserzellen und sogenannten Tracheen oder Spiralröhren. Die runden Zellen sind kleine kugelige, vollkommen geschlossene Schläuche. Die Haut, woraus sie bestehen, ist farblos, durchsichtig und meistentheils das ganze Leben hindurch gleich zart und dünn. Ihr Inneres ist mit Säften und Stoffen erfüllt, die der Einwirkung des Lichtes und der Atmosphäre ausgesetzt, verschiedene Farben, meistens Grün, Gelb, Roth in verschiedenen Nüancen annehmen. In den krautartigen Pflanzen und Pflanzentheilchen bilden sie den größten Theil der Masse, z. B. in den Blättern alle die kleinen Felderchen zwischen den Blattadern, in den Aepfeln und ähnlichen Früchten das saftige Fleisch u. s. w. — Obgleich die Zellwände vollkommen geschlossen sind, so besitzen sie doch die wunderbare Eigenschaft, daß Säfte durch sie aus einer Zelle in die andere übergehen und so von der Wurzel bis zur Spitze des Baumes durch das Zellgewebe fortgeführt werden können. — Die zweite Art der Elementarorgane, die Faserzellen, sind ebenfalls vollkommen geschlossene Schläuche, deren Länge aber den

Querdurchmesser bei weitem übertrifft. An beiden Ecken verengen sie sich und laufen in eine Spitze aus. Die Wände der Faserzellen sind anfangs kaum stärker als die der runden Zellen, aber sie nehmen schnell an Dicke zu. Diese Faserzellen, die zu klein sind, um sie einzeln mit bloßem Auge zu unterscheiden, sind an ihren zugespitzten, seitwärts an einander liegenden Enden so innig mit einander verbunden, daß ganze Reihen derselben zarte Fäden bilden. Gewöhnlich kommen sie mit Tracheen zusammen und untermischt vor, aber man findet sie auch, vorzüglich in der Rinde der Bäume allein ganze Lagen bildend. Der Flachs und Hanf besteht daraus, und der so häufig benutzte Lindenbast ist größtentheils daraus zusammengesetzt. Sie scheinen vorzugsweise dazu bestimmt zu sein, die noch rohen Säfte von der Wurzel durch den Stamm nach oben zu führen. — Die Tracheen oder Spiralröhren endlich sind verhältnißmäßig lange, zarte Schläuche, welche sich als ununterbrochene Röhren aus den Blättern durch den Blattstiel im Stamme unterwärts entweder bis zur Wurzel hin, oder doch bis zu dem nächsten Absatz oder Knoten fortsetzen. Ihr Querdurchmesser ist nicht überall gleich. Bei ihrem Anfange in den Blättern sind sie sehr dünn, weiter nach unten aber nehmen sie an Weite zu, so daß man bei manchen Pflanzen, z. B. bei dem Weinstock und der Eiche, auf einem Querschnitte des Stammes ihre Höhlungen mit bloßem Auge sehen kann. Außer der größern Weite und Länge unterscheiden sie sich von den Faserzellen besonders noch dadurch, daß ihre Wände sich nie so verdicken wie bei diesen, aber stets auf ihrer inneren Fläche mit einer oder mehreren Fasern besetzt sind, die entweder in einfachen Spiralwindungen darauf herumlaufen, oder netzartig verstrickt sind, oder sich so stark ausbreiten, daß nur kleine Stellen der Tracheenwand frei davon bleiben, darum nennt man sie auch Spiralröhren. Die Tracheen kommen in den Pflanzen niemals allein vor, sondern stets von Faserzellen umgeben und darin eingehüllt, mit denen zusammen sie sogenannte Tracheenbündel bilden. Solche Tracheenbündel kann man oft deutlich genug sehen. Das sogenannte Adernetz in den Blättern besteht aus Tracheenbündeln, die sich zuletzt alle vereinigen und so nach untenlaufend die Mittelrippe des Blattes bilden. Wenn man den Blattstiel des gemeinen Wegeblattes vorsichtig durchreißt, so bleiben die beiden Stücke noch durch 5—7 grüne Fäden von der Dicke

einer mäßigen Stricknadel verbunden, welche sehr elastisch sind und sich bedeutend dehnen lassen. Auch diese Fäden sind Tracheenbündel. Ohne Zweifel sind die Tracheen nicht dazu bestimmt Säfte zu leiten, und daher garnicht mit den blutführenden Adern des Thieres zu vergleichen, wenn man auch im gemeinen Leben fälschlich von Blattadern spricht; vielmehr sind die Tracheen diejenigen Organe, welche die Einwirkung der Luft und des Lichtes von den Blättern aus auf die inneren Theile der Pflanze vermitteln. Dafür spricht unter andern auch der Umstand, daß der Zellensaft, der im Innern der Pflanzen sonst farblos erscheint, den Tracheen zunächst, zumal in jungen Trieben und Früchten, grüne Farbe annimmt; wie z. B. in dem weißen Fleische des Apfels die 10 Tracheenbündel, die es durchziehen, grün, und auf dem Querschnitte als 10 grüne Punkte um das Gehäuse herum erscheinen.

Ist durch diese kurze Beschreibung ungefähr deutlich geworden, was man sich unter runden Zellen, Faserzellen, Tracheen und Tracheenbündeln zu denken habe, so lassen Sie uns nun, hochgeehrte Versammlung, die Entwickelung des Baumes aus dem Samen verfolgen.

Möge es Ihnen belieben, sich einen Apfelkern vorzustellen. In der braunen Hülle liegt schon das junge Bäumchen, wie das Hühnchen in der Eischale. Denn entfernen Sie die braune lederartige Haut, so liegt in ihr der Keim, d. h. das junge Wesen, das zum Baum heranwachsen soll. Der Keim ist ein weißes Körperchen, länglich oval, etwas abgeplattet, und besteht aus zwei Theilen, die sich auseinander biegen lassen. Dies sind die beiden ersten, noch rohen Blättchen, die Samenblätter. An ihrem untern Ende sehen Sie ein kleines Spitzchen; das ist das junge Würzelchen. Aber zwischen den beiden Samenblättern liegen unten im Grunde zwei Spitzchen, welche der Anfang des zweiten Blattpaares sind. — Wird der Same im Frühjahre in die Erde gesenkt, so quillt der Keim durch eingesogene Feuchtigkeit und sprengt die braune Samenhaut. Das Würzelchen verlängert sich nach unten, bringt in die Tiefe; aber durch den Widerstand, den es hier findet, hebt es die beiden Samenblätter auf einem kleinen Stielchen aus der Erde. Die Samenblätter, nun der Luft und dem Lichte ausgesetzt, nehmen an Größe zu, werden grün, und biegen sich aus einander. — Aus ihrem Schoße erhebt sich das zweite Paar Blättchen. Sie sind an ihrem

Grunde verbunden; und indem neue Zellen zwischen den alten entstehen, nehmen die Blättchen an Größe zu, aber indem auch am Grunde sich Zellen aus Zellen entwickeln, verlängert sich die Basis nach unten hin zu einem neuen Absatz des Stengels, der das junge Blattpaar in die Höhe hebt. — Im Schoße des zweiten Blattpaares sind inzwischen schon wieder zwei kleine Spitzchen entstanden, die sich ebenso wie das vorherige zu einem dritten Blattpaare entwickeln, das sich auf der nach unten verlängerten Basis, das heißt wieder auf einem neuen Stengelabsatz erhebt. — Sie sehen offenbar, daß zu jedem Blattpaar auch der zunächst darunterliegende Theil des Stengels bis zum nächsten vorangehenden Blattpaare gehört und mit ihm zusammen ein Glied des jungen Bäumchens bildet; ja auch daß zuerst die Spitzen des neuen Blattpaares da sind, und sich nach unten zu den beiden Blättern, und an deren Basis zu dem zugehörigen Stengeltheile ausbilden, also nach unten hin wachsen und sich dadurch erheben. So sproßt denn Glied aus Glied hervor, 10 bis 15, oft auch mehr; bis etwa um Johanni, wenn das Lied der Nachtigal und anderer Singvögel verstummt, auch die zeugende Kraft in dem jungen Stamme ermattet und endlich scheinbar stille steht. Nur unvollkommene schuppenartige Anfänge zu Blättern treibt noch das junge Stämmchen an der Spitze, die sich nicht vergrößern, sich nicht strecken, sich gegenseitig umhüllen und so eine Knospe an der Spitze des Stämmchens bilden, die nun in Schlummer sinkt, und erst von der Frühlingssonne zu neuem Leben erweckt werden soll.

Bevor wir nun aber das Bäumchen auf seinem weitern Lebenswege begleiten, müssen wir sehen, was bis dahin in seinem Innern vorgegangen ist. Wie wir gesehen, entstand dasselbe aus einer Reihe von Gliedern, die nach einander, eins aus dem andern hervorsproßten. Jedes Glied aber besteht, wenn es ausgewachsen ist, aus einem Paar Blätter und dem darunter stehenden Abschnitt des Stämmchens. Die Stelle, wo ein Glied mit dem andern verbunden ist, nennen wir den Knoten, weil sie etwas angeschwollen zu sein pflegt, und daher den Theil von einem Knoten bis zum nächsten den Zwischenknoten. So besteht also der ganze Stamm aus auf einanderfolgenden Zwischenknoten. Jedes Glied des jungen Baumes aber besteht aus einem Paar Blätter, die meistens nach unten zu Blattstielen verschmälert sind, und dem Zwischenknoten. Ich bitte aber darauf

zu achten, daß ursprünglich beide nicht wesentlich verschieden sind; denn die beiden Blätter sind nur der freie Theil des Pflanzengliedes, während der Zwischenknoten nur die nach unten verlängerte Basis des Blattpaares, also der untere verwachsene Theil desselben ist. Wir dürfen daher erwarten, daß dasselbe, was in den Blättern vorgeht, auch in dem Zwischenknoten geschieht. — Im Anfange bestehen nur die jungen Blättchen, so wie der Zwischenknoten aus klaren runden Zellen. Wenn sich aber die Blättchen etwas in die Länge und Breite gedehnt haben, dann erscheinen plötzlich in der Mitte zwischen der Ober- und Unterseite zarte hellere Linien, die sich bald als feine Tracheenbündel erkennen lassen und das bekannte Adernetz darstellen, welches nun das Zellgewebe der Blättchen in eine obere und eine untere Lage von runden Zellen scheidet. Gleichzeitig aber geht mit der äußersten Zellenschicht der Blättchen eine merkliche Veränderung vor. Während sie vorher kugelrund waren, platten sie sich jetzt zu tafelförmigen Zellen ab, die mit geschlängelten Rändern an einander schließen und sehr fest mit einander verwachsen; ihre Wände werden derber, sie verlieren den Saftinhalt, führen nur Luft, und bilden so eine ziemlich feste Haut, die Oberhaut oder Epidermis, welche nun die inneren saftigen runden Zellen gegen die unmittelbare Einwirkung der Atmosphäre schützt, und sich ohne viele Mühe davon abziehen läßt. — Auf der Unterseite des Blattes aber zeigt die Epidermis noch eine Eigenthümlichkeit, wodurch sie sich von der auf der Oberseite unterscheidet. Nämlich an vielen Stellen derselben, da wo mehrere tafelförmige Zellen in einem Punkte an einander grenzen, erscheinen einige eigenthümliche rundliche klare Zellen, die zwischen sich eine kleine längliche Oeffnung lassen, und fast die Gestalt eines unendlich kleinen menschlichen Mundes mit seinen beiden Lippen darstellen. Die Oeffnung aber führt zu einer kleinen Höhlung, in welche die Tracheen der Blattadern münden. Wir nennen diese eigenthümlichen Organe Athemlöcher oder Stommata, denn sie dienen ohne Zweifel zur Aufnahme und Leitung der Luft in das Innere der Pflanze, und öffnen und schließen sich nach Umständen und Bedürfniß. Mit großer Weisheit hat die Natur sie gerade auf der Unterseite der Blätter angebracht, wo sie gegen die austrocknende Macht der Sonne, gegen Staub und sonstige schädliche Einflüsse geschützt sind. — Aber wir wissen, daß zu jedem Blattpaar

auch der darunterstehende Abschnitt des Stämmchens bis zum nächst untern Knoten, oder der Zwischenknoten gehört. So wie sich daher in den beiden Blättchen die Tracheenbündel entwickeln, setzen sich dieselben auch nach unten zu fort durch den Blattstiel und den Zwischenknoten bis zum nächsten Knoten. Die Tracheenbündel des Blattes pflegen sich im Blattstiel zu dreien zu vereinigen, und so laufen denn auch von jedem Blatte 3 Tracheenbündel in dem Zwischenknoten nach unten, also von beiden Blättern zusammen 6, die sich jedesmal im Kreise um die Mittelachse stellen. — Ganz dasselbe geschieht nun auch bei den folgenden Blattpaaren; aber ihre Tracheenbündel setzen sich nicht nur durch ihren zugehörigen Zwischenknoten fort, sondern auch durch die vorangehenden. So ist begreiflich, daß in einem bestimmten Zwischenknoten zuerst 6, dann 12, 18, 24 u. s. w. Tracheenbündel verlaufen werden, die sich alle in einem Kreise um die Mittelaxe stellen, und endlich an einander schließend einen Ring bilden werden, der dem äußern Umfange des Stämmchens concentrisch oder gleichlaufend ist. Ist die Schließung des Tracheenbündelringes in einem Zwischenknoten vollendet, so ist dadurch das runde Zellgewebe desselben in zwei Theile geschieden; der innere Theil ist nun das sogenannte Mark, dessen Zellen bald ihren Saftinhalt verlieren, trocken und farblos werden, und an dem Leben des Baumes nicht weiter Theil zu nehmen scheinen; der äußere ringförmige Theil aber, der den Tracheenbündelring umgiebt, ist die Rinde, deren Zellen saftig und lebenskräftig bleiben; die Rinde aber ist von der Epidermis oder Oberhaut umschlossen. — Aber in dem Tracheenbündelring findet auch noch eine Sonderung statt. Jedes Tracheenbündel nämlich ist, wie wir gesehen haben, aus Tracheen und Faserzellen zusammengesetzt. Nun zeigt aber jedes Tracheenbündel in dem Stamme zwei Parthien, eine innere, die aus untermischten Tracheen und Faserzellen, und eine äußere, die nur aus Faserzellen besteht. Da nun in dem Stamme alle Tracheenbündel im Kreise herumstehen, so ist klar, daß sich der ganze Ring in zwei Ringe sondern muß, einen innern, der das Mark zunächst umgiebt, und einen äußern, der von der Rinde umschlossen wird; jener ist der Holzring und besteht aus Faserzellen und Tracheen durcheinander, dieser ist der Bastring, und besteht nur aus Faserzellen. Sonach besteht nun der Stamm

aus dem Mark in der Mitte, dem Holzring, dem Bastring, dem Zellenring und der Oberhaut oder Epidermis. —

Wenn nun das junge Bäumchen aufgehört hat durch Sproßung neuer Glieder sich zu verlängern, dann zieht sich das Leben in das Innere zurück und äußert sich hauptsächlich in zweierlei; einmal nämlich verdicken sich die Wände der Faserzellen auf der innern Seite oder verholzen; und zweitens entstehen in den Blattachseln in den runden Zellen der Rinde Knospen, in denen schon eine Anzahl kleiner Blattpaare liegen, und die bestimmt sind, sich im nächsten Jahre zu jungen Zweigen zu entwickeln. Wenn dann die Tage immer kürzer, die Luft immer rauher wird, dann lösen sich die Blätter, fallen ab, die Herbstwinde spielen mit ihnen auf der öden Flur, und kahl und seines grünen Schmuckes beraubt durchträumt der junge Stamm den harten Winter. —

Aber wenn nun wieder der Frühling kommt und von den Bergen schaut, wenn's im Thal und auf den Hügeln thaut, wenn die Bächlein quellen, wenn ein neuer Athemzug die Brust der Natur hebt, dann regt sich auch ein neues Leben in dem jungen Stamme. Die Zellen füllen sich strotzend mit Säften. Die Knospen schwellen und strecken sich in die Länge; und wie im ersten Jahre aus dem Samen, so hebt sich in jeder Knospe ein Blattpaar aus dem andern, verlängert sich nach unten zum Zwischenknoten, so sproßt Glied aus Glied, bis die jungen Zweige ihr Längenwachsthum vollendet haben. Alles, was wir an dem Stamme im ersten Jahre beobachteten, wiederholt sich in den Zweigen, die ihre Nahrung aus dem Mutterstamme ziehen, wie dieser aus der Erde. Aber auch der Stamm nimmt an dem Leben theil. Bildungsfähige Säfte drängen sich zwischen Bast und Holzring, und lockern deren Zusammenhang. Bohrt man um diese Zeit in einen Birkenstamm bis durch den Bast, so strömt reichlich der Saft heraus, der gegohren den Birkenwein giebt. Und wer hätte nicht als Kind durch gelindes Streichen die Rinde von Weidenzweigen gelöst, um sich eine Flöte daraus zu machen! Hier nun auf der Grenze zwischen Holz und Bast erzeugt sich ein neuer Ring von Tracheenbündeln, die sich leicht als Fortsetzungen der Tracheenbündel der jungen Zweige erkennen lassen. Holz und Bast des Stammes vom ersten Jahre ist nun durch diesen Ring von Tracheenbündeln auseinander gerückt. Er selbst

aber scheidet sich wieder in einen Holzring, der sich um den Holzring des ersten Jahres legt, und in einen Bastring, der sich von innen an den vorjährigen Bastring anschließt. Im dritten und in jedem folgenden Jahre wiederholt sich nun derselbe Vorgang, indem sich immer ein neuer Ring von Tracheenbündeln zwischen Holz und Bast des vorigen Jahres einschiebt und sich wieder in Holzring und Bastring sondert. Daraus ist klar, daß man auf dem Querschnitte eines Stammes ebensoviel Holzringe und Bastringe muß zählen können, als der Stamm Jahre alt ist; und daß der äußerste Holzring der jüngste, beim Baste aber der innerste der jüngste Ring ist. Auch das leuchtet ein, daß der Bast in einem Gegensatze zum Holze steht, und daher zur Rinde gerechnet werden muß; wir unterscheiden daher fortan in der Rinde den Bastring, der aus Faserzellen, und den Zellenring, der aus runden Zellen besteht. —

Durch diesen Hergang bei dem Wachsthum des Baumstammes erklären sich manche auffallende Erscheinungen. Man hat bisweilen bei dem Spalten alter Baumstämme mitten im Holze fremdartige Körper, wie Kugeln, Schrotkörner, Nägel, oder Schriftzüge gefunden, ohne von außen sehen zu können, wie sie hineingekommen. Die Sache ist aber leicht begreiflich. Schlägt man nämlich einen Nagel, oder bringen von einem Schusse Schroten oder eine Kugel bis in das Holz, so ist freilich der Weg zu sehen, auf dem sie von außen hineingekommen. Aber im nächsten Jahre legt sich ein neuer Holz- und Bastring um das alte Holz und schließt die Wunde. Dasselbe geschieht in jedem folgenden Jahre und so wird der fremde Körper nach 100 Jahren tief im Holze stecken. Ebenso geht es mit Namenzügen, die man durch die Rinde bis in das Holz schneidet. — Sie werden bemerkt haben, daß eine Wunde, die man einem Baumstamme beibringt, indem man an einer Stelle die Rinde bis auf das Holz wegschneidet, sich allmählich schließt. Nämlich wenn im nächsten Frühjahre der Saft treibt, so bringt er auch an den Rändern der Wunde hervor und der neue Holz- und Bastring muß etwas in die Wunde hineinragen. So wird die Wunde in jedem folgenden Jahre kleiner, bis sie endlich ganz geschlossen, oder richtiger gesagt, von neuen Holzringen bedeckt ist; denn wenn man nach langer Zeit den Baumstamm an dieser Stelle spaltet, so findet man daselbst noch immer die Wunde, d. h. eine Lücke in den Holzringen. Wesentlich

derselbe Fall tritt ein, wenn man einen Nebenzweig abschneidet, denn dadurch entsteht ebensogut eine Wunde am Stamme, die von den Rändern aus allmählich von den neuen Holz- und Bastringen überzogen wird. — Hierher gehört auch eine sonderbare Erscheinung, die man sich lange nicht hat erklären können; ich meine das Ueberwallen von Baumstümpfen. Wenn ein Tannenstamm über der Wurzel abgesägt wird, so geht er gewöhnlich in Fäulniß über und vermodert in einigen Jahren. Bisweilen aber bleibt er frisch, und es bildet sich am Rande des Schnitts erst ein Wulst, der alljährlich weiter gegen die Mitte vorschreitet und endlich die Schnittwunde gänzlich schließt, ja es entsteht auf derselben jährlich ein neuer Holz- und Bastring, wie an jedem Baumstamme, ohne daß doch Zweige und Blätter vorhanden sind. Endlich bemerkte man, daß jedesmal, wenn ein Baumstumpf überwallt, seine Wurzeln mit den Wurzeln eines benachbarten noch in vollem Wachsthum befindlichen Baumes verwachsen waren; und nun ist die Sache leicht erklärlich. Denn durch die Verwachsung werden beide Bäume gleichsam zu einem, und jeder ist als ein Zweig des andern zu betrachten. Daher wird es gleich sein, ob ein Zweig des lebenden Baumes, oder sein mit ihm verwachsener Nachbar abgesägt wird, denn zur Zeit des Safttreibens ergießt sich der Bildungssaft zwischen Holz- und Bastring aller Theile, die mit ihm in Verbindung stehen, also auch des Stumpfes, und der Schnitt muß ebenso verwachsen, als wäre ein Zweig abgesägt.

Solche Ueberwallungen kommen bei Tannen nicht selten vor, und ich habe vor etwa 18 Jahren das Vergnügen gehabt viele überwallte Stümpfe in dem Walde der Königlichen Wilkie zu sehen und ihrer Ausgrabung beizuwohnen, die damals der verewigte Professor Meyer anstellen ließ. Bei allen bestätigte es sich, daß die Wurzeln mit einem nahe stehenden Baum verwachsen waren. Soviel mir bekannt ist, hat man aber Ueberwallungen nur bei Tannen bemerkt, was sich wohl daraus erklärt, daß ihre Wurzeln nahe unter der Oberfläche der Erde sich ausbreiten, und daher leicht mit denen einer andern Tanne verwachsen können, während die Wurzeln anderer Bäume mehr in die Tiefe steigen. Nebenher sei noch erwähnt, daß auch bei der Veredelung der Bäume durch Pfropfen, Copuliren oder Okuliren nie das edle Reis oder Auge mit dem Stamme verwächst,

sondern nur dadurch mit ihm verbunden wird, daß sich neue Holz- und Bastringe über beide zusammen ergießen und ausbreiten. — Kehren wir nun aber nach dieser Abschweifung zur weitern Entwickelung unseres Baumes zurück, so ist über das Mark und Holz wenig mehr zu sagen. Das Mark ist vom Verkehr mit der Atmosphäre abgeschlossen, und kann wie eine Mumie Jahrhunderte lang unverändert bleiben. Die Holzringe, deren einer immer den andern umschließt, verändern sich nur, indem die Faserzellen der ältern, d. h. der innersten, ihre Wände verdicken und sich endlich schließen, also die Holzringe fester, oder wie man sagt, reif werden, während die Faserzellen der jüngsten oder äußersten Ringe, die man Splint zu nennen pflegt, noch hohl und das Holz daher lockerer ist. — Mit der Rinde dagegen gehen noch allmählich bedeutende Veränderungen vor. Da durch die Zwischenlagerung neuer Holz- und Bastringe der junge Stamm an Umfang zunimmt, so muß sich die Epidermis oder Oberhaut desselben auch entsprechend erweitern. Das thut sie auch eine Zeitlang durch Dehnung und stärkere Abplattung ihrer Zellen. Endlich aber kann sie dem Drucke von Innen nicht länger folgen, und nun reißt sie und löst sich auch bald in unregelmäßigen Lappen ab, wie man es deutlich an den jungen Stämmen und Zweigen von Haselnußstrauch sehen kann. Dadurch wird die Zellenschicht der Rinde dem Einfluß der Atmosphäre bloß gelegt, und auch sie geht daher allmählich ihrer Auflösung entgegen. Aber auch die äußern Bastringe müssen sich immer mehr ausdehnen, weil sich innerhalb derselben neue Holz- und Bastringe einschieben. Das thut sie nun dadurch, daß ihre Faserbündel, die anfangs einander parallel waren, bald hier bald da auseinanderweichen und so ein netzartiges Gewebe darstellen, wie man es z. B. an dem Lindenbast sieht, den man zu Bastmatten oder zum Binden häufig verwendet. Die dadurch entstehenden Lücken in den Bastringen aber füllen sich sogleich mit neugebildeten saftigen runden Zellen, so daß nun die äußeren Lagen der Rinde gemischt sind aus runden Zellen und in Schlangenlinien verlaufenden Faserbündeln. Indem nun immer neue Holz- und Bastringe im Innern entstehen, müssen die äußeren Ringe der Rinde nach außen gedrängt werden, und einer nach dem andern sich allmählich auflösen, so wie sie an die äußerste Grenze kommen und dem unmittelbaren Einfluß der Luft und Witterung ausgesetzt

sind. Durch die immer fortschreitende Ausdehnung werden denn auch die äußeren Ringe, zumal in ihnen auch nach und nach das Leben und die Erzeugung runder Zellen zur Ausfüllung der Lücken matter wird, absterben, vielfältig zerreißen und Schründe und Spalten zeigen, wie wir dies an alten Linden, Eichen, Buchen und den meisten unserer Bäume sehen können. —

Wenn nun aber auch der eben geschilderte Hergang bei allen Bäumen derselbe ist, so werden Sie doch bei aufmerksamer Betrachtung der Rinde gewisse Unterschiede finden. Sie werden bemerken, daß die Rinden der Rüster und Birken, der Tannen und Fichten, der Kirsch- und Aepfelbäume nicht ganz gleich sind, Unterschiede, die zum Theil schon der gemeine Sprachgebrauch bezeichnet, denn unter Rinde, Borke und Kork versteht man in der That nicht dasselbe. Diese Verschiedenheiten werden aber erzeugt durch das Verhalten eines Gebildes, dessen ich noch nicht erwähnt habe. Unter der Epidermis oder Oberhaut nämlich bildet sich bei jungen Zweigen eine Lage von eigenthümlichen Zellen, die sich wesentlich von den Oberhautzellen unterscheiden. Sie sind wie diese tafelförmig, platt, aber dünnwandiger, viereckig, mit geraden Rändern, und mit Säften gefüllt, während jene nur Luft führen, und in regelmäßigen Reihen geordnet, so daß ihre Ränder gerade horizontale und vertikale Linien bilden, wie die Felder auf einem Schachbrett. Auch ist ihre weitere Entwickelung anders als die der Oberhaut, und daher hat man diesem Gebilde einen besondern Namen gegeben, man nennt es Periderma oder Rindenhaut. Im Anfange ist der Saft der Rindenhautzellen farblos; später aber geht er in Grün, Roth, Gelb über, und giebt den jungen Zweigen ihre eigenthümliche Farbe. Die Oberhaut bildet sich einmal und geht dann unwiederbringlich unter. Anders die Rindenhaut; in ihr entsteht eine Schicht nach der andern auf der innern Seite der vorangehenden, sie nimmt also von außen nach innen an Dicke zu und schließt die Zellenschicht der Rinde ein. Ohne Zweifel ist die Rindenhaut bestimmt, die Zellenschicht und die ganze Rinde, nach Verlust der Oberhaut, noch längere Zeit gegen den zerstörenden Einfluß der Atmosphäre zu schützen. Bei den meisten Bäumen ist aber auch das Leben und Wachsthum der Rindenhaut auf eine gewisse Zeit beschränkt, nach der sie reißt, die Rinde ihr glattes und frisches Ansehen verliert und

allmählich der Zerstörung von außen nach innen verfällt. Bei den Kirschbäumen ist die Rindenhaut ungemein dick, zähe und dauerhaft, und läßt sich wie starkes Leder in horizontalen Streifen von den Stämmen abziehen. Eine Modifikation der Rindenhaut ist auch der Kork an der Korkeiche. Man pflegt wohl zu sagen, es werde von dem Stamme der Korkeiche die Rinde abgeschält, die den Kork gebe, und dennoch bleibe der Baum leben und erzeuge neue Rinde. Das ist aber nicht richtig; auch ist aus dem Bisherigen wohl klar, daß der Baum unrettbar sterben müßte, wenn ihm die ganze Rinde bis auf das Holz genommen würde. Die Sache verhält sich so: bei der Korkeiche entsteht zuerst wie bei allen andern Bäumen die Rindenhaut unter der Oberhaut und über der Zellenschicht der Rinde. Aber zwischen den Lagen der Rindenhaut erzeugen sich wieder anders gestaltete und beschaffene Zellen, die eigentlichen Korkzellen, und drängen so die Lagen der Rindenhaut auseinander und nach außen. Diese Korkzellen sind groß, dünnwandig, klar, ungefärbt und länglich rund, und stehen in regelmäßigen Reihen nebeneinander geordnet mit dem längern Durchmesser in der Richtung von der Mitte nach dem Umfange des Stammes. So besteht also der Kork aus abwechselnden Lagen von Rindenhautzellen und Korkzellen, und man kann diese Lagen in jedem Korkstöpsel als hellere und dunklere Streifen erkennen. Nun schreitet diese Entwickelung von Rindenhautlagen und Korkzellenlagen von außen nach innen bei der Korkeiche das ganze Leben hindurch fort. Immer aber ist der Kork außerhalb der Zellen- und Bastschicht, und daher ist es begreiflich, daß der Baum durch Wegnahme des Korkes in seinem Leben nicht gestört wird. — Bei uns, wo die Korkeiche nicht wächst, haben wir nur einen Baum, der auf der ganzen Oberfläche des Stammes Kork erzeugt, das ist die Birke, nur daß ihr Kork nicht zu brauchen ist. Denn bei dem Birkenkork sind die Lagen der Rindenhaut sehr stark und lederartig, dagegen die Korkzellen schwach und nicht elastisch, und bilden dünne weiße Lagen zwischen jenen; daher lassen sich die Lagen der Rindenhaut bei der Birkenrinde leicht wie Blätter eines Buches von einander trennen. — Dagegen kommt bei unsern Bäumen und Sträuchern häufig eine partielle Korkbildung vor, d. h. es bildet sich hie und da an besonderen Stellen Kork, der dann einzelne Hervorragungen auf der Rinde darstellt. Am stärksten ist dies bei unserer Kork-

rüster der Fall; aber auch bei dem Hollunder und einigen andern nicht selten. — Eine partielle Korkbildung sind auch die sogenannten Lenticellen. Man bemerkt nämlich an Zweigen von Weiden, Ellern, und mehr oder weniger von allen Bäumen, hie und da kleine, rauhe Erhebungen. Setzt man solche Zweige in Wasser, um Ableger zu machen, so brechen an diesen Stellen zuerst Wurzelfasern hervor, und man erklärte sie daher früher für Wurzelknospen, und nannte sie Lenticellen. Indessen hat man sich später überzeugt, daß Wurzelfasern auch an andern Stellen hervorkommen, und nur deshalb öfter aus den Lenticellen, weil hier die Oberhaut schon durchbrochen und die Rindenhaut gelockert ist, also das Wasser leichter in das Innere dringen kann, daß die Lenticellen aber wirklich nichts anders als kleine Korkauftreibungen sind. — Wir haben endlich noch einer besondern Art der Rinde zu erwähnen, nämlich der Borke, die am charakteristischsten bei der Tanne auftritt. Im Anfange verhält sich die Rinde der Tanne, wie bei andern Bäumen. Wenn aber die Oberhaut und Rindenhaut geborsten und abgestorben ist, so bilden sich neue Rindenhautlagen von außen nach innen fortschreitend innerhalb der Rinde, die aber nicht concentrisch, sondern unregelmäßig darin vertheilt sind, und die Rinde in schuppenförmige Lagen sondern, die sich dann, wenn sie abgestorben sind, leicht von einander trennen und abblättern lassen.

Blicken wir nun zurück auf den Gang unserer bisherigen Betrachtung, so ergiebt sich daraus, daß in dem Baume der eigentliche Sitz des Lebens zwischen dem jüngsten Holz- und Bastringe ist, daß aber je weiter von dieser Grenze nach innen und außen das Leben immer mehr erstirbt und die Theile ihrer Auflösung entgegengehen. Daher wird das Leben des Baumes nicht dadurch beeinträchtigt, wenn die äußern Rindenlagen verwittern und ebensowenig, wenn das Mark und allmählich die ältern Holzlagen verwesen. Daher grünen und blühen alte hohle Bäume, und treiben alljährlich neue Zweige, wenn auch tausende von Würmern ihr Inneres zernagen. An den jungen Jahrestrieben aber, die sich aus den Knospen an der Spitze und in den Blattachseln der vorjährigen Zweige entwickeln, merkt man nicht das Alter des Baumes; sie sind ebenso frisch und jugendkräftig, wie das junge Bäumchen, das aus dem Samen aufsproßte. Diese jungen Jahrestriebe sind aber auch wirklich neue Pflanzen, die auf dem

alten Baume wachsen und in einem Jahre ihr selbstständiges Leben vollenden und beschließen, indem sie einmal Blätter und Blüthen entwickeln, später nie wieder, sondern dann verholzen und sich der Masse des Stammes anschließen. Die Zweige, welche einmal Blätter getragen haben, können nie wieder Blätter bekommen, sondern nur die Knospen, welche sich in ihren Blattachseln in der Rinde erzeugt haben, entwickeln sich zu neuen Zweigen mit Blättern, in deren Achseln schon wieder Knospen für das nächste Jahr sitzen. Es geschieht wohl bisweilen, daß ein Baum durch Raupenfraß oder große Dürre frühzeitig die Blätter verliert und bei günstigern Umständen sich in demselben Sommer zum zweitenmal begrünt. Aber auch in diesem Falle erscheinen die jungen Blätter nicht an der Stelle der alten, sondern es sprossen die Knospen, die erst für das nächste Jahr bestimmt waren, schon in diesem Jahre zu beblätterten Zweigen. Jedenfalls leidet der Baum durch eine solche unnatürliche Anstrengung, aber er darf nicht absterben, denn die Natur erzeugt auch in den Blattachseln solcher zweiten Generation von Zweigen in demselben Jahre Knospen, die nun im nächsten Jahre die Rolle ihrer zu früh verblühten Eltern übernehmen. Aus dem allen ist aber klar, daß das Wesen und Wachsthum eines Baumes von dem eines Thieres ganz verschieden ist. Das Thier ist ein Ganzes, ein Individuum; seine Körpertheile sind alle von Anfang an da, und vergrößern sich gleichmäßig. In dem Baume sproßt ein Glied, ein Zweig, aus dem andern hervor, vollendet in einem Jahre seinen Lebenskreis, um im nächsten Jahre einer zweiten, und diese einer dritten Generation zur Basis zu dienen und sie aus sich hervorgehen zu lassen. So kann ein Baum am ehesten mit einem Korallenstock verglichen und als eine Reihe von Individuen angesehen werden, die sich zwar zu immer neuen Reihen verzweigen, deren jedes aber ein selbständiges Leben führt und nach bestimmten Gesetzen vollendet. Ja es ist bekannt daß jedes Glied eines Baumes auch getrennt von demselben fortbestehen kann; denn schneidet man von der Spitze eines Baumes einen jungen Zweig und steckt ihn in feuchte Erde, so schlägt er bald Wurzeln und wächst fröhlich als ein neuer und besonderer Baum fort. —

Auf der andern Seite aber dürfen wir nicht gerade Dichter sein, denen der Baum wie die Rose lebt, zu denen aus jedem eine Dryas

spricht; wir dürfen nicht gerade auf die Stimme des poetischen Gemüths hören, das so gerne in den Bäumen mitfühlende Wesen sieht, dem hier die Trauerbirke ihr zitterndes Haupt über die Gräber der Entschlafenen neigt und ihre Klagetöne lispelt, dort die alte Linde das stille Familienglück der Hütte mit ihren bergenden Armen umfängt; auch dem nüchternen Beobachter kann es nicht entgehen, daß doch auch der ganze Baum unter der Herrschaft eines gemeinsamen Lebensprincipes steht, und eine Sympathie alle seine Theile zu einem Organismus verbindet. Alle seine Theile stehen gleichmäßig unter dem Einflusse des jährlichen Kreislaufes in der Natur. Wenn im Frühjahre im Stamme der Saft in lebhaftere Bewegung geräth, sprossen auch die Knospen bis in den äußersten Wipfel, und die Wurzeln ziehen begieriger die Säfte aus der Erde. Zu gleicher Zeit hört im Sommer durch den ganzen Baum die Erzeugung neuer Theile auf und beginnt die innere Ausbildung der Holz- und Bastringe, der Blätter, Knospen und Früchte; und wenn im Herbste das fortschreitende Leben im Stamme stockt, so stellen auch die Wurzeln ihre Thätigkeit ein, und die Blätter werden hart und trocken, verändern ihre Farbe und lösen sich von den Zweigen. Werden einem Baume die Blätter geraubt, so leidet er in allen seinen Theilen, und stirbt wohl bei einer Wiederholung des Verlustes ganz ab; und ebenso leiden die Blätter bei einer Verletzung des Stammes oder der Wurzeln. Also ein Organismus ist der Baum; aber während sich bei dem Thiere das organische Leben in freier Bewegung und Empfindung, in Ernährung und Fortpflanzung äußert, ist dem Baume die Bewegung und Empfindung und jedes Organ dafür versagt, und er zeigt nur Ernährung und Fortpflanzung. —

Mit Recht kann man sagen, daß der Baum durch alle seine Theile Nahrung aufnehmen kann. Denn wenn ein Baum wegen Mangel an Feuchtigkeit die Blätter welk hängen läßt und man benetzt nur genügend den Stamm, so werden jene bald wieder strotzen und sich frisch erheben. Die eigentlichen Organe für die Aufnahme der Nahrung sind aber doch die Wurzeln und Blätter. Hierbei ist zunächst wichtig zu bemerken, daß die Pflanzen überhaupt keine Stoffe anders als im wässerigen oder luftförmigen Zustande aufnehmen können, denn die Wurzelspitzen zeigen keinerlei offene Röhren, sondern bestehen aus durchweg geschlossenen Zellen, und in

den Blättern öffnen sich zwar die Tracheen durch die Athemlöcher oder Stommata, diese nehmen aber nur Luft auf. Dennoch ist nicht zu leugnen, daß der Baum auch feste mineralische Theile enthält, denn wenn man ein Stück Holz verbrennt, so findet sich in der übrigbleibenden Asche doch eine ziemlich bedeutende Quantität von Kiesel, Thonerde, Kali, Natrum, oft auch von Eisen und andern Mineralien. Daraus folgt denn offenbar, daß diese Stoffe in der aufgenommenen Feuchtigkeit oder Luft aufgelöst gewesen sein und sich im Innern des Baumes erst abgeschieden haben müssen. Daß nun die Wurzeln aus der Erde Säfte aufnehmen, und daß diese auch durch den ganzen Stamm bis zu den Blättern fortgeführt werden, darüber kann kein Zweifel sein; denn wenn ein Baum welk ist, und man giebt den Wurzeln Wasser, so erfrischen sich die Blätter bald und richten sich auf. Aber auch die Blätter nehmen Feuchtigkeit auf und theilen sie dem ganzen Baume mit. Man darf nur einen Zweig eines welken Baumes in Wasser tauchen, so äußert sich die erfrischende Wirkung desselben bald auch an allen übrigen Zweigen; und wer hätte nicht bemerkt, wie bald sich die Bäume erholen, wenn nach langer Dürre Nebel die Luft erfüllt, der doch nicht so schnell an die Wurzeln dringen kann? Also daß der Baum durch Wurzeln und Blätter, ja durch seine ganze Oberfläche Feuchtigkeit aus der Erde und Luft einsaugt, das steht fest; aber wie es geschieht, das bleibt ein Geheimniß. Denn daß Feuchtigkeit durch eine vollkommen dichte, geschlossene Haut dringt, wie die der Zellen ist, an der auch die stärkste Vergrößerung keine Oeffnung zeigt, das widerspricht dem physischen Gesetze der Undurchdringlichkeit; und wenn man dieser Erscheinung auch einen Namen gegeben — man hat sie die Endosmose genannt — so ist das eben nur ein Wort, und die Sache bleibt so wunderbar wie vorher. —

Meistens legt man den Wurzeln viel zu große Wichtigkeit bei der Ernährung des Baumes bei. Freilich geht ein Baum aus, wenn man ihn der Wurzeln ganz beraubt; auch ist es für sein Gedeihen nicht gleichgiltig, auf was für Boden er wächst; aber daß sie dem Baume die Stoffe, woraus sich sein Körper bildet und vergrößert, allein, oder nur vorzugsweise zuführen, das läßt sich nicht behaupten. Denn es ist auch gelungen, junge Eichen und andere Bäume bis zu bedeutender Größe in geschlemmtem

Kies, in Sägespänen, Heede und ähnlichen Stoffen zu erziehen, indem man sie nur mit destillirtem Wasser begoß, so daß die Wurzeln nur reines Wasser einsaugen, und also nur dessen Bestandtheile, Wasserstoffgas und Sauerstoffgas den jungen Bäumchen zuführen konnten. — Jedenfalls ist die Rolle, welche die Blätter bei der Ernährung der Bäume durch das Einathmen luftförmiger Stoffe spielen, viel bedeutender und merkwürdiger und so recht geeignet, die wunderbare und weise Oekonomie in der Natur anschaulich zu machen. Unter den mannigfachen Stoffen, aus denen ein Baum besteht, nimmt die erste und wichtigste Stelle der Kohlenstoff ein, der das Holz zum gewöhnlichsten und beliebtesten Brennmaterial macht; denn wenn allerdings auch Wasserstoff im Holze enthalten ist und auch verbrennt, so bildet doch der Kohlenstoff die bei weitem größere Masse seines Brennstoffes. Der Kohlenstoff nun ist es, der hauptsächlich durch die Blätter eingeathmet und dem Baume zugeführt wird. Der reine Kohlenstoff ist der härteste und festeste Körper auf der Erde; es ist der Diamant. Wird der Diamant einer sehr großen Hitze ausgesetzt, so verbindet er sich mit dem Sauerstoff der Luft, und diese Verbindung ist eine Luftart, wir nennen sie kohlensaures Gas, oder schlechtweg Kohlensäure. Es ist aber nicht nöthig Diamanten zu verbrennen, um Kohlensäure zu erhalten; denn Kohlenstoff ist in allen Pflanzentheilen, in der Steinkohle, Braunkohle, Torf, und ebenso im Talg, Stearin, Wachs, Spiritus u. s. w. in Menge vorhanden, nur mit andern Stoffen gemischt und daher nicht sogleich zu erkennen. Werden aber solche Materialien der Hitze ausgesetzt, so verbindet sich ihr Kohlenstoff mit Sauerstoff, wird zur luftförmigen Kohlensäure, mischt sich mit der atmosphärischen Luft, und wir sagen nun, das Holz, die Steinkohle u. s. w. ist verbrannt; aber sie sind nicht aus der Welt verschwunden, sondern nur in anderer Gestalt, als Kohlensäure in die Luft gestiegen. Auch Menschen und Thiere enthalten viel Kohlenstoff, der sich bei der Athmung in den Lungen mit Sauerstoff verbindet, und so als Kohlensäure ausgeathmet wird. Es ist daher nicht so lächerlich, wenn es auch sonderbar klingen mag, daß täglich aus allen Schornsteinen und bei jedem Athemzuge aus unserm Munde Diamanten davon fliegen, aber leider als kohlensaures Gas, d. h. mit Sauerstoff verbunden, in Luftform. Es fehlt nur an einer Kleinigkeit, alle diese schönen Dia-

manten zu haschen, nämlich an einem Mittel, um den Sauerstoff von dem Kohlenstoff zu trennen, und den letztern allein zu behalten. Das aber ist den Chemikern bisher noch nicht gelungen, wenigstens nicht im Großen. Da hat denn wieder der Mensch Gelegenheit zu sehen, wie gering seine Kunst gegen die Macht der Natur ist, denn was er nicht vermag, das thut der Baum mit Leichtigkeit. Alle die Millionen kleiner Athemlöcher oder Stommata auf der Unterseite der Blätter athmen fortwährend mit der Luft auch kohlensaures Gas ein, führen es in das Innere, wo es in Sauerstoff und Kohlenstoff zerlegt wird, und während der Kohlenstoff im Baume zurückbleibt und mannigfache neue Verbindungen eingeht, athmen die Blätter den Sauerstoff wieder aus. Davon kann man sich leicht überzeugen. Denn wenn man in ein Glas einen frischen Zweig mit Blättern legt, es mit Wasser füllt, umgekehrt auf einen Teller mit Wasser stellt und dem Sonnenlichte aussetzt, dann bringen bald überall aus den Blättern klare Luftbläschen, die sich ablösen und im Wasser emporsteigen. Die so im obern Theile des Glases gesammelte Luft ergiebt sich bei näherer Prüfung als Sauerstoffgas, das die Blätter ausgeathmet haben. — Hierdurch werden nun die Bäume, freilich in Gemeinschaft mit allen Pflanzen, ein wichtiger Faktor in dem Haushalte der Natur. Die Thiere brauchen zum Leben durchaus Sauerstoff, die Einathmung von kohlensaurem Gas ist absolut tödtlich. Wenn nun allmählich alles Holz, alle Steinkohlen, überhaupt alle kohlenhaltige Stoffe auf der Erde verbrannt würden, wenn alle Thiere immerfort durch die Athmung Sauerstoff verbrauchten und Kohlensäure erzeugten, so müßte endlich die Luft so mit kohlensaurem Gas erfüllt sein, daß die Thiere nicht mehr athmen könnten und sterben müßten. Wenn aber umgekehrt keine Menschen und Thiere wären, die durch ihre Athmung den Kohlenstoff in luftförmige Kohlensäure verwandelten, so würden die Pflanzen nach und nach allen Kohlenstoff der Luft entziehen, in sich abscheiden, derselbe würde sich endlich als Steinkohle oder Braunkohle ablagern, und die Pflanzenwelt müßte untergehen. So aber geht Pflanzen- und Thierwelt Hand in Hand und hilft sich gegenseitig. Die Menschen und Thiere verwandeln den Kohlenstoff in Kohlensäure, sie wird von der Luft hinausgeführt in die Wälder, die wieder den Kohlenstoff zurückbehalten und den Sauerstoff aushauchen. Und wenn wir nun in

den grünen Wald kommen, und uns ein so wonniges, wohliges Gefühl durchströmt, die Brust sich höher und freier hebt, und Heiterkeit über unsere Seele kommt, so dürfen wir wohl glauben, daß die Ursache davon nicht nur der schöne Anblick ist, sondern mehr eine rein physische, die Einathmung reichlicheren Sauerstoffes, der anregend auf das Blut und die Nerven wirkt, woher er auch Lebensluft genannt wird. —

Wo der Baum den Stoff herbekommt, aus dem er sich aufbaut, das wissen wir nun wohl; auch daß sich die Säfte im Innern von Zelle zu Zelle durch Endosmose fortbewegen. Wie aber diese Säfte verarbeitet und verändert werden, wie sich die Stoffe trennen und wieder verbinden zu Zellstoff, Harz, mehligen Stoffen, Gerbstoff, Blattgrün u. s. w., welche Kraft die Säfte treibt und an ihre richtige Stelle führt, das Samenkorn, die Knospen zum Leben weckt, dem jungen Zweige die Zeit des Sprossens zumißt, die Blätter jetzt grünen und dann abfallen läßt, und hundert andere Fragen, wir können sie nicht genügend beantworten; und wenn es dem forschenden Menschen auch gelingt, hie und da einen Blick in das innere, geheime Wirken der Natur zu thun und den Zusammenhang der Erscheinungen zu erkennen — das Ganze bleibt ihm doch ein Räthsel, das er bewundernd verehren, aber nicht lösen kann, und er muß seine Schwäche gestehen, indem er wieder ein Wort für die Sache nimmt, und Lebenskraft die Ursache aller dieser unerklärlichen Erscheinungen nennt.

Wo erlitt der h. Adalbert den Märtyrertod?

von

Prof. Dr. F. A. Brandstäter.

Eine der bedeutsamsten und ältesten Sagen unserer heimathlichen Provinz ist die vom Martyrium des h. Adalbert. Er soll, nach Niederlegung seiner erzbischöflichen Würde in Prag, von Gnesen aus ins Preußenland gekommen, vom Polenherzoge Boleslaw I. Chrobri in einem Schiffe nach Danzig und weiter über See nach Samland geschickt und hier unweit der Küste bei Tenkitten von den Heiden getödtet sein. Zahlreiche Bearbeitungen in Prosa und Poesie haben in phantasiereicher Weise dieser Sage immer größere Gangbarkeit und Geläufigkeit verliehen, und unser bedeutendster einheimischer Geschichtschreiber hat es mit großem Erfolge unternommen, dieselbe durch historische Beweisgründe zu stützen und gleichsam der Provinz als ein Vermächtniß zu sichern. Wenn ich es hier versuche, meine auf genauen Untersuchungen beruhende gegentheilige Ueberzeugung meinen Landsleuten darzulegen, so bin ich mir der mißlichen Stellung hierbei nur zu wohl bewußt, hoffe aber von Jedem, dem die Wahrheit der wissenschaftlichen Erkenntniß höher steht, als ein lange gehegter und liebgewordener Irrthum, eine sorgfältige und wohlwollende Mitprüfung; deren Resultat wird alsdann meiner historischen Ueberzeugung wie ich hoffe nicht ferne stehen.

Selbstverständlich können zunächst die noch so zahlreichen poetischen Darstellungen nicht die geringste Entscheidung geben, zumal da sie, statt

sich an das wirklich Historische oder auch nur ernstlich dafür Angesehene zu halten, immer neue Veränderungen, Zusätze und Ausschmückungen bringen.*)

Ebenso wenig kann die Lokal-Tradition wesentlich in Betracht kommen, daß nämlich dort in der sandigen Wüste zwischen Pillau und Fischhausen mehr als vier Jahrhunderte nach dem Ereignisse (1422—24), nach der Blüthezeit des deutschen Ordens, welcher vermuthlich ein Interesse daran hatte, eine Kapelle erbaut und dem Märtyrer geweiht wurde, vielleicht eine Meile vom Ufer; 1669 ist sie bis auf die nun beinahe ganz versandeten Fundamente zerstört und jetzt von der vorgerückten See nur ein paar hundert Schritte entfernt. Auf diesen Ueberresten ließ eine fromme Polin unsrer Zeit, die Gräfin Wielopolska, von der wohl Niemand historische Untersuchungen und Erhärtungen verlangen wird, im J. 1831 ein kolossales 26 Fuß hohes gußeisernes Kreuz errichten, das nun auch wohl bald in seiner Stellung gefährdet sein dürfte, wenn die Abspülung der Küste wie bisher zunimmt. Die brauchbaren Materialien der Ruine wurden im nahen Schlosse Lochstädt verwendet, und dort befindet sich auch noch ein relativ alter Altar aus der Kapelle, dessen Thüren vier Darstellungen aus der Geschichte des Heiligen zeigen. Der Maler hat es sich (und uns) leicht gemacht, indem er die Sache sehr willkürlich behandelte: auf dem ersten Bilde wird der Traum — nicht des Gaudentius,

*) Um hier nur beispielsweise die neueste Bearbeitung der Sage von Reusch in dieser Hinsicht zu erwähnen, (Sagen des preuß. Samlandes, 2. Aufl. 1863, S. 106 ff.), so wird darin, allerdings zum Theil nach dem Vorgange Anderer, ganz ohne irgend eine quellenmäßige Begründung angegeben, Adalbert sei in der Nähe der Pregelmündung gelandet, habe an verschiedenen Orten das Christenthum gepredigt, hätte sich durch schleunige Flucht gerettet, sei in wilde Waldgegend gekommen (R. selbst schildert die Lokalität als eintönige, wüstenähnliche Dünen-Gegend), dann auf ein angebautes Feld (campestria loca), dies sei ein heiliges gewesen, dessen Betretung bei Todesstrafe verboten war, dann habe „ein Siggo" (als Appellativum) ihn durchbohrt u. s. w. Er fährt dann, gleichsam nun vom Historischen zur Tradition übergehend fort: „Die Sage erzählt nun, der Leichnam sei aufgestanden, habe sein abgeschlagenes Haupt in beide Hände genommen und es so vor sich hergetragen bis zu der Kapelle (???), wo er das Hochamt zu verrichten pflegte. Als er dort vor dem Altare niedersank, habe ein Altarstein (?) sich losgelöst und sich als Grabesdeckel über ihn gelegt — (!)" Wir werden manche Sagen zu erwähnen haben; diese gehört nicht zu den gangbaren, wie sie z. B. Pertz (Miracula St. Adalberti, in den Monumentis Hist. German., scriptt. tom. IV, p. 613—16) herausgegeben hat.

sondern des Adalbert selbst dargestellt (s. später), auf dem zweiten die Ermordung A.'s durch einen Priester, jedoch von hinten, also ganz abweichend; auf dem dritten die Verstümmelung des Leichnams, an die eine der Traditionen sich anlehnend; auf dem vierten die Sammlung der Glieder durch die Boten des Polen-Herzogs Boleslaw, wovon ebenfalls keine der Sagen etwas weiß.*)

Weit größeres Bedenken macht es, gegen die Autorität eines so gründlichen und bedächtigen Historikers wie Johannes Voigt aufzutreten, der in seiner Preußischen Geschichte ein Werk, dauernder als Erz, hinterlassen hat. Möge es mir nicht als Mangel an Pietät ausgelegt werden, wenn ich hier in einem einzelnen Punkte von der durch ihn festgestellten Ansicht abweiche und die entgegengesetzte zu begründen, oder vielmehr meine gewonnene Ueberzeugung darzulegen versuche. Möge man vielmehr bedenken, daß alle menschliche Erkenntniß der Berichtigung fähig und bedürftig ist, daß auch die höchste Autorität dem redlichen Forschen nach Wahrheit gegenüber zuletzt keine Autorität mehr ist, und daß es dem berühmten Geschichtsschreiber nichts an seinem Ruhme schmälert, wenn in dem einen oder andern Punkte jetzt nach mehr als einem Menschenalter ein Irrthum nachgewiesen wird.

Eine vollständige Erörterung aller einschlägigen Punkte liegt für jetzt nicht in meiner Absicht, auch nicht in den Grenzen dieser Zeitschrift; es ist das Folgende gleichsam nur ein Vorläufer der ganz ausführlichen Behandlung (eine prolusio nach gelehrtem Sprachgebrauche). Wegen des allgemeinen Interesses an dem Gegenstande werde ich bemüht sein, die wissenschaftliche Gründlichkeit mit einfacher allgemeinverständlicher Form zu verbinden.

---

1. Ist also der h. Adalbert gar keine historische Person? Gewiß ist er das, da wir durch sehr zahlreiche Quellenschriften auch außer seinen Biographieen die zuverlässigsten Nachrichten über seine Abstammung, seine Jugend, seine Studien, seine Reise nach Rom u. s. w., über seine Thätigkeit als Erzbischof von Prag und seinen Amtsaustritt haben.

---

*) Vgl. A. Hagen in den N. Preuß. Prov.-Bl. V. S. 256.

2. **Warum zog er bis in ferne heidnische Länder?** Am Wahrscheinlichsten in Folge eines verzweifelten Gemüthszustandes, der in dem weichen gefühlvollen Charakter hervorgebracht wurde durch unzählige Kränkungen und Enttäuschungen in seinem heimathlichen Wirkungskreise; dann durch das jener Zeit inwohnende Bestreben, die Heiden zu bekehren und seinen Lebensrest so am höchsten zu verwerthen; endlich auch auf äußere Veranlassung Kaiser Otto's III. und des Polen-Herzogs Boleslaw.

3. **War er in Preußen?** Das kann nach den zahlreichen Nachrichten über seine ausdrückliche Absicht, dieses Volk zu bekehren, trotz vieler Abweichungen in den Sagen nicht zweifelhaft sein.

4. **War er bis zur Ostsee vorgedrungen? und bis Danzig?** Eine Stadt solches Namens wird mit sehr verschiedener Lesart (danyzc, gyddanyzc,*) gyddanyze, gidanic, gidanie, gedanum in der einen Lebensbeschreibung als von Adalbert besucht genannt, mit dem ganz sinnlosen Zusatze: „welche die weiten Gebiete des Herzogs trennende Stadt**) die Nachbarschaft des Meeres berührt." Aber dagegen spricht außer dieser sonderbaren Bezeichnung Vieles: a) daß Danzig um jene Zeit nirgends sonst schon als ansehnlicher Ort (urbs) genannt wird, ja daß nach Wulfstan's des Jüten Bericht von 890 in der Weichselgegend noch gar keine Städte waren, sondern nur Burgen, und in jeder ein „König"; b) daß

*) Des Polnischen unkundige Verfasser oder Abschreiber haben den Namen vielfach entstellt und hier wie sonst oft am Schlusse statt des k das c gesetzt, welches im Polnischen immer den Z-Laut hat.

**) Dirimentem; noch sinnloser erscheint die Variante deprimentem. Trotz der Unverständlichkeit dieser Quelle haben doch nicht bloß polnische Geschichtsschreiber, sondern auch z. B. Röpell I. 106 lediglich aus dieser Stelle gefolgert, daß Danzig nicht nur damals existirte, sondern auch Boleslaw gehörte! Wir erfahren nichts weiter über jene Zeit, als daß damals „Kriege" zwischen Pommern und Preußen stattfanden. (Martin. Gall. p. 37. Kadlub. I, p. 39.) Eigen ist es nun, daß Röpell die Angaben von Dlugoß S. 161 als „auf keinen alten Quellen beruhend" bezeichnet und sie aus dem Texte wegläßt, „weil Danzig, wie feststeht, 997 schon polnisch war." (!) — So scheint auch L. Giesebrecht (Wend. Gesch. I, 11. 13. 231) kaum eine Ahnung von der Unzulänglichkeit der Quelle zu haben; das gyddanyzc (sic!) aus der sogen. Vita des Canaparius steht ihm fest, und er folgert daraus, daß es zu Pol. Gebiete gehörte, daß es mit Gnesen im Verkehr stand (S. 27), wobei ein Theil des Weges zu Schiffe zurückgelegt wurde (was sich ohnehin verstände); ja selbst die Chronologie der Unterwerfung Pommerns soll darauf begründet werden!

nach andern Berichten gerade damals 999 ein preußischer Raubfürst Hagel (Jagiel) vom rechten Weichselufer herüber die Gegend (des nachherigen) Danzigs sich unterthan gemacht hatte und gewiß nicht Adalberts christliche Predigt geduldet haben würde, da ja auch die Bewohner nach Hagel's Vertreibung nur beim Polenherzoge Boleslaw Schutz zu finden wußten. c) Es ist völlig unwahrscheinlich, daß dieser, um die Bekehrung der Heiden zu bewirken, den h. Adalbert den ganzen Fluß hinab nördlich zur See geschickt haben sollte. d) Die eine wichtige Handschrift eben der Biographie hat die Lesart gnesdon (Gnesen), welches auch in den übrigen Zusammenhang weit natürlicher paßt, daß nämlich dort unter den noch großentheils heidnischen Polen „große Schaaren von Menschen sich von A. taufen ließen."*) e) Eine andere Biographie,**) nach meinen später darzulegenden Ansichten mindestens ebenso werthvoll, nennt ausdrücklich nur Gnesen mit fast denselben Worten: „Dort also, weil es auf seinem Wege lag, hielt er Messe, und taufte eine ungeheure Volksmenge; dann ging er ohne Verzug zu Schiffe" (freilich wohl erst von Bromberg oder Thorn aus). f) In andern Nachrichten ist von Danzig gar keine Rede;***) g) die genannte Stadt erreicht A. bei seinem Zuge gleich „zunächst,"†) und dann wird er dort freilich, da er mißverständlich einmal durchaus zur See gegangen sein soll, gleich „am folgenden Tage" ins Schiff und auf die See gebracht, nicht ohne sichtbare Nachahmung von des Apostel Paulus Seereise und Abschied.††) h) Der für A. besorgte Boleslaw giebt ihm ein mit 30 Soldaten besetztes Schiff mit,†††) und er

*) Ibi baptizabantur hominum multae catervae, Vita S. Adalb. a Canapario (?) scr. c. 27. Vgl. Chron. Gnesn. ap. Sommersberg. II. 79: S. Adalbertus Gnesnam veniens fidem cathol. in Polonia roboravit.

**) Vita S. Ad. a Brunone (?) scripta, II. 24: baptizat populum grandem nimis.

***) Namentlich in der zuletzt aufgefundenen und von Giesebrecht edirten Biographie, wovon sogleich. Voigt I, S. 658 meint, „wunderlicher Weise" sei in der Vita Alles auf Gnesen übertragen. „Was jenen Biogr. veranlaßt hat, statt Gidanie in seine Biogr. Gnesna aufzunehmen, ist kaum abzusehn." Nun, eben deswegen ist es nicht zu vermuthen, vielmehr das Gegentheil.

†) Primo. Vita a Canap. scr. cap. 28.

††) Vita a Canap. scr., c. 28: Postera die autem salutatis omnibus imponitur carinae et pelago, et tollitur ob eorum oculis, numquam postea videndus. Vgl. Apostelgesch. 20, 25.

†††) Pro pace itineris terdeno milite armat, ib. c. 27.

sollte ihn ohne Noth in so weit entlegene gefährliche Gegenden schicken, wo er ihm durchaus nicht Hilfe leisten kann? i) Ausdrücklich wird gesagt, A. sei „gegen die Götzen Preußens zu Felde gezogen, weil dieses Land das nächste und dem Herzoge bekannt war.*)

Seitdem nun einmal die Tradition vorhanden war, A. sei in oder bei Danzig gewesen,**) brachten die Erzähler mit einer gewissen Neigung zur Ausstaffirung der Legende das Meer in die Erzählung. Der eine Legendenschreiber läßt ihn dasselbe gar von Pommern her überschreiten,***) (worunter wir allenfalls Pomerellen verstehn mögen) und sich einen „Preußen aus Pommern“ zum Gefährten und Dolmetscher gewinnen; ein anderer läßt ihn vor dem furchtbaren Rauschen des Meeres ängstlich zusammenfahren, dessen Wogen gleich einem riesigen Ungeheuer sich heranwälzen,†) während er mit seinen Gefährten längs der Küste (?) hinschreitet. Statt dessen wandert A. nach einer andern Erzählung allein, nur zu Fuße††) mit dem Stabe in der Hand nach Preußen, ja wohl gar mehrmals, da eine Sage ihn, von den Preußen zurückgewiesen, auf dem (Rück-) Wege nach Gnesen unterwegs bei den Bewohnern Erkundigungen einziehen läßt.†††) Statt des Meeres erwähnen andere Berichte mit großer Uebereinstimmung einen Fluß oder Strom: in diesen wird sein Leichnam geworfen,*) und ein neben dem Strome schreitender Wanderer bemerkt ihn; sein nach der einen Tradition abgeschnittener Finger wurde ins Wasser**) oder ge-

---

*) Ib. 27: Prussiae deos et idola debellaturus, quia haec regio proxima et nota fuerat duci praedicto. Näher sogar, als z. B. die Lausitz, wohin A. einen Augenblick zu gehn Lust hatte!

**) Wo jetzt noch 1 Meile von der Stadt eine besuchte Wallfahrtskirche in der Vorstadt „St. Albrecht“ steht.

***) Miracula, N. 2 u. 6, ap. Pertz. Monum. Hist. Germ. IV.

†) Bruno, c. 28.

††) In der von Giesebrecht herausg. Lebensbeschr. heißt es: Post hec videlicet sumto baculo, paucis se comitantibus, latenter, quasi fugam moliens, Prussie se intulit regioni.

†††) Miracul. 4, l. cit.

*) Vita Giesebr., c. 3: corpus amni prope fluenti immersere; dafür Viatoris cuiusdam, ut fertur, gressus iuxta semitam fluentis amnis positus erat. — Sex dies corpus almum in flumine requievit.

**) In aquam. Miracul. 1.

nauer in den Fluß geworfen.*) Es kann nicht zweifelhaft sein, daß hierunter die Weichsel gemeint ist.**)

5. War Ad. im Samlande? Die Zweifel hieran, die ich bei der Lectüre der Geschichte des Heiligen schon in jungen Jahren hatte, wurden nicht gehoben, sondern verstärkt durch nähere Bekanntschaft mit den historischen Quellen und den Verhältnissen der Zeit. Sie wurden aber zur negativen Gewißheit, als ich 1860 in den N. Preuß. Prov.-Bl.***) eine von W. Giesebrecht herausgegebene noch unbekannte Geschichte des h. Adalbert las, über deren hohe Glaubwürdigkeit bald genauer zu sprechen sein wird. Meine Gegengründe sind hauptsächlich folgende: a) die schon bemerkte große Unwahrscheinlichkeit, daß Boleslaw, statt den theuren Missionar zu den nächsten Heiden, den Preußen an der Weichsel im Culmerlande zu schicken, wo er ihm beispringen konnte, ihn über 20 Meilen stromabwärts bis an die Küste und dann noch über See 20 Meilen weit östlich gerade bis an die Küste Samlands entsendet haben sollte, wofür keine einzige Quelle einen hörbaren Grund angiebt. b) Die Beschreibung der Gegend von A.'s Landung stimmt ganz schlecht zu der damals nicht wesentlich anderen Oertlichkeit im Samlande. Hier sandige, wüste, öde Dünengegend, dort (in den Beschreibungen) Wälder gleich in der Nähe, wohin sich A.'s Gefährten retteten,†) wildreiche Haine,††) gleich daneben ebenes Land†††) mit üppigem Graswuchse;*) ferner ein Berg, zu dessen Abhange A. geführt

*) Ibid. 8.

**) Erwähnenswerth ist noch, daß mare in jenen Zeiten, z. B. bei Thietmar II, 14, öfters auch Binnengewässer bezeichnete, sodann, daß Adam von Bremen (62. 217) und sogar noch Helmold 100 J. später (II, 1. f.) die Ostsee, „das Heidenmeer," mit dem asowschen zusammenhängend glaubten, so daß alle Geographie aufhört!

***) N. Preuß. Provinzial-Blätter, 3. Folge, Band V. (LXIII.) Heft 1. S. 55 bis 74. Das Schicksal wollte es, daß der Sohn unsres berühmtesten preuß. Historikers, Hr. Prof. Georg Voigt, den Herausgeber auf die Handschrift in der Königl. Bibl. zu München (Cod. lat. 18,897, olim Tegernseensis 897) aufmerksam machen mußte, worin neben schon Herausgegebenem auch jene Passio S. Adalperti martiris, 999 geschrieben, stand.

†) Asseclae videlicet ejus, in fugam conversi, proximae latibulis se servandi causa dedere silvis. Vita Giesebr. p. 73 unten.

††) Inde nemora et feralia lustra linquentes. Vita a Canap. scr., c. 30.

†††) Campestria loca adierunt, ibid.

*) Surgit de gramineo cespite, ibid. Missarum solemnia in laeto gramine celebrat. Vita a Brun. scr. c. 30.

wird, um getödtet zu werden.*) c) Daß der vorbeifließende Strom sich nicht ohne eine unstatthafte Willkühr auf den Pregel beziehen läßt, der 7 Meilen von jenem vermeintlichen Orte des Martyriums mündet, bedarf keiner weiteren Ausführung. d) Nicht zu übersehen ist, daß damals, wo nach Wulfstan's Bericht die Weichsel sich in's jetzige frische Haff (Estmere) ergoß (etwa in der Mitte der heutigen Nehrung) an jener Stelle von einer Landung vielleicht überhaupt nicht die Rede sein konnte, weil dieselbe weit von der Küste lag. e) Eine kleine Insel vom krummfließenden Strome umschlossen,**) bietet dem Ad. einen ersten Landungsplatz und veranlaßt ihn zu mehrtägigem Aufenthalte; läßt sich eine solche in jener Zeit am samländischen Strande wohl irgend annehmen?

Hiezu kommt aber noch, daß ausdrücklich und nicht an einer Stelle, sondern an vielen, die geringe Entfernung des h. Adalbert von seiner Operationsbasis (so zu sagen) hervorgehoben wird, was doch auf Samland gewiß nicht paßt. Ad. wählt nach reiflicher Ueberlegung das Preußenland zum Gegenstande seiner Missionsthätigkeit, „weil dies Land das nächste (bei seinem Ausgangspunkte Gnesen) und dem Herzoge bekannt war"***), und nun ging er nach Samland, einem nach damaligen Begriffen weit entfernten Lande? Ferner: „die Mörder hoffen von dem benachbarten Herzoge B. eine große Lösungssumme für den Leichnam,"†) und bewahren diesen deshalb auf. Ferner: der Wanderer, der den Kopf des Heiligen fand, eilt „in beschleunigten Schritte"††) zum Herzoge nach Gnesen und kommt dort auch ohne Weiteres an. Die Begleiter des Erschlagenen, obwohl gefangen und gefesselt nach der einen Version der Sage, sind doch jedenfalls nachher (s. oben) entkommen; an eine heimliche

*) Ad montis supercilium ducunt, ubi septem lanceis pulcra viscera forant; ibid. 32.

**) Intrant parvam insulam, quae curvo amne circumvecta formam circuli adeuntibus monstrat. Vita a Canap. scr., c. 28. Intraverat parvum locum, qui circumlabente unda fluminis, imita(ba)tur insulae vultum. Ibi aliquos dies steterunt. Vita a Brun. scr., c. 24 extr.

***) Vita a Canap. scr., c. 27: quia haec regio proxima et nota fuerat duci praedicto.

†) Ibid. 34: a duce finitimo Bol. grandem pecuniam accepturos se putant.

††) Pulslaique ad civitatem, Chnazina vocitatam, concitato cucurrit tramite, stansque coram principe etc. Vita Giesebr. p. 74.

Flucht von Samland bis Gnesen ist doch bei der Erbitterung der Heiden und bei der auffallenden, lächerlich befundenen Kleidung der Flüchtlinge nicht zu denken. Zur Auslösung des Leichnams erscheinen sie im Gefolge der herzoglichen Gesandten ohne weitere Zwischenfälle,*) ja wohl gar schon beim ersten Wunder der gesprengten Kette.**) Merkwürdig ist es endlich auch, daß der h. Adalbert in der Gegend seines Martyriums auch manchem „schon von früher bekannt war" als eifrig taufender Missionar.***)

Nicht ganz zu übersehn ist auch, daß Preußen und Samland in jenen alten Zeiten getrennt zu werden pflegte. Zwar nennt Adam von Bremen†) Samland eine von den Preußen besessene Provinz, aber viele andere Chronisten trennen es ausdrücklich,††) und der ersterwähnte Geschichtsschreiber rühmt den Bewohnern Samlands eine hülfreiche Milde gegen Fremde und Unglückliche nach, wie sie bei einem so handeltreibenden Volke sonst sehr natürlich scheint, aber nur nicht mit den Nachrichten über die Wuth gegen den h. Adalbert zu vereinigen ist.†††)

Wie konnte nun aber die Sage vom Märtyrertode des Heiligen bis ins entfernte Samland verlegt werden, wenn kein zeitgenössischer oder irgend glaubwürdiger Bericht dieses Land benennt? Die Antwort auf eine solche Frage ist sehr schwierig, und nur vermuthungsweise zu geben, wie überhaupt der Nachweis über die Entstehung von Gerüchten und

*) Pulsl. . . . misso magno auri pondere nuntios suos cum discipulis s. Adalb. ad raedimendum reliquum corpus direxit. Vita Giesebr., p. 74.

**) Ibidem: Hanc insoliti virtutem signi ammirantes, in quorum presentia beati martiris passio peracta est, advenere, veroque testimonio, quae viator retulit, confirmavere. Merkwürdigerweise wird nicht berichtet, der wunderthätige Leichnam habe den gefangenen Genossen die Ketten gesprengt, sondern nur einem Verbrecher.

***) Ibid. p. 73: Unus videlicet ex iis, cui antea cognitus erat, eum esse, qui populum aquaria submersione pessumdaret, loquebatur: Nosque simili modo perdere venerat.

†) Adam. Brem. hist. eccl. c. 66: Ibi (von Julin) ad Semland provinciam quam possident Pruzzi, navigatur. Ebenso von Heitebu bei Schleswig ad Semland; de situ Dan. c. 208.

††) Chron. Dan. ap. Langenb. II, p. 172: in Pruciam et Samland. Petri Olai Excerpta p. 256: in Pruciam et Samland. Annal. min. Wisbyens. p. 254: in Prysciam et Sameland.

†††) Sembi obviam tendunt ad auxiliandum his, qui in mari periclitantur, Adam. Brem. de situ Dan. c. 228.

Sagen immer etwas sehr Mißliches ist. Vermuthlich aber wollten und sollten, nachdem durch Papst Innocenz IV. 1243 das gesammte Preußenland in die 4 Bisthümer Culm, Pomesanien, Ermeland und Samland getheilt war, auch die Bewohner des Letzteren ihren Lokal-Heiligen haben, und so wurde im 13. oder 14. Jahrhundert (mehrere Jahrhunderte nach dem Ereignisse), frühestens 1250, der Märtyrertod Ad. nach dorthin verlegt. Und als der Orden, seit dem furchtbaren Schlage bei Tannenberg geschwächt und in seinen Grundfesten erschüttert, seinen Blick von dem polnischen Gegner im Süden und Osten immer mehr zurückzog, da erst wurde in dem entlegensten Ende des Landes unter seinen Auspicien ca. 1422 jene Kapelle bei Tenkitten gebaut, und so die Sage als lokal bezeichnet.*) Der einzige Anhalt in den Quellen ist aber ein kurzer Wunderbericht, der sich sogleich als höchst unzuverlässig kennzeichnet: „Ein gewisser Preuße aus Pommern (!) kam nach Samland, welches der Theil von Preußen ist, wo der h. Adalbert so eben seinen Märtyrertod gefunden hatte. Als er dort von Einigen vernahm, daß ein gewisser Unbekannter, dessen Sprache von ihnen nicht verstanden wurde, bei ihnen getödtet sei, so gelangte er in Folge des Wunsches, den Todten sich anzusehen, (?) und unzweifelhaft auch auf Antrieb des Geistes Gottes (!) nach dem Orte hin."**) Dieser Mann fand den Kopf, der ihn aufforderte, (!) ihn (also bloß den Kopf) nach Gnesen zu tragen, wofür der Mann und seine Nachkommen Reichthum und

*) Uebrigens ist das anderwärts ähnlich geschehen: Dlugoß I, 116 erzählt ohne alle Begründung gleichzeitiger Quellen, bei Errichtung des Bisthums Prag sei demselben auch Krakau zugetheilt worden; auch hier sei der h. Adalbert zur Verbreitung des Christenthums predigend umhergezogen, und in Krakau sei eine Kapelle auf der Stelle erbaut, wo er gepredigt habe, aber NB. angeblich (frühestens) 1223! Ueber viele anderweitige Adalberts-Kirchen und -Kapellen vgl. Schott Prussia Christiania p. 72 f.; in Preußen wohl die älteste (Faber, Beiträge zur Kunde Preuß. III, S. 341) ist die zu Albrechtau bei Rosenberg, 1249 von den besiegten Pomesaniern gezwungener Weise erbaut. Voigt I, 279 will ihren damaligen Namen Chomor S. Adalberti vom deutschen Worte Kummer herleiten!

**) Miraculum 2 ap. Pertz.: Prutenus quidam nobilis (NB.) ex Pomerania venit in Sambiam terram, scil. in Pruscie partibus specialem, in qua ab incolis b. martyr Ad. martyrium consummavit. Ubi quum a dicentibus cognovisset, quod ignotus quidam, cuius loquela ab eis non intellegebatur, apud ipsos fuerat interfectus, ex proposito cognoscendi defunctum, nec dubium quin spiritu Dei agente, pervenit ad locum.

Ehre erhalten sollten. „Hierüber erstaunt nahm der Heide (!) den Kopf (ohne daß Jemand es hinderte?), legte ihn in ein Gefäß und zog fort nach Polen (!). Unterwegs (NB. er aus Pommern) bekam er Sehnsucht nach den Seinen, barg das Haupt in einer hohlen Eiche und machte Jenen einen eiligen Besuch, fand aber in der Eiche den Kopf nicht mehr wieder, und er und seine Nachkommen blieben wirklich (!) ohne Reichthum und sonderliche Ehre*).“ Will man diese ziemlich zusammenhanglose, ja fast läppische Erzählung gelten lassen, so muß man bedenken, daß sie sammt den meisten daneben stehenden aus einer verhältnißmäßigen späten Zeit stammt. Wenn nämlich in diesen Mirakel-Berichten nicht blos der Tod des h. Stanislaus (1079), sondern auch die erst durch die Kreuzzüge im Abendlande bekannt gewordenen Herrlichkeiten „Baldachin und Sammet“ erwähnt werden, wenn die Jahreszahl 1247 darin genannt**) und behauptet wird, „bis jetzt sei seit den Zeiten Boleslaws I. und der dann verlorenen königl. Würde kein König in Polen mehr aufgestanden, so sind wir berechtigt, die Abfassung dieser Berichte in das 13. (ja 14.) Jahrhundert zu setzen,***) also mehre hundert Jahre nach der Sache selbst in eine Zeit, wo die leichtfertige und romanhafte Abfassung von solchen Geschichten sehr gewöhnlich geworden war.†)

6. **Wo ist denn also der Ort des Martyriums des h. Adalbert zu suchen?** Die Beantwortung dieser Frage ist zwar eigentlich das letzte Resultat gegenwärtiger Untersuchung, indeß schadet es wohl dem Gange derselben nicht wenn ich dies vorweg hinstelle, zumal da der geneigte Leser aus der bisherigen meine Meinung wohl schon errathen hat. Gestützt auf die (zu erweisende) vorzügliche Glaubwürdigkeit der zuletzt

---

*) Ibidem: Cognacio vero hominis supradicti (weil er ein transgressor mandati war), ut eciam ipsi, qui ex ea sunt, profitentur; verum temporalium successu usque hodie in eodem statu permanet. Doch heißt er oben nobilis; wie viel arme Adlige gab es stets in Polen, auch ohne diese Ursache!

**) Damals sei durch einen päpstlichen Legaten den Polen untersagt, aus frommem Eifer die Fasten früher als andere Christen zu beginnen. Mirac. 4.

***) Der zunächst gemeinte ist nur vor 1295 zu setzen, wo Przemislaw wieder den Königstitel erhielt.

†) Eines jener merkwürdigen Beispiele von völliger Erfindung solcher Legenden aus Mißverständniß giebt z. B. Giesebrecht in den N. Preuß. Prov.-Bl. l. cit. S. 71 an.

aufgefundenen Lebensbeschreibung gegenüber den länger bekannten und früher benutzten Nachrichten gedenke ich zu erhärten: daß das Martyrium nur im Culmerlande an der Weichsel und zwar dicht beim jetzigen Culm, oder beim ältesten (Althaus, eine Meile vom jetzigen) stattgefunden haben kann. Dahin muß Boleslaw zunächst den Missionär gesendet haben, dorthin paßt die Lokalbeschreibnng Zug für Zug (Strom, Insel, Wald, Grasebene, Höhen, selbst der in der neuherausgegebenen Vita beschriebene höhlenartige Zugang); damit lassen sich alle andern Punkte bis auf die Mißverständnisse wegen Danzig und der Seefahrt, sehr wohl und leicht vereinigen. Da auch bekanntlich nie eine Stadt „ein Gebiet trennt oder durchzieht" so muß man annehmen, daß in der früher erwähnten Stelle über Danzig-Gnesen die Stadt durch eine sonderbare Unwissenheit mit dem Weichselstrome verwechselt ist.*) Wem solche Verwechselung unglaublich scheint, wird sie glaublicher finden, wenn er nachher zahlreiche Beispiele vernimmt, wo die Verfasser, in dem Streben, Versstückchen anzubringen oder vorhandene Verse theilweise mit einzuweben, sich um die Präcision des Ausdruckes sehr wenig gekümmert haben.

Indem wir nun an eine genauere Revision der Quellenschriften gehen, erscheint es, gegenüber der bisherigen Bevorzugung der einen, nothwendig zu fragen, wie zahlreich denn die Quellen über die Passion des h. Adalbert seien. Es giebt deren eine große Zahl; denn blieb auch sein Tod ohne merklichen Erfolg an Ort und Stelle, weil dorthin erst 3½ Jahrhunderte später das Christenthum gewaltsam gebracht wurde, so war er doch als früherer Erzbischof von Prag und als Stifter vieler christlichen Kirchen und Klöster ein bedeutender Mann der

*) Vita a Canap. scr., c. 27: Ipse vero adiit primo urbem [Gyddanyzc], quam ducis latissima regna dirimentem maris confinia tangunt. — Wenn Röpell Gesch. Pol. I. 108 sagt: „Der Herzog hoffte von der Bekehrung der Preußen eine Sicherung seiner Herrschaft an der untern Weichsel, der Bischof auf den nahen Beistand des Herzogs;" so ist der Widerspruch beider Hälften augenfällig; jedenfalls muß das Wort „untern" wegfallen, dann verträgt sich Alles ganz wohl mit einander.

Hierarchie und wohl dankbarer Erinnerung werth.*) Die sehr schwierige Untersuchung über die Entstehung und den Zusammenhang der zahlreichen Schriften des Inhaltes ist weder durch Voigt noch durch Pertz, noch sonst durch Jemanden wesentlich gefördert worden. Es kann nicht befriedigen, wenn es bei Letzterem heißt: mit dem und dem Codex, in welchem viele Correcturen überschrieben sind, stimmt ein anderer, ohne daß hinzugefügt wird, ob das zuerst oder zuletzt Geschriebene dadurch eine Bestätigung findet. Es kann noch weniger befriedigen, wenn es heißt: an diese Handschrift scheint sich die und die anzuschließen; (obenein bloß wegen des Dilemma Sklavonia oder Bohemia); wenn neben einem ein Cod. Admontensis Cod. Admontensis in Styria figurirt; noch weniger kann es zulässig befunden werden, daß ohne umfassendere und weit gründlichere Untersuchungen der vielfachen Abweichungen schon von vornherein ein Text als der offenbar eigentliche, ächte**) bezeichnet ist, und nur „an hervorragenden Stellen" ***), also beliebig, die Abweichungen der andern Handschriften beigegeben sind.

Von der (angeblich) von Canaparius oder Gaudentius stammenden Lebensbeschreibung, die wir fortan als Vita I bezeichnen wollen, giebt es nach den Monum. Hist. Germ. außer den 2 verloren gegangenen (zu Windberg und zu Göttingen, jener jedoch abgedruckt) 15 verschiedene, gruppenweise mit einander mehr oder weniger stimmende Handschriften, von denen außer der Benutzung für die Monumenta einer zweimal, zwei ein-

*) Daß Joh. Voigt das Verdienst zukomme, diesen Wust der Legenden gesichtet zu haben, indem er die Vita a Canapario scripta als die Grundlage aller spätern Darstellungen erkannte, (Giesebr. S. 56) ist nach dem Folgenden sehr zu modificiren, u. Giesebrecht selbst thut es zum Theil, indem er die von Bruno verfaßte Biogr. gegen V. mehr zu Ehren bringt.

**) textus genuinus, auch auctor noster genannt. Dieser eigentlich richtige Text ist nach Pertz für die vita a Canap. scripta zu finden in der Handsch. 1, 2, 3; d. h. wenn ich diese unklare Bezeichnung richtig verstehe, in 10 verschiedenen Exemplaren, wovon aber wieder mehre gar nicht oder fast gar nicht verglichen sind! (besonders 2b, 2c, 2d, auch 3b).

***) In tanta codicum varietate, quum textum genuinum nonnisi in 1. 2. 3. haberi pateret (?), praecipua tantum loca, quibus reliqui ab eis dissentiunt, adnotanda esse duxi. So schließt die Vorrede über die erste Vita. Uebrigens ist in den ersten 4 Capiteln dieser die Hdschr. 4b 20mal, die 4a 17mal, die 3c 10mal, die 2, 3a u. 5 je 7mal, die 3 4mal, die 3a u. 4c 1mal angeführt.

mal schon früher gedruckt sind. Von „Bruno" sind 2 etwas abweichende Bearbeitungen der Geschichte des h. Adalb. vorhanden, die eine aus einer jetzt unbekannten Handschrift gedruckt, die andere aus einer noch vorhandenen Handschr. herausgegeben, und nebst einer zweiten vorhandenen für die Monum. benutzt. Ganz ungedruckt war bis 1860 jene Vita, welche G. Voigt in München fand und W. Giesebrecht in den Preuß. Prov. Bl. edirte. Noch jetzt ganz ungedruckt und meistens nicht näher untersucht sind: 1. ein kurzer Abriß in einem Münchener Codex (inter Inderstorfenses No. 242); 2. einer daselbst (inter Emmeramenses G, 57); 3. einer zu Cöln (VI. 21); 4. einer zu Brüssel (No. 7773), der nach Bethmanns Angabe 8 verschiedene Nummern über Adalbert enthält; 5. ein zweiter Brüsseler (No. 8941) u. s w. Mehre Handschriften in Böhmen, in Utrecht, „im Ermelande" erklärt Pertz für unnütz*); ebenso hat er die Mirakel, welche in den Actis sanctorum berichtet werden,**) weggelassen, vielmehr nur die neun abgedruckt, welche Föringer aus einem Münchener Codex mittheilte, und welche auch bei den polnischen Historikern Martinus Gallus, Boguphalus u. A. benutzt sind.

Ist es mir nun auch gegenwärtig ganz unmöglich, diese etwa 50 verschiedenen Quellen und Handschriften sammt den danach gedruckten Ausgaben einer vollkommen gründlichen Kritik zu unterwerfen, so kann ich für meinen Zweck doch nicht umhin, wenigstens die 3 bedeutendsten, nämlich die Biographien von Canaparius und Bruno, sowie die neueste Passion nach ihren Urhebern, ihrer Zeit, Entstehung, Abfassungsart, Glaubwürdigkeit und Bedeutsamkeit genauer zu prüfen.

(Fortsetzung folgt.)

---

*) Aliaeque nullius momenti in Codd. Bohemicis, Ultrajectino et Warmiensi in Prussia. (Dobner, Monum. Hist. Boh. I; Acta Sanctor., 23. April, p. 176 f.) Von einer von Aug. Bielowski im Metternichschen Schlosse zu Königswart gefundenen, bisher unbekannten lat. Biogr. spricht derselbe im Anzeiger f. Kunde deutscher Vorzeit, 1859, S. 440 etwas unklar. Man vergl. noch wegen der Schriften über St. Adalbert: Dobner, Monum. Bohem. II, p. 56. 59. Das Chron. Bohem. saec. XIV. ap. Mencken Scr. Saxon. III. p. 1647, ist von Pertz in diesem Betracht fälschlich citirt).

**) Acta S., 23. Apr., p. 198 sqq.

Rulands-Bilder in Altpreussen.

Riesige Gestalten, ungeschlachte Kolosse, Schöpfungen einer markigen Zeit, welcher Größe mehr als Schönheit galt, stehen seit Jahrhunderten unverrückt noch in vielen Städten, Märkten und Dörfern von Thüringen an durch das ganze nördliche Deutschland, einerseits bis dahin, wo Holstein an Schleswig grenzt, andererseits durch Sachsen und die Brandenburgischen Marken bis nach Pommern und selbst bis nach West- [und auch Ost-] Preußen, die Rulandsbilder, mit ernstem königlichem Antlitz und dem strengen Blick des Richters, das mächtige blanke Schwert in der Rechten, früheren Geschlechtern ein Palladium, dem gegenwärtigen Geschlechte ein Räthsel.*) Schon seit Jahrhunderten hat sich die Wissenschaft bemüht, den dunklen Sinn, den unsere Vorfahren in das geheimnißvolle Bild gelegt haben, zu erhellen. Fast möchte man aber zweifeln, ob dadurch mehr Irrthum oder Wahrheit zu Tage gebracht worden ist: mindestens sind die Ansichten abweichend genug.

Halten wir uns an die neuesten, umfassenden Forschungen in dem anziehenden Werke Zöpfl's über die Rulandssäule (dem auch die vorstehenden Worte entnommen sind), so dürfte Folgendes theils als thatsächlich feststehend, theils als wahrscheinlich zu betrachten sein. Der Ruland kommt durchgängig und allgemein als Wahrzeichen von drei Gerechtsamen vor, welche von den ersten Zeiten der Städtegründung in Deutschland das juristische Wesen einer Stadt ausmachten, und zwar so, daß nie eine oder die andere fehlen konnte, nämlich das Recht der Hegung des Blutgerichtes, das Marktrecht und die Befreiung von der Gerichtsbarkeit eines auswärtigen Landgerichtes. Mitunter hat der Ruland

---

*) Eine der schönsten Abbildungen solcher Statuen ist die des Bremer Rolands in den „Denkmalen der Geschichte und Kunst der freien Hansestadt Bremen" I. Abth. 1. Lief. 1862. Tafel I. u. II., vgl. dazu die Erläuterungen auf S. 21 flgd.

noch eine lokal hervortretende vierte Bedeutung als Wahrzeichen der Reichsunmittelbarkeit einer Stadt. Sein typischer Charakter ist ursprünglich der eines Deutschen Kaiser- oder Königsbildes, und zwar insonderheit eines Bildes des „rothen“ (d. h. des blutrichtenden, strenge Gerichtsbarkeit übenden) Königs Otto II. (973 resp. 961 ... 983), des traditionellen Begründers städtischer Rechte und Freiheiten. Der Name „Ruland“ weist in seinen verschiedenen Formen (Roland, meistens Ruland, Rulant, Rulandt, auch Rohland und Rodlant) auf Rothland rothes Land hin, was genau dasselbe ist, wie „rothe Erde“, wodurch, wie allgemein bekannt, nach der Westphälischen Vehmgerichts-Sprache der Platz bezeichnet wurde, auf welchem die Hegung des Blutgerichtes Statt fand. Ein Rulandsbild, eine Rulands-Säule, columna Rulandi, ist daher eine Rothlands-Säule d. h. eine auf dem rothen Lande, der rothen Erde, auf der Blutgerichtsstätte errichtete Säule, also eine Gerichtssäule, eine als Wahrzeichen des Gerichtes errichtete Bild-Säule. Hienach hängt die grammatische Erklärung des Namens mit der historischen Deutung der Rulands-Statuen auf das Innigste zusammen. Erst in späterer Zeit, als Ursprung und Bedeutung des Namens vergessen und nur noch das hohe Alter solcher Denkzeichen im Bewußtsein war, verfiel man, durch die Aehnlichkeit des Klanges verführt, darauf, diese Säulen als Bilder des durch die romantische Sage gefeierten Paladins Karl's des Großen, des tapferen Roland, anzusehen.

Die Verbreitung des Rulands erstreckt sich nach den bei Zöpfl sorgfältig gesammelten Nachrichten durch diejenigen Länder, von welchen aus die germanische Herrschaft von den Zeiten K. Karl's d. Gr. an nach dem Norden sich ausbreitete und unter den Ottonen sich befestigte, und wobei die Reichsgrenze und die germanisch-christliche Cultur über Länder hinausgeschoben wurde, welche bis dahin von Slavischen Völkern eingenommen worden waren. Als die letzten nachweisbaren nordöstlichen Ausläufer erscheinen die Rulandsbilder Altpreußen's, von denen nun näher geredet werden soll.

Es sind zwei Altpreußische Rulandssäulen, von deren ehemaliger Existenz wir sichere Kunde haben. Die eine befand sich in Elbing an der Grenze von West- und Ostpreußen (Zöpfl § 71), die andere noch

weiter nordöstlich zu Königsberg in Ostpreußen. Der Elbinger Ruland wird durch eine alte Kammerrechnung vom J. 1404 verbürgt, wonach damals für einen auf der „Brücke" (einem als Marktstelle dienenden Uferplatze in der Altstadt) errichteten Ruland Nachstehendes verausgabt wurde:

„Item einem Zimmermann 1 Scot für den Klotz zu hauen,
Item 4 Scot für das Haupt und Angesicht zu machen,
Item 12 D. [?] für die Kaule [Grube] zu graben, da man den Ruland hineingestellt hat,
Item für zwei Halseisen, vier Krampen 4 Scot."

Wie man hieraus ersieht, muß der Ruland zu Elbing von höchst einfacher Beschaffenheit gewesen sein: er bestand nur aus einem Holzklotze, an dem ein Haupt und Angesicht ausgehauen worden war. Seine Bestimmung, als Schandpfahl oder Pranger zu dienen, geht aus der Erwähnung der zwei Halseisen und vier Krampen unzweideutig hervor; auch wird er an diesem Orte schwerlich jemals eine andere Bedeutung gehabt haben.

Von dem früheren Vorhandensein einer Rulands-Statue zu Königsberg ist uns eine alte, halbvergessene, aber darum nicht minder glaubwürdige Nachricht aus dem Jahre 1724 aufbehalten in der unserer Provinzialgeschichte gewidmeten Zeitschrift „Erleutertes Preußen." Daselbst wird nämlich in dem Aufsatze eines ungenannten Verfassers „Beschreibung der Altenstadt Königsberg" (abgedruckt in Tom. II. 19. Stück. 1724. n⁰ XXII) bei Gelegenheit der Beschreibung des Altstädtischen Junkerhofes, § XV. S. 499, Folgendes berichtet: „An denen Wänden stehen einige Statuen, als z. e. des Arturi Königs in Engeland, des großen Rolands, im Harnisch und bloßem Schwerdt, mit einem Mantel. Caroli Magni, Herculis, wie er den Cerberum mit der Käule schlägt, sehr künstlich gearbeitet; Sebastiani, wie er mit Pfeilen geschossen wird." Etwas weiterhin werden dann noch einige vom 12. Sept. 1709 datierte und auf eine damals geschehene Renovierung des Junkerhofes bezügliche Verse mitgetheilt, welche „zwischen der Statue des Arturi und Rolands" „auff einer Taffel" gestanden hätten. So weit die Angaben unseres Gewährsmannes.

Hienach also war der Ruland noch i. J. 1724 in dem großen Saale des Altstädtischen Junker- oder Artushofes, welcher zu den Festlichkeiten

der Großbürger (Junker) d. i. der Kaufleute und Mälzenbräuer benutzt wurde, an den Wänden im Vereine mit andern Standbildern aufgestellt. Augenscheinlich aber diente er in jener Zeit wohl nur noch zur Zierde; seinen eigentlichen Zweck scheint er nicht mehr erfüllt zu haben.

Gegenwärtig ist der Ruland sammt den ihm beigesellt gewesenen Genossen von seinem alten Platze verschwunden. Das Gebäude des Altstädtischen Junkerhofes (Wassergasse No. 35), bereits zu Anfange dieses Jahrhunderts durch Verkauf in Privatbesitz übergegangen, ist seit vielen Jahren zur Niederlage der Pinnauer Fabrik von Mehl, Graupe, Grütze und Oel umgeschaffen, und wo einstmals die Festlichkeiten Altstädtischer Patrizier statthatten, erblickt man heute die Colonnen der Mehlsäcke. Die ehemals an den Wänden befindlich gewesenen Statuen sind fortgenommen. Nur das alterthümliche, kunstvoll geschnitzte und vergoldete Chor für die Musiker erinnert an vergangene Herrlichkeit. Auch sind die oben erwähnten Verse, welche nach dem „Erleuterten Preußen" zwischen den Standbildern des Königes Artur und des Rulands auf einer Tafel zu lesen waren, noch vorhanden. Man sieht sie gleich hinter dem Eingange auf der rechten Seite oben an der Wand, und es läßt sich danach der einstige Standort der Rulands-Statue näher bestimmen.

Die angestellten Nachforschungen über den ferneren Verbleib des Königsberger Rulands haben leider dessen unwiederbringlichen Verlust ergeben. Bei dem Ankaufe des Junkerhofes nämlich ließ der zeitige Inhaber desselben die daselbst aufgestellten Standbilder, einschließlich des Rulands, nach der Fabrik Pinnau (bei Wehlau) bringen. Auf dem Transporte litten jedoch die Statuen so sehr, daß Arme und Beine am Bestimmungsorte nur in Stücken eintrafen. Der Ruland, welcher aus einem guten Sandsteine angefertigt war, wurde dann von den Arbeitern der Fabrik allmählig zu Schleifsteinen [!!] verbraucht. Heute ist weder von dem Rulande, noch von den andern Standbildern die geringste Spur übrig. Habent sua fata monumenta!

S—n.

Kritiken und Referate.

Codex Juris Municipalis Germaniae medii aevi. Regesten und Urkunden zur Verfassungs- und Rechtsgeschichte der deutschen Städte im Mittelalter. Gesammelt und herausgegeben von Dr. Heinrich Gottfried Gengler, Professor der Rechte zu Erlangen. Erster Band. I. Heft. Erlangen, Ferd. Enke. 1863. (1 Bl., X S. u. S. 1 . . . 256 Lex. - 8⁰.)

Wir beeilen uns, schon jetzt bei dem Erscheinen des ersten Heftes auf ein für die Deutsche Rechtsgeschichte hochwichtiges Werk aufmerksam zu machen, das auch für unsere Provinz von großem Interesse ist, insofern darin auch unsere Altpreußischen Stadtrechte Aufnahme gefunden haben.

Bereits zur Zeit der Herausgabe seiner rühmlichst bekannten Schrift über die Deutschen Stadtrechte, welche i. J. 1852 erschien, faßte Gengler den Plan, eine Regestensammlung zur Geschichte der Verfassung und des Rechtslebens in den Städten Deutschlands bis zum Ende des 15. Jahrh. nachfolgen zu lassen. Dieser ursprüngliche Plan wurde später dahin erweitert, mit dem Regestenbuche ein stadtrechtliches Diplomatar zu verbinden. Demgemäß lassen sich zwei Grundbestandtheile des Werkes unterscheiden: bloße Regesten, deren Mehrzahl indessen in Wesen und Form mit wirklichen Urkunden-Auszügen zusammenfällt, und vollständig oder auszugsweise mitgetheilte Stadtrechtsurkunden. Was zuvörderst die Regestensammlung betrifft, so begreift dieselbe alle bis zum Ausgange des 15. Jahrh. entstandenen städtischen Rechtsquellen im engeren Sinne, nämlich Privilegien,

Weisthümer, Willküren und Statute, landesfürstliche Stadtgesetze, Schöffensprüche und aufgezeichnete Gewohnheiten, endlich auf die inneren öffentlichen Verhältnisse der Bürgergemeine bezügliche Verträge und Schiede. Die einzelnen Regesten sind zunächst alphabetisch nach den Namen der Städte und unter diesen wieder regelmäßig chronologisch geordnet. Beigefügt sind die nöthigen literarischen Nachweisungen über Abdrücke, Uebersetzungen und Erläuterungen. Ueberdieß findet sich bei jeder Stadt, meistens an der Spitze, die zu Rathe gezogene stadtgeschichtliche Spezialliteratur genau angegeben. Die zum Verständnisse einzelner oder ganzer Reihen von Urkunden nothwendigen politisch- historischen, geographischen, genealogischen und antiquarischen Notizen sind entweder mit wenigen Worten in das Regest selbst eingerückt, oder eigenen, zwischen den Regesten stehenden Anmerkungen zugewiesen worden; bloße Worterklärungen erhielten unter dem Texte ihren Platz. — Bei der Bearbeitung des Diplomatars hatte der Verf. lediglich den Zweck vor Augen, dem Germanisten für seine allgemeinen rechtshistorischen Studien eine brauchbare und dabei möglichst leicht erwerbliche Sammlung des stadtrechtlichen Quellenmateriales an die Hand zu geben. Die so ausgewählten Dokumente wurden dann entweder vollständig oder in Extracten an den betreffenden Orten des Regestenbuches eingefügt.

Vorstehende Skizze, die wir größtentheils in die eigenen Worte des Verf. eingekleidet haben, wird zur Charakteristik des Buches hinreichend sein. Für seinen unschätzbaren Werth bürgt schon der Name des Verf., der uns hier die reife Frucht fast zehnjähriger Mühen auf einem theilweise noch öde liegenden Felde von kaum übersehbarem Umfange entgegenbringt. Von der erstaunlichen Fülle des Stoffes, dessen Bewältigung die Kräfte eines Einzelnen zu übersteigen scheint, giebt die vorliegende erste Lieferung des Werkes einen deutlichen Begriff. Dieselbe behandelt auf 256 engbedruckten großen Oktav-Seiten im Ganzen 119 — nicht 118, wie die letzte Nummer in Folge irrthümlicher Wiederholung der Zahl 93 lautet, — verschiedene Städte und bricht bei der Stadt Boppard in der Preuß. Rheinprovinz ab.

Wir heben schließlich aus dem reichen Inhalte noch dasjenige heraus, was speziell unsere Provinz angeht. Folgende sechs Städte Altpreußen's

sind bis jetzt berücksichtigt: Allenstein No. XIV, Angerburg No. XXVI, Bartenstein No. LXI, Bischofsburg No. XCVIII, Bischofstein No. XCIX, Bischofswerder No. CL. Die für diese Städte benutzten Quellenschriften sind hauptsächlich Voigt's Codex diplomaticus Prussicus, sowie dessen Geschichte Preußens, der Codex diplom. Warmiensis, Töppen's historisch-comparative Geographie, ferner die einschlägigen Spezialwerke, namentlich die Geschichte Bartenstein's von Behnisch.

Wir sehen mit dem lebhaftesten Interesse der Fortsetzung und Vollendung des begonnenen Werkes entgegen und gedenken seiner Zeit darauf zurückzukommen. S—n.

Rosenkranz, K., Psychologie oder die Wissenschaft vom subjectiven Geist. 3. sehr verm. und verb. Aufl. Königsberg im Verl. der Gebr. Bornträger 1863. (VIII u. 483 S. gr. 8.)

Vielleicht wäre es nicht ganz unnöthig, bei einem Theile der Leser zuvor um Entschuldigung zu bitten, wenn hier, auf Veranlassung des vorstehenden Werks, der Hegelschen Philosophie Erwähnung geschieht. Seitdem das tragische Schicksal, welches die Wissenschaft mit allem irdischen Dasein theilt, auch diejenige Gestaltung derselben, welche Hegels Namen trägt, ergriffen und niedergeworfen hat, ist im größeren Publikum vielfach die Erscheinung hervorgetreten, daß theils das niemals näher Gekannte, noch weniger Geprüfte verfolgt und geschmäht wird, theils, nachdem man von ihm mehr oder weniger Gutes genossen, die dauernde Anerkennung undankbar versagt wird. Von Beidem ließen sich Beispiele, aus der Literatur, wie aus privater Erfahrung, leicht anführen. Der Grund davon dürfte freilich wohl auf Seiten der Philosophie selbst liegen, mit der es unter uns, wie Hegel es irgendwo mit ruhiger Resignation ausspricht, noch lange nicht Ernst genug geworden ist; noch ist unter uns das Bewußtsein nicht genugsam durchgedrungen und allgemein geworden, daß eine Grundwissenschaft sein muß, welche nicht nur ihrerseits die übrigen Wissenschaften zu ihrem eigenen Aufbau benutzt, sondern, was wichtiger ist, alles übrige Wissen und alles Lernen beherrscht und regelt. War die Hegel'sche Philosophie diesem Ziele näher gekommen als irgend eine, so

ist es kein Wunder, daß sie nunmehr und nachhaltiger als jede andere angefeindet wird. Sie wirkt fort, weil sie nicht todt, sondern lebendig ist; aber sie wird verurtheilt, weil es ihr noch nicht gelungen war, worauf sie doch lauten Anspruch erhob, sich selbst als Richterin zu behaupten. Das Grundvorurtheil gegen die Wissenschaft, welches sich in dieser Verurtheilung kundgiebt, kann nur und wird durch die Wissenschaft selbst aufgehoben werden, deren (negatives) Geschäft nichts anderes ist als dieses, alle Grundvorurtheile, d. h. alle grundlosen Urtheile des voreiligen Verstandes, zu zerstören und unmöglich zu machen.

Wenn dem so ist, so muß es schon ein günstiges Vorurtheil für einen Schriftsteller erwecken, wenn sein Werk die Erfahrung an sich macht wie die vorliegende Psychologie. Binnen zwanzig Jahren die dritte Auflage zu erleben ist für einen, der sich Hegelianer nennt, inmitten jenes tragischen Prozesses eine Vergünstigung des Schicksals, bei welcher er verhältnißmäßig nicht allzuviele Genossen haben dürfte. Der sich Hegelianer nennt — es soll damit nicht gesagt werden, daß er nicht wirklich einer wäre (auch daß innerhalb der Schule selbst wohl dagegen Widerspruch erhoben worden ist, beweist noch nichts.) Allein der Feind hält sich zu allererst an den Namen und das Banner, unter dem jemand zu Felde zieht, und so möchte man in der That, je mehr das Werk seine eigene Lebensfähigkeit und Selbstständigkeit bereits bewährt hat, umsomehr den Wunsch hegen, es auch nur in seinem eigenen Namen auftreten zu sehn. Ist der verehrte Name des Meisters ein Symbol des eigenen Glücks und Gedeihens, so ist er auch ebensosehr eine Quelle des Uebels und — vielleicht — des Schmerzes; denn, wie die Dinge dermalen liegen, so scheucht er die einen zurück, die andern erbittert er.

Den Freunden aber, deren das Buch sich so manche schon erworben hat, sei es hiermit aufs Neue empfohlen, und zugleich die Hoffnung ausgesprochen, daß es auch forthin noch manchen gewinnen wird. Und wäre es auch oft nur für eine vorübergehende Bekanntschaft, auf welche Gleichgültigkeit, ja immerhin auch Feindseligkeit folge. Mancher, der sich vertrauend an das Studium gemacht, mag, nachdem er an vielem vorgefundenen Guten und Vortrefflichen seine Freude gehabt, mit diesem und jenem auch sich eifrig abgemüht, zuletzt sich dennoch unwillig abwenden

und meinen, weil er das Ganze nicht an den Fingern herzählen kann, er habe seine Zeit verloren. Das thut nichts. Ohne es zu wissen, hat er oft dennoch eine Anregung erhalten, die für seine ganze Zukunft fruchtbringend wird. Mancher auch, der sich selbst mehr fühlt, verfeindet sich mit dem Buche, weil dies und das darin nach seiner Ansicht ganz verkehrt und thöricht ist. Gleichviel. Hat er sich nur recht eifrig eingelassen, so hat auch er seine Anregung weg. Das Vorhandensein von Irrthümern einzugestehen kann Niemand bescheidener bereit sein als unser Verf.; der Kern der Wahrheit aber ist zuletzt doch nur für ihn allein. Es sage aber Niemand, — wiewohl es von jeher gesagt worden ist, — die Philosophen wüßten im Grunde genommen doch auch nichts. Dem ist ebenso entschieden zu entgegnen, was, wenn wir nicht irren, Aristoteles schon ausgesprochen hat: der Philosoph weiß Alles, — nämlich im Grunde.

Ueber den Inhalt des Buches ausführlicher zu berichten, dürfte, selbst wenn wir es mit einem ganz neuen Werke zu thun hätten, hier weder der Ort, noch der Raum sein. Nur soviel noch. Der Verf. hat nicht unterlassen, mit der Zeit fortzuschreiten und Aenderungen vorzunehmen, soweit der ursprüngliche Charakter des Werks, die jugendfrische Stimmung, die es Vielen lieb gemacht hat, dadurch nicht beeinträchtigt wurde. Nicht nur sind erkannte Irrthümer schonungslos getilgt worden, es sind auch durchweg Umbildungen im Einzelnen angebracht, sowie Auslassungen und Zusätze, insonderheit auch mit Rücksicht auf die veränderten literarischen Zeitverhältnisse. Eine polemische Abhandlung der 2. Aufl. ist, als von veraltetem Interesse, weggeblieben, und dafür eine Schlußabhandlung über den gegenwärtigen Standpunkt der Deutschen Psychologie hinzugekommen. Die Seitenzahl ist nicht unerheblich gewachsen.

Möge die Wirkung des Werks fortwachsen und Wachsthum verbreiten!

† † †

Altpreußischer Verlag.

Lyrische Klänge von Carl Dahlke. Viertes Heft. Danzig. Selbstverlag des Verfassers. 1862.

Die Gedichte dieser kleinen Sammlung lassen in formeller Hinsicht wenig gegen sich erinnern; (das „im“ statt in's Dunkel S. 135 halten

wir für einen Druckfehler.) Die einfache Sprache ist fließend und durch den Vers nur selten beengt; die Reime, die sich allerdings auch nirgends durch Originalität auszeichnen, sind überall rein und ungezwungen; der Sinn findet meistens in verständiger und verständlicher Weise seinen passenden Ausdruck, so daß sich die Gedichte im Allgemeinen glatt fortlesen lassen, was wir gern als einen Vorzug anerkennen wollen. Dagegen ist leider die Methode, nach welcher der Verfasser seine Stoffe wählt und behandelt, so pedantisch einseitig, daß sie schon stark an Manier streift und wenn man einmal dahintergekommen ist, das Behagen an der Dichtung wesentlich schmälert. — Es ist das schöne Vorrecht des Lyrikers subjectiv sein zu dürfen, ja! seine Haupterfolge beruhen auf der Ausbeutung dieses Rechts. Wie sich die Welt im Gemüth des Dichters spiegelt, was er innerlich erlebt und durchlebt, wie sich seine Stimmung in Harmonie oder Disharmonie zu den Naturbegebenheiten außer ihm befindet, wie der Menschen scheinbar verworrenes Thun und Treiben seinem dichterischen Sinne klar und verständlich wird, in welcher Art die Ausgleichung der beiden Seelen, die nicht nur in Faust's Brust wohnen und nach Trennung streben, in ihm stattfindet oder immer von Neuem vergebens versucht wird, in welche Beziehungen zu den die Gegenwart bewegenden Ideen oder zu den höchsten Fragen, die zu allen Zeiten den Menschengeist beschäftigt haben, diese bestimmte Individualität tritt, und welche für sie charakteristische Lösungen sie auffindet, das ist's, was wir vom lyrischen Dichter gern hören, was seiner Kunst trotz der Beschränkung des Stoffes den Vorzug der Unerschöpflichkeit verleiht. Ist seine Individualität tief und inhaltreich genug, unbewußt zugleich eine Mehrzahl verwandter Gemüther in Gleichklang zu versetzen, so verallgemeinert sich das Zeugniß von ihr selbst zu einem Zeugniß von der Zeitstimmung überhaupt und erlangt dadurch Werth für den Literar- und Culturhistoriker. Von diesen Voraussetzungen scheint der Verfasser der vorliegenden Gedichte nicht ausgegangen zu sein. Im Gegentheil giebt er sich alle Mühe seine Individualität methodisch zu verflüchtigen. Allerdings spricht überall die erste Person, aber dieses „Ich" ist nur ein paar Male der Dichter selbst, sonst ein Eroberer, ein Seiltänzer, eine Glocke, ein Schiff, eine Orgel, Sonne, Mond und Sterne, Donner, Regenbogen, Meer, Thal, Wald, Dampfwagen, Schuh-

macher, Schneider u. s. w. Alle diese Personen, Dinge, Kunsterzeugnisse und Naturerscheinungen werden mit Sprache begabt und sagen nach einander von sich selbst, was sich über sie sagen läßt, oder was sie empfinden könnten, wenn sie die Empfindung des Dichters hätten. Wir wollen nun zwar zugeben, daß diese Form an sich für die Lyrik nicht ganz ungeeignet ist, daß vielmehr der dichterischen Anschauung unter Umständen durch solche Versetzung auf und in den behandelten Gegenstand reichere und fruchtbarere Gesichtspunkte gegeben werden können, und daß es dem Verfasser wirklich gelungen ist, in manchen seiner Gedichte (wir bezeichnen namentlich die auf S. 116, 118, 120, 122, 124, 130) in dieser Art recht Tüchtiges zu schaffen, aber wir können doch einer größeren Sammlung von Gedichten derselben Art, und wenn jedes einzelne vortrefflich wäre, keine anregende Wirkung vorhersagen, und müssen dem Dichter, dem wir damit durchaus nicht Talent absprechen wollen, den wohlgemeinten Rath geben, zunächst mehr bei sich selbst einzukehren und aus sich heraus zu arbeiten, oder seine Kraft an Stoffen zu prüfen, die eine rein objective Behandlungsweise zulassen. Wir bescheiden uns gern, aus den vorliegenden Proben noch kein endgiltiges Urtheil über seine Leistungsfähigkeit abgeben zu können. —

Spanische Epigramme, Satyren und Letrillas dem Don Josef Jglesias de la Casa nachgebildet von Max von Katzler. Danzig, bei E. Doubberck. 1862.

Der Nachbildner, Uebersetzer wünscht er nicht genannt zu werden hätte den Don Iglesias nur immerhin am Schaufenster des Amsterdamer Antiquars stehen lassen, oder seinen guten Freunden, als sie ihm zur Veröffentlichung seiner Nachbildungen riethen, nicht traun sollen. Die Epigramme illustriren mit einigem Wohlbehagen aber wenig Witz und meistens ohne nennenswerthe Pointe den Umgang mit leichtfertigen Frauenzimmern, die Satyren variiren ohne alle Feinheit in der Erfindung das abgenutzte Thema von einem gewissen ehemännlichen Kopfschmuck, und die Letrillas sind die schwächsten Couplets, die sich in keiner Posse dürften hören lassen, der Nachbildner hätte beherzigen sollen, was der Dichter sich in Ode 29 selbst zurufen läßt:

„Drum höre auf zu singen
Und laß die frechen Lieder!
Hing' es von mir nur ab, —
Verbrannt würd' deine Leier!

Ausstattung und Druck sind für das Buch viel zu gut.

Drei Novellen von Florentine K.. p. Königsberg, 1862. In Commission bei Gräfe und Unzer.

Die Verfasserin, in weiten Kreisen als langjährige Lehrerin bekannt und geachtet, bietet dieses kleine Buch als „eine Weihnachtsgabe für die erwachsene Jugend." — Es ist das ein wunderliches Alter, wenn sich die Jugend erwachsen fühlt, wenn die Kinderschuhe abgetreten sind und doch das volle Bürgerrecht in der Gesellschaft noch nicht gewonnen ist. Der Charakter des Unfertigen spricht sich noch in allem Denken, Empfinden und Handeln aus, und ist sich oft selbst zur Qual; jeder Windstoß treibt das Schifflein unserer Neigungen in anderer Richtung fort und der Wille ist ein Steuermann, der oft seine Pflicht versäumt und am Ruder einschläft, wo er wachen sollte. Halb stehen wir noch mitten in der holden Befangenheit unserer jugendlichen Ideale, halb schauen wir schon neugierig in die Welt der Realitäten hinüber, in der wir heimisch werden sollen. Geneigt mit moralischem Rigorismus nur schwarz und weiß zu unterscheiden, läßt sich das noch ungeübte Auge doch so leicht trügenden Schein für wahres Wesen geben; noch innig durchwärmt von den Regungen gläubigster Religiosität kann sich doch das Herz vor dem Skeptizismus des grübelnden Verstandes nicht mehr ganz abschließen und sieht sich in Kämpfe hineingezogen, die nicht ohne Leiden zu überwinden sind. Obendrein zeigen Erziehungsfehler erst jetzt in vollem Umfange ihre verderblichen Wirkungen und behindern die Selbsterkenntniß. Es ist gewiß eine der schwierigsten Aufgaben jungen Leuten in diesem Alter im besten Sinne zu Dank zu schreiben und, am Ende bleibt wohl die gesündeste Nahrung für sie immer die Lektüre unserer Klassiker, mag auch für's Erste Vieles unverstanden bleiben. Abgesehn von diesem Vorbehalt löst das zur Besprechung vorliegende Buch diese Aufgabe in sehr glücklicher Weise, besonders für den weiblichen Theil der erwachsenen Jugend. Die

Verfasserin vermeidet alle Langeweile und weiß sehr gut, daß es nicht von Erfolg sein kann über die wirkliche Welt einen Schleier zu hängen und die Jugend mit haltlosen Phantomen zu füttern. Sie faßt den Leser lieber fest bei der Hand und führt ihn selbst ins Leben ein, nur bemüht, ihm zunächst die am meisten charakteristische Seite der Dinge zu zeigen, Vorurtheile zu beseitigen, richtiges Urtheil zu wecken und zu stärken, die leicht erregbare Phantasie mit möglichst inhaltsvollen Bildern zu erfüllen, erreichbare Ideale in Beispielen zur Nacheiferung vorzustellen, ohne Pedanterie vor falschen Lebensrichtungen zu warnen, Ursachen und Wirkungen im natürlichen Zusammenhange nachzuweisen, dem moralisch Verirrten den sichersten Weg zur Besserung zu zeigen und den Lehren der Religion ungezwungene Anwendung auf das Leben zu geben, ohne doch irgendwo Absichtlichkeit durchmerken zu lassen. Besonders zu loben ist in dieser Beziehung die dritte Erzählung „das Geheimniß der Knospe", die schon ein kleiner Roman heißen könnte. Wir machen nur aufmerksam auf die hübsche Art, wie die Verfasserin den jungen Mädchen zeigt, daß es noch lange nicht das größte Unglück ist eine alte Jungfer zu bleiben. Die Erzählung „das Waldmännchen" giebt ihr reichlichen Anlaß zu Naturschilderungen, die sich durch Anschaulichkeit, Lebendigkeit und Innerlichkeit auszeichnen. Am einfachsten in Anlage und Durchführung ist die erste Novelle „die Meereskönigin." Die eingestreuten Gedichte sind durchweg sehr schwach und hätten, so gut sie gemeint sein mögen, lieber fortbleiben sollen. Alles in Allem können wir das Buch, das wir weitläufiger behandelt haben, weil Jugendschriften so äußerst selten eine eingehende Besprechung erfahren, auf's Wärmste empfehlen. — 

Bericht über die Thätigkeit der Königlichen ostpreußischen physikalisch-ökonomischen Gesellschaft zu Königsberg

von

Dr. Schiefferdecker.

Eine der ältesten gelehrten Gesellschaften der Provinz Ostpreußen ist die physikalisch-ökonomische. Ihre Stiftung und ihre ältere Geschichte sind

für die Kenntniß des Kulturzustandes der Provinz von hohem Interesse und doch ist in weiteren Kreisen wenig darüber bekannt, selbst die meisten Mitglieder kennen dieses ehrwürdige Institut nur in seiner jetzigen Gestalt. Gern komme ich daher der Aufforderung einer verehrlichen Redaction dieses Blattes nach, in wenigen Zügen ein Bild von der Thätigkeit der Gesellschaft zu geben.

Die Quellen für die Geschichte der Entstehung und Thätigkeit der Gesellschaft sind in den Akten derselben enthalten, von denen die ältesten in drei Heften 1792, 1796 und 1800 im Druck erschienen sind, die spätern in der Registratur der Gesellschaft aufbewahrt werden. Daraus sind bereits zweimal Veröffentlichungen gemacht worden, zuerst durch Johann Daniel Funck im dritten Bande des preußischen Archivs (1792), später in dem ersten Bande der Schriften der Gesellschaft (1860). Wir werden uns daher in Bezug auf das bereits Veröffentlichte kurz fassen können, um etwas länger bei der Stiftung und dem gegenwärtigen Zustand der Gesellschaft zu verweilen.

Die Erkenntniß, daß die Provinz Preußen in Bezug auf Landwirthschaft und Industrie hinter den andern Theilen der Monarchie zurückstehe, brachte den Landrath des Mohrungen'schen Kreises Andreas Leonhard Köhn von Jaski auf Wittichwalde im Jahre 1789 auf den Gedanken durch Stiftung einer Gesellschaft jenen Uebelständen abzuhelfen. In Uebereinstimmung mit dem damaligen Landschafts-Director Reichsgrafen Conrad Georg Fink von Finkenstein auf Rossitten arbeitete derselbe einen Entwurf zur Bildung der in Rede stehenden Gesellschaft aus, der von mehren Grundbesitzern des Mohrungenschen Kreises unterzeichnet am 3. April 1789 in Circulation gesetzt und bald von 42 Theilnehmern unterschrieben wurde. Der Reichsgraf und Graf zu Dohna-Schlobitten, einer der Unterzeichner, welcher sich damals gerade in Berlin aufhielt, legte die Projecte dem Staatsminister Grafen von Hertzberg und dem Kriegsminister Freiherrn von Gaudi, der damals das preußische Departement hatte, vor und beide genannte Herren erklärten ihren Beifall und Unterstützung, auch erbot sich der Graf von Hertzberg die Königliche Bestätigung zu erwirken.

Nun brachte der Landrath von Jaski die ganze Sache am 2. Septbr. 1789 auf dem Kreis-Convocationstage in Mohrungen zur Sprache und

wurde von den Subscribenten beauftragt die Vorbereitungen zur vollständigen Constituirung der Gesellschaft zu treffen, namentlich die Königliche Bestätigung einzuholen. Diese traf am 24. Mai 1791 ein und lautete folgendermaßen:

„Wir Friedrich Wilhelm von Gottes Gnaden König von Preußen u. s. w. Thun kund und bekennen hiermit für Uns und Unsere Nachfolger an der Krone und Chur: daß nachdem der Landrath des Mohrungenschen Kreyses in Ostpreußen Köhn genannt von Jasky, uns den hiebey gehefteten Entwurf zum Beytritt einer Ostpreußischen Mohrungschen physikalisch-ökonomischen Gesellschaft überreicht, und allerunterthänigst gebeten, daß Wir diese durch den Beitritt von zwei und vierzig Mitgliedern bereits zu Stande gekommene Gesellschaft, unter der Benennung, Ostpreußische Mohrungsche physikalisch-ökonomische Gesellschaft, Landesherrlich genehmigen und bestätigen möchten. Wir auch in Betracht des rühmlichen Zwecks, welchen diese Gesellschaft in Ansehung der Verbesserung der Oekonomie und des Nahrungsstandes sich vorgesetzt hat, solchem Gesuch in Gnaden statt gegeben haben: als genehmigen und confirmiren Wir hiedurch und Kraft dieses die vorgedachte gemeinnützige Gesellschaft, versichern dieselbe Unserer Gnade und höchsten Schutzes und verleihen ihr den Titel:

Ostpreußische Mohrungsche Physikalisch-ökonomische Gesellschaft.

Befehlen auch Unserm Etats-Ministerio, Regierungen und Landes-Collegiis hiedurch allergnädigst, vorgedachte Gesellschaft in vorkommenden Fällen, bey dieser Unserer höchsten Confirmation gehörig zu schützen und zu maintenіren. —

Urkundlich ist diese Bestätigung von Uns Höchsteigenhändig unterzeichnet und mit Unserm Königlichen Innsiegel bedrucket worden. So geschehen und gegeben

Berlin, den 22. Februar 1790.

(L. S.) Friedrich Wilhelm.

Demnach wurde am 10. Mai 1790 das Reglement berathen und dem Grafen von Hertzberg zur Begutachtung eingesendet. Dieser sprach sich anerkennend darüber aus und bestätigte dasselbe im Namen des Königs unter dem 24. Mai 1791, nahm auch das Protectorat der Gesell-

schaft an, so daß man sich darüber einigen konnte, am 1. September desselben Jahres die Gesellschaft durch eine Generalversammlung auf dem Landschaftshause zu Mohrungen zu eröffnen. —

Man ersieht aus dem Mitgetheilten, daß sich zu jener Zeit manche Dinge langsamer entwickelten als jetzt, denn von dem Anfang der Agitation bis zur Eröffnung der Gesellschaft verflossen über zwei und ein halbes Jahr, aber es wurde damals auch Vieles gründlicher gemacht als jetzt und man sieht namentlich aus dem umfangreichen Reglement der Gesellschaft, daß es die Gründer derselben sehr ernst nahmen. Dieses Reglement müssen wir uns näher ansehen, denn es ist ein für die Beurtheilung jener Zeit interessantes Aktenstück, leider aber zu umfangreich, um es ganz mitzutheilen. —

Nachdem in dem ersten der acht und dreißig Paragraphen die Verbesserung der Landwirthschaft und Industrie als Zweck der Gesellschaft ausgesprochen ist, folgt die Eintheilung der Mitglieder nach ihrer Beschäftigung in fünf Klassen, eine chemische, physikalische, medicinische, mathematische und cameralistische, dann werden in den folgenden Paragraphen sehr speciell die Rechte und Pflichten der Mitglieder und der Modus der Berathungen und Veröffentlichungen behandelt. Hier müssen wir wenigstens zwei Paragraphen, den fünften und siebenten vollständig mittheilen.

§ 5.

Bey der Generalversammlung nehmen sämmtliche Mitglieder ihren Sitz, ohne irgend einen Vorrang, denn es herrscht völlige Gleichheit bei dieser Gesellschaft. Aller Rang, aller Unterschied der Stände, hört in dieser Gesellschaft auf, alles wirkt in brüderlicher Eintracht, zum Wohl des Vaterlandes. Ein jedes Mitglied sieht sich in dem Zirkel dieser Gesellschaft, im Wiedergenuß seiner ursprünglichen Rechte: nämlich Mensch zu seyn! — und der Bauer, der Bürger und der Edelmann erkennen sich sämmtlich in dieser Gesellschaft als Brüder wieder. Diesemnach sollen auch die Mitglieder der Gesellschaft allezeit nach alphabetischer Ordnung aufgeführt werden. —

§ 7.

So wie nun vom Geringsten bis zum Vornehmsten des Landes, ein jeder gesittete Mann, wenn er sich den Regeln der Gesellschaft

unterwirft, als Mitglied mit Bereitwilligkeit aufgenommen werden wird, so rechnet die Gesellschaft es sich auch zur Ehre, Personen weiblichen Geschlechts, als ordinaire Mitglieder aufzunehmen. Sie wird sich freuen, wenn dasselbe im allgemeinen bekannt mit seiner wahren Bestimmung werden wird, wenn es nicht so sehr in Mode-Tand und in vortheilhaftem Schein, als in reeller innerer Hauswirthschaft und im Familien-Zirkel seine Vorzüge suchen, und dadurch sich bei der Nachkommenschaft verewigen wird. —

Die Gesellschaft räumt diesem Geschlechte alle Vorzüge eines ordinairen Mitgliedes ein; sowie Personen desselben auch zu Ehrenmitgliedern gewählt werden können. Sie bewilligt auch Auftragsweise die Verlautbarung ihres Voti in den Versammlungen der Gesellschaft. — Welchen freisinnigen Standpunkt nahmen die Männer ein, die solche Paragraphen in ihrem Gesellschaftsstatut proklamirten! Und das waren nicht freigeistige Literaten, sondern die Mitglieder der ersten adlichen Familien des Landes, große Grundbesitzer, Amtleute und Beamte; und dieses Statut wurde berathen und angenommen im Jahre 1791 in einer kleinen Landstadt Ostpreußens. Wahrlich wir haben allen Grund uns vor diesen Männern in Ehrfurcht zu beugen! —

Das zweite Heft der gedruckten Gesellschaftsakten enthält ein Verzeichniß der Mitglieder. Darin finden wir in alphabetischer Ordnung viele Grafen und Freiherren, Prediger und Beamte, auch einige Studenten, sodann zwei Frauen, eine Reichsgräfin von Dönhoff und eine Gräfin von Krokow. Darunter befinden sich auch die Ehrenmitglieder, welche die Gesellschaft gleich in ihren ersten Sitzungen ernannte und deren Auswahl für den in der jungen Gesellschaft herrschenden Geist ebenso characteristisch ist, als das Statut. Es waren:

Georg Heinrich Borowski, Professor der Oekonomie, Cameral- und Finanzwissenschaft in Frankfurt.

Johann Daniel Funck, Stadtgerichts-Canzlei-Verwandter und Sekretair der Deutschen Gesellschaft zu Königsberg.

Carl Gottfried Hagen, Professor in Königsberg.

Georg Ernst Siegmund Hennig, Kirchen- und Schulrath, Präsident der Deutschen Gesellschaft in Königsberg.

Johann Gottfried Kugelann, Apotheker und Rathsverwandter in Osterode.

Johann Friedrich Marcii, Mechanikus in Königsberg.

Christoph Friedrich Schelz, Justizkommissarius und Landschaftssyndikus in Mohrungen (Sekretair der Gesellschaft.)

Johann Gottfried Schönwald, Apotheker in Elbing.

Georg Friedrich Wehrs, hannöverscher Rath, (das einzige auswärtige Ehrenmitglied.)

Friedrich Gottlieb Zander, Justizkommissarius und Justizbürgermeister zu Mohrungen (Sekretair der Gesellschaft).

Sämmtlich Männer, die nicht durch Geburt und Rang, sondern nur wegen ihrer Verdienste jener Ehre theilhaftig wurden. —

Eine solche Gesellschaft, die von den edelsten Principien ausgehend nur das Wohl des Vaterlandes im Auge hatte, mußte Bedeutendes leisten und wir sehen auch aus den veröffentlichten Verhandlungen, daß sie in segensreicher Weise gewirkt hat. Wie schon oben erwähnt, wurde die erste General-Versammlung am 1. September 1791 auf dem Landschaftshause in Mohrungen abgehalten und hier der Landrath von Ipsli zum ersten Director, neben ihm eilf Assessoren und zwei Sekretaire gewählt. Da die General-Versammlungen nur einmal im Jahr, vier Wochen vor Michaelis stattfanden, so hielt der neue Direktor seine Antrittsrede erst am 4. September 1792, aus der wir einige Stellen als characteristisch für die in der Gesellschaft herrschenden Ansichten mittheilen wollen:

„Noch ist die Verbindung unserer Gesellschaft zu neu, dahero denn auch Niemand das von uns fordern kann, was andere ähnliche Gesellschaften leisten. Doch sind wir in dem verflossenen Jahre nicht ganz unthätig gewesen. Die Direction war darauf bedacht, zuvörderst den Grundstein zu dem zu errichtenden Gebäude der Gesellschaft zu legen, um dasselbe durch ein festes Fundament unerschütterlich zu machen. Zu dem Ende wurde das erste Heft der Akten entworfen und zum Druck befördert." —

„Allgemeine Wissenschaft reizet zur Nachahmung und selbstgemachte Erfahrungen heben alle Zweifel. Wohl uns also wenn wir unsere Mitbrüder aufmuntern, ihre Wirthschaft zu verbessern und ihnen die

Bahn anzeigen, auf welcher man ohne Gefahr seine Unternehmungen anfangen und fortsetzen könne."

„Nie wären wir so weit, wenn unsere Vorfahren uns nicht vorgearbeitet hätten, ihnen also wissen wir es Dank, daß wir so weit sind und ebenso wird die Nachkommenschaft uns danken. Wohl uns also, daß wir wenigstens den Grund zu dieser Vereinigung gelegt. Wir wollen unbesorgt sein, wenn wir auch nur mit langsamen Schritten fortgehen. Die Hoffnung giebt uns doch wenigstens die Aussicht, immer weiter zu schreiten, nur müssen wir nicht stille stehen, sondern in unsern Unternehmungen immer fortwandeln."

In dieser Versammlung, wie in den folgenden, weisen die Protokolle viele interessante Vorlagen und Berichte nach, eine große Zahl neuer Nutzpflanzen und Hausthierracen, verbesserte Ackergeräthe und Maschinen wurden eingeführt, den betreffenden sachverständigen Mitgliedern zu Versuchen übergeben, und dann in der Gesellschaft Bericht über die letztern erstattet. Nebenbei wurden über verschiedene Thierkrankheiten und ihre Heilung verhandelt und manche interessante antiquarische Funde, Münzen, Todtenurnen und dergl. vorgelegt.

Leider wurde diese Thätigkeit durch die hereinbrechende Kriegesnoth, die zeitweise Vernichtung aller landwirthschaftlichen und gewerblichen Thätigkeit und die daraus folgende Verarmung bald gehemmt und später ganz aufgehoben. Schon im Jahr 1799 wurde der Sitz der Gesellschaft nach Königsberg verlegt und die Mitglieder kamen daselbst bis zum Jahre 1810 in vierteljährigen Sitzungen zusammen, später verringerte sich die Zahl der Mitglieder auf ein Minimum und das Gesellschaftsleben hörte auf.

Aber schon um die Weihnachtszeit des Jahres 1813, nachdem der kriegerische Lärm aus der Provinz gewichen und sich das Bedürfniß nach geistiger Thätigkeit wieder eingestellt hatte, traten die Königsberger Mitglieder der Gesellschaft zusammen und beriethen ein verändertes den Zeitverhältnissen angepaßtes Statut. Die Gesellschaft hörte auf eine provinzielle und produktive zu sein, sie wurde ein Verein von Königsberger Gelehrten und Dilettanten, die in monatlichen Sitzungen zusammenkamen und sich durch Vorträge über neue Entdeckungen und Beobachtungen in ihren Disciplinen gegenseitig zu belehren und anzuregen bemühten. Es trat eine

große Zahl neuer Mitglieder ein und das immer geistige Leben der Gesellschaft erstarkte wieder, so daß dieselbe im Jahre 1832 einen bedeutenden Fortschritt machte. Die Naturwissenschaften hatten in den zwanzig Jahren des Friedens jene schnelle Entwickelung begonnen, die uns gegenwärtig durch ihre Resultate in Erstaunen setzt, sie hatten einen großen Einfluß auf die Hebung der Industrie auszuüben angefangen, der auch den Laien das größte Interesse für sie einflößen mußte. Es entstand unter allen Gebildeten eine Vorliebe für naturwissenschaftliche Belehrung, der damals durch die Literatur noch wenig genügt wurde. So zeigt es ein richtiges Verstehen des Zeitbedürfnisses an, daß unsere Gesellschaft im Jahre 1832 auf Antrag des Professor Bessel den Beschluß faßte, ihre Sitzungen künftig öffentlich zu halten. Bessel selbst hielt am 2. März 1832 den ersten öffentlichen Vortrag über den Zustand der Astronomie im neunzehnten Jahrhundert und eröffnete damit eine Reihe von mehr oder weniger populären Vorträgen aus den verschiedensten Disciplinen, welche von den damals in Königsberg lebenden hervorragenden Naturforschern und sonstigen Gelehrten gehalten wurden. Diese Vorträge zogen stets eine große Anzahl von Zuhörern herbei, das ganze gebildete Publikum nahm den größten Antheil an ihnen und die Gesellschaft erwarb sich allgemein Anerkennung. Diese Zeit lebendigen Wirkens, eine zweite Glanzperiode, dauerte etwa zwölf Jahre, dann trat wiederum ein Nachlaß ein, weil mancherlei Umstände zusammenwirkten, um die Thätigkeit der Gesellschaft zu hemmen. Auf Grund des Ministerialrescripts vom 25. Oktober 1844, nach welchem alle öffentlichen Vorträge der polizeilichen Censur und Controlle unterworfen sein sollten, verlangte der Polizeipräsident, daß ihm die geschriebenen Vorträge der Gesellschaft vor der Lesung zur Durchsicht und Genehmigung vorgelegt werden sollte. Diese Maßregel verdroß die Mitglieder und es wurde im Jahre 1845 keine Vorlesung gehalten. Als später in Folge einer Beschwerde jene Beschränkung aufgehoben wurde, war der einmal eingetretene Stillstand nicht mehr ganz zu beseitigen, wenn auch viele und hervorragende Mitglieder der Gesellschaft sich bemühten, den alten Glanz derselben wieder herzustellen. —

Es bildeten sich um jene Zeit auch andere Zirkel und Gesellschaften, in denen Mitglieder der physikalisch-ökonomischen Gesellschaft thätig waren

und öffentliche Vorträge hielten. Die landwirthschaftlichen Vereine, sowie die polytechnische Gesellschaft bearbeiten einen Theil des Gebiets unserer Gesellschaft mit frischen Kräften und die immer umfangreicher werdende populär-naturwissenschaftliche Literatur machte überhaupt populäre Vorträge weniger anziehend. Die Gesellschaft hatte in dieser Richtung ihre Mission erfüllt. — Bis zum Jahre 1858 wurden immer noch ab und zu öffentliche Vorträge gehalten, die auch im Publikum lebhafte Theilnahme fanden, aber sie wurden immer seltener und in dem genannten Jahre kam gar keiner mehr zu Stande. —

Die Gesellschaft mußte den Zeitverhältnissen sich anpassend ihrer Thätigkeit wiederum eine neue Richtung geben und diese Richtung hatte sich bereits ganz von selbst angebahnt. Um die geologischen Verhältnisse der Provinz und namentlich das Alter der Bernstein führenden Schicht genauer zu erforschen, hatte Professor Zaddach im Auftrage der Gesellschaft im Laufe des Sommers 1858 eine Untersuchung der am samländischen Ostseestrande anstehenden Schichten unternommen und eine sehr umfangreiche Sammlung von Blattresten, Früchten, Samen, Hölzern u. s. w. zu Stande gebracht. Der Bericht über die Resultate dieser Forschungen wurde in einer öffentlichen Sitzung der Gesellschaft gelesen und ist später in dem ersten Bande der Schriften gedruckt worden. Er zeigte, wie wichtig und erfolgreich eine genauere Erforschung der Naturgeschichte unserer Provinz sei, deßhalb beschloß die Gesellschaft am Schluß des Jahres 1858 ihre Thätigkeit in Zukunft hauptsächlich auf die Bearbeitung der Naturgeschichte der Provinz zu richten; außerdem wurde festgesetzt, daß neben den nach Umständen fortzusetzenden öffentlichen Vorträgen wieder regelmäßige monatliche Privatsitzungen am ersten Freitage jedes Monats stattfinden sollten, in denen Vorträge, Demonstrationen und kleine Mittheilungen mit freier Discussion ihre Stelle fänden. Sehr bald trat der Nutzen dieser Einrichtung hervor, ein neues Leben wurde in der Gesellschaft erweckt und schon nach Jahresfrist machte sich das Bedürfniß geltend, durch Veröffentlichung der betreffenden Vorträge und Arbeiten dieselben der Wissenschaft nutzbar zu machen.

So sind jetzt bereits vier Jahrgänge der Schriften der physikalisch-ökonomischen Gesellschaft erschienen und haben Anerkennung in der gelehr-

ten Welt gefunden. Durch die umsichtigen und rastlosen Bemühungen des Bibliothekars Professors Caspary ist ein Austausch mit den Schriften von etwa 160 Gesellschaften in Gang gebracht, der uns eine Sammlung von literarischem Material verschaffte, wie sie bisher in Königsberg nie gesehen, wohl aber schmerzlich vermißt wurde. Die werthvolle Bibliothek von Reisewerken, welche die Gesellschaft seit ihrer Wiedergeburt im Jahre 1813 allmählich angeschafft hat und die einzig in der Provinz dasteht, wird durch fortlaufende Ankäufe von Jahr zu Jahr vermehrt, so daß die ganze Büchersammlung schon eine sehr bedeutende und werthvolle ist.

Um die genauere Bearbeitung der geologischen Verhältnisse der Provinz und namentlich der Bernsteinformation möglich zu machen, wie sie gerade von der Hauptstadt des Bernsteindistriktes mit Recht verlangt werden kann, hat die Gesellschaft es sich in der letzten Zeit angelegen sein lassen, eine möglichst umfangreiche Bernsteinsammlung zu Stande zu bringen. Schon in den Jahren 1822 und 25 waren von der Gesellschaft zwei größere Bernsteinsammlungen angekauft worden, im Jahre 1860 hat Professor Zaddach die für die Bernsteinformation geweihte Sammlung von Pflanzenresten, die in ihrer Art wohl einzig dastehen möchte, in zwei Schränken übersichtlich aufgestellt, in demselben Jahre hat Stadt-Rath Dr. Hensche seine reiche Sammlung von Zapfen, Hölzern und dergl. geschenkt, im verflossenen Jahre sind über 300 Stück Bernsteineinschlüsse angekauft und in diesem Jahre hat ein geehrtes Mitglied der Gesellschaft eine sehr schöne Sammlung von 3050 Bernsteineinschlüssen und sehr werthvollen Formationsstücken derselben zum Geschenk gemacht, so daß jetzt eine Bernsteinsammlung aufgestellt werden kann, wie sie in Ostpreußen noch nicht existirt hat. Die Gesellschaft hofft von den Bewohnern Königsbergs und der Provinz noch manche Beiträge für diese Sammlung zu erhalten und beabsichtigt, so weit ihre Mittel es erlauben, auch durch Ankauf diese Centralsammlung für die Bernsteinformation zu vervollständigen.

So ist die physikalisch-ökonomische Gesellschaft wieder zu ihrer ursprünglichen Bestimmung zurückgekehrt, sie ist wiederum produktiv geworden und weil sie die naturwissenschaftliche Erforschung der Provinz zu ihrer Aufgabe gemacht hat, will sie auch wieder als ein provinzielles Institut angesehen werden. Sie hofft, daß ihre jetzige Thätigkeit ebenso von der

Provinz anerkennt und unterstützt werden wird, als der Aufruf jener großen Männer, die im Jahre 1789 sie ins Leben riefen.

Juristische Gesellschaft.

Wir haben seit dem Beginne der Altpreußischen Monatsschrift über drei Sitzungen der Juristischen Gesellschaft Bericht zu erstatten. — 1) In der Sitzung am 15. Januar hielt Stadtgerichtsrath und Professor Dr. Güterbock einen Vortrag „zur Geschichte des Wechsels." Der Inhalt des Vortrages war eine interessante Analyse des jüngst erschienenen Buches von unserm Landsmannne Dr. jur. Max Neumann „Geschichte des Wechsels im Hansagebiete bis zum 17. Jahrh." (als Beilageheft zu Bd. VIII der Zeitschrift für das gesammte Handelsrecht, Erlangen 1863), von welchem Werke wir in diesen Blättern noch ausführlicher zu reden haben werden. — 2) In der Sitzung am 12. Februar sprach Gerichtsassessor Marcinowski über „Kompensation in Strafsachen." Außerdem kam ein in der vorigen Sitzung von Dr. Steffenhagen eingebrachter Antrag, betreffend die Einrichtung einer fachwissenschaftlichen Gesellschafts-Bibliothek, zur Berathung und Beschlußfassung. Der Antrag wurde mit überwiegender Majorität abgelehnt, obgleich weder seine Zweckmäßigkeit, noch Ausführbarkeit in Zweifel gezogen werden konnte. Mit Rücksicht auf die Motive der Ablehnung werden wir nicht fehl gehen, wenn wir darin einen Gradmesser für das literarische Bedürfniß unseres Ortes auf dem Gebiete des Preußischen Landesrechtes erkennen. — 3) Die Sitzung am 11. März wurde zunächst Seitens des Vorsitzenden, Stadtgerichts-Direktor Ruffmann, eingeleitet durch eine Gedächnißrede auf den vor Kurzem heimgegangenen großen Rechtsgelehrten Dr. Ferdinand Wilhelm Ludwig Bornemann († 28. Januar). Alsdann folgte der angekündigte Vortrag von Prof. Dr. Jacobson über die „Civil-Ehe" in Preußen. Der hier zugemessene Raum verbietet uns, auf die lichtvolle, fesselnde und überzeugende Darstellung näher einzugehen. Wir heben nur hervor, daß der geehrte Redner, indem er die Noth-Civilehe als unzureichend, die facultative Civilehe weil den Indifferentismus begünstigend verwarf, sich für die Nothwendigkeit der obligatorischen Civilehe erklärte.

S—n.

Mittheilungen und Anhang.

Die Ebertsche höhere Töchterschule zu Danzig

feierte am 3. Januar d. J. den Tag ihres 25jährigen Bestehens. Ziehen wir in Erwägung, daß es sich hier nicht um eine öffentliche Schule, sondern um eine Privatanstalt handelt, die mit der geringen Zahl von 16 Schülerinnen eröffnet, in einem Vierteljahrhundert gegen 1000 junge Mädchen der höheren Stände für das Leben vorgebildet und sich, was nicht weniger anerkennenswerth ist, den überwiegend größten Theil der zur Zeit vorhandenen weiblichen Lehrkräfte selbst herangezogen hat, so muß wohl diese Feier ein Ereigniß genannt werden, das auch in weiteren Kreisen gewürdigt zu werden verdient. Vor 50 Jahren — so hob Prediger Dr. Schnaase, ältester Lehrer und jetzt Direktor für die äußeren Angelegenheiten der Anstalt hervor — wußte Niemand in Danzig von einer höheren Töchterschule dieser Art. Die Bildung der Töchter der höheren Stände wurde theils durch sehr kostbaren Privatunterricht in den Häusern der Eltern, theils in s. g. Töchter-Instituten gefördert, deren Benutzung aber nur Eltern möglich war, welche bei der Kostbarkeit des Unterrichts für die Bildung ihrer Töchter jährlich kleine Capitalien erschwingen konnten. Erst 1818 gelang es den Bemühungen des Präsidenten v. Schön, des Reg. Sch. Raths Dr. Jachmann und des Geh. Raths v. Weickhmann die städtische Töchterschule in Danzig in's Leben zu rufen. Schon bei dieser Anstalt wirkte die Wittwe Ebert in segensreichster Weise als Lehrerin, welche dann 1839, nachdem ihr einziger Sohn, die Hoffnung ihres Lebens, auf der See verunglückt war, mit ihren Schwestern Friederike und Julie Kowalewska selbstständig die dritte höhere Töchterschule, (eine zweite war etwa 10 Jahre früher eröffnet,) begründete und mit stets wachsendem Erfolge leitete. Leider hat nur Julie Kowalewska die Freude

dieses Festtages erlebt, dessen Feier nach dem uns vorliegenden Bericht eine ebenso würdige als erhebende gewesen ist. Wir können diese Notiz nicht besser als mit folgenden Worten schließen, die Dr. Mannhardt an die verehrte Vorsteherin richtete:

„Wenn es wahr ist, daß das Heil und die Gesundheit unserer öffentlichen Zustände auf der Gesundheit der Familie beruht, wenn es vorzugsweise in des Weibes Hand steht, uns diese Gotteserde zur traulichen Heimat oder wüsten Fremde, zum Paradies oder zur Hölle zu gestalten; wenn das Weib den erhabenen Beruf in sich trägt, alles Größte, Höchste und Edelste in aufsprießenden Geschlechtern zu wecken und mit zarter Pflege in seinem ersten Wachsthum zu schirmen, so begreift sich leicht der unermeßliche Einfluß, den die richtige oder verfehlte Erziehung auch nur eines Weibes zu Wohl oder Wehe auf viele Generationen bis in das sechste und siebente Glied hin auszuüben vermag. Indem Ihre Anstalt tüchtige Frauen erzog, hat sie viele, sehr viele andere Menschen jetziger und künftiger Geschlechter mitgesegnet."

Die kleine Kalende im Bereich des Ostpreußischen Provinzialrechts

ist der Titel einer kürzlich im Verlage der Königlichen Geheimen Ober-Hofbuchdruckerei (R. v. Decker) in Berlin erschienenen Schrift, deren Verfasser unser Landsmann, der Gerichtsassessor F. Marcinowski ist. Derselbe war beauftragt, die Materialien zu einem Gesetz über die kleine Kalende, deren Ursprung, Natur und Umfang höchst zweifelhaft war und deren Erhebung beim Mangel fester und gleichmäßig zur Anwendung kommender Grundsätze namentlich bei der Zerstückelung des Grundbesitzes wiederholt zu sehr unerquicklichen Streitigkeiten zwischen den Geistlichen und ihren Gemeinden führte, zu sammeln und übersichtlich zusammenzustellen. Das Buch giebt Zeugniß von dem Fleiß und der Sorgfalt, womit er diese so schwierige Aufgabe erledigt hat. Sein Inhalt ist von dem höchsten Interesse sowohl für die Geistlichen Ostpreußens, welche darin den Gebrauch jedes einzelnen Ortes, soweit er sich aus den Materialien nachweisen ließ, verzeichnet finden, als auch für die Verwaltungs- und Justiz-

Behörden, denen derselbe eine zur Vermittelung einheitlicher Prinzipien geeignete Handhabe bietet, endlich auch für den Kirchenhistoriker, der hier zusammengetragen findet, was über diese so dunkele Materie zu ermitteln gewesen ist. So wird das billige Buch recht Vielen willkommen sein.

Im literarischen Kränzchen zu Königsberg

wurde am 17. März die Tragödie: Der Withing von Samland von E. Wichert mit vertheilten Rollen vorgelesen. Der aus etwa 300 Personen bestehende Zuhörerkreis hörte mit der gespanntesten Aufmerksamkeit bis zum Schlusse zu und spendete dem Werke reichlichen Beifall. Die Aufführung auf dem hiesigen Stadttheater ist von dem Geh. Commissionsrath A. Woltersdorff, der auch früher schon so oft mit der anerkennenswerthesten Bereitwilligkeit die Dramen einheimischer Autoren in die Theaterwelt einführte, bereits zugesagt. Nach dem Erfolge der Vorlesung läßt sich davon das Beste erwarten.

Correspondenz aus Memel.

In diesen Blättern, deren Leserkreis doch vorwiegend in dieser Provinz zu suchen ist, wird man wohl kleinen Mittheilungen einen Platz gönnen aus einer Stadt, die an Größe und Einwohnerzahl nur von drei andern der Provinz übertroffen wird und in commerzieller Bedeutung sogar den dritten Rang behauptet. Freilich weit unten im deutschen Staate würde man vielleicht geneigt sein diese Correspondenz unter die Rubrik der Curiosa zu setzen; wohl kennt man auch dort den Namen unserer Stadt, die in Lied und Spruch als nördliche deutsche Grenzmarke figurirt, aber man denkt sich hier auch die Grenze der Cultur und weil in dieser schroffe Uebergänge ebenso wenig vorkommen, wie in der Natur, so mag man uns gutmüthiger Weise auch etwas von der sprichwörtlichen Barbarei unseres Nachbarlandes Rußland zumuthen. Wenn vor einigen Jahren ein rheinisches Blatt in Gumbinnens Straßen die Wölfe heulen hörte, mit welchen Raubthieren kalter Zone mag man erst unsere Straßen bevölkern! Mögen nun auch in dieser Provinz dergleichen unberechtigte Vorstellungen über unsere Stadt nicht existiren, deswegen darf man nicht schon glauben, daß sie in den entferntesten Theilen derselben vielen spezieller bekannt ist, es geht mit ihr wie mit vielen Personen, man hört und sieht sie nicht. Aber vielleicht wird man nicht ungern etwas von ihr hören. Das weiß ein Jeder, daß nicht etwa Unbedeutenheit unsere Stadt der Bekanntschaft in weitern provinziellen Kreisen entrückt, sondern ihre isolirte Lage im nordöstlichen Winkel des Staats, die Richtung unseres Handels, die uns eher mit Engländern, Franzosen und Holländern bekannt macht als mit unseren speziellsten Landsleuten. Keine

große Verkehrsstraße führt durch Memel, keines Eisenbahnschaffners Stimme verkündet seinen Namen dem unwillkührlich lauschenden Ohr des Reisenden, und so mögen schon in dieser Provinz geographische Schulreminiscenzen allein uns in der freundlichen Erinnerung der meisten Leute halten. Ja, eine Zeit lang hatte es auch den Anschein, als wenn wir in gewisser Beziehung auch im Gedächtniß einer hohen Staatsregierung verwischt wären. Aus allen Gegenden hörte man von Staatsbauten zur Hebung des Handels und der Industrie; Kanäle wurden gegraben, Heiden überrieselt, immer dichter wurde das Netz der Eisenbahnen, nur zu uns kam nichts von jenen beglückenden Bescheerungen. Und doch nennen wir uns eine Handels- und Seestadt, haben den besten Hafen an der langen nicht gerade hafenreichen preußischen Ostseeküste, sind allezeit dem Staate eine reiche Steuerquelle gewesen, und konnten daher auch beanspruchen, daß der Staat die hohen natürlichen Vortheile unserer Lage durch künstliche Anlagen im erforderlichen Maße steigere. Wenn Memels Handel noch immer bedeutende Dimensionen gewahrt hat, wenn er in einzelnen Branchen, z. B. im Holzgeschäft von keiner der concurrirenden preußischen Hafenstädte übertroffen wird, so kann man nur den Eifer und die Energie bewundern, welche die drückendste Ungunst der Umstände zu überwinden verstanden hat. Ein dringendes, schon seit vielen Decennien klar erkanntes und bei der steigenden Rivalität Königsbergs immer mehr sich geltend machendes Bedürfniß für Memels Handel ist eine Kanal-Verbindung (Minge-Drawöhne Kanal), welche es ermöglicht die russischen Produkte, welche auf vielfachen natürlichen und künstlichen Wasserwegen dem Riemenfluß zugeführt werden, mit Umgehung des kurischen Haffs zu unserm Orte herzuleiten. Der Holztransport auf Flößen ist auf dem kurischen Haff und zumal am Ausfluß des Memelstromes bei der sogenannten Windenburger Ecke aufs höchste gefährdet. Gerade zur Zeit des Holztransports, im Herbst, ist das Haff sehr häufig durch die heftigsten Winde aufgeregt; wochenlange Verzögerung durch die Ungunst der Winde, vollständige Zertrümmerung der Flöße, wobei das Holz, welches nicht, wie das schwere und besonders kostbare eichene, untersinkt, gewöhnlich weit weg über das östliche Haffufer zerstreut wird, fügen alljährlich dem Memeler Handel die empfindlichsten Verluste zu. Der Getreidehandel kann gar nicht recht aufkommen; denn die schwach gebauten Fahrzeuge (Wittinnen), welche den Riemen herab das Getreide führen, dürfen die sehr gefährliche Reise über Haff gar nicht wagen, während sie durch Vermittelung des Friedrichsgrabens auf's bequemste nach Königsberg gelangen. Ueber alle diese Verhältnisse findet derjenige, welcher sich mehr dafür interessirt, die eingehendste Darstellung in der Denkschrift, welche vor zwei Jahren auf Veranlassung und unter Mitwirkung mehrer hiesiger Kaufleute im Buchhandel erschienen ist. Der unermüdlichen Thätigkeit dieser Herren ist es denn auch endlich gelungen, endlich die Sache in Fluß zu bringen; seit vorigem Jahre sind schon hunderte von Arbeitern am Kanalbau beschäftigt, und wenn nicht größere kriegerische Verwickelungen eine Zögerung veranlassen sollten, so können wir hoffen, in wenigen Jahren ein Werk vollendet zu sehen, das auf die Hebung unseres Handels vom durchgreifendsten Einfluß sein muß. Vor zehn Jahren hatten wir geglaubt, mit diesem Kanal

alles wünschenswerthe erreicht zu haben; anders aber gestalten sich unsere Forderungen, seitdem Königsberg mit Kowno, dem Hauptstapelplatz unseres Handels, durch eine Eisenbahn verbunden ist und auch Libau, unser russischer Nachbarhafen, diese Eisenbahnverbindung mit Kowno sucht, so daß uns sogar diese Treibhauspflanze, wie man wohl Libau nennen kann, gefährlich werden muß. Die Natur hat für Libau wenig gethan, zur Hafenstadt ist es erst durch die Verbindung eines Landsees mit dem Meere gemacht; die Einfahrt ist sehr flach (10 Fuß) und bleibt es trotz großen Geldaufwands von Seiten der russischen Regierung; viele Monate im Jahre ist der Hafen durch Eis unzugänglich. In letzter Beziehung steht es mit ihm freilich noch viel günstiger als mit den nördlicher gelegenen russischen Häfen, und daher thut die russische Regierung soviel für ihn, aber nie wird ihm die Kunst die Vortheile erringen helfen, welche uns die Natur verliehen hat. Gefährlich kann uns aber Libau werden, wenn es uns durch eine Eisenbahn überflügelt. Eine Verlängerung der Insterburg-Tilsiter Bahn nach Memel ist daher für unseren Ort eine Lebensfrage, und darum setzen wir auch alle Hebel in Bewegung um sie zu erhalten. Auf eine Staatsbahn zu hoffen, hieße die Sache ad calendas graecas schreiben; wir hoffen daher, daß die englische Actiengesellschaft, welche die Bahn nach Tilsit baut, die Weiterführung derselben hierher übernehmen, und daß der Staat sie durch den Brückenbau über die Memel unterstützen wird. Die Stadt und der Kreis sind zu allen möglichen Opfern bereit, durch Zeichnung von Actien und unentgeltliche Hergabe des Grund und Bodens. Sollte es sich bestätigen, daß die mehrerwähnte englische Gesellschaft eine Zweigbahn Riga-Libau projectirt, so würde es aus politischen Interessen wie gerade die jüngste polnische Insurrection lehrt, für Rußland von höchster Wichtigkeit sein, diese Bahn bis zur Grenze und dann über Memel weiter zum Anschluß an das große europäische Eisenbahnnetz zu führen. So greifen wir wie ein Ertrinkender nach jedem Rettungsseil, von wo es auch komme, denn die Noth ist wahrlich groß. Ich habe für die Handelsverhältnisse und Handelsbedürfnisse unserer Stadt vielleicht einen ungebührlich großen Raum beansprucht, mich ermuthigte aber das hohe Interesse für Handel und Industrie, wovon diese Blätter bereits im ersten Hefte Zeugniß gegeben haben. Ueberdies handelt es sich ja hier nicht um die trivialen Handelsverhältnisse einer kleinen Binnenstadt, sondern um einen Welthandel, der auf unzähligen Wasserpfaden die Verbindung der entferntesten Länder vermittelt; der den Ueberfluß russischer Länder nach England und Frankreich führt, aus den Wäldern Volhyniens das Holz zum Häuser- und Schiffsbau in Melbourne und der Capstadt liefert. Eine solche Perspektive, meine ich, hat ihr Imposantes. —

Eine Stadt, die solche Interessen vermittelt, ist vor jenem kleinlichen beschränkten Sinn gesichert, in dem unter anderen Verhältnissen viele Städte gleicher Größe verkümmert. Der Gesichtskreis ihrer Bürger ist dafür zu erweitert, ein gewisser schwunghafter Geist belebt sie, es wächst ja der Mensch mit seinen Zielen. Damit ist nun freilich nicht gesagt, daß das geistige Leben, d. i. der Gesammtinhalt idealer Bestrebungen, in einer solchen Stadt nothwendigerweise im strengen Verhältniß zu ihrer handelspolitischen Be-

deutung stehe. Kunstsinn und wissenschaftliche Bestrebungen sind zwar dort am häufigsten zu finden, wo eine behagliche materielle Existenz vorbereitet ist, doch gibt es gar mancherlei Umstände, die diese Beziehung alteriren. Bei aller Vorliebe für unsere Stadt bin ich sehr weit davon entfernt in ihr ein ostpreußisches Florenz zu erblicken; im Gegentheil könnte man eher behaupten, daß ihr Culturleben ihrer materiellen Bedeutung nicht ganz entspricht. Doch in dieser Beziehung ist in letzter Zeit ein erfreulicher Aufschwung zu konstatiren. Vielleicht bildet auch einen nicht zu verkennenden Wendepunkt die vor einigen Jahren erfolgte Einrichtung eines Gymnasiums an Stelle der früheren höheren Bürgerschule. Es hat nicht wenig Ausdauer und Eifer von Seiten der betreffenden Behörden gekostet, um dies Werk durchzuführen. Wo der Kaufmannsstand so vorherrscht wie hier, darf man sich nicht wundern einem großen Vorurtheil gegen Griechisch und Latein zu begegnen. Man übersieht in solchen Kreisen zu leicht, daß es nicht die Aufgabe der Schule ist, den Knaben für einen besondern Beruf heran- oder auch nur vorzubilden, sondern ihm im Allgemeinen jene formale geistige Ausbildung zu geben, welche ihn zu jedem Beruf befähigt. Daß dies nun mit dem allerdings etwas alten Griechisch und Latein am besten geschieht, halten die Meisten für ausgemacht. Es macht jetzt einen eigenthümlichen und nicht unangenehmen Eindruck in mancher harmlosen Kapitänsfamilie die unsterblichen Verse Homers, wenn auch vielleicht hin und wieder nicht ganz richtig lesen zu hören; es kommt ein gewisser idealer Hauch in die ganze Atmosphäre, und wenn auch die meisten Schüler später ihre griechischen Schulhefte mit den Comtoirbüchern oder dem Compaß vertauschen mögen, es bleibt etwas Ideales haften und man wird es wohl der nächsten Generation schon anmerken. Im Laufe des Jahres wird die neue Anstalt ihre ersten Abiturienten entlassen, und wie lange wird es dauern, dann wird es junge Aerzte, Referendarien, Predigt- und Schulamtskandidaten geben, welche für die ersten, weniger lukrativen Jahre ihrer Berufsthätigkeit sich die Naturalverpflegung bei ihren Eltern suchen und so in der Stadt die geistig wohlgeschulten Elemente vermehren werden. Alles dieses mag vielen naiv klingen, die sich im alten verjährten Besitze dieser Art geistiger Blüthe der Nation befinden; dieselben werden es aber wohl auch seltsam finden, daß in einer Stadt von 18,000 Einwohnern der sonst in Preußen nicht gerade rare Referendarius ein seltenes Exemplar ist. Das gesammte geistige Leben eines Ortes wird doch schließlich vorzugsweise getragen und genährt von einer gewissen Zahl literarisch gebildeter Leute, wie sich diese mehren, so potenzirt sich jenes. Es macht sich dies auch geltend bei dem in neuerer Zeit so allgemein verbreiteten Bestreben die Bildung auch in jene Kreise überzuführen, wo Erziehung und Berufsthätigkeit sie nicht geweckt haben. Was die Handwerker- und Bezirksvereine anderer Städte erstreben, hat sich hier der gesellige Verein zur Aufgabe gestellt. Während seines dreijährigen Bestehens hat er seine Lebensfähigkeit zur Genüge bewiesen, die Zahl seiner Mitglieder ist noch immer im Wachsen, das Interesse derselben hat sich noch immer gesteigert. So manche nützliche Anregung ist von ihm ausgegangen, im gewissen Sinne repräsentirt er bereits eine moralische Macht. Wissenschaftliche und auch politische Fragen werden in eingehenden Vorträgen erörtert;

der Fragekasten giebt jedem Mitgliede Gelegenheit, sich über allerlei Gegenstände Belehrung zu verschaffen. Freilich macht sich im Verein ein Mangel an Mitgliedern, die zu Vorträgen befähigt sind, geltend, aber wenn schon in Städten wie Königsberg in ähnlichen Vereinen, nach den öffentlichen Berichten kein großer Wechsel in der Person der Vortragenden stattfindet, so wird es Sie nicht wundern hier den Kreis noch enger zu finden. In dieser Beziehung wird uns, wie wir oben angedeutet, das Gymnasium hoffentlich geistigen Zuwachs heranbilden. — Auch öffentliche Vorlesungen für ein größeres Publikum werden seit einer Reihe von Jahren hier gehalten; die Einnahmen sind zu wohlthätigen Zwecken bestimmt. Die Vorliebe eines großen Publikums für eine pointirte Darstellung, die nicht Jedem geläufig ist und der sich auch nicht jeder Stoff gleich leicht accommodirt, verengt den Kreis der Vorleser, und ein hochgeehrtes Comite hat oft nicht wenig Mühe, eine anständige Zahl von Vorlesungen zu Stande zu bringen.

Auch die Kunst hat hier ihre Stätte gefunden; „wollte die Geschichte davon schweigen, hundert Karten würden davon zeugen," ich meine nämlich die Mitgliederkarten des Kunstvereins. Der Name klingt vielleicht etwas prätentiös, ich wüßte aber keinen besseren in Vorschlag zu bringen. Der Verein ist erst zwei Jahre alt, er umfaßt auch nicht mit gleicher Liebe alle Künste, sondern hat seine Bestrebungen der Malerei ausschließlich gewidmet, und zwar vorläufig nur in der Richtung, daß er von Zeit zu Zeit eine Gemäldeausstellung veranstaltet. Vor zwei Jahren fand die erste statt, für dieses Jahr ist die zweite in Aussicht genommen. Sie können wohl glauben, daß ein recht ernstes Interesse vorwalten muß, um alle die Hindernisse zu überwinden, die sich an unserm Ort einem solchen Unternehmen entgegenstellen. Da ist Memels isolirte Lage, die Schwierigkeit des Transports, unendliche Korrespondenzen im Bittstellerstyl. Am Orte selbst ist bis jetzt nicht viel brauchbares Material vorhanden, auswärtige Künstler entschließen sich nicht leicht einen Markt zu beschicken, der nicht gerade einen reichen Absatz verspricht. Doch ist manches gute Gemälde der vorigen Ausstellung schon hier geblieben und mit dem Kunstgeschmack steigert sich hoffentlich auch die Kauflust. Die letzte Ausstellung, vom Königsberger Kunstverein mit bekannter Bereitwilligkeit auf's beste unterstützt, war schon recht anziehend, und so mancher, der auch schon Besseres gesehen, erfreute sich doch am Guten. Der Besuch war sehr belebt und das Interesse, wie es schien, vorwiegend wahr und verständig.

Die dramatische Kunst wird hier alljährlich ein Paar Monate hindurch durch eine Wandergesellschaft repräsentirt, die sich auch so viel ich weiß, freundlicher Weise nach unserm Orte benennt. Mit ernster Miene von besonderen Kunstleistungen zu sprechen, geht kaum an, obgleich die Leute sich viel Mühe geben und ihren Kräften entsprechend das Beste leisten. Es florirt die Posse und das rührende Schauspiel; für viele ist das Theater ein verhältnißmäßig billiger Zeitvertreib, man sieht andere, man wird gesehen, man bekommt Unterhaltungsstoff und damit ist es gut. Eine ausführliche sachliche Besprechung kann ich wohl mit gutem Gewissen den Dramaturgen unserer Lokalpresse über-

lassen. Die Königsberger Oper, die vor zwei Jahren mit recht gutem pekuniärem Erfolge an unserm Ort spielte, fehlte voriges Jahr, vielleicht kommt sie während dieses Sommers. Einem solchen Unternehmen ist Memels Kunstrichtung besonders günstig, denn von allen Musen ist hier keine heimischer als die der Musik. Es wird viel musicirt privatim und öffentlich, und nach Uhlands Rath singt hier Jeder, dem Gesang gegeben und vielleicht überdies noch einige, denen er nicht gegeben. Sollten die Götter Griechenlands aus ihrer Verbannung zurückkehren, und Apoll sich seinen bevorzugten Wohnsitz unter den Sterblichen aussuchen, ich wette, er wählte in dankbarer Rührung Memel, trotz des etwas empfindlichen Klimas für einen griechischen Gott. Nach den oben angedeuteten griechischen Studien an unserem Ort wäre ja auch auf eine sprachliche Verständigung mit ihm zu hoffen. Doch zurück zu unserem referirenden Styl. Unsere Stadt zählt zwei Gesangvereine. Der Männergesangverein (die Liedertafel) hat in unserer Provinz einen guten Klang, auf mehren Provinzialsängerfesten sind ihm sehr anerkennende Auszeichnungen zu Theil geworden. Im Winter wie im Sommer veranstaltet er vielfache öffentliche Aufführungen. Der zweite Verein nach seinem Stifter der Ernstsche genannt, ist für gemischten Gesang; auch er tritt von Zeit zu Zeit mit größeren Aufführungen an die Oeffentlichkeit, zur Zeit wird zu einer solchen das Oratorium Elias eingeübt. Auch für Instrumentalmusik giebt es Dilettantenvereine; ein Verein für Orchestermusik besteht bereits seit vielen Jahren, in letzter Zeit ist auch ein Verein für Kammermusik projektirt. Sie sehen also, daß all' die verschiedenen Kunstinteressen, welche ein kunstsinniges Publikum der größten Städte bewegen, auch in Memel ihre Pflege finden, und sind auch die Kräfte in vieler Beziehung noch schwach, so wird man doch dem rüstigen Streben die Anerkennung nicht versagen wollen. — Doch ich sehe, daß die versprochenen kleinen Mittheilungen ungebührlich angewachsen sind, drum schließe ich für diesmal. —i.

Nekrolog für 1863.
(Nachtrag.)

3. Sept. Oberlehrer **Rudolf Fatscheck** in Königsberg, von Ostern 1820 bis Febr. 1862 am Altstädtischen Gymnasium; bekannt als einer der Stifter des Dintervereins und als Dichter des Liedes „vom alten Dinter."

Nekrolog für 1864.

11. Jan. **Jacob Riesen** in Elbing, im 78. Jahre; bekannt als unermüdlicher Vorkämpfer für freie Entwickelung des communalen und politischen Lebens und als Begründer der freisinnigen Lokalpresse Elbings. (Ueber ihn s. Neuer Elbinger Anzeiger 1864. Nr. 9.)

20. Jan. Reg.- und Schulrath **Lebrecht Ferdinand Bock** in Gumbinnen, geb. den 19. Oct. 1798 zu Alsdorf bei Mansfeld, seit 1821 unserer Provinz angehörig. („Nekrolog des Regierungs-Schulrath Bock" s. Preuß.-Litth. Zeitung 1864, No. 87.)

2. Febr. Graf **Karl von der Gröben**, Sec.-Lieut. beim Brandenburgischen (Zietenschen) Husarenregiment, ältester Sohn des Herrenhausmitgliedes Grafen Arthur von der Gröben auf Ponarien in Ostpreußen, fiel im schleswig-holsteinischen Befreiungskriege vor Missunde im Dienst als Ordonnanzoffizier, von einer Bombe getödtet. („Nachruf an Graf Carl v. d. Gröben“ s. Ostpreuß. Zeitung 1864. Nr. 38. Des bekannten Klaus Groth poetischer Nachruf s. ebend. Nr. 40.)

15. Febr. Geh. Commerzienrath **Gustav Schnell** in Königsberg, 71 Jahre alt; einer der humansten und edelsten Bürger unserer Stadt, einer der intelligentesten und thätigsten Kaufleute und Mitglied der Commission zur Berathung des allgemeinen Deutschen Handelsgesetzbuchs und des Seerechts. (Nachruf des hiesigen Königl. Kommerz- und Admiralitäts-Kollegiums und des Vorsteheramts der Kaufmannschaft s. Hartungsche Zeitung 1864. Nr. 40. u. „G u s t a v S c h n e l l“ von Q. ebend. Nr. 44).

15. Febr. verwittwete Superintendent **Dorothea Elisabeth Wolkmann**, Tochter des 1831 verstorbenen Erzbischofs Dr. Ludwig Ernst von Borowski, in Königsberg im bald vollendeten 86. Lebensjahre.

23. Febr. Landschafts-Director **Karl Wilhelm Brämer** auf seinem Gute Ernstberg. (Nachruf der Ostpreuß. General-Landschafts-Direction s. Hartungsche Zeitung. 1864. Nr. 51).

Provinzial-Geschichts-Kalender.

2. April 1807. Zusammenkunft des Königs Friedr. Wilh. III. mit Kaiser Alexander von Rußland zu M e m e l. Das sogen. K ö n i g s w ä l d c h e n bei Memel vor dem Libauer Thor erinnert an dieses Ereigniß.

3. April 1734. Preußen erhält eine erneuerte und erweiterte Verordnung über das Kirchen- und Schulwesen und Q u a n d t besorgte zum Besten des gemeinen Mannes eine wohlfeile Ausgabe der Bibel, die im Anfange dieses (des 18.) Jahrh. in Preußen so selten war, daß Lysius 2 Prediger in Litthauen fand, die sie weder besaßen noch gelesen hatten; s. Baczko Gesch. Pr. VI. S. 439. (Hennig).

4. April 1467. **Ludwig v. Erlichshausen** der erste in K ö n i g s b e r g residirende Hochmeister, † in seiner Residenzstadt Königsberg.

7. April 1648. **Robert Roberthin**, churfürstlicher Rath, Ober- und Regiments-Secretarius † zu K ö n i g s b e r g; unter dem Namen „B e r r i n t h o“ einflußreiches Mitglied des Königsberger poetischen Vereins, in welchem Heinr. Albert (Damon) der musikalische und Simon Dach (Chasmindo) der poetische Mittelpunkt waren, und der sich gewöhnlich in Alberts Garten unter der „Kürbshütte“ versammelte.

8. April 1525. **Friede zu Thorn** zwischen dem Hochmeister Markgraf Albrecht und dem König von Polen Sigismund I. In Folge desselben wird das Ordensland Preußen säcularisirt und Albrecht sein erster Herzog.

11. April 1718. **Luise Adelgunde Viktorie Gottsched**, geborne **Kulmus**, zu **Danzig** geboren.

12. April 1441. **Conrad v. Erlichshausen** zum Hochmeister gewählt.

13. April 1815. Einweihung der nach ihrer Einäscherung im Vorstädtischen Brande (1811) neu erbauten **Synagoge zu Königsberg**.

15. April 1659. **Simon Dach** † zu **Königsberg**.

16. April 1813. Die unter dem Commando des französischen Generals Poitepin Baron von Maureillan von Franzosen und Baiern besetzte Stadt und Festung **Thorn** capitulirt, nachdem sie am 23. Januar 1813 von Preußen und Russen eingeschlossen worden war.

20. April 1716. **Gottfr. Ostermeier** († 18. März 1800. Altpr. Monatsschr. 1. Heft) geb. zu **Marienburg**.

22. April 1228. Herzog Konrad von Masovien schenkt dem Deutschen Orden das **Culmer-Land**.

22. April 1724. **Emanuel Kant** geb. in **Königsberg**; sein Geburts- und Namenstag wird alljährlich von der hiesigen Kant-Gesellschaft gefeiert.

23. April 996. Der **heil. Adalbert** † nach der Legende bei **Tenkitten in Samland** als Märtyrer.

23. April 1805. Johann **Karl** Friedrich **Rosenkranz** geb. zu Magdeburg.

27. April 1777. Einweihung der nach dem großen Löbenichtschen Brande vom Jahre 1764 in den Jahren von 1765—76 neu erbauten **Römisch-katholischen Kirche** zu **Königsberg** durch den Weihbischof Bar. v. Zehmen. Den Bau derselben, der über 200,000 fl. gekostet, leitete Geh.-Rath Lilienthal. (Hennig.)

28. April 1550. Der erste evangelische Bischof **Georg von Polenz** † in Königsberg.

29. April 1541. **Johann Graumann** oder **Gramann** (Poliander), der erste evangelische Pfarrer an der hiesigen Altstädtischen Kirche, † zu Königsberg. („Nun lob' mein Seel' den Herren.")

2. Mai 1718. Einführung der **öffentlichen Einsegnung** der Katechumenen laut königl. Befehls. (Hennig.)

3. Mai 1660. Unterzeichnung des **Friedens von Oliva**.

5. Mai 1653. Grundsteinlegung zur **Haberbergschen Kirche in Königsberg**.

5. Mai 1753. Einweihung der nach ihrer Einäscherung (durch den Blitz am 18. Dec. 1747) in den Jahren 1748—53 neu erbauten **Haberbergschen Kirche** in **Königsberg**.

6. Mai 1795. **Thorn** wird Sitz der Regierung für **Neu-Ostpreußen** (bis 1801.)

7. Mai 1793. **Danzig** und **Thorn** huldigen dem Preußischen Königshause.

9. Mai 1525. Glänzender Einzug des ersten preußischen Herzogs Albrecht in **Königsberg**.

11. Mai 1743. Stiftung der **freien Gesellschaft** in Königsberg als literarisch. Uebungsgesellschaft unter der Leitung des Hofraths **Gütther**. Die Geschichte derselben, ihr

Stillstand, nachheriges Wiederaufleben und ihre Verbindung mit der Königlichen Deutschen Gesellschaft f. Preuß. Archiv. 1794. S. 130. (Hennig.)

Universitätschronik 1864.

(Fortsetzung.)

18. Febr. Histor. Doctordissert. von G. Weinreich: De conditione Italiae inferioris Gregorio Septimo Pontifice. (96 S. 8.)

19. Febr. Lectionem cursoriam de vesanorum phaenomenis psychicis, quae nostra lingua „Ideenassociation" et „Ideenflucht" dicuntur a Carolo Kahlbaum med. et chir. Dr., medico secundo nosocomii vesanis publice instituti Allenbergensis indicit Alb. Wagner, med. et chir. Dr. chir. P. P. O. ord. medicor. h. t. Decanus.

9. März. Medic. Doctordissert. von Max Perls (aus Danzig): Qua via insufficientia renum symptomata uraemica efficiat. (30 S. 8.)

12. März. Medic. Doctordissert. von Max Hugo Bertram Humelet (aus Gerdauen): De natura et curatione cancri. (32 S. 8.)

— — Medic. Doctordissert. von Arvedus Petruschky (aus Medzibor): Quomodo fissurae palati duri concludantur. (32 S. 8.)

19. März. Medic. Doctordissert. von Augustus Kob (aus Norkitten): Quae congessi et composui ad recentem de Lepra doctrinam illustrandam adiunctis casibus duobus. (34 S. 8.)

22. März. „Acad. Alb. Regim. 1864 II." Index lectionum . . . per aestat. a. 1864 a. d. 11. Apr. . . . [Prorector Dr. Guil. de Wittich P. P. O.] (15 S. 4) Prämisit L. Friedländer testimonia de virginum apud veteres Christianos aetate nubili. (S. 3—4.)

— — Verzeichniss der . . . im Sommer-Halbjahre vom 11. April 1864 an zu haltenden Vorlesungen . . . (4 Bl. 4.)

22. März. Programm „Acad. Regim. 1864. III." ad Natalicia Principis Guilielmi I. celebranda: Dissertationes de synecdoche, de catachresi, de dissologia e Lobeckii scholis nunc primum editae (a Friedlaender). (10 S. 4.)

Schulprogramme 1864.

Danzig. Festfeier am Tage des Fünfundzwanzigjährigen Bestehens der Ebertschen höheren Töchterschule in Danzig am 3. Januar 1864. Ein Erinnerungsblatt für Schülerinnen und Freunde der genannten Schule. Danzig, Druck von Edw. Groening. (17 S. gr. 8.)

Königsberg. Bericht über das Altstädt. Gymnasium von Ostern 1863 bis Ostern 1864, womit zu der öffentl. Prüfung . . am 21. März . . . einladet der Direktor

Prof. Dr. R. Möller (45 S. 4.) [Möller: Ueber den lateinischen Unterricht auf den mittleren Klassen der Gymnasien. S. 1—26. — Derselbe: biographische Nachrichten über den am 27. April vorigen Jahres verstorbenen Director Ellendt. S. 34—37.]

Bericht über das Kneiphöfische Stadt-Gymnasium... 1863—1864, ... 21. März ... Prüfung ... Director Dr. Rud. Ferd. Leop. Skrzeczka. (29 S. 4.) [Prof. Dr. L. Cholevius: Ueber Herkules' und Valiska's Wundergeschichte von Andreas Heinrich Bucholtz S. 1—16.]

Programm der städtischen Realschule ... Prüfung ... 21. März ... Director Dr. Alexander Schmidt (44 S. 4.) [Director Dr. Schmidt: Voltaires Verdienste um die Einführung Shakspeares in Frankreich. S. 1—36.]

Programm der Realschule auf der Burg ... Prüfung ... 21. März ... Director Heinrich Schiefferdecker. (35 S. 4.) [Wilh. Fuhrmann: Transformation der Θ-Functionen. S. 1—19.]

Bibliographie (1862 und 1863).
(Nachtrag und Fortsetzung.)

Anger, ehem. Prof. C. F., Populäre Vorträge über Astronomie. Nach dem Tode des Verf. herausg. von Dr. G. Zaddach. Danzig, 1862. A. W. Kafemann. (XL u. 334 S. Lex.-8.) 1¾ Thlr. geb. 2 Thlr.

— — Elemente der Projectionslehre mit Anwendungen der Perspective auf die Geometrie. Neue (Titel-)Ausg. Ebend., (1858) 1862. (VII u. 104 S. 8. m. 5 Steintafeln in qu. 4. u. qu. Fol.) ½ Thlr.

Ansichten, Sieben verschiedene, der geneigten Ebene bei Buchwalde. Elbing, Léon Saunier. 1863. pro Stück 15 Sgr. [auch als Ergänzung zu: „Der Elbing-Oberländische Kanal u. seine Bauwerke."]

Austen, Religionslehr., Predigt bei der Konsekration der Gymnasialkirche zu Braunsberg den 8. Oktober 1863 gehalten. Der Erlös ist für die Gymnasialkirche bestimmt. Braunsberg, Ed. Peter in Comm. (1863.) (16 S. 8.)

Baar, Lehrer C. L., in Kamerau bei Schöneck in Preußen, Instructives Recepttaschenbuch. Elite aus den anerkannt praktischen Anweisungen, wie man durch fast kostenlose, auch giftfreie probate Mittel das resp. Haus-Ungeziefer, als: Ratten, Mäuse, Kornwürmer auf den Getreideböden, Wanzen, Fliegen, Mücken, Flöhe, Motten, Mehlmieten (Milben), Russen, Ameisen, Tyroler, Schwaben, auch Raupen u. andere Insecten ꝛc. ꝛc. radikal vertilgen kann; nebst Vorschriften, auf Märschen und Reisen allerlei widerlichen Geschöpfen präventiv zu werden, auch Pferde und Vieh von dergleichen zu befreien. 5. mit Zusätzen bereicherte Aufl. Ultimo Mai 1862. Im Selbstverlage des Verf. (Druck der Schroth'schen Offizin in Danzig.) 32 S. 8.

Bachler (Unparteiisch-richtig-praktisch). Neue Maße-, Gewichts- und Münz-Ordnung,

nebst deren Namens-Ordnung, zu allgemeinem Fleiß auf diesem Erdenball. Eine Denkschrift an Alle, die sich für Herstellung einer allgemeinnützigen Größen-Ordnung interessiren. Von **Wilhelm Bachler**, Verf. einer astronomischen Reform, zu Laugallen am Insterbach, auf Länge 39° 45′ u. Breite 54° 52′, bei Lengwethen in Ostpreußen. Kgsbg. i. Pr., März 1865. Druck u. Kommissions-Verl. von Albert Schwibbe. (16 S. 8.)

Bauer, (pseudon.) Hannibal's Ende. Tragödie in fünf Acten. Kgsbg., 1863. Dr. u. Verl. von Gruber u. Longrien. (187 S. gr. 8.)

Bekenntnisse eines Zeitungsschreibers und deren Folgen. Ein Spiegelbild der Zeit. Kgbsg. Dr. u. Verl. von Albert Rosbach. (1863.) (8 S. gr. 8.)

Bericht, Stenographischer, über die Verhandlungen des 3. Volkswirthschaftlichen Congresses zu Königsberg am 12. u. 13. Decmb. 1861. Danzig, 1862. Dr. von A. W. Kafemann. (36 S. gr. 8.)

— — Stenographischer, über die am 25. Sept. in Marienburg stattgefundene Versammlung. Danzig. Dr. u. Verl. von A. W. Kafemann. 1863. (15 S. gr. 8.)

— — über die am 28. u. 29. Juni 1863 zu Marienburg abgehaltene Provinzial-Versammlung des Ostdeutschen Verbandes freier religiöser Gemeinden. Kgsb., 1863. Dr. u. Verl. von Gruber u. Longrien. (35 S. gr. 8.)

Bericht, Jahresbericht u. dgl.*)

Bleck, W. P., erster Prediger zu St. Trinitatis, „Ich lebe, und ihr sollt auch leben." Osterfest-Predigten über Evang. Marc. 16, 1—8 und Evang. Luc. 24, 13—35, am 1. u. 2. Osterfeiertage, Vormittags, gehalten und auf Verlangen dem Druck übergeben. Danzig, 1862. Th. Anhuth in Comm. Druck von A. Schroth. (16 S. 8.)

— — „Zieh Du Ehrenkönig ein!" Predigt üb. Matth. Evang. 21, 1—9, am 1. Sonntage des Advent . . . Ebend., 1862. (14 S. 8.)

— — „Ich fühl's Du bist's, Dich muß ich haben." Predigt über Matth. Evang. 11, 2—10, am 3. Sonntage des Advent . . . Ebend., 1862. (16 S. 8.)

— — „Immanuel." Predigt üb. Luc. Evang. 2, 21, am Neujahrstage . . . Ebend., 1863. (15 S. 8.)

— — „Hirt und Heerde." Predigt üb. Ev. Johann. 10, 12—16, am Sonnt. Misericord. Domini . . . Ebend., 1863. (14 S. 8.)

— — „Die Tauben macht Er hörend und die Sprachlosen redend." Predigt üb. Marc. Evang. 7, 31—37. am 12. Sonntag p. Trinitatis . . . Ebend., 1863. (16 S. 8.)

Briefe, drei militärische, an ein Mitglied der Fortschrittspartei von einem Ostpreußen. Kgsbg. Dr. u. Verl. von Alb. Schwibbe. (1863.) (20 S. gr. 8.)

Briefsteller, Neuester praktischer, für alle Fälle des menschlichen Lebens von F. A. Kgsbg. i. Pr. (1862.) Dr. u. Verl. v. C. L. Rautenberg u. Sohn. (48 S. 8.)

---

*) Was sonst unter diesen u. ähnlichen Titeln im Druck erschienen ist, bringen wir passender am Schlusse dieser Bibliographie in einem besondern alphabetisch nach Städten geordneten „Verzeichniß der von Kommunen, Gesellschaften und Vereinen herausgegebenen Schriften."

Briefsteller, Neuester. Ein Hülfsbuch zur Abfassung aller Gattungen von Freundschafts-, Liebes-, Ermahnungs- und Warnungsbriefen, Eingaben und Bittschriften an Behörden, Bau- und Miethś-Contracten, Ehe- und Erbverträgen, Dienst- und Sittenzeugnissen, Attesten, Einladungen, Anzeigen, Gesuchen, Rechnungen, Wechseln, nebst einer Auswahl von Stammbuchversen, die gebräuchlichen Titularen und Adressen u. s. w. Bearbeitet von L. M. M. (3. verb. Aufl.) Gumbinnen (1862.) Dr. u. Verl. v. J. F. Lemke. (72 S. 8.)

Caspary, Prof. Dr. R., Ueber die Gefässbündel der Pflanzen. Vorläufige Mittheilung. (Aus den Monatsberichten der k. Akademie der Wissenschaften zu Berlin. 10. Juli 1862.) [Berlin, 1862. Dümmler. 8. S. 448—483.]

Chronik von Wehlau. [Der **Volksbote**. Redact.: L. Pietsch-Hasenberg; Dr. u. Verl.: C. Peschke in Wehlau. 1863. Fol. Nr. 15—18. 20. 23. 27. 30. 31. 34—36. 38—41. 44. 46. 47. 49—51. 53. 54. 56—59. 63. 64. 66. 69—76. 89—91. (4. April bis 29. Dec.)]

Communal-Steuer-Regulativ der Königl. Haupt- und Residenzstadt Königsberg. Vom 16. März 1863. Kgsbg. Gedr. in der Böhmerschen Buchdruckerei. (1863.) (16 S. gr. 8.) 1 sg.

Czerwinski, Alb., Geschichte der Tanzkunst bei den cultivirten Völkern von den ersten Anfängen bis auf die gegenwärtige Zeit. Mit 34 in den Text gedr. Abbildungen u. 9 alten Tanzmelodien. Leipz., 1862. J. J. Weber. (VIII u. 264 S. 8.) 1½ rl.

[**Dach**, Simon.] **Friedrich**, Oberl., Simon Dach. Beitrag zur Literaturgeschichte des 17. Jahrhunderts. Dresden, 1862. (29 S. 8.) [Programm der Realschule zu Neustadt.]

Darstellung, Statistische, des Kreises Tilsit für das Jahr 1859/61 [von Landrath **Schlenther**.] Tilsit, 1863. Gedr. bei J. Reyländer. (29 S. fol.)

Deharbe, Katechizm katolicki oraz rys historyi religii dla gimnazyów i szkół realnych przez J. Deharbe S. J. Za zezwoleniem autora na język polski przełożony. Z aprobacyą biskupią. Gdansk. (1862.) Kafemann. (III. und 280 S. 8.) 8 Sgr.

— — Katechizm Katolicki z zarysem historyi religii dla szkół ludowych przez X. J. Deharba, S. J. ułożony. No. 2. Braunsberg, J. R. Heyne 1862.

Denkschriften des Vorsteheramtes der Kaufmannschaft zu Königsberg über den Ausbau der Eisenbahnlinien Königsberg-Lyck und Königsberg-Pillau. Kgsbg. 1862. Dr. der Universitäts- Buch- und Steindruckerei von E. J. Dalkowski. (20 S. gr. 8.)

Dulk, A. B., Konrad II., historisches Schauspiel in fünf Handlungen. Bruchstück. [**Dichterbuch**, Deutsches, aus Schwaben mit epischen, lyrischen und dramatischen Beiträgen von Rod. Anschütz, Fr. Bodenstedt, A. Dulk rc. herausg. von Ludw. Seeger. Stuttgart, 1864. (1863.) Ebner. gr. 16.]

Ebrard, Dr. Joh. Heinr. Aug., Christliche Dogmatik. 2. Aufl. 1. Bd. Kgsbg., 1862. Unzer. (XIV u. 554 S. gr. 8.) 2½ Thlr. 2. Bd. Ebend., 1863. (XII. u. 756 S.) 3 Thlr.

Eichendorff, Jos. Freih. von, Aus dem Leben eines Taugenichts. Novelle. 5. Aufl. Leipz., 1862. Voigt u. Günther. (156 S. 16.) In engl. Einb. m. Goldschn. 1 Thlr.

— — Sämmtliche Werke. 2. Aufl. Mit des Verf. Portr. u. Facs. (In ca. 40 Hftn.) Hft. 1—35. Ebend., 1862. 63. gr. 16. à 4 Sg.

Ender, Sigism., das Leben Jesu, des Nazareners. Nach dem Johannis-Evangelium episch dargestellt. Kgsbg., 1862. Theile's Buchh. (75 S. gr. 8.) 1/3 Thlr.

„**Erinnerung** an Danzig," ein nach der Originalzeichnung von J. Gottheil von Gebr. Delius lith. schönes Kunstblatt. Danzig, 1863. Th. Bertling. 25 Sgr.

Erinnerungskranz an die Freiheitskriege in den Jahren 1813, 1814 und 1815 und an die Festfeier am 17. März 1863. Preußens Kriegern dargebracht von C. L. Rautenberg. Mohrungen, 1863. Rautenberg. (172 S. 8. mit eingedr. Holzschn. u. 2 Holzschntaf.) 1/4 Thlr.

Ewaldus. De Christiani Olivensis ante ordinem Teutonicum in Prussiam advocatum condicione ab A. CIↃCCIX usque ad A. CIↃCCXXV. Dissert. inaugur. . . . publ. defendet Albertus Eusebius Ludovicus Ewaldus, Silesus. Bonnae, 1863. Typis Caroli Georgi (4 Bl. u. 62 S. 8. m. 1 Karte „Quondam castra" ex instrumento Conradi ducis Masoviae d. Lovic. CIↃCCXXII Non. August.)

Briefkasten.

Aufforderung und Bitte.

Der Unterzeichnete hat sich die Aufgabe gestellt, eine **Sammlung der mittelalterlichen Deutschen Rechtsaufzeichnungen unserer Provinz** zu Stande zu bringen. Zu dem Ende einer möglichst erschöpfenden Kenntniß des vorhandenen handschriftlichen Materiales bedürftig, erlaubt er sich, an alle diejenigen, denen die Bibliotheken und Archive Ost- und Westpreußen's zugänglich sind, die dringende Bitte zu richten, nach Handschriften deutsch-rechtlichen Inhaltes Nachforschung halten und von den noch nicht näher bekannten durch öffentliche oder Privatmittheilungen Kunde geben zu wollen. Art und Umfang der erbetenen Mittheilungen dürften am besten nach den von Homeyer in seinem HS. Verzeichnisse Deutscher Rechtsbücher des Mittelalters aufgestellten Grundsätzen zu bemessen sein.

Königsberg. Dr. **Steffenhagen.**

Die verehrlichen **Vorsteherämter der Kaufmannschaften** in den größeren Städten der Provinz ersuchen die Herausgeber ganz ergebenst um gefällige Uebersendung der Handelsberichte für das Jahr 1863 möglichst bald nach ihrem Erscheinen.

Ebenso würden uns die **Magistrate** derjenigen Städte und die **Vorstände** derjenigen Gesellschaften, Vereine, Schulen und sonstigen Lehranstalten, welche gedruckte Jahresberichte herausgeben, zu Dank verpflichten, wenn sie uns je ein Exemplar derselben unter Kreuzband zugehen lassen wollten.

Die Herren **Verlagsbuchhändler**, welche die Besprechung ihrer Verlagsartikel wünschen, werden um rechtzeitige Einsendung derselben ersucht.

Herrn **E. S. hier:** Wir bedauern ablehnen zu müssen.

Die Herausgeber.

Die Keitelfischer.

Strandnovelle

von

Friedrich Dentler.

1.

Das Dorf Passarge liegt nicht weit von Braunsberg, der Hauptstadt Ermelands, mit anderen Worten, in der preußischen Gascogne. Ein Fluß gleichen Namens durchschneidet das Dorf und trennt es in zwei Abtheilungen, die hinsichtlich der religiösen Gebräuche vollständig von einander abweichen. Der eine Theil bekennt sich zur katholischen Kirche, während der andere Theil der evangelischen Confession angehört. Diese Zerrissenheit besteht seit der Reformation. Offener religiöser Haß zeigt sich hier wohl nicht mehr, allein die Unduldsamkeit documentirt sich dadurch, daß zwischen Leuten verschiedenen Glaubens keine Ehe geschlossen wird; die Geistlichkeit wünscht es so und die Dörfler fügen sich stillschweigend in das Gesetz, das die Kirche ihnen auferlegt. — Unmittelbar am Haffstrande, von reichem Baumwuchs und freundlichem Grün umgeben, stehen die einzelnen Gehöfte und Häuser, die größtentheils von Fischern bewohnt werden.

Auf diesen Grundstücken ruht ein eigenthümliches Privilegium aus der Zeit der Kreuzherren, das Privilegium der Keitelfischerei, das weder die Regierung ablöste, noch die Fischereibeamten antasten konnten. Es beginnt mit Anfang des Monats Mai und endet mit Schluß des November. Sonntag Abends, nach Sonnenuntergang, fahren die Fischer aus, um Sonnabend Abends heimzukehren. Die Unerschrockenen scheuen nicht

Beide beobachteten und schwiegen. Die beschriebene Wolke nahm die Form eines Kegels an, der riesig groß wurde und schnell empor wuchs. Die hellen, vom Sonnenlicht beschienenen Ränder verbreiteten einen eigenthümlichen Glanz. — Nach einer Pause begann Michel auf's Neue: „Das ist kein Windschwark." — „Vielleicht ein Kreisel?" — „Auch nicht!" — „Was denn?" — „Keine Regenbrise, kein Nebel." — „Aber — was?" — „Gott weiß! Hab solche Erscheinung noch nicht beobachtet." — „Freilich — freilich — eigenthümlich genug sieht das aus. Sind jetzt dreizig Jahre her — warst eben geboren Junge — ein Schreihals. Deine Mutter hatte ich kurz vorher gefreit, als blutjunges Mädel -- stammt aus Schalmei, aus dem Bauerngeschlecht — da passirte mir beim Fischen auf dem Haff etwas Aehnliches. Die Wolken zogen so kraus, so finster wie heute zusammen — aus ihnen blies plötzlich ein Orkan. Glücklicher Weise hatten wir bei Polske, drüben an der Nehrung — —"

Michel stieß einen Seufzer aus. „Na, alle Donnerwetter," fluchte Claaß, „denkst noch immer an die Dirne? Aber, höre nur," lenkte er ein, „glücklicherweise hatten wir drüben unter den Binsen hart am Strande geankert und so kam's mit uns nicht arg. Einige Keitel machten draußen auf dem Hochwasser Kehrüber — andere schlugen voll und versanken — kurzum viele, viele Menschen verloren ihr Leben."

Die letzten Worte schien Michael kaum zu hören. Seine Mienen verriethen die innere Bewegung; sein Auge, sonst klar und helle, trübte sich, als zeige sich darin eine Thräne und ein schmerzvoller Zug umlagerte seinen Mund. Der alte Claaß machte aber ein zorniges Gesicht und rief: „Immer und immer diese Teufelsdirne, diese Cordula — aber ich wiederhole Dir's Michael, so lange ich und Mutter leben, wird Nichts daraus." „Und ich schwöre zu Gott dem Allmächtigen, der uns Beide hört: Sie, oder Keine," lautete Michaels ruhige, aber bestimmte Antwort.

Bereits hüllte sich im Nordwest der Himmel in vollständige Finsterniß, das Sonnenlicht barg sich hinter den Wolken, und die ganze Gegend versank in Dunkelheit. Auf dem Wasser markirte sich eine fast schwarze, mit weißem Schaum und Gischt umrandete Linie, die näher und näher an das Ufer rauschte. In der Luft, hüben und drüben begann es zu

tönen und zu sausen, als ziehe ein schweres Gewitter heran, als rolle der Donner, als heule die Wind'sbraut durch die Wipfel des Waldes.

„Siehst Du den Sturmstreif auf dem Wasser," begann Michael nach einer Pause im versöhnlichen Tone. „Das kann eine Windhose sein," lautete des Alten Anwort. „Ich hab's noch nie erlebt." — „Aber ich, Junge." — „Eine Viertel Meile vom Ufer segelt noch immer ein Sicken*) mit vollem Winde. Die Leinwand markirt sich auf dunklem Wolkenhintergrunde." — „Hab's schon lange beobachtet. Es wäre Zeit zum Reffen." — „Da — das Segel fällt." — „Das ist vorsichtig gehandelt. Das Segel war viel zu groß für die Luft Wind und das kleine Fahrzeug! — „Wie das Gewölk hinterher jagt — doch nun verhüllt der Regen das Sicken — es verschwindet in der Dunkelheit." — „Gott sei jedem Schiffer in diesem Sturme gnädig." —

Kaum hatte Claaß diese Worte gesprochen, als ein stärkeres Geheul die Luft durchzog. Eine zusammengeballte, dunstförmige Wolkenmasse schien ihren ganzen Inhalt auf die Erde zu schütten, der aus Hagel, Sand und Regen bestand. Ein Rollen, ein Brausen vermischte sich mit einem laut tönenden Donnerschlag, den ein hell aufleuchtender Blitz geleitete.

Schnell erhoben sich die Männer. —

Das war ein furchtbares Wetter. Kaum konnte man glauben, daß eine Stunde vorher die Sonne so hell und prächtig geschienen, daß der Himmel im reinsten Blau geprangt.

Im Dorfkruge drängte sich ein Theil der ländlichen Bevölkerung zusammen, namentlich aber die jungen unverheiratheten Männer, die gern des Sonntags beim Kartenspiel und Zechgelage verbrachten — aber ihr fröhlicher Gesang verstummte — sie drängten sich an's Fenster, um nach dem Wetter zu schauen.

Nur der bucklige Schneider des Dorfes und der Nachtwächter trennten sich nicht von ihrem Spiele, sondern geriethen mehr und mehr in heftigen Wortwechsel, denn es handelte sich darum, wer die Zeche bezahlen solle.

„Donner und Lichting," tönte die sonore Stimme des nächtlichen Stundensängers, „Du sollst nicht Trumpf ausspielen." — „Aber — ich

*) Ein Boot mit Fischbehältern für lebendige Fische.

hab's gethan — hab's immer gethan," perorirte der kleine verwachsene Ritter von der Elle, „und ich thu' es noch ein Mal." — „Da soll Dich ein heiliges Kreuzdonnerwetter" — und der Nachtwächter schlug auf den Tisch, daß die Gläser umfielen — aber aufs Neue tönte ein furchtbarer Donnerschlag, daß das Haus bebte und die Fensterscheiben klirrten — die Spieler warfen erschreckt die Karten hin und eilten unter lautem Gelächter der Anwesenden an's Fenster. —

Claaß und sein Sohn Michael mußten in den Krug flüchten, der ihnen näher lag, als ihr am äußersten Ende des Dorfes befindliches Wohnhaus. — Fürchterlich schlug der Regen an die Fensterscheiben; das Gebrause des Sturmes, der sich an der Dachfirste brach, tönte schauerlich dazwischen.

Der Krüger, ein wohlbeleibter, schon alter Mann, klinkte die Hausthüre zu und befahl den Mägden das Küchenfeuer sorgfältig auszulöschen, dann begab er sich ins Gastzimmer, um auch hier seine Anordnungen zu treffen. Seine Mienen verriethen Besorgniß — ein solches Wetter hatte er noch nicht erlebt. Der Mensch ist gar leicht geneigt in Furcht gesetzt zu werden, wo etwas Ungewöhnliches passirt. „Gott verhüte ein Unglück," murmelte er halbleise vor sich her. Darauf setzte er sich zu seinem Freunde, dem älteren Claaß auf die Ofenbank.

„Das ist ein hart Wetter, Vater Claaß," begann der ängstliche Schankwirth. — „Gerade wie damals, als die vielen Keitel umsegelten — vor dreizig Jahren," erwiederte Claaß. „Der Sturm hatte mein ganzes Scheunendach kahl geweht." — „Und Bäume in der Haide entwurzelt." — „Möchte jetzt nicht auf dem Haff sein." — „Noch weniger auf See."

Da — plötzlich fiel ein furchtbarer Schlag auf die Hausthüre des Kruges, eine laute Männerstimme tönte dazwischen, um Einlaß bittend. Der alte Krüger erhob sich und eilte hinaus. — Er öffnete die Hausthüre. Ein heftiger Windstoß fuhr in den Flur, hinterher folgte ein Schiffer in der Tracht der Nehrunger, der schnell in's Zimmer trat.

Ein Südwester bedeckte sein Haupt, ein Flausrock von dunkler Farbe, eine Schifferhose von Leinewand seinen übrigen sehr muskulösen, mehr gedrungenen als hochgewachsenen Körper. An den blonden Haaren, die von Wasser trieften und wild um den Kopf hingen, an seiner

ganzen Haltung war bemerklich, daß der Sturm und das Wetter ihm arg mitgespielt hatten.

„Um Gotteswillen,“ rief er in großer Aufregung, „Ihr Männer helft mir. Ich kam mit meiner Schwester Cordula von Polske gefahren, um bei Euch Fische zu kaufen. Uns überraschte der Sturm. Wir lösten zeitig die Segel, allein das Boot, von furchtbaren Wellen umkreist, schlug voll. Wir schöpften es aus, machten uns ein kleines Segel, kurzum gebrauchten alle Vorsicht, um schnell an's höchstens 50 Schritt entfernte Land zu gelangen — aber ein heftiger Windstoß warf uns um. Cordula klammerte sich fest und kroch auf die hohe Bordseite — ich stürzte in's Wasser und barg durch Schwimmen mein Leben. O — rettet, helft Ihr Leute, meine Schwester befindet sich noch auf dem umgesegelten Sicken. Gott wird Euch lohnen — hier und dort — in diesem Leben und der ewigen Seligkeit!“ — —

Als der eingetretene so gesprochen, färbte sich Michaels Gesicht — sein Herz schlug, seine Lippen bebten. Cordula, seine heißgeliebte Cordula, um deretwillen er soviel erduldet, war die Verunglückte. Schnell faßte er einen Entschluß, schritt auf den Nehrunger zu, schüttelte ihm derb die Hand und sagte: „Ich werde mit Dir kommen, Christian Sperling, und alles aufbieten, um Deine Schwester zu retten.“ —

„Du bist immer ein braver Mensch gewesen,“ rief der Mann aus Polske. „Daß sie Euch auseinander gebracht, ist mehr als schändlich. Du hast nicht Schuld daran, nur die Pfaffen — aber ein ander Mal davon, Bruder — ein ander Mal — uns drängt die Zeit zur Eile — wir müssen Hilfe schaffen.“ — „Gott stärke uns dazu,“ sagte Michael feierlich.

Schnell wollten die Männer die Gaststube verlassen, noch schneller erhob sich aber der ältere Claaß von der Ofenbank und vertrat ihnen den Weg. Seine Züge nahmen den Ausdruck tödlichen Hasses, tiefster geistiger Erregung an; die dunkeln Augen rollten; die Lippen bebten, dann rief er mit lauter Stimme: „Du bleibst hier!“ —

„Und Vater, wenn Du Gewalt brauchtest, wie Du es bisher gethan, dieses Mal folge ich Dir nicht,“ erwiederte Michael; „meinem Herzen kannst Du nimmer gebieten.“ — „Aber ich befehle Dir zu bleiben.“ —

„Daß sie nicht mein Weib werden durfte, stand in Deiner Macht, das konntest Du mir befehlen. Daß ich sie aber ertrinken lassen soll, läuft meinem Gewissen zuwider. Also vertritt mir nicht meinen Weg; halte mich nicht von einer Christenpflicht zurück, die Du mich selber gelehrt, die ich, Gott ist mein Zeuge, auch an meinem Feinde ausüben würde.“ — „Bube, Du bleibst,“ schrie der Vater noch ergrimmter.

„Ich gehorche nicht!“ — „Nicht? — Nicht?“ — „Nein!“ — „Schurke, so schlage ich Dich zu Boden,“ brüllte der alte Claaß. „Mache was Du willst.“ — „Ich verfluche“ — — —

„Halt ein Vater, halt ein! — Bei allem was Dir heilig ist, bitte ich Dich flehentlich mich nicht zurück zu halten. Eine Uebereilung deinerseits könnte auch mich zum Aeußersten führen. Erbarme Dich über Dein Kind, Dein von Dir unglücklich gemachtes Kind,“ flehete der Sohn unter Thränen, indem er seinen Vater umfaßte.

Aber der zornmüthige Vater stieß den Sohn von sich und schrie: „Die wahnsinnige Liebe zur Dirne macht Dich rasend, aber warte Du Abtrünniger!“ Er ballte die Faust, hob sie empor und — ein furchtbarer Schlag sauste hernieder auf Michaels Gesicht, das sich über und über mit Blut bedeckte.

„Das ist zu viel, zu viel,“ schrie Michael; dann packte er seinen Vater an der Halstuchschleife und schmetterte ihn mit einem Schlage zu Boden. Schnell ergriff er Sperlings Hand und eilte mit ihm hinaus — aber hinterher tönten noch immer die lauten Schimpfworte des irregeleiteten Vaters. — —

Der Sturm brauste. Das entfesselte Haff schüttelte hoch seine Wogen empor, deren Gischt auf den mit Binsen bewachsenen Strand rauschte. Kaum vermochten die jungen Männer sich aufrecht zu erhalten, kaum hinaus zu schauen, denn die aus dunklem vorüberfliehendem Gewölk stürzenden Hagelschlossen peitschten ihnen ins Antlitz. Wasser und Himmel verschwammen am Horizont. Der Schaum auf rollenden Wellen, die flockenförmigen, heller gefärbten Dunstwolken, der gespensterhafte, auf dem Haff ruhende Dampf und Nebel vermischte sich zum wild bacchantischen Tanze, wenn die Windsbraut mit lautem Geheul die Luft durchzog, und es hüben und drüben brauste und pfiff.

„Siehst Du das Sicken, Bruder," begann Sperling. „Ich sehe Nichts," lautete Michaels trostlose Antwort. — „Sie ist ertrunken." — „Vom Borde herabgespült." Aus Sperlings Auge rann Thräne auf Thräne in den Bart, dann murmelte er in stiller Resignation: „Gott sei ihrer armen Seele gnädig!"

Sie schritten Arm im Arm vorwärts an den Strand — sie sprachen keine Silbe, aber die Blicke waren beredter, als alle Worte. Die Thräne, der Händedruck sagte alles.

„Siehe nur," begann Michael aufs Neue nach einer angstvollen Pause, „dort hinaus, da liegt ein dunkler Gegenstand am Ufer." — „Himmel, es ist das Sicken," jubelte Sperling. „Ja, ja — es liegt umgekehrt im Wasser." — „Kein lebendes Wesen befindet sich darauf." — „Sie ist todt — todt!" — „Ertrunken!" — —

Sie kamen an die bezeichnete Stelle — kalter Schweiß stand ihnen auf der Stirne. „Herr Gott," rief Michael, „da liegt Deine Schwester mit den Füßen im Wasser, mit dem Oberkörper auf dem Sande."

Wirklich befand sich das Mädchen auf der bezeichneten Stelle. Das aufgelöste, dunkle Haar hing um das bleiche Gesicht, fest waren die von zierlichen Braunen und Wimpern umgebenen Augen geschlossen, und die blutlosen, bleichen Lippen schienen auf ewig verstummt. — Die Männer beugten sich nieder. Kalt waren die Wangen, eisig die Hände und erstarrt.

„Noch schlägt das Herz und ein leiser Athemzug bewegt die Brust. Schnell — schnell beeile Dich — laß uns Cordula in ein Haus bringen," rief Michael. — „Sie lebt, sie lebt Bruder!" — —

Das waren schreckliche Tage für Michael. Cordula erholte sich, als man sie in ein Haus trug. Sie erkannte auch ihren Geliebten, verfiel aber gleich darauf in ein Nervenfieber, aus dem sie erst nach einigen Wochen zur Besinnung wiederkehrte.

So wie Sperling beschrieben, kletterte Cordula beim Umsegeln des Sickens auf die hohe Bordseite desselben und wurde mit dem Nordweststurm landwärts getrieben. Als aber das Fahrzeug auf das Ufer stieß, fiel Cordula ins Wasser. Sie besaß so viel Geistesgegenwart, um sich aufzuraffen und an's Land zu waten. Dort angelangt, sank sie in Ohnmacht. —

Michael saß Nachts und Tages am Krankenbett der Geliebten. Er horchte auf ihren Athen; er machte ihr die vom Arzte verordneten kalten Umschläge um den fieberglühenden Kopf, kurzum scheuete keine Mühe, keine Aufopferung und Sorgfalt für ihre Rettung. Sprach sie ein verständiges Wort, hoffte er aufs Neue, und mit dieser Hoffnung kehrte die Liebe zum Leben, Friede und Freude in sein wundes Herz.

Noch trauriger war es für Michael im elterlichen Hause. Nach der Affaire im Kruge würdigte sein Vater ihn keines Blickes, keines Wortes, ja er schloß ihn sogar von der Keitelfischerei aus, an der er bisher einen Antheil gehabt. Michael schien alles gleichgültig. Sein Gedanke war Cordula; seine höchste Freude ihre Genesung. Sonntags, mit des Vaters Heimkehr, gabs immer Streit, immer neuen Unfrieden. Gewöhnlich ging dann Vater und Sohn noch erzürnter, noch ergrimmter auseinander. Was sagte dazu Michaels Mutter? Hatte sie nicht den Unfrieden herauf beschworen — war sie nicht Schuld am Familienzwist? Als strenge, von ihrem Seelsorger sehr abhängige Christin folgte sie leider mehr dem Priester, als dem Zuge ihres Herzens. Dadurch gerieth sie auf den Weg des Irrthums und der Mißverständnisse.

Das Liebesverhältniß Michaels und Cordulas entspann sich wie alle Verhältnisse der Art. Der Fischaufkäufer Sperling fand oft Gelegenheit mit seiner Schwester Cordula nach Passarge zu fahren. Hier lernte Michael die überaus fleißige und arbeitsame Cordula kennen und lieben. Er, als ein echtes naturwüchsiges Fischerkind, gestand den Eltern kurzweg seine Neigung. Die Alten, die anfänglich nichts Schlimmes in dieser Verbindung fanden, murrten, als das ganze Dorf von ihres Sohnes Brautschaft mit einer Ketzerin sprach. Boshafte, frommthuende Heuchler und naserümpfende Tanten hinterbrachten dem Herrn Pfarrer die Neuigkeit, der bald darauf den Alten die sündhafte Liebe ihres Sohnes vorhielt und ihnen gleichzeitig das Versprechen abnahm, die üble Heirath zu hintertreiben, um Aergerniß zu vermeiden.

Damit war's um den Frieden des Claaßschen Hauses geschehen. Früher kam kein böses Wort über die Lippen der braven Leute, jetzt aber schien alle Harmonie aufgelöst, alle Freude entflohen. Michael bestand auf seine Heirath — die Eltern versagten ihre Einwilligung — der Sohn

mußte nachgeben — nachgeben mit blutendem Herzen. Vollständig hob der alte Claaß die Sache dadurch auf, daß er Sperlings jede Annäherung untersagte.

Was konnte eigentlich an Cordula ausgesetzt werden? War sie nicht ordentlicher Leute Kind, gut und brav und ein Muster von Sittsamkeit und Tugend? Trug sie daran Schuld, daß ihre Eltern sie im Glauben, den sie selber besaßen, erzogen hatten? Sollte eine Mischehe wirklich nie glücklich sein können? —

Der alte Sperling fand schon frühe beim Fischen auf der Ostsee seinen Tod. Er hinterließ der tieftrauernden, noch jungen Wittwe, die sich nie zu einer zweiten Heirath entschloß, Nichts, als zwei kleine Kinder — Cordula und Christian — wie ein Häuschen von Lehmklebwerk in Polske. Die Mutter hinterblieb in traurigen Umständen, aber Gott, der Hort aller Armen, verließ sie nicht. Wenn ihr der Schweiß bei der mühevollen Arbeit der Dünenbepflanzung,*) wobei sie beschäftigt wurde, über die Stirne rann, wenn die Schwüllen an den Händen ihr Schmerz bereiteten, dachte sie, ich thue es für meine Kinder und frohen Muthes, leichten Herzens vollendete sie ihr Tagewerk. Ach, was vermag eine Mutter nicht für ihr Kind! So wuchsen Christian und Cordula heran. Christian, ein stämmiger, blondhaariger Bursche, ein Ebenbild seines Vaters, begann schon im sechszehnten Jahre zu fischen, warf aber bald das gefahrvolle, unlohnende Handwerk bei Seite, um sich auf den mehrlohnenden Fischhandel zu legen.

Cordula trug die Züge ihrer Mutter. Ein dunkles, feuriges Auge war der Spiegel ihres frommen Gemüthes, ihres unverdorbenen Herzens. Rabenschwarze Zöpfe umrandeten das frischrothe Gesicht, das in voller Jugend strahlte. Bruder und Schwester liebten sich unaussprechlich. Sie begleitete ihn auf allen seinen Reisen, nicht Sturm nicht Wetter, nicht Kälte nicht Hitze scheuend. — —

Seitdem Michael die Brautschaft mit Cordula unfreiwillig aufgegeben, veränderte es sich vollständig. Seine religiöse Mutter kümmerte

---

*) Eine Bepflanzung mit Juncus balticus, die eine Abspülung des Sandes verhindert.

sich mehr um die Kirche, wie um ihren einzigen Sohn, der fast in Melancholie versank. Gingen die jungen Burschen und Dirnen in den Krug zum Tanz, saß Michael daheim in seiner Kammer; Thräne auf Thräne rann ihm über die Wangen — in Gedanken an Cordula lag sein Glück, seine schönste Lebenshoffnung. Die härtesten Prüfungen sollten aber erst kommen. —

2.

Der Herbst brach herein. Längst war Cordula genesen und mit ihrem Bruder nach Polske heimgekehrt. Michael hatte sich mit seinem Vater versöhnt — wenn auch nur dem Namen nach — auch seinen Antheil an der Keitelfischerei zurück erhalten. Warum? Weil fremde Leute zu sehr den alten Claaß betrogen. Der eigene Sohn blieb doch zuverlässiger, als alle Miethlinge. —

Wie oft segelte Claaßen Keitel bei Polske vorüber, wie oft sah Michael das Haus der Geliebten. Sie mochte wohl am Fenster stehen und hinaus schauen — aber — nur verstohlen durfte er sein Auge dahin wenden, um sich nicht den Zorn des Vaters aufs Neue zuzuziehen. Was half es ihm auch? — So lange seine Eltern lebten, durfte er die Heißgeliebte nimmer zu seinem Weibe machen.

Das Ende des Monats October begann. — Die wegen der Herbststürme gefahrvoller werdende Keitelfischerei wurde bei den sich schon einstellenden Nachtfrösten, die freilich mit Sonnenaufgang wichen, nicht mehr ganz regelmäßig betrieben; eine Woche lang wehete ein kalter, eisiger Wind von Nordwest, und jagte Brise auf Brise über das hochwellige Haff, kurzum der Aufenthalt auf dem Wasser bereitete viel Unannehmlichkeiten. Der Fischfang blieb aber trotz alledem recht ergiebig, deshalb verschoben die Keitler das Einstellen desselben auf den äußersten Termin. „Hätte ich daheim ein Weib," dachte Michael bei sich, „ich wüßte, wofür ich arbeitete — aber jetzt? — Was nützt mir alles Geld, aller Gewinn?" —

Somit rückte der letzte Tag für die Keitelfischerei heran, die meisten Passarger jedoch blieben des starken Frostes halber zu Hause. —

Selbst im Tage wich nicht die Kälte, auf einzelnen Stellen im Wasser bildete sich Grundeis, welches den Fischern die Netze zerriß und in das

Haff versenkte. Von Norden her stürmte ein starker Wind auf die Wogen, der alles Segeln, alles Vorwärtskommen in jeder Weise erschwerte. Claaßens fuhren aber doch hinaus. Was half Michaels Gegenrede? — „Der Keitel ist ein sicheres Segelschiff, das Wind und Wetter erträgt," knurrte der Alte. „Sein Bau, seine Takelage, das eine Segel, hält auch ein wenig Frost aus — und im Tage hört er auf." —

Das war ein schauerlicher Morgen. Ueber See hatte sich dunkles Gewölk gethürmt, vor dem Flocken von Rauch und Nebel herzogen. Kein heller Sonnenstrahl durchbrach die fast dämmrige Dunkelheit, kein Stück blauer Himmel schaute auf die mit Schaumspitzen versehenen Wogen, die den Kiel des Keitels umrauschten. Die Ostsee hinter der Düne rollte und donnerte, die Strandmöwe flog kreischend über das Haff dem Lande zu, und das schief liegende, kleine Fahrzeug kämpfte mit Sturm und Hohlwasser, daß es laut keuchte.

„Vater," begann Michael, „heute wär's besser daheim auf der Ofenbank. Kein Segel ist sichtbar." — „Wirf das Netz, Junge," rief sein Alter. Michael folgte diesem Befehl. Hinten am Steuer sank das Treibnetz ins Wasser.

Der alte Claaß stand am Steuer, Michael an den Mast gelehnt. „Gieße das Segel naß, Michael." Es geschah. Nach einer Pause begann Michael aufs Neue: „Was hilft alles Naßgießen? Das Wasser klebt nicht am Segel fest und fällt zu Eis gefroren herab. Ich denke wir kehren um." — „Nein — wir fahren," schrie der alte Claaß, „bin ich Herr oder Du?" — „Du — Du — in Gottes Namen!"

Der alte Claaß drehte den Keitel in den halben Wind, so daß er seinen Schnabel nach der Nehrung richtete — aber die Segelkraft lag todt — langsam gings vorwärts.

„Die Wellen sind bleiern schwer, die Eisstücke schlagen gegen die Borde," sagte Michael. „Hab's oft erlebt — es machte nie Schaden," antwortete der Alte. „Das Eis kann den Kiel durchschneiden." — „Nimmer geschieht's bei unruhigem Wasser." — „So frieren wir ein." — „Bei dieser Wärme?" — „Fünf Grad Kälte."

Steif gefroren standen die Segel unter der Wucht des zunehmenden Frostes, der sich bereits beim Athemholen kenntlich machte. „Wir stehen

stille, Vater. Vorne an dem Kiel friert das Wasser wie ein Streifen herum.“ Der alte Claaß sah Nichts, oder wollte Nichts sehen. Er knurrte und schwieg. — Und noch mehr verfinsterte sich der Himmel; durch die Takelwerke heulte der Wind in furchtbaren Stößen.

Der eigensinnige Steuermann befahl das Segel um zwei Reff zu kürzen, doch je kleiner Michael es machte, desto heftiger brauste der Sturm.

„Da kommt eine Schneebrise,“ schrie Michael, „Vater, schmeißt das Segel.“ Kaum sprach er's, als ein Windstoß in die Leinwand fuhr und das Fahrzeug halb auf die Seite legte, daß es Wasser schöpfte. Das Segel fiel — glücklicherweise richtete sich der Keitel auf. Das Wasser wurde zum Theil ausgeschöpft, zum Theil fror es im Schiffsraume an. Noch einmal stieß der Wind aufs Wasser, daß es hoch aufstäubte, dann fielen einzelne Schneeflocken, die sich schnell verdichteten und die Rundsicht nach allen Seiten verschlossen. Der Sturm heulte — die Wogen rauschten. — —

Komm mit mir, lieber Leser, nach der frischen Nehrung, nach dem trostlosen Eiland, wo weder eine Vegetation, noch ein Wald die nackte Düne überzieht, wo der Wind den Sand hoch empor wirbelt und die Ostsee an das einsame Ufer donnert.

Herrlich ist es hier im Sommer. Der blaue Gotteshimmel spannt sich über das Wasser, und eine milde Brise kühlt die Stirne des Wanderers, der dahingeht in der Gottesnatur, dessen Herz sich erweitert beim herrlichen Anblick des gewaltigen Meeres.

Legt aber der Winter sein Eisgewand über die Gegend, ists hier todt und öde. Daheim auf warmer Ofenbank sitzt dann der Fischer — die einsam liegenden Hütten scheinen ausgestorben, und das Geschrei der Strandmöwen durchzieht die Luft.

Siehst du die Hütte am Haff? Aus dem Schornsteine steigt Rauch, der sich in allen Richtungen der Windrose vertheilt, auch wohl ganz zu Boden fällt, um die Nachbarhäuser, die sich wie ein Streifen an die Düne lehnen, zu verhüllen. Es ist ein kleines Bretterhaus mit Strohdach, einfach und schmucklos.

Schaue aber hinein. Heimelt es Dich nicht an? wie sauber ist die blank gebohnte Tannendiele mit weißem Sand bestreut — wie blitzen und

blinken die einfachen angestrichenen Möbeln — kurzum wie reinlich sieht's im freundlichen Wohnzimmer aus? Da ist sicherlich Friede und Glück! —

Sieh Dir auch seine Bewohner an. Du kennst sie. Das wunderliebliche Mädchen mit dem dunkeln Augenpaar und den noch bleichen Wangen. Sind die Rosen, die vor kurzer Zeit darauf prangten, schon verblüht? Ach — sie war krank — schwer krank — lag auf dem Tode. Ihre Mutter, die am Spinnrad neben ihr sitzt — eine grauhaarige Matrone — wischt sich eben eine Thräne ab, die ihr über die Wange rollt.

Ach, da ist auch kein Glück, kein Friede! Wo ist der in der Welt zu finden? — Und die Tochter — auch sie weint, auch sie hat Kummer, tiefen Herzenskummer. „Weine nicht Kind," sagt die Alte, indem das Spinnrad schnurrt, „der Gott, der uns alle nicht untergehen ließ, tröste Dich." — „O Mutter, Mutter, Du kennst das nicht," erwidert die Tochter. „Suche Dir Trost, wo Du ihn immer findest! — Hab ich Dir nicht täglich und stündlich gesagt, daß der Mensch nicht über die Fügungen des Himmels murren muß? — O Kind — Kind meiner Seele, meine herzliebste Tochter, beruhige Dich, wer weiß wie bald eine glückliche Lösung eintreten kann — eine Lösung, die uns allen Friede und Freude bringt." — „Mutter — wie sollte das? — Der Eigensinn der Alten ist nicht zu brechen." — „Gott kann es anders fügen."

Da wards stille im Zimmer — der Zeiger an der Uhr tickte so laut wie immer — aber ach — der Friede kam nicht. — —

Christian trat ein. Er setzte sich zu seiner Mutter ans Spinnrad. „Schaut nur hinaus Kinder," sagte er, „da ringt ein Keitel mit Wind und Wellen. Ein Thor war's, der heute ausfuhr." — „Hab's schon lange bemerkt, Bruder," erwiederte Cordula, „er kam von Passarge." — „Es wird doch nicht Claaß sein?" — „Mir war's wohl so." — „Nein Schwester — nein." — „Und wenn er's wäre?" — „Müßten wir hinaus!" — „Geht's noch?" — „Kaum — kaum." — „Im vorigen Jahr ertrank hier vor Polske ein Kohlenschiffer mit seinem Sohn, als das Eis zufror." — „Der hatte volle Ladung." — „Auch hier ists möglich." —

Sperling erhob sich um hinaus zu gehen. „Will nachhören, ob Jemand von den Nachbaren das Fahrzeug kennt?" Er eilte vor die Thür.

Da standen aber schon die Bewohner von Polske und sprachen un-

ter einander. „Hole der Teufel Kiebel*) — hole der Teufel sie alle. Sie zerreißen unsere Netze, unsere Leinen — den dort trifft Gottes Strafe. Von uns hebt keiner eine Hand zur Rettung dieses Schurken auf, der umkommen muß, wie der arme Kohlenschiffer im vergangenen Winter.“ --

Der Abend kam — die Nacht kam. Das früherhin ausgeworfene Netz zogen die Schiffer zerrissen empor. Michael breitete auf dem Verdeck die Segel aus, sein Vater ließ das Anker ins Wasser sinken.

Sie saßen neben einander, ohne ein Wort zu wechseln. Der auf einen Tag berechnete Proviant, etwas Brot und Fleisch, war verzehrt. Der alte Claaß sah seine Uebereilung, freilich zu spät ein, obgleich er seinem Sohne bis jetzt Nichts einräumte.

„Laß uns ruhig ins Roof**) gehen und schlafen. Wahrscheinlich müssen wir so lange vor Anker liegen, bis wir einfrieren,“ begann er. „Geh nur Vater — dort befindet sich nur ein Bett — ich bin jünger als Du, denn man kann nicht wissen“ — „Nicht wissen — nicht wissen, — was soll passiren?“ — „Kannst Du voraus sehen?“ — Der alte würdigte Michael keiner Antwort — und ging.

Die Nacht war entsetzlich. Ein schneidend kalter durch die Spieren und Pardunen pfeifender Wind wühlte die lehmfarbigen dunklen Wellen auf, die den hilflosen Keitel hin und her warfen und ihn fast zu zerschellen drohten. Die eiserne Kette am Anker klirrte. Durch die schnell mit der Windsbraut nach Südwest treibenden Wolken blinkte kein leuchtender Stern auf das halbverlorne Wasserfahrzeug.

Da saß Michael mit gefalteten Händen auf der Ruderbank am großen Mast. — Mitunter schaute er sich nach allen Seiten um, um Wind und Wetter zu prüfen, mitunter senkte er sein sorgenvolles Haupt auf die Brust — ein Seufzer und die Worte entflohen: „So jung schon sterben müssen!“

Finsterniß verhüllte das Festland, nur einzelne Lichte und Feuer blinkten aus den Fischerhütten und Räucherbuden von der Nehrung. Es konnte Mitternacht sein. Michael, ermüdet von den Anstrengungen des

---

*) Keitel.
**) Cajüte.

Tages, lehnte sein Haupt auf die eine Bordkante und schlief ein. Hinüber träumte er sich zu Cordula, seiner innigst geliebten Cordula, als ein eigenthümliches Geräusch ihn weckte. Natürlich fuhr er empor. Brach ein Mast, schlug ein Stück Grundeis gegen die Planken, oder riß die vom Frost steif gefrorene Takelage? Schnell nahm er alles in Augenschein. Da er Nichts entdeckte, setzte er sich auf seinen alten Platz.

Vorhin schlugen die Wogen an den Spiegel des Keitels, jetzt ließ sich fast kein Ton von dorther vernehmen. Michael schaute über Bord und bemerkte zu seinem nicht geringen Schrecken, daß das Fahrzeug vom Winde fortgetrieben wurde.

„Die Ankerkette ist zerrissen," murmelte er. Das kann uns retten und dorthin treiben, wo der Alte nicht hin will. — Gott legt seine rettende Vaterhand hinein." Er zog die Kette über Bord — das Anker war abgerissen. „Springt aber der Wind um, uns entgegen, hat der Alte viel zu verantworten," schloß er seinen Redesatz.

Mit einbrechendem Morgen ließ der noch immer aus der alten Himmelsgegend wehende Wind nach. Der Keitel stand höchstens eine halbe Meile von Polske. „Schliefe der Alte den Tag über, kämen wir Mittags an's Land. Jetzt wäre Zeit die Segel zu gebrauchen. Kann ichs aber wagen?" dachte Michael.

Bald nach Morgengrauen erschien der alte Claaß. Als er sah, wo sich der Keitel befand und Michael auch gar vom Verlust des Ankers sprach, kannte seine Wuth keine Grenzen. „Ich will nicht nach der verdammten Nehrung zu dem Frauenzimmer. Dieser Bube thut mir alles zum Possen — hat wohl selbst das Anker gekappt — aber — mein Wille soll geschehen — ich bin Schiffseigner," schrie der Alte, indem dunkle Zornröthe sein Gesicht bedeckte. „Marsch, an das Segel."

Michael stand unschlüssig.

Claaß der Aeltere zitterte am ganzen Körper und brüllte noch ein Mal los, daß es den Sturm übertönte: „Rührt sich der Hund nicht? Und sollten wir beide ersaufen, wie elende Landratten, die in's Wasser fallen — marsch — an das Segel!" — „Wohin fahren wir?" fragte der Sohn. — „Wohin? — An's Land — zum Teufel!" Michael heißte das steif gefrorne Segel, so gut es gehen wollte, auf.

Der Alte befestigte die Schote,*) ließ das rechte Schwert**) fallen, drehte mit dem Steuer den Keitel in den halben Wind — er kam noch immer aus Südost — und nahm auf der Bank am Steuer Platz. „Der Bube scheint mit dem Winde einen Höllenpakt geschlossen zu haben," murmelte er vor sich her, als er bemerkte, daß das Fahrzeug sich kaum rührte.

Der Tag entfloh. Mit ihm stellte sich bei unsern Fischern bedeutender Hunger ein, was einer dem andern verschwieg. Lange lag das Segel unbenutzt auf dem Verdeck. Beim letzten Herablassen brach es mitten entzwei, wodurch die letzten Mittel zum Weiterkommen fehlten. Der Alte ging oft in's Roof, kam aber ebenso unmuthig wieder zum Vorschein. Forderte Michael ihn auf, den Keitel an die Nehrung mit dem Winde treiben zu lassen, fluchte er noch schrecklicher und stellte sich noch ungebehrdiger, deshalb schwiegen zuletzt beide.

Nochmals brach die Nacht herein mit allen ihren Schrecknissen, ihrer Dunkelheit und eisigen Kälte. Die Stimmung des alten Claaß schien sich mehr und mehr zu mildern. „Lasse uns treiben mein Sohn," sagte er, „wohin es Gott gefällt." Dann ging er in's Roof, um sicherlich nicht zu schlafen, sondern seinen traurigen Gedanken nachzuhängen. Vor Hunger schmerzte ihm der Kopf — sein Körper fror — ein allgemeines Schwächegefühl stellte sich bei ihm ein.

Michael trug sein körperliches Leiden mit mehr Resignation, als sein Vater. Düster waren die Bilder seiner Phantasie, düsterer als der umflorte Himmel und die nächtliche Dunkelheit erschien ihm seine nächste Zukunft. Langsam, mit eisiger Hand, schritt der Tod an ihn heran — er ergab sich dem Willen Gottes.

Das Fahrzeug sank mit seinem Boden tiefer und tiefer, ein Zeichen, daß die Eismassen außerhalb mehr und mehr anfroren. Wurde die Last zu groß, mußte es in den Grund gehen. Schlugen die Wellen in seine Höhlung, vermochte Michael sie nur theilweise auszuschaufeln, der andere Theil des Wassers fror sofort fest.

„Höchstens fünf Zoll Bord," murmelte der junge Mann. „Höchstens

*) Leine, woran das Segel befestigt ist.

**) Ein Brett, das das Abfallen des Keitels in den Wind verhindert.

noch fünf Stunden Lebensfrist.“ — Gegen Mitternacht erhob sich ein furchtbarer Sturm, der in ein allgemeines Schneegestöber überging; deshalb ging Michael zu seinem Vater ins Roof.

„Komm hinaus,“ sagte er, „unsere Lebensstunden sind gezählt, wenn Gott nicht ein Wunder thut.“ — „Ich kann nicht mehr aufstehen,“ antwortete dieser, „lasse mich nur hier im Bett — ob ich hier oder da außen umkomme.“ — „Hast recht. Hier ist auch schon alles voll Wasser.“ —

Ein schwerer Seufzer entrang sich der Brust des älteren Keitelfischers. Nach einer längern Pause, in der sein Rechtlichkeitsgefühl mit seinem Eigensinn zu ringen schien, begann er nochmals: „Michael — bald stehen wir vor dem Richter droben — bist auch noch böse, Junge?“ Der Sohn faßte seines Vaters schwülige Hand und bedeckte sie mit vielen Küssen, eine Antwort vermochte er aber vor Rührung nicht zu geben. „Weine nicht — weine nicht. Deine Thränen drücken mir das Herz ab. — Mutter ist an allem Schuld,“ sagte nochmals der Vater. „Des Himmels Segen ruhete auf uns allen, als sich nicht fremde, unberufene Leute in unsere Familienangelegenheiten drängten.“ — „Ist wahr — alles wahr!“ — „Aber — Gott ist mein Zeuge — ich mache Euch keine Vorwürfe. — Ich habe alles getragen wie es einem Christen geziemt.“ — „Hast es“ — „Ich dachte, ewig kann's nicht dauern.“ — „Ja — ja!“ — „Eine bittere Schuld belastet meine Seele. Vergieb auch mir meine Heftigkeit im Kruge.“ — „Mein einziger Junge — von ganzem Herzen.“ — „Und Cordula?“ — „Wird Dein Weib, wenn Gott uns rettet.“ — „O Vater, Vater! warum spracht Ihr heute Morgen nicht so? Damals wäre vielleicht noch Rettung möglich gewesen — jetzt ist's zu spät, zu spät.“ — —

Noch immer ist es Nacht. Eine undurchdringliche Finsterniß ruht auf dem Wasser, das sich an einzelnen Stellen zu compacten Eismassen glättet. Auf den ruhiger gewordenen Fluthen treibt ein dunkler Gegenstand, der untersinkende, kaum ein Zoll Bord haltende Keitel. Auf dem Hinterdeck liegt ein alter Mann mit verzerrten Zügen, glasigen Augen und todtbleichen Lippen. Krampfhaft umfaßt er den Arm seines Sohnes, der mit der einen Hand die Steuerpinne, mit der andern Hand die Schote des am Maste befestigten in der Mitte durchrissenen Segels hält. Ueber den Keitel rollen bleiern schwere Wogen, die Niemand sich auszuschöpfen

bemüht. Was hilft es auch? Fest frieren sie, wenn sie hinübertauschen. Jeden Augenblick erwarten die Männer das Untersinken, das noch immer nicht erfolgen will. Schlägt der Wind in das Segel, lässt der junge Mann die Schote ein wenig nach.

Das Schiff befriert mehr und mehr und sinkt tiefer und tiefer. Da stürmt eine Schneebrise heran, wild und schauerlich — dann verhüllt sie den Keitel, der unseren Blicken entschwindet. — — —

Das blaue Himmelsauge schaut hernieder auf die Winterlandschaft. Hell leuchtet der Sonnenstrahl empor und tanzt und flimmert über dem Eisspiegel des frischen Haffes, das theils die mit Schnee befallene Düne, theils das Festland mit seinen romantisch gelegenen waldumkränzten Bergketten umrandet. Klar und durchsichtig ist die Atmosphäre, nur über See lagert sich ein streifenartiges, graues Nebelgewölk, das Zeichen des anhaltenden Frostes. Kein Ton ist hörbar, als das Rollen der Ostsee, als das kreischende Geschrei der am Ufer drüben und hüben flatternden Strandmöwen.

Eine achtel Meile von Polske entfernt liegt der halb im Wasser versunkene, halb eingefrorene Keitel, der hier auf eine ihn vor dem Untergang rettende Sandbank — den sogenannten Nehrunger Haken — gerieth. An Bord herrscht reges Leben. Der alte Mann liegt in Betten eingehüllt auf dem Verdeck. Vor ihm kniet ein junges Frauenzimmer und reicht ihm warmen Kaffee und etwas Wein.

Michael stützt sich noch immer auf die Ruderbank, die er fast zwei Tage und zwei Nächte nicht verlassen, um ihn ist ein junger Fischer von der Nehrung beschäftigt, der ihn freundlich tröstet und ihn in einen warmen Rock hüllt. Kennst Du, geliebter Leser, dieses Mädchen und diesen jungen Mann? Schaue sie dir nur an — es sind Personen, die Du lieb gewonnen hast, und die Du jetzt hochachten mußt. Es ist Cordula und Christian.

Schon gestern frühe erkannten sie Claaßens Keitel. Sie forderten die Nachbaren zu seiner Rettung auf. Niemand legte die Hand an — es war ja ganz unmöglich. „Auch Du willst die Menschen retten, die Dich unglücklich gemacht?" sagte Knels Duhnke, der nächste Nachbar, „Cordula, laß sie ersaufen — sie verdienen nichts Besseres!' „Und wären sie meine bittersten Feinde, Knels," antwortete Cordula, „ich setzte

mein eigenes Leben zu ihrer Rettung ein." — „Ist wohl alles gut — ich kann Euch nicht helfen," meinte Knels.

Christian und Cordula versuchten auf einer Lodsche*) bei offenem Wasser hinan zu fahren. Ach, es blieb leider nur ein Versuch, bei dem sie bald selbst das Leben eingebüßt. Das Eis schob im Grunde zusammen und schnitt, vermöge seiner Schärfe, das Vorderende des Fahrzeugs durch. Es entstand ein Leck — das Wasser strömte in den Raum, es füllend bis zu den Borden. —

Glücklicher Weise befanden sie sich noch nahe am Lande — das Boot blieb auf dem Grunde stehen. — Beide wateten zum Ufer zurück.

„Noch eine Nacht müssen wir abwarten," meinte Cordula, „vielleicht trägt uns morgen schon das Eis — wir laufen auf Schlittschuhen hinüber." —

Und sie thaten es auch. — Nachts stellten sie ein helles Licht an's Fenster, um den Claaßens Muth einzuflößen und zu zeigen, daß man sie retten wolle. Michael hatte auch stets das Steuer auf das Licht gehalten, bis der Keitel auf den Haken gerieth.

Als kaum der Tag gegraut und sie das halb versunkene Schiff erblickten, wagten sie sich auf Schlittschuhen hinaus. Die Polsker schüttelten den Kopf und sagten: „Die kommen nimmer wieder — noch ist das Eis zu schwach!" Ja, das Eis knisterte und brach. — Ein Mal sank Christian durch — aber dem Muthigen hilft Gott — sie erreichten den Keitel.

Sie kamen noch zur rechten Zeit. — Der alte Claaß lag in tiefen Schlaf versunken, der oft dem Erfrierungstode voran geht. Michael besaß noch mehr Frische, fiel aber in Ohnmacht, als er die muthigen Geschwister erblickte.

Christian lief noch ein Mal an's Land, um Kaffee und warme Kleidungsstücke zu holen — denn noch besaß das Eis nicht die Stärke, um die Schiffbrüchigen auf einem Schlitten heimzuführen.

Der alte Claaß erholte sich, als er warmen Kaffee zu sich nahm. — Michael wurde bald rüstig und munter. — — —

Vor Claaß dem ältern kniet das junge Paar, Michael und Cordula. Er legt segnend seine Hände auf ihr Haupt und spricht: „Gott will es — Gott will es — werdet Mann und Weib."

*) Ein vorn und hinten spitzes Boot.

Vierzehn Tage sind verflossen. Die Eisdecke trägt schon große Lasten und Frachtstücke, denn sie geht bis auf den Grund. Furchtbar war der Frost und die Kälte.

Dahin saust ein Schlitten mit hellem Geläut und hält vor dem Sperlingschen Hause in Polske.

Muthig stampfen die feurigen Rosse den Boden, schütteln die lauten Glocken, daß es weit über die beschneiten Dünen hallt. Eine alte Frau, im Costüm der Passarger steigt ab. — Sie geht in's Haus. Michael und Cordula kommen ihr entgegen. —

Sie reicht Cordula freundlich die Hand.

„Wo ist mein Alter?" fragt sie. „In der Stube," antwortet Cordula. — Sie treten ein. Auf der Ofenbank sitzt ihr Gatte, neben ihm die alte Frau Sperling am summenden Spinnrad. Alle erheben sich.

Stille ists im Zimmer — nur die alte Wanduhr mit bunter Schnörkelmalerei tickt — und der Zeisig im Vogelbauer am Fenster zwitschert in alter Weise. — Sonst ists hier so wohnlich, so schön — so heimathlich — denn der goldne Friede kehrte zurück in die Hütte und die Herzen der Menschen.

Die alte Frau aus Passarge reicht ihrem Manne die Hand und wischt sich die perlenden Thränen von den Wangen ab: „Gott hat Dich gerettet, Nathanael," beginnt sie langsam zu sprechen, „ihm sei Ehre und Lob!" — „Hab's mir selber zugezogen Barbara," erwidert Nathanael. — „Du bist auch nicht schuldlos." — „Stille, stille, Mann — alles vergessen, alles vergeben," spricht die Frau. Dann wendet sie sich zu Cordula und Michael, die Hand in Hand vor ihr stehen. „Gott segne Euch, meine Kinder," beginnt sie wiederum. „Der Glaube soll Euch nicht trennen, da sich das Herz zum Herzen gefunden!" Michael umschlingt seine Cordula und drückt einen feurigen Kuß auf ihre Wangen.

Kein Auge bleibt thränenleer. —

Was sagt der Herr Pfarrer dazu? „Laß sie nur ins Unglück rennen, die Irregeleiteten — eine Mischehe ist nie glücklich!" — —

Er hatte aber falsch geurtheilt. Cordula und Michael leben bis auf heutigen Tag — glücklich und zufrieden.

Johannes Eccard und die erste Blüthe der deutschen Tonkunst in Preussen.

Ein Vortrag*), gehalten auf dem Königlichen Schlosse am 4. Februar 1864

von

A. Saran,

Divisionsprediger.

Trotz eines tiefen Sinnes für das Reich der Töne und einer eigenthümlichen Erfindungskraft auf diesem Gebiete, hat die deutsche Nation doch nicht vor dem 16. Jahrhundert die Befähigung für eigne nationale Schöpfungen in der künstlichen Musik erreicht. So allgemein verbreitet schon in den ältesten Zeiten das „Singen und Sagen," also der Gesang als eine natürliche Steigerung des Wortes war, — es war eben natürliche Musik, die von der künstlichen gar sehr verschieden ist. Die ersten Schritte zur Ausbildung der letzteren verdanken die europäischen Völker der christlichen Kirche; die tiefsten Gründe für die riesige Entfaltung der neueren deutschen Musik liegen in der Reformation. Wie aber Deutschland in vielen Zweigen seines geistigen Lebens eines vorläufigen Einflusses von außen her bedurft hat, den es schnell in sich verarbeitet, um dann in seiner

*) Vorbemerkung. Diese Arbeit enthält keine neuen oder selbstständigen Forschungen, sondern macht nur den Versuch, die Resultate der musikalischen Geschichtsschreibung einem weitern Kreise mitzutheilen. Da hierbei zum Theil auch auf nicht musikalische Personen gerechnet werden mußte, so wollen Sachkenner hiernach Auswahl und Behandlung des Stoffes beurtheilen.

Benutzt wurden außer v. Winterfeld's bekanntem Werke: Döring zur Geschichte der Musik in Preußen. Hft. 1. Elbing 1854. J. Voigt. Deutsche Musik im 16. Jahrhundert insbesondere am Hofe Albrechts von Preußen. (in der Zeitschrift Germania Leipzig 1852. S. 207 ff.)

eigenthümlichen Art und Weise selbst Werke ersten Ranges zu schaffen, so zeigt auch das Jahrhundert vor der Reformation in der Musik mehr nur die Annahme und Aneignung des Fremdländischen. Bald finden sich daneben auch deutsche Erzeugnisse, freilich im Stil fremder Schulen, aber doch von selbstständiger Erfindung. Die künstliche oder Figuralmusik wurde nämlich besonders aus den Niederlanden her verbreitet. Dort war unter den blühendsten Verhältnissen des gewerblichen und geselligen, sowie des wissenschaftlichen und religiösen Lebens eine Reihe höchst talentvoller Tonkünstler aufgetreten, deren Verdienst in der gründlichsten Ausbildung der musikalischen Technik, des sogenannten Contrapunktes bestand. Der geistvollste und berühmteste unter ihnen war Josquin des Prés († 1531) „der Erzcomponist, der Vater der künstlichen Musik" genannt. Seine kunstreich „fugirten" 5 und 6stimmigen Motetten und Messen waren bis weit in's 16te Jahrhundert hinein die Lieblinge der deutschen Gesangfreunde. Denn so sehr er sich auch in den verschlungendsten und räthselhaftesten contrapunktischen Geheimnissen und Künsteleien gefiel — dennoch waren seine Melodien lieblich und den Texten entsprechend. Luther, der bekanntlich ein gediegener Kenner auch der sogenannten Figuralmusik war, sagte einst, als er eine Motette Josquins angehört hatte: „Josquinus ist ein Meister der Noten. Diese haben thun müssen, wie er gewollt; andere Componisten müssen thun, wie die Noten wollen." 40 Jahre später culminirte die niederländische Schule in Orlandus Lassus, von welchem unten wird die Rede sein müssen. In Deutschland wurden besonders Augsburg und Nürnberg Pflanzstätten dieser Schule und Sammelpunkte des musikalischen Verkehrs.

Diese streng schulmäßige Kunstübung — man nannte sie charakteristisch für die damalige Zeit eine Wissenschaft — stand nun aber in lebhafter Beziehung zu zwei andern Elementen von großer Wichtigkeit. Sie selbst nämlich war nur in eingeschränktem Sinne frei schöpferisch zu nennen; sie entnahm ihr Hauptmaterial, die Melodie, großentheils entweder aus dem gregorianischen Kirchengesang, oder aus dem Schatz der weltlichen und geistlichen Volkslieder. Daher stammt auch der bis zu Ende des 16. Jahrhunderts geläufige Unterschied zwischen dem Sänger, dem Erfinder der Melodie, und dem Setzer, dem kunstgeübten Bearbeiter derselben.

Der gregorianische Kirchengesang nun bestand aus Melodien von lauter gleichlang gehaltenen Noten, die entweder, wie bei den Hymnen zwischen leichtfaßlichen Tonstufen auf- und niederschwebten, oder, wie bei vielen Responsorien, immer einen und denselben Ton deklamatorisch zu Gehör brachten und nur gegen Ende eine gesangvollere Wendung nahmen. Der heutige Choral- und Collektengesang hat große Aehnlichkeit damit. Allein von Harmonie war bei ihm ebenso wenig die Rede als von Takt oder Rhythmus.

An ihm hatte sich auch der Volksgesang gebildet. Dieser zeigt aber von jeher die Abwechslung kurzer und langer Noten, also einen bewegteren Rhythmus; er gewinnt im Mittelalter mit der Ausbildung der 3theiligen Strophenform, des Reims und des Refrains in der Poesie — einen symmetrischen Periodenbau und Wiederkehr der einzelnen Wendungen, nimmt also unbewußt eine künstlerisch-architektonische Gliederung an. Dazu gesellt sich in der Blüthezeit des Volksliedes im 15. u. 16. Jahrhundert, ein reizvoller sinnlicher Wohllaut und eine mannigfaltige rhythmische Bewegung.

Trotz dieser eingreifenden Verschiedenheiten jedoch arbeitet die Kunstmusik ebenso wie der Volks- und Kirchengesang wesentlich mit demselben Tonmaterial, nämlich mit den sogenannten Kirchentönen. Dies waren 8 Tonarten, welche Papst Gregor I. festgesetzt hatte, und die bis tief in das 17. Jahrhundert hinein fast allen Tonwerken zu Grunde lagen; nur der Volksgesang hat sich zuweilen dreist darüber hinwegzusetzen gewußt. Sie sind wohl zu unterscheiden von unsern 24 Dur- und Molltonleitern, welche sich erst sehr spät aus ihnen entwickelt haben. Die 8 Kirchentonarten waren höchst einfach, alle aus einer, nämlich aus der sogenannten diatonischen Tonleiter (C D E F G A H C) gebildet, indem die erste Tonart von D bis D, die folgenden von E bis E u. s. w. reichten. Am anschaulichsten macht man sich die Sache dadurch, daß man die Obertasten des Claviers hinwegdenkt.

So besaß denn die deutsche Musik vor der Reformation auf der einen Seite einen sehr bedeutenden Reichthum alter und neuer, weltlicher und geistlicher, kirchlicher und volksmäßiger Melodien, zum Theil von unzerstörbarer Dauerhaftigkeit, Tiefe und Schönheit; auf der andern Seite eine

höchst ausgebildete, zum Theil sogar überkünstelte Technik. Auch waren schon einzelne sehr beliebte Componisten aufgetreten, z. B. Heinrich Isaac. Es hatten sich in Süddeutschland und von da aus besonders in Sachsen und Thüringen an den Hofcapellen der Fürsten und in den Cantoreien der Städte musikalische Pflanzschulen gebildet, welche den Gesang und die Instrumentalmusik pflegten und tüchtig geschulte Künstler zogen. Der um 1500 erfundene Notendruck mit beweglichen Typen trug sehr viel zur schnelleren Verbreitung und Hebung der Musik bei; die Nürnberger und Augsburger Instrumentenfabriken fingen allmählig an, mit denen zu Lyon und Venedig zu wetteifern.

In alle diese Bestrebungen kam ein neuer Geist durch die Reformation. Luther verfuhr auch in der Musik — welche er bekanntlich fast der Theologie gleichstellte — mit genialem Tacte. Sein Beispiel wurde mit Recht maßgebend bei der Einrichtung des Kirchengesanges in allen für seine Lehre gewonnenen Ländern. Er setzte sich in Verbindung mit dem churfächsischen Capellmeister Johann Walther, einem sehr verdienten Tonsetzer, und legte den Grund zu einer neuen evangelischen Kirchenmusik, indem er — ächt evangelisch und reformatorisch — alle brauchbaren Elemente des bisherigen Musiktreibens in den Dienst der Kirche zog. Viele alte Hymnen und liturgische Gesänge wurden entweder mit lateinischem Text beibehalten oder übersetzt; was aber die katholische Kirche nur spärlich geduldet hatte — den Gemeindegesang — machte Luther zur Hauptsache. Darum griff er zurück zu den alten geistlichen Volksgesängen, ja selbst zu weltlichen Liedern, wobei die Schönheit der Melodie nicht selten den Ausschlag gab. Ueberdies dichtete er selbst im Anschluß an Worte der heiligen Schrift, namentlich der Psalmen, neue Lieder, zu denen er die Melodien zwar nicht eigentlich frei erfand, aber unter Benutzung älterer bekannter Lieder zusammenstellte. So erschien 1524 sein erstes Gesangbuch mit 8 Liedern. Ihm schlossen sich bald eine große Anzahl ähnlicher an. Sie alle erschienen in mehrstimmiger Bearbeitung, sollten also nicht blos dem Bedürfniß der Gemeinde, sondern zugleich künstlerischen und pädagogischen Interessen dienen. Luther spricht in der Vorrede zu dem Johann Waltherschen Gesangbuche von 1525 ein sehr bedeutsames Princip aus, wenn er sagt, die Gesänge seien in 4 Stimmen gebracht

„nicht aus anderer Ursach, denn daß ich gern wollte, die Jugend, die doch sonst soll und muß in der Musica und andern rechten Künsten erzogen werden, etwas hätte, damit sie der Buhllieder und fleischlichen Gesänge los würde und an derselben Statt etwas Heilsames lernete. — Auch daß ich nicht der Meinung bin, daß durchs Evangelium sollten alle Künste zu Boden geschlagen werden, wie etliche Obergeistliche fürgeben. Sondern ich wollt alle Künste, sonderlich die Musica gern sehen im Dienst des, der sie gegeben und geschaffen hat." — Die bereits vorhandenen Sängerchöre halfen die Einführung des deutschen Gemeindegesanges vermitteln, und dieser konnte nun unablässig seine bildende Macht an der gesammten Masse des Volkes üben. Wie hoch Luther den Kunstgesang schätzte, erhellt aus folgenden Worten, die ich nicht umhin kann, anzuführen, weil sie uns ein äußerst anschauliches Bild geben. „Wo die natürliche Musica durch die Kunst geschärfet und poliret wird, da siehet und erkennet man erst zum Theil (denn gänzlich kanns nicht begriffen noch verstanden werden) mit großer Verwunderung die große und vollkommene Weisheit Gottes in seinem wunderbarlichen Werk der Musica, in welcher vor Allem das wohl zu verwundern ist, daß einer eine schlechte Weise oder Tenor (wie es die Musici heißen) hersinget, neben welcher 3, 4 oder 5 andere Stimmen auch gesungen werden, die um solche schlechte einfältige Weise oder Tenor gleich als mit Jauchzen ringsherum spielen und springen und mit mancherlei Art und Klang dieselbige Weise wunderbarlich zieren und schmücken, und gleichwie einen himmlischen Tanzreihen führen, freundlich einander begegnen und sich gleich herzen und lieblichen umfangen; also daß diejenigen, so solches ein wenig verstehen und dadurch beweget werden, sich des heftig verwundern müssen und meinen, daß nichts seltsameres in der Welt sei, denn ein solcher Gesang mit viel Stimmen geschmückt. Wer aber dazu keine Lust noch Liebe hat, und durch solch lieblich Wunderwerk nicht beweget wird, das muß wahrlich ein grober Klotz sein."

Diese Schilderung setzt bereits tüchtig geschulte Kräfte voraus; sie ist aber in der That mehr eine Weissagung dessen, was ein halbes Jahrhundert später kommen sollte, als daß sie schon auf einen der damaligen Meister paßte. Johann Walther, Ludwig Senf'l, Georg Forster und wie sie sonst heißen, besaßen eine bedeutende Gewandtheit in der kunst-

nichen Stimmenverflechtung, sie verstanden es aber noch nicht, eine Melodie einfach und doch charaktervoll zu harmonisiren. Vielmehr wurde die Melodie, zumal sie nicht in der deutlich hörbaren Oberstimme, sondern im Tenor lag, durch die große Fülle der sich über und unter ihr in Höhe und Tiefe bewegenden Stimmen für die Hörer meist nur erdrückt und verdunkelt. Zugleich wurde sie nach musikalischem oder poetischem Bedürfniß in ihrem Rhythmus zuweilen so wesentlich alterirt, daß man sie kaum wiedererkennen konnte. Seit der Mitte des 16. Jahrhunderts fing man allerdings an, die Melodie in den Sopran zu verlegen, aber man verfiel damit leicht in das entgegengesetzte Extrem: um des Rhythmus, um der Deutlichkeit willen jede kunstreichere Stimmführung zu verschmähen und nur Note auf Note zu setzen. — Ueberhaupt macht die ganze deutsche Kunstübung vor Eccard noch immer den Eindruck eines unsicheren Ringens, einer gewissen Unbehülflichkeit und Unfreiheit. Schon die Trennung des Setzers von dem Sänger ließ es nie zu einem ganz selbstständigen freien Erguß der Persönlichkeit kommen. Diese wurde sodann vielfach beengt durch das altkirchliche Tonsystem, welches namentlich der harmonischen Entfaltung ziemlich enge Schranken zog. Man war z. B. fast ausschließlich auf den Dreiklang und dessen Verwandte angewiesen; der Septimenaccord und die durch ihn bedingten feinen harmonischen Nüancen waren noch ein ziemlich dunkles Gebiet. Die Stimmführung selbst überwachten schwierige und verwickelte Gesetze. Dazu kam der Mangel eines gleichmäßigen Zeitmaßes, einer geregelten Tacteintheilung. Die ganze Musik des 16. Jahrhunderts war rhythmisch, d. h. sie bestand nicht, wie bei uns, aus Tacten von gleicher, sondern von ungleicher Zeitdauer, es standen sich also größere Perioden von abweichender Gliederung gegenüber. Tactstriche gab es noch nicht; will man daher in neuerer Zeit jene alten Weisen in Tacte eintheilen, so kann man es in vielen Fällen nur so, daß man im Verlauf desselben Stückes bald geraden (2theiligen) bald ungeraden (3theiligen) Tact vorschreibt. —

Alle diese Unvollkommenheiten machten sich nun als solche allerdings weit mehr in den weltlichen als in den geistlichen Gesängen geltend. Die naturwüchsige und lebenskräftige Volksmelodie büßte durch die steife und doctrinäre Polyphonie (Vielstimmigkeit) fast immer ihren ursprünglichen

Charakter ein. Kommt nun dazu der Umstand, daß jene Zeit in Betreff derber, ja anstößiger Texte durchaus nicht wählerisch war, so ist dieser Theil der damaligen Kunst für den unmittelbaren Genuß so gut als nicht vorhanden. Ganz anders die geistlichen Lieder. Bei ihnen war jene strenge Art künstlerischer Veredlung der Volksmelodie ganz geeignet, ja durch das Wesen des Religiösen gefordert. Da nun die schulmäßige Kunstübung bis dahin vorwiegend auf religiöse Stoffe bezogen gewesen war, so bewegten sich solchen gegenüber die Künstler mit verhältnißmäßig viel größerer Freiheit und Natürlichkeit. Freilich müssen wir, um diese Musik genießbar zu finden, von unsern Ansprüchen an sinnlichen Wohllaut und schlagende Charakteristik völlig abstrahiren. Wir haben es eben mit der Jugendperiode unserer Kunst zu thun. Und dennoch liegt gerade in der engen Beschränktheit ihres Horizontes für den unbefangenen Musikfreund ein ganz eigener Zauber: es tritt ihm darin jene Mischung von rührend-kindlicher Naivetät und Tiefe mit derber, fast unbeholfener Kraft entgegen, wie sie so vielen bedeutenden Erscheinungen jener Zeit eigen ist. Es läßt sich darin das höchst interessante Schauspiel der langsamen und allmählichen Aneignung des neuen protestantischen Geistes beobachten. Anfangs demselben noch als einer äußeren imponirenden Macht dienstbar gewinnt das künstlerische Gemüth durch ihn immer mehr Tiefe, Klarheit und Selbstbeherrschung, bis es im Stande ist, den Eindruck der neuen Weltanschauung mit freier Schöpferkraft treu und allgemeinverständlich zu reproduciren. Dieser Geistesproceß bildet einen wahrhaft erquickenden Gegensatz zu der politischen Misère jener Tage und zu dem theologischen Gezänk, das bald nach der ersten Begeisterung der Reformation allerorten losbrach. Wir treten hinein gleichsam in die stille heilige Zufluchtsstätte des deutschen Geistes unter den langsam und verhängnißschwer sich zusammenziehenden Gewitterwolken, die sich 1618 mit entsetzlichem Krachen über unserm unglücklichen Vaterlande entladen sollten. Mitten aus jener Zeit dumpfbrütender Gährung und fieberhafter Spannung blickt uns, einer lieblichen Idylle gleich, das bescheidene Künstlerleben unseres Meisters entgegen, des Mannes, der so zu sagen die erste, reinste und heiligste künstlerische Vermählung des deutschen und des evangelischen Geistes darstellt. —

Johannes Eccard wurde im Jahre 1553 geboren zu Mühlhausen in dem schönen und gesangreichen Thüringerlande, welches nachmals auch den größten Meister deutscher Tonkunst, Joh. Seb. Bach, hervorbrachte. Wer seine Eltern gewesen, ist unbekannt. Den ersten musikalischen Unterricht hat er wahrscheinlich von dem Kantor seiner Vaterstadt, Joachim von Burg erhalten. Später ward er Schüler des damals größesten Niederländischen Meisters, Orlandus Lassus, der sich als Capellmeister Herzog Alberts des Großmüthigen von Baiern am Hofe zu München aufhielt, und dessen Ruhm so außerordentlich war, daß Kaiser Maximilian II. ihm aus freiem Antriebe den Reichsadel verlieh. Es läßt sich annehmen, daß Eccard schon eine gewisse Ausbildung erlangt haben mußte, ehe ihn Orlandus in die Lehre nahm; wahrscheinlich kam er also als heranreifender Jüngling zu ihm, so daß er dem vielbeschäftigten Meister in mancher Weise, insbesondere bei der Herausgabe seiner Werke behülflich sein konnte. Ein sehr inniges Verhältniß bildete sich zwischen beiden, und Eccard gedachte seines väterlichen Lehrers und Freundes bis in sein Alter stets mit dankbarer Freude. Der Einfluß dieses vielgereisten und mit den höchsten Personen Europas bekannten Mannes scheint in der That für Eccard ein sehr segensreicher gewesen zu sein und sich keineswegs bloß auf das musikalische Handwerk bezogen zu haben. Das thätige, lebensvolle und aufgeweckte Naturell des jungen Thüringers war gewiß den Eindrücken des Meisters ebenso zugänglich als diesem willkommen. Höchst wahrscheinlich begleitete er ihn nach Paris an den Hof Carl's des Neunten, wo sich Orlandus 1571 eine Zeitlang aufhielt. Als dieser jedoch 1574 für immer an den französischen Hof übersiedeln wollte, trennte sich Eccard von ihm und ging nach Augsburg zu Jakob Fugger, an welchen ihn Orlandus empfohlen hatte, und der ihn in seine Dienste nehmen wollte. Dieser reichste Banquier damaliger Zeit, der zugleich ein besonders warmer Freund und Gönner der Musiker war, konnte ihm mit Leichtigkeit die Mittel gewähren, um in dem gelobten Lande der Kunst, in Italien, seine Ausbildung zu vollenden. Dies mußte ja der sehnlichste Wunsch jedes strebsamen und talentvollen Künstlers sein. Denn dort stand in Rom Palestrina auf dem Höhepunkt seines Ruhmes, dort blühte in Venedig unter dem Organisten Andreas Gabrieli eine berühmte Tonschule, welcher auch

der Sängermeister Zarlino, der „Fürst der musikalischen Theoretiker“ angehörte. Merkwürdig ist, daß die confessionelle Feindschaft damals wie später den Verkehr deutscher und italienischer Musiker nicht gehindert zu haben scheint. Wahrscheinlich bildeten außer der Musik die humanistischen Bestrebungen, gegen welche Rom stets nachsichtig war, ein hinreichend neutrales Gebiet für beide Theile. Daß Eccard die wunderbare Meeresstadt wirklich gesehen, davon giebt uns ein einzelnes fünfstimmiges Lied mit italienischem Text ein recht anschauliches Zeugniß. Das Lied ist besonders deshalb merkwürdig, weil es eine Art dramatischer Anlage hat, was für die damalige Zeit selten war. Die Grundmelodie bildet ein deutsches Trinklied; über ihm erbaut sich eine Scene zwischen drei Bettlern und einem Edelmann auf dem Markusplatz. Das Stück gehört zu den sogenannten Quodlibets, einer damals beliebten Gattung geselliger Hausmusik, wobei mehrere bekannte Lieder, ohne sich gegenseitig zu incommodiren, zu gleicher Zeit, aber von verschiedenen Stimmen gesungen, als ein Ganzes erklangen.

Von Venedig ging Eccard entweder zunächst in seine Vaterstadt zurück, um die Herausgabe seines ersten Werkes von zwanzig geistlichen Gesängen, das 1574 in Mühlhausen erschien, persönlich zu vermitteln; oder was wohl wahrscheinlicher ist — er begab sich sofort nach Augsburg in den Dienst der Gebrüder Fugger, denen er 1578 sein zweites Werk widmete: 24 deutsche Lieder „mit vieren und fünf Stimmen, ganz lieblich zu singen und auf allerlei musikalischen Instrumenten zu gebrauchen.“ Die Zueignung bezeichnet die Brüder ausdrücklich als „hochverständige Herren zu solcher löblichen Kunst, wie auch zu allen andern.“ Schon im Jahre 1579 löste sich dies Verhältniß, denn Eccard wurde durch den Markgrafen Georg Friedrich von Brandenburg-Anspach, welcher das Herzogthum Preußen für dessen gemüthskranken Herzog Albert Friedrich verwaltete, nach Königsberg berufen. —

Preußen besaß bereits ein sehr reges Musikleben und war hinter Deutschland durchaus nicht zurückgeblieben. Schon vor der Einführung des Christenthums hatte man zarte und sinnige Volkslieder gesungen. Der Deutsche Orden führte den römischen Kirchengesang ein, im 14. Jahrhundert gab es mehrere Hochmeister, die selbst Dichter und Sänger wa-

ren; namentlich Luther von Braunschweig (um 1330), der den Kirchengesang zum Gegenstand des Schulunterrichtes machte und oft selbst im Chor der Geistlichen und Knaben mitsang. Auch die Königsberger mußten 1381 bei der Gründung der Kneiphöfischen Schule einen Schulmeister anstellen, der den Knaben „allerlei freie Künste lese und seinen Chor mit Gesang halte." Der Hochmeister Conrad von Jungingen (um 1400) hatte schon eine Art Hofkapelle. Er ließ viele ausländische Virtuosen und Künstler zu Concerten an seinen Hof kommen und belohnte sie reichlich. In allen Ordensstädten gab es „Stadtpfeifer" und Sängerchöre, die den Hochmeister bei seinen Besuchen einholen mußten. Schmetternde Posaunen, Flöten und Trompeten wechselten bei solchen festlichen Aufzügen ab mit den sanften Klängen der Lautenschläger. Letztere waren besonders beliebt, denn sie pflegten wohl als „Liedsprecher" die Gastmähler bei Hof und in den Städten mit launigen und ernsten Improvisationen zu würzen. Außer diesen zünftigen Musikern drängten sich aber auch die sogenannten fahrenden Leute oder „begehrende Companie" mit dreister Vagabundenfrechheit ungeladen an die Tische, so daß man ihren schrillenden Pfeifen, Pauken und Fiedeln und ihren sonstigen Gaukeleien durch obrigkeitliche Verordnungen Einhalt thun mußte. Die zahlreich eingewanderte deutsche Bevölkerung brachte ihre Volkslieder mit, und diese wurde sicherlich bei dem außerordentlichen Aufschwung des deutschen Volksgesanges im 15. und 16. Jahrhundert bedeutend vermehrt. So brachte denn schon damals die Musik ihre geselligen Reize mannigfaltig zur Geltung. Es wird berichtet, daß in den größeren Städten Sonntags und heiligen Tags nach dem Mittagsmahl, und am Werkeltage zur Vesperzeit durch Glockenschläge das Zeichen gegeben wurde, daß die Bürger im Artus- oder Junkerhofe zum fröhlichen Trunke sich versammeln oder auch mit ihren Frauen und Töchtern bei der Musik der Spielleute sich am Hoftanze erfreuen durften." In der Fastnachtszeit mußten die Spielleute täglich zu Hofe aufwarten. Wie rege übrigens der Sinn auch für die strenge Kunst der kirchlichen Musik war, bezeugt unter Andern der Umstand, daß die Marienkirche in Danzig seit 1524 allein 4 Orgeln von verschiedener Größe, die Johanniskirche daselbst schon um 1498 deren zwei besaß. — Einen ganz neuen Aufschwung gewann aber das preußische Musikleben durch Herzog Albrecht.

Dieser hochbegabte und verdiente Fürst war ebenso den künstlerischen als den wissenschaftlichen und religiösen Bestrebungen Luthers nahe befreundet und suchte seine persönliche Neigung zur Musik auch seinen Unterthanen einzupflanzen. Gelegentlich versuchte er sich selbst als Componist, und zwar nicht bloß als dilettantischer Sänger von Melodien, die er berühmten Tonsetzern zur Ausführung übersandte, sondern auch als kunstfertiger Setzer. Er scheute weder Kosten noch Mühen, um der Kunst in Preußen eine heimatliche Stätte zu bereiten. Er stand in lebhaftem Briefwechsel mit den bedeutendsten Tonkünstlern, namentlich mit Ludwig Senf'l, der, obwohl ein guter Katholik und am Münchener Hofe lebend, doch auch von den Protestanten und von Luther ganz besonders hochgeschätzt wurde. Ihm schickte Albrecht z. B. einmal eine preußische Composition zur Ansicht, wobei er in freudigem Stolze, daß auch an seinem Hofe würdige Werke gesetzt würden, hinzufügte, der Meister werde daraus ersehen, „was für Componisten in diesen weit entlegenen Landen und fast in der Wildniß seien." — Alle irgend erheblichen Compositionen ließ er sich entweder direkt von den Autoren zusenden, oder durch Abschreiber und Agenten besorgen, die er namentlich in München, Nürnberg und Augsburg hielt. Diese mußten ihm alles Neue und Bedeutende zuschicken, die besten Abschriften und die saubersten Drucke verschaffen; er dagegen belohnte sie, wie auch die Componisten, mit reichen Geschenken an Geld, Kleidungsstoffen und silbernen Geschirren. Ganz besonders lag ihm die Bildung einer Hofcapelle und eines Kirchenchores oder einer Cantorei am Herzen. Er gewann dafür einen der ersten Componisten jener Zeit, Hans Kuglmann von Augsburg. Dieser führte lange Zeit nur den bescheidenen Titel eines obersten Trompeters, hatte aber nicht bloß die Leitung der Hofmusik unter sich, sondern seine Stimme galt auch bei den Besprechungen über die neu einzurichtende evangelische Kirchenmusik und über den Musikunterricht auf den Schulen als die erste. Er war auch der Verfasser des ältesten lutherischen Gesangbuchs in Preußen, das er „den Kirchen und Schulen zu Nutz" bearbeitete. Da es in Preußen noch keine Notendruckerei gab, so schickte Albrecht die Gesänge Kuglmanns nach Augsburg, wo sie 1540 erschienen. Leider starb dieser vortreffliche Künstler schon 1542; später hatte Albrecht mit seiner Capelle mancherlei Mißgeschick. Er nahm nämlich nach

einigen Jahren einen gewissen Adrian Coelico in Dienst, der früher Bischof in Rom gewesen war, aber eine gründliche musikalische Bildung besaß. Der neuen Lehre zugeneigt, war er des Landes verwiesen worden und hatte dann als liederlicher Vagabunde einen Theil Frankreichs und Spaniens durchstreift, wobei er allerlei wüste und ketzerische Lehren gepredigt hatte. In Deutschland wurde er Professor an der Frankfurter Akademie, gerieth aber bei dem geringen Honorar für seine Lectionen bald in eine sehr drückende Lage. Da ließ er dem Herzog Albrecht, als sich dieser in Wittenberg befand, durch Philipp Melanchton einen Gesang überreichen, der demselben sehr gefiel, so daß er ihn nach wiederholten Anträgen endlich in seinen Dienst nahm und ihn sogar lobend „den Kunstreichen" nannte. Allein als sich Coelico herausnahm, seine wirren Lehren wiederum in lateinischen Kirchenpredigten zum Besten zu geben, und außerdem durch sein lasterhaftes Leben öffentliches Aergerniß erregte, mußte ihn der Herzog mitten im Winter aus dem Lande verweisen. Später konnte er keinen bedeutenden Künstler mehr für seinen Hof gewinnen, aber seine Capelle blühte dennoch fort und zählte manches ausgezeichnete Mitglied. Auch für tüchtige Hoforganisten sorgte der Herzog. 1564 ließ er einen jungen Mann auf seine Kosten für die Schloßkirche dazu ausbilden. —

So bedeutend nun auch alle diese Anregungen waren, ihre schönste Frucht sollte Albrecht nicht mehr erleben. Sie wurde erst durch Eccard zur Reife gebracht. Als dieser um 1580 nach Königsberg kam, ward er zunächst Vice-Capellmeister, also Gehilfe und Vertreter des ersten Capellmeisters Theodor Riccio aus Brescia, der durch Markgraf Georg Friedrich schon früher nach Königsberg berufen und zum evangelischen Glauben übergetreten war. — Eccards Stellung war anfangs weder glänzend noch angenehm. Denn der erste Capellmeister bekam außer freier Wohnung nur 360 preußische Gulden und zwei Kleider jährlich, der Vice-Capellmeister wird also nach damaliger Sitte etwa die Hälfte bekommen haben. Außerdem fand er wahrscheinlich eine ziemlich kühle Aufnahme in Preußen. Denn die Königsberger sahen in jener Zeit jeden Ausländer mit mißtrauischen Augen an — und nicht ganz mit Unrecht. Die fremden Gelehrten, welche Herzog Albrecht in großer Anzahl an seine neugegründete Universität berufen hatte, waren ja hauptsächlich Schuld gewesen

an jenen heftigen theologischen Zänkereien, die noch heute berüchtigt sind. Der Professor Andreas Osiander aus Nürnberg, und später sein Schwiegersohn, der Hofprediger Joh. Funk, beides Günstlinge des Herzogs Albrecht, hatten in einem ebenso unklaren als leidenschaftlichen Streit gegen den Königsberger Stancarus und Genossen die Besetzung aller geistlichen Aemter an sich zu reißen gewußt; Funk hatte sich sogar in politische Händel eingelassen und war 1566 durch eine polnische Commission wegen Hochverrathes enthauptet worden. Kein Wunder daher, wenn man den Herzögen zürnte wegen der „Franken," die sie mitbrachten. Allein Eccard erwarb sich bald wegen seines freundlichen Wesens und seiner hervorragenden künstlerischen Thätigkeit allgemeine Liebe und Achtung. Einem andern Franken, dem Hofdiakonus Sebastian Artomedes, der mit Eccard als geistlicher Liederdichter in nahe Beziehung trat, wurde sogar von dem Kneiphöfer Stadtrath die erledigte Pfarrstelle am Dom übertragen. Außer diesem „vortrefflichen Theologus und Poeten" nennt uns Eccards Schüler Stobäus besonders noch zwei jüngere Männer, mit denen der Meister verkehrte, nämlich „den weitberufenen Professor Reimann und den frommen Schulrektor Hagius." Jener war Professor der Beredsamkeit an der Universität, dieser Vorsteher der Kneiphöfschen Schule. Dieselben soll Eccard „mit seiner freundlichen Conversation und lieblichen Compositionen dahin bewogen haben, daß sie dann und wann ihm mit einem geistlichen Liede bedienlich erschienen." Auch nach auswärts hin scheint sich seine Bekanntschaft verbreitet zu haben, denn sein nächstes größeres Werk widmete er 1589 „dem Burggrafen, den Bürgermeistern, Rathmannen, Richtern und Gerichtsverwandten der Königlichen Stadt Danzig." Nicht minder blieb er in Verbindung mit seiner Heimath, wie die Dedication eines Werkes von 1596 an die Väter der Stadt Mühlhausen beweist.

Ueber das sonstige, persönliche Leben Eccards und sein Wirken im nächsten Berufskreise fehlen uns alle näheren Nachrichten. Einigen Ersatz jedoch bietet dafür eine Anzahl weltlicher Lieder und Gelegenheitsgesänge, die sich erhalten haben. Wir erfahren aus den letzteren, daß Eccard 1599 erster Capellmeister wurde und daß er mit einer gebornen Schubart aus Schlesien verheirathet war. Auch über seinen Charakter und seine geselligen Lebensverhältnisse geben uns diese Lieder einzelne schätzbare Winke.

Während nämlich die weltlichen Gesänge jener Zeit, wie schon bemerkt, großentheils an Geschmacklosigkeit, ja an Rohheit leiden, so begegnet uns bei Eccard in Betreff der Texte schon in seinen jüngern Jahren eine durchaus reine und ehrenhafte Gesinnung. Auch im Scherz der Trink- und Liebeslieder zeigt sich eine Harmlosigkeit und Biederkeit, wie sie in jener Zeit nicht eben häufig ist. „Schlecht und recht behüte mich" — das war und blieb sein Wahlspruch. Dieselbe einfach bürgerliche und bescheidene Tüchtigkeit spiegelt sich auch in den Gelegenheitsgesängen, deren sich etwa 70 erhalten haben. Sie wurden meist zu fröhlichen Festen, namentlich Hochzeiten oder Doktorpromotionen, auch wohl bloß „zu Ehr und Wohlgefallen eines ehrbaren und wohlgeachteten" Freundes oder Verwandten in der Nähe oder Ferne geschrieben und ohne Zweifel von dilettantischen Kreisen im Hause aufgeführt. Dies läßt sich daraus schließen, daß wir aus dem Anfange des 17. Jahrhunderts mit Sicherheit von geselligen Dilettanten-Vereinen wissen, welche convivia musica genannt wurden. Sie müssen, nach den noch vorhandenen Stimmbüchern zu urtheilen, eine viel bedeutendere musikalische Bildung besessen haben, als sie heutzutage in den sogenannten Liedertafeln und ähnlichen gesellig-musikalischen Cirkeln angetroffen wird. Verfolgen die letztern übrigens häufig auch in irgend einem Sinne „patriotische" Zwecke, so waren jene convivia durchaus häuslicher Natur; auch Knaben nahmen daran Antheil, denn den vierstimmigen Männergesang kannte man damals noch nicht. — Die Texte solcher Gelegenheitsgesänge enthalten gewöhnlich ein für uns kaum genießbares, damals aber offenbar beliebtes Gemisch von christlich-religiösen Gedanken, gelehrten altklassischen Reminiscenzen und allerlei Anspielungen auf die Namen der Besungenen. Wir haben es daher nicht eben zu bedauern, daß viele jener Gesänge später mit rein geistlichen Texten versehen und veröffentlicht wurden; ein Verfahren, dem wir häufig noch bei Bach und Händel begegnen, und welches den Beweis liefert, daß die uns geläufige Trennung von weltlichem und geistlichem Stil in der Musik — bis zur Mitte des 18. Jahrhunderts noch nicht vorhanden war.

Doch wir müssen eilen, den äußern Lebenslauf unsers Meisters zu Ende zu führen. Der Markgraf Georg Friedrich gab ihm 1586 den Auftrag, über die in Preußen gebräuchlichsten Kirchenmelodien fünfstimmige

Tonsätze anzufertigen. Er that es, und das Werk erschien 11 Jahre später 1597 zu Königsberg bei Johann Osterberger. Es enthielt 55 Melodien in 2 Theilen, deren erster seinem Fürsten und Herrn, der zweite den Bürgermeistern und Rathmannen der drei Städte Königsberg zugeeignet war. Ein Jahr darauf erschienen seine berühmten Preußischen Festlieder durchs ganze Jahr mit fünf, sechs und acht Stimmen. Es sind dies die beiden Hauptwerke Eccards, diejenigen, welche ihm seine hervorragende Stelle in der Künstlergeschichte sichern. Zehn Jahre nach ihrem Erscheinen wurde er von Königsberg abberufen. Markgraf Georg Friedrich war nämlich 1603 gestorben, und die Vormundschaft über den noch lebenden gemüthskranken Herzog Albert Friedrich war auf Joachim Friedrich, den Churfürsten von Brandenburg übergegangen. Diesem wurde 1607 von seiner zweiten Gemahlin, der Herzogin Maria Eleonore von Preußen, eine Tochter geboren, zu deren Taufe der Königsberger Sängerchor nach Cöln a. d. Spree hinbeordert wurde. Der Churfürst schrieb an die Preußischen Oberräthe:

„Weil wir das fürstliche Kindtaufen Sonntags Quasimodogeniti angesetzt und anjetzo in unserer Capelle allhier nicht gar viel Personen, also begehren Wir ganz gnädiglich, wollet in ungesäumbter Eil, nicht allein den Preußischen Capellmeister Joh. Eccarten mit seinen besten Knaben und Discantisten, sondern auch den Vice-Capellmeister Joh. Crokern sammt einem guten Altisten und den besten Diskantgeigern und Zinkenbläsern, also anhero nach unserm Hoflager abfertigen, daß sie sobald möglich vor angestelltem Kindtaufen bei uns gewiß anlangen mögen. Sie sollen in unsern Neumärkischen Landen von Amt zu Amt schleunig fortgefördert, auch nach verrichteter Kindtauf wiederum heimgeschickt werden. Des Capellmeisters bedürfen wir auch zuvorderst, daß er einrathen helfe, wie unser Capellwesen allhier wiederum etwas in Ordnung zu bringen.“ — —

Wir sehen, die ehrenvolle Stellung, welche jetzt der Berliner Domchor einnimmt, hatte damals die Königsberger Capelle. —

Der Befehl wurde ausgeführt und zwar zu so hoher Befriedigung des Churfürsten, daß Eccard 1608 — ganz kurz vor dem Tode Joachim Friedrichs — für immer nach Berlin gerufen wurde.

Der durch v. Winterfeld ebenfalls mitgetheilte Brief des Churfürsten ist um so interessanter, als er uns über die äußere Einrichtung der damaligen Hof-Capellen, über die Einkünfte und Obliegenheiten der einzelnen Mitglieder willkommene Aufschlüsse giebt. Er ist adressirt an „Unsern Capellmeister und lieben Getreuen Joh. Eccarten" und vermacht demselben jährlich 200 Thaler Besoldung, ein Gewisses zum Kleide, 2 Wispel Rocken, 2 Wispel Gerste, 12 Scheffel Hafer, 1 Ochsen, 2 feiste Schweine, ½ Tonne Butter, 1 Tonne Käse, 3 Hammel, 2 Scheffel Erbsen, 2 Scheffel Buchweizengrütze, 1 Tonne Salz und ein Stein Talg — außerdem freie Wohnung und eine Wittwenpension. — „Die 6 Capell-Knaben anreichend," heißt es dann wörtlich, „halten Wir dafür, wenn Wir dir, eins vor alles, auf dieselben 120 Thaler aussetzen nebst 2 Wispel Rocken jährlich, daß du damit wohl friedlich sein könnest, wollen auch jedem jährlich eine Kleidung, damit sie sich behelfen können, durch unsern Hofschneider verfertigen lassen. Den andern Personen, so zur Musica nöthig sind, Wir ein mehreres nicht denn jedem 85 Thaler zur Besoldung, 1 Wispel Rocken, 1 Wispel Gersten und 25 gute Gulden zum Deputat zu geben gemeint." — Eine Reiseentschädigung bekam Eccard vorausbezahlt.

Ganz ähnlich waren alle fürstlichen Capellen damaliger Zeit eingerichtet. Da sie hauptsächlich zur Pflege des Kirchengesanges bestellt waren, so enthielten sie anfangs nur Sänger und führten daher den Namen Cantoreien. Die Mitglieder hießen cantores, der Vorsteher cantor. Von der Räumlichkeit, in der sie zu singen hatten, empfingen sie bald den Namen Hof-Capellen, und damit entstand auch der Name Capellmeister. Der Capellmeister und der Vice-Capellmeister allein standen in fürstlicher Bestallung; die übrigen Mitglieder wurden von dem erstern gedungen und entlassen, hingen also ganz von ihm ab; er hatte für sie den ausgesetzten Lohn an Geld und Lebensmitteln bei der fürstlichen Kammer zu liquidiren; die Knaben mußte er selbst in Kost und Pflege nehmen. Der Vice-Capellmeister war gewöhnlich zugleich „Präceptor" und besorgte als solcher den Religions- und Elementar-Unterricht der Knaben, während der Capellmeister den Musik-Unterricht leitete. Täglich wurde eine Stunde geübt, auf Verlangen des Capellmeisters auch mehr. War es aber Zeit „zu Chore" — so heißt es in der sächsischen Capell-Ordnung — dann

mußten sich sämmtliche cantores zum Capellmeister „in sein Haus verfügen und alle ordentlich 2 und 2 mit einander in aller Zucht gen Hoffe gehen, erstlich die Knaben, darnach die großen Gesellen.“ —

Die ihm übertragene Stellung bekleidete Eccard nicht mehr lange. Der Churfürst Johann Sigismund, der nach dem Tode seines Vaters die Anstellung bestätigte, konnte ihn bereits einen „alten, friedsamen, stillen Mann“ nennen. Er starb zu Berlin im Jahre 1611.

Versuchen wir nun zum Schluß, uns die künstlerische Bedeutung Eccards wenigstens in ihren Hauptpunkten zu vergegenwärtigen, so sehen wir dabei ab von seinem allmählichen Sichlosringen aus der italienisch-niederländischen Schule; wir nehmen den Künstler, wie er in seinen Choralgesängen und Festliedern fertig vor uns steht. Was er mit jenen bezweckte, spricht er selbst in der Vorrede aus: Obwohl schon einige die gebräuchlichsten Melodien so harmonisirt hätten, daß der Choral in der Oberstimme deutlich gehört werde und die Gemeinde mitsingen könne, so sei doch zur Zeit noch kein Gesangbuch nach Preußen gelangt, „darin nach musikalischer Art etwas Anmuthiges und der Kunst gemäßes enthalten wäre.“ — Sein Zweck ging also vornehmlich einerseits dahin, der Gemeinde das Einstimmen in einen künstlichen Chorgesang zu ermöglichen. Daher bearbeitete er die in Preußen gangbarsten Melodien und verlegte sie jedesmal in die Oberstimme; zugleich schrieb er den Cantoren vor, sie sollten sich eines langsamen Taktes befleißigen, damit die Gemeinde folgen könne.

Andrerseits aber wollte er etwas Anmuthiges und der Kunst gemäßes leisten, darum mochte er nicht den vor und nach ihm vielfach gebräuchlichen Weg einschlagen, im Interesse der Einfachheit und Natürlichkeit immer nur Note auf Note zu setzen, also in allen Stimmen gleiche Bewegung festzuhalten und jede freiere Stimmführung ängstlich zu vermeiden. Er fand vielmehr einen Mittelweg, der weder der Einfachheit und Verständlichkeit, noch der sinnigen Tiefe und künstlerischen Schönheit Abbruch that. Er gab nämlich der Melodie in der Oberstimme eine geregelte Taktmensur, die von der volksthümlich-rhythmischen abweicht; der Baß dazu wurde sehr einfach geführt und nur auf die möglichst natürliche Modulation in den nächst verwandten Tonarten berechnet, die Mittelstimmen da-

gegen bekamen einen freieren und bewegteren Gang, ohne sich jedoch in formalistischen Künsteleien ausbreiten zu dürfen. Auf diese Weise löst Eccard schon mit seinen Mitteln und in seiner Weise eine der höchsten Aufgaben der Tonkunst: er weiß einer dominirenden Haupt-Melodie die übrigen Stimmen so unterzuordnen, daß jede derselben in sich selbstständig und charakteristisch bleibt, und doch das Ganze kein verworrenes oder verschwommenes Durcheinander, sondern ein allen verständliches, klar durchdachtes und deutlich ausgeprägtes Stimmungsbild giebt; er löst, um es kurz mit einem technischen Ausdrucke zu bezeichnen, das Räthsel einer polyphonen Homophonie. Edle Volksthümlichkeit, reine Kunstvollendung und evangelischer Geist verbinden sich in diesen Chorälen zu schönster Harmonie; dieselben haben aber außerdem noch eine hohe kirchliche Bedeutung. Es tritt nämlich in ihnen, wie in fast allen Liedern und geistlichen Gesängen jener Zeit, das persönliche Leben des Einzelnen mit seinen Stimmungen und Eindrücken noch völlig zurück, indem es erst allmählich an dem ausgesprochenen Bekenntniß der Kirche erstarkt; dagegen werden die Heilsthatsachen und die daraus hervorgegangenen elementarischen Grundgedanken mit großen, festen und treuen Zügen immer von Neuem wieder eingeprägt. Je reiner und vollendeter sich sonach in den Eccardschen Gesängen der Geist seiner Zeit und seiner Kirche abspiegelt, desto mehr erscheint er als der eigentlich classische Tonsetzer derselben.

Allein er that noch einen Schritt weiter: er deutete den Weg an zu einer neuen, noch höheren künstlerischen Auffassung und Wiedergabe des Protestantismus, zu der nämlich, in welcher nicht mehr vorwiegend die Thatsachen der heiligen Geschichte einfältig bekannt, in ihrer erlösenden Bedeutung dargestellt und gepriesen werden, sondern wo die Persönlichkeit jenes Thatsächliche bereits voraussetzt und in sich aufgenommen hat, sodaß nun vielmehr ihre eigenen daraus entsprungenen frommen Gefühle, Reflexionen und Vorsätze zur Geltung kommen. Diese Richtung kam auf poetischem Gebiet bekanntlich erst im 30jährigen Kriege durch Paul Gerhardt zu ihrer höchsten Blüthe. Aber es ist nicht so ungewöhnlich, daß die Musik der Poesie voraneilt; Eccard hat jenen Weg wenigstens angedeutet in seinen Festliedern. Allerdings nur angedeutet; denn diese Gesänge stellen uns gerade die heiligen Festgeschichten mit dem wunderbarsten

Zauber kindlicher Anschaulichkeit vor Augen, und ihre Melodien haben ganz den Charakter kirchlicher Gemeindegesänge. Allein dennoch nehmen die Festlieder eine ganz andere Stellung zur Kirche ein als die Choräle. Zunächst tritt Eccard hier nicht bloß als Setzer der überlieferten Melodie, sondern als schöpferischer Erfinder neuer Weisen auf, ja er ist der erste deutsche Meister, der die bis dahin entweder gesonderten oder doch höchst unvollkommen geeinten Funktionen des Sängers und Setzers auf wahrhaft lebensvolle Weise verbindet. Diese Weisen aber bestimmt er lediglich für den Kunstgesang. Demgemäß verleiht er ihnen denn auch einen kunstvolleren strophischen und contrapunktischen Bau. Er verband nämlich zwei früherhin streng gesonderte Formen, das Motett und das Lied, zu einer neuen Mischform. (Das Motett war eine breiter angelegte, nicht strophische Form). Ferner wählte er nicht bloß die damals sehr gangbare 5stimmige, sondern auch die 4—6-, ja 8stimmige, zum Theil doppelchörige Behandlung, wodurch sich die Mitwirkung der Gemeinde von selbst ausschloß. Die begleitenden Stimmen zeigen künstlichere Bildungen, die Harmonie ist reicher und mannichfaltiger, der Septimen-Accord tritt nicht mehr blos als gelegentlicher Durchgang, sondern hin und wieder schon als Grundharmonie hervor — alles Zeichen einer belebteren Charakteristik, eines beseelteren persönlichen Elementes, das sich Geltung zu verschaffen strebt. — Allein damit war auch die Mission des Meisters an ihr Ziel gelangt. Er hat den Weg gezeigt, auf welchem sich neben der streng kirchlichen eine geistliche Kunst ausbilden konnte, die auf dem Boden des kirchlichen Bekenntnisses fußend, die ganze Fülle der Innen- und Außenwelt künstlerisch abbilden und verklären sollte. Dazu gehörten freilich ganz andere Mittel und Formen, als sie Eccard zu Gebote standen. Aber seine Schranken bedingen eben auch seine Größe. Die alten Kirchentöne ließen ihn nur auf dem Gebiet des Kirchlichen und Geistlichen mit Freiheit schalten — aber sie gaben ihm eine Art objectiver Katholizität; die Liedform beschränkte ihn auf das rein lyrische Gebiet — aber sie machte ihn ächt volksthümlich; überhaupt schloß die Mangelhaftigkeit seiner Mittel eine umfassendere und schärfere Charakteristik aus — aber sie gab ihm jene kindliche keusche Naivetät, die uns an seinen Weisen so wunderbar ergreift.

Eccard fand zu seiner Zeit lebhafte Anerkennung. Churfürst Johann

Sigismund schreibt von ihm: „er wird von männiglich gerühmt, daß Wir so leicht seines Gleichen nicht haben können." Seine Tonsätze wurden öfter aufgelegt, also gern gesungen. Seine Choralgesänge scheinen allerdings nur in Ostpreußen in die Gemeinden durchgedrungen zu sein; anderwärts hinderten das die lokalen Varianten in der Melodie. Auch fand seine Setzart in weiteren Kreisen wenig Nachahmung; desto mehr aber wurde sie in Preußen weitergepflegt. Denn hier hatte sich durch seine Anregungen eine Tonkünstlerschule gebildet, die so sehr in seinem Geist und in seinen Formen weiterarbeitete, daß der bedeutendste Lehrling, Freund und Nachfolger Eccards, nämlich Stobäus aus Graudenz viele Tonsätze geschrieben hat, die sich von denen des Meisters kaum unterscheiden lassen. Stobäus war zugleich Mitglied jener gelehrten Gesellschaft, die als preußische Dichterschule bekannt ist, und in welcher uns die Namen Simon Dach, Rob. Roberthin, Georg Mylius, Valentin Thilo u. A. begegnen. Wer kennt nicht auch Heinrich Albert, den Sänger des Liedes: Gott des Himmels und der Erden? — Wohl durfte man damals mit Recht sagen:

„daß guter Künste Brauch hie reichlich sei bekannt,
und jedermann gesteh, daß in dem kalten Preußen
mehr geistlich Singen sei, als sonsten überall."

Aber auch in unsern Tagen ruft Joh. Voigt mit freudiger Anerkennung aus: „Wo blühte die Tonkunst am Schlusse des 16. Jahrhunderts und am Anfange des 17. wie in Preußen? welche Schule war damals gefeierter und anerkannter als die preußische?" Später verstummten freilich diese Klänge, ja Eccards Werke verschollen sammt dem Namen ihres Urhebers fast gänzlich. Bis vor 20 Jahren wurden sie sogar von Geschichtsschreibern der Musik ignorirt. Da widmete ihnen zuerst Carl von Winterfeld in seinem berühmten Werke über den evangelischen Kirchengesang eine eingehende und liebevolle Darstellung. Er that es mit dem lebhaften Wunsche, die Werke seines Lieblings wieder in unsere Kirchen und Häuser eingeführt zu sehen. Dem ernsten und frommen Sinn gewähren sie noch immer eine gesunde und kräftige Erbauung; aber auch derjenige, der nur mit künstlerischem Interesse an sie heranzutreten geneigt ist, wird — wenn anders jenes Interesse ein ächtes ist — einen eigenthümlich ver-

wandten Zug herausfühlen: es wird ihm sein, als umwehten ihn heilige Kindheitserinnerungen. Denn es lebt in Eccards Gesängen eine Macht, deren künstlerischem Ausdruck sich kein Gebildeter gänzlich zu entziehen vermag, wie er auch wissenschaftlich oder praktisch zu ihr stehe: das ist die Macht des christlich-deutschen Geistes. Eccard war der erste unter den großen tonkünstlerischen Propheten desselben; darin liegt die sichere Bürgschaft für den bleibenden Werth und die unvergängliche Dauer seiner Schöpfungen.

Wo erlitt der h. Adalbert den Märtyrertod?

von

Prof. Dr. F. A. Brandstäter.

(Fortsetzung.)

Die dem Canaparius oder Gaudentius zugeschriebene Biographie (Vita I) scheint nach Allem gar nicht lange nach Adalberts Tode in dem gemeinsamen Mönchskloster der Heiligen Bonifacius und Alexius am Aventin in Rom, worin griechische und lateinische Mönche nach den Regeln des h. Basilius und des h. Benedict beisammen lebten, und wo sich auch Adalbert nach seinem Rückzuge aus Böhmen mehre Jahre aufhielt, entstanden zu sein. Diese Behauptung von Pertz ist stichhaltig, wenn auch seine einzelnen Gründe dafür nicht ausreichend sind.*)

Diese Biographie müßte einen hohen Werth haben, wenn sie wirklich direct von Gaudentius, dem treuen Bruder und Gefährten A.'s herstammt, wie Voigt's Ansicht war.**) Pertz widerlegt ihn hier damit, daß in der Schrift von G. zu liebreich und zu lobend gesprochen werde,

---

*) 1) Der Verf. nenne bald den Basilius, bald den Benedict patrem nostrum. (c. 15 u. 25). Aber dort fehlt das noster in der Handschr. 4b; hier in der 3c. — 2) er führe Urtheile des dortigen Abtes Leo und der Brüder über A. an (c. 20); hier wird aber Leo nicht genannt. 3) er kannte nach seiner Aussage A. als saecularis philosophiae scientissimum (c. 5. u. 12). Im Cap. 5 steht: novimus omnes ganz allgemein, und ebenso ist 12: qui ordinem huius rei ipso narrante comperierunt. 4) er theile mit, was nur wenige Brüder dort wußten (c. 29). Aber das admodum paucissimi sciunt erscheint nur als mönchische Weisheits-Ziererei.

**) Voigt, Gesch. Preuß. I., S. 658. Ihm folgen z. B. Palacky, Würdigung der ältesten böhm. Geschichtsschreiber, S. 296. Contzen, Geschichtschr. der sächs. Kaiserzeit, S. 188.

um sich mit einem richtigen Maße von Selbstschätzung vertragen zu können, und daß A.'s Ende gar zu kaltblütig und objectiv für den Bericht eines Bruders und Augenzeugen erzählt werde. Beide Gründe erledigen die Sache nicht, und ebenso wenig befriedigt das von Pertz aufgestellte Argument für seine neue Ansicht: der Verf. sei der damalige Mönch in jenem Kloster und nachherige Abt Johannes Canaparius.*) Es bezieht sich dies nämlich ganz allein auf eine absichtlich und in prätentiöser Weise in mystisches Dunkel gekleidete Stelle von einer Vision, welche ein Mönch (bei Bruno nur: ein Mönch Johannes und der Abt, c. 27.) Johannes Canaparius oder Campanarius**) dort hat. Wenn Pertz hier meint, daß unter Unius nomen dieser als von sich selbst redend zu verstehen sei,***) so ist doch dagegen Folgendes einzuwenden: Mit der „einem Mönche geziemenden Bescheidenheit" will es schlecht stimmen, daß er hier (von sich selbst also) bezeichnet wird als „ein Mann, großmächtig durch fleischlichen Adel, an Gütern sehr reich, der dem Weltlichen entsagend das Mönchskleid nahm."†) Diese Aeußerlichkeiten mögen ihm nach Abt Leo's Tode 1002 die Nachfolge verschafft haben, und ob er sonst geistig befähigt und im Stande gewesen, eine nach damaligem Maßstabe gelehrte und in rhetorisch-poetischer Weise aufgeputzte Schrift zu verfassen, kann Niemand bestimmen, da jeder Anhalt fehlt. Die Schrift könnte ebenso gut zwischen 1002 u. 4 aus Schmeichelei für den Abt Canaparius verfaßt sein, wie von diesem vor 1002, um sich als künftigen Abt würdig zu präsentiren. Daß sie so wenig, wie die von Bruno, eine rein historische, vielmehr auf rhetorischen Prunk berechnete ist, eine Art Declamation in antikem Sinne, sieht jeder Unbefangene sofort.

---

*) — auctorem habuit monachum SS. Bonifacii et Alexii, qui nomen quidem suum latere voluit, sed quem Joannem Canaparium, coenobii mox abbatem futurum, existimo. (Monum. Hist. Germ., script. tom. IV, p. 574, a. 1841).

**) Glosse: Saduleria, Seiler, ist Glosse zur Erläuterung von Canaparius, welches übrigens vielleicht nicht einmal Nomen proprium ist.

***) sua ipsius referre intelligimus.

†) Vir nobilitate carnis praepollens et divitiis affluens, qui monachicum habitum, abrenuntians quae saeculi sunt, suscepit. — Also ebenso wenig wie sich Pertz' s Untersuchungen „auf ein reiches handschriftliches Material stützen," (Giesebr. S. 56), ebenso wenig hat er „mit überzeugenden Gründen nachgewiesen," daß Canaparius eher als Gaudentius der Verfasser sei.

Auch die Zeit der Abfassung ist ungewiß. Es ist ein voreiliger Schluß: weil darin des Papstes Gregor V. wegen seiner Uebereilungen tadelnd gedacht wird, so müsse die Schrift wohl bald nach seinem Tode (999) verfaßt sein; und wenn Kaiser Otto's Zug nach Gnesen (1000) zum Grabe des ihm befreundeten Heiligen nicht erwähnt wird, der ja doch auch nicht eigentlich zu dessen Lebensgeschichte gehört, so folgt daraus wohl nicht, die Biographie müßte vor dem Zuge geschrieben sein. Uebrigens, so wichtig dieser Zug den polnischen Geschichtschreibern ist, die daran die phantastische Erzählung von der Krönung Boleslaw's zum Könige knüpfen,*) so wenig interessirte derselbe gewiß einen Mönch in einem römischen Kloster. Etwas Anderes z. B. war es, wenn es sich um die Schilderung von dem Einzuge Adalbert's selbst in seine bischöfliche Metropole Prag handelte; hier wird Alles bis ins Kleine hinein beschrieben.**) — Es ist also, wie wir sehn, mit der Versicherung, diese Biographie sei die älteste, nicht besser bestellt als mit der, sie sei als Hauptquelle der übrigen anzuerkennen,***) was Beides namentlich mit Rücksicht auf die zuletzt edirte Vita III ganz unrichtig ist. Giebt man ferner auch zu, daß der Verf. der Vita I über Alles, was zu Rom vor A.'s Heidenmission geschah, gut unterrichtet ist, theils durch eigne Gegenwart, theils durch Berichte von Adalbert, Gaudentius†) und andern würdigen, nahestehenden Männern; so ist doch die Behauptung, daß er „die Geschichte von A.'s letztem Gange und Märtyrertode von Gaudentius gehört zu haben scheint, nichts weiter als Vermuthung.

So erkenne ich denn in der Vita I nur eine im Geschmacke der Zeit abgefaßte, vielleicht mehr als secundäre mönchische Prunk- und Uebungs-Arbeit, verbrämt mit auffallend viel rhetorischen Floskeln und geistlichen Expectorationen, merkwürdig besonders durch die vielen Hexameterschlüsse, deren Zahl die Absichtlichkeit derselben hinlänglich beweist.††) Möglich,

*) z. B. Miracul. 6.

**) Vita I, c. 8.

***) Ea, quae omnium antiquissima et reliquarum praecipuus fons agnoscitur Monum., l. c.

†) Vgl. c. 12. 29. 30.

††) So in c. 1: cognomine dicunt; 2: pallida nutrix; inter viscera matris; 3: disponere novit; sceptra regalis rexit; divite vena; 4: amica solamina praestat;

daß, wie 100 Jahre später der Decan Kosmas zu Prag,*) so auch schon gleich nach dem Tode des h. Adalbert ein lateinischer Dichter das Martyrium bearbeitete, und dies Gedicht hier, (sowie auch in der folgenden Vita II) gleichsam durchschimmert, zumal mehrere Hexameterstellen beiden gemein sind. Möglich auch, daß aus Wohlgefallen an diesen Versstücken des einen Biographen der andere ihm nacheiferte, und zwar wahrscheinlich der Verfasser von I dem von II, dem „heiligen Bruno!" Pertz selbst, während er des Ersteren Stil als würdevoll und kurz bezeichnet, findet doch, daß dessen häufige Sentenzen bisweilen dem neueren Ausdrucke sich nähern, — was eben nicht für die Gleichzeitigkeit der Abfassung mit dem Gegenstande derselben spräche.**) Die Ausdrucksweise der Schrift ist im Allgemeinen schlicht und trotz mancher Abweichungen von der classischen Latinität***) doch meistens verständlich und sogar nicht ohne Geschmack.

5: o ter(que) quaterque beatus; eius mirifica mater; tantis parentibus ortus; pietatis imago; pectore versat; novimus omnes; scandere posset; 6: patriam carosque propinquos; 7: inania verba; imperatorius apex; proxima pulsat. Ferner Hexameter-Anfänge; z. B. 1: Est locus; Huius maxima pars; 2: Stant moesti fratres; Certa sede manent; 3: Ingenium, ratio et sensus; 8: Vincla pedum solvens.

*) Cosmas decanus Pragensis: Versus de passione S. A., aus einem Prager Codex herausg. von Dobner, Monum. Hist. Bohem., I, 1.

**) Auctor utitur stilo gravi et brevi, adhibitis tamen sententiis, quae nonnumquam ad recentioris idiomatis usum accedunt.

***) Erwähnt sei beispielsweise aus den ersten Capiteln: potens in aliquare 1; dignus c. gen. 1; plenus und locuples c. Abl. 1 u. 5; mater u. soror c. Dat. 1; sibi für ei 3; idem für is 1; foret für esset 1, 5, 6; fuerit für esset 2; prae für propter 2; nimis für valde 3, nimius für ingens 2; toto als Dat. 1; ferner unklassische Phrasen wie: rogare c. Inf. pass. 8; humo prosternere 5; ad cumulum accedere 6; in episcopum consecrare 8; nubere facio 5; pro lege esse zur Richtschnur dienen 6; quid mihi ac vobis? 7; se dare in lamentationes 5; occultare ab aliquo 4: vivere suum egregie perduxit 9; häufig agere. Als etwas geziert erscheint zuweilen bei Collectivis der Plur., z. B. maxima pars colunt 1; coluerunt pauperum turba 1; sogar populus, qui nihil faciunt 6; ferner die Verdoppelung der Wortstämme: votum placabile voverunt 2; benedicens benedixit Deus 5; timuerunt timore magno 6. Nach biblischer Art finden sich tropische Wendungen, nicht immer wohlgewählt: ambulare iuxta praecepta 1; coelestis irae gladius 2, mortis gladius 6; spiritalis risus 4; Daviticum nectar 4; divinae sapientiae montes ascendere 5; digitus Satanae scripsit in cordibus 6; vermes mei non morientur et ignis meus ardebit in aeternum 6; ex hoc pelago ad littora sempiternae beatitudinis transvolarat 6; arma christianae militiae assumere 6; u. s. w. Der Mönch zeigt sich z. B. in dem in einigen Handschr. weggelassenen Zusatze: at obediens ministris ecclesiae c. 1; der des class. Alterthums kundige

auffallend ist, daß er Magdeburg (Beatae Virginis Urbs) durch die Stadt „der Mägde" (Virginum civitas, graece Parthenopolis, c. 3) erklärt und davon sagt, es sei „einst eine weltberühmte Stadt und eine der Hauptstädte gewesen unter Otto's I. Regierung, nun aber sei sie wegen ihrer Sünden ein halbzerstörtes Haus und eine unsichere Zuflucht den Schiffen,*) während er z. B. Prag zweimal mit Nachdruck das „heilige" nennt.**)

Die zweite, dem Bischof und Märtyrer Bruno zugeschriebene Biographie hat an sich schon manches Merkwürdige, und Pertz legt ihr der vorigen gegenüber sogar eine gewisse originale Bedeutsamkeit bei, welche Voigt u. A. ihr als einer bloßen Paraphrase gänzlich absprachen. Ja L. Giesebrecht (Oheim von W. Giesebr.) hat sich durch sie besonders bewogen gefunden, mit einer damals kühn erscheinenden Neuerung die Scene von A's. Martyrium westlich von Samland, wenn auch nicht eben weit davon (nach Truso) zu verlegen, — doch ohne die Sache plausibel zu machen.

Pertz hat wohl Recht, wenn er bemerkt, daß „Bruno's Schrift nicht die des ersten besten Mönches, sondern die eines ganz besonders begeisterten, ja des künftigen Märtyrers (ich möchte fast sagen: des Märtyrers von Profession) ist.***) Bruno soll in früheren Jahren ein Genosse Adalbert's gewesen sein,†) und er weiß von ihm, wie schon von seinem Vater

---

Mann in manchen nicht immer geschmackvoll angebrachten Reminiscenzen, wie: datur copia fandi (nach Virg. Aen. I, 520) male fida statio nautis 3 (cfr. carinis, Virg. Aen. II, 23); venit ei ultima dies (cfr. summa, ibid. 324); hei mihi, qualis eram! quantum diversus ab illo (mutatus, ibid. 274); sic ait et dicto citius (ibid. I, 142); fugit ille per celeres auras (ibid. IV, 226); melior bono patre (nach Horazens O matre pulchra filia pulchrior); justum ac tenacem propositi virum wörtlich nach dems. (Carm. III, 3) und fast wörtlich: non bene relicto clypeo. (nach III, 7).

*) Urbs quondam nota populis et non ex magnis urbibus, dum primus Otto sceptra regalia rexit; nunc autem pro peccatis semiruta domus et male fida statio nautis. Eine Anmerkung der Monum. p. 582 bezieht dies (peccata) auf den Merseburger Bischof Gisilar, der das Magdeburgische Erzbisthum gewaltsam in Besitz nahm und 1004 von Kaiser Heinrich II. entsetzt wurde.

**) Sacra Praga 6; sancta civitas Praga. 8.

***) Ardentissimum Christi amorem spirat, nec monachum tantum, sed martyrem auctorem prodit.

†) Chron. Magdeb. p. 275.

vieles Nachtheilige, was der erstere Biograph nicht hat oder auch absichtlich als dem Zwecke einer erbaulichen Märtyrergeschichte zuwider, weggelassen hat. Von Kaiser Otto III. begünstigt, ging er vielleicht mit diesem 996 nach Rom; er wurde dort nach dem Beispiele Andrer Mönch, und zwar vielleicht in dem genannten Kloster am Aventin. Mit dem Abte Romuald u. A. zog er in Italien umher und kasteite sich dabei stark;*) daß in seiner Congregation auch ein Sohn Boleslaw's war, mag nicht ohne Bedeutung für seine spätere Heidenfahrt gewesen sein, da er längst nach der Märtyrerpalme strebte.**) Als ihn Papst und Kaiser zum Erzbischofe machen wollten, zog er zu Fuße von Ravenna bis Rom, dann nach Empfang des Pallium wieder mitten im Winter nach Deutschland zum Kaiser, und wurde nun zum „Erzbischof der Heiden" ausgerufen, worauf er nach Polen, Ungarn und andern Ländern umherzog. Vielleicht hat er die Biogr. in Polen geschrieben, und zwar, vielleicht, um sich an A.'s Beispiele noch mehr zu stärken.***) Aber mag auch selbst der öftere Tadel gegen A.'s Muthlosigkeit diesem Zwecke nicht ganz entgegen sein, so ist es doch nicht zu begreifen, warum er hier auch A.'s Jugendstreiche, die furchtbaren Prügel, die er von seinem Vater bekommen, sein Weglaufen ꝛc. geflissentlich und emphatisch berichtet. Vielleicht schrieb er die Schrift im J. 1004, da er den Tod des ältesten Bruders A.'s als in dem Jahre der Abfassung geschehen bezeichnet, dieser aber (Subislaw)†) im Sept. 1004 gestorben sein soll. Von Boleslaw hochgeehrt und reich beschenkt, wanderte er im glühenden Missionseifer nach Preußen, gelangte zu den Russen (?), gewann durch ein Wunder deren König Nethimer††) wurde aber trotzdem 1009 von dessen Bruder sammt 18 Gefährten ermordet.†††) Seinen und der Gefährten Leichnam kaufte später Boleslaw

*) Vita Romualdi c. 26.

**) Vir martyrii cupidus.

***) Velut insigne humilitatis et martyrii exemplum sibi propositurus.

†) Zebislovus bei Thietmar VI, 9. Bruno c. 21.

††) Indem er auf einem angezündeten Scheiterhaufen unbeschädigt sitzen blieb. Die Zwecklosigkeit dieses Wunders fiel hier so wenig wie in ähnlichen Geschichten, dem Erfinder ein.

†††) Ueber seinen Tod spricht sein Genosse (?) Wiepert in jenem Cod. Monacensis, olim Tegernseensis 897, in welchem auch die bis 1860 unbeachtet gebliebene Vita III enthalten ist.

von den Heiden „sich und den Seinen zum Troste."*) — Es versteht sich bei dem deutlichen Streben, etwas Ausgezeichnetes zu leisten, daß der Verfasser der Vita II mündliche und schriftliche Nachrichten über A. nach Möglichkeit benutzte. Hinsichts der ersteren giebt er selbst nur eine mystische Andeutung;**) bestimmter sagt er, die Geschichte in Prag von der Auflehnung des Teufels gegen die Bischofswahl A.'s habe „ein anwesender Augenzeuge Wiliko, ein guter und weiser Kleriker, durch sein Zeugniß bestätigt," und er habe es auch gelesen, als W. es dem Abte schriftlich übergeben. „Eben diesen Mann hatte A. zum Propste an seiner Kirche; später aber ging derselbe vom Geiste Gottes getrieben ins Kloster zu Monte-Cassino."***) Undeutlich ist es, ob sich der Verf. hinsichts der letzten Augenblicke A.'s auf mündliche oder schriftliche Nachrichten bezieht;†) doch ist es nicht bloß wahrscheinlich, sondern so gut wie sicher anzunehmen, daß namentlich Gaudentius, der stete Begleiter A.'s und bald nachher erster Erzbischof von Gnesen, über das der mittelalterlichen Kirche so bedeutsame Ereigniß irgend Etwas aufzeichnete, ja auch wohl eine vollständige Biographie seines Halb-Bruders lieferte. Auch der andere mochte dieß gethan haben, und so noch Mancher, der A. nahe gestanden, Mancher, der gleich ihm empört über die Schlechtigkeit der böhmischen Namenchristen,††) ihn wegen seiner immerhin auffälligen Abdankung glaubte vertheidigen zu müssen. Noch jetzt kennen wir etwa 50 handschriftliche Werke über A., (s. Seite 154) von denen nur wenige als identisch zu betrachten sind, da auch die Handschriften desselben Werkes oft sehr wesentliche Abweichungen zeigen und nicht blos durch die Unwissenheit mancher Abschreiber, sondern weit mehr noch absichtlich je nach deren Individualität und Zwecken gemodelt, auch

*) Domui suae solatium futura acquisivit.

**) Cap. 23: Memoriam vero hujus viri saepe pono cuius relacione haec scribo, quem servum martyris agnosci volo.

***) Cui rei qui illa hora praesens erat, Wilico quidam, bonus et sapiens clericus, visibile testimonium asserebat; nos et legimus, cum ad nostrum abbatem hoc scriptum folio mandaverat. Ipsum episcopus Ad. suae ecclesiae praepositum habuit; post, super cordis arido flante spiritu sancto, nobilem monachum mons Cassinus recepit. Bruno c. 8.

†) Cap. 32: Aiunt, qui in illo agone fuerunt.

††) Cap. 23: Coepit deterior esse barbarismo languidus et trepidus (tepidus?) Christianismus.

wohl corrumpirt sind. Mußte nicht damals, wo eben A.'s Martyrium geschehen war, eines so sehr bekannten und in der Kirche hochgestellten Märtyrers, mußte es da nicht als ein „tiefgefühltes Bedürfniß der Zeit" erscheinen, darüber etwas Authentisches zu vernehmen? Ich glaube nach Allem, daß in jener ziemlich schreibseligen Zeit, aus der wir so zahlreiche historische Quellen in allerlei Sammelwerken abgedruckt sehen, eine ansehnliche Menge Darstellungen auch von dem Leben und Tode des h. Adalbert schriftlich verfaßt wurden, von denen wir zufällig nur so wenige zeitgenössische besitzen. Hat doch „Bruno" selbst seine Schrift nochmals umgearbeitet, indem er bei der zweiten Abfassung manche der (auch so noch zahlreichen) moralischen Diatriben, Wundergeschichten ꝛc. wegließ, dafür aber in ihr das Zeugniß Radla's ausdrücklich nannte.*) Und ist doch seine Schrift gleich damals wieder von Andern benutzt worden!**) Es erscheint also sehr willkührlich, wenn man die beiden hauptsächlichen jetzt vorhandenen Biographien A.'s als die ältesten Originalwerke über ihn betrachtet und alle die andern unberücksichtigt läßt; nicht minder willkührlich aber, wenn man bei Uebereinstimmungen jener beiden sofort schließt, die eine (erstere) müsse von der andern benutzt sein, als ob sie nicht beide gleiche Quellen, wenigstens viele gemeinsame Quellen, und daneben jede noch besondere schriftliche oder mündliche Nachrichten gehabt haben könnten! Eine Vergleichung beider wird dies in ein helleres Licht setzen; zunächst betrachten wir aber „Bruno's" Schrift noch etwas genauer für sich allein.

Wenn Pertz von dem Verfasser sagt: er erscheine als ein Mann von glühender Frömmigkeit, sehnsüchtig nach der Märtyrerkrone, gewöhnt an großartige Gedanken, mit heiligen und weltlichen Angelegenheiten bekannt,

---

*) Jene erste Recension ist 1571 von Surius „stylo modice correcto" abgedruckt in den Actis Sanctor., 23. Apr. p. 826 sqq. aus einer unbekannten Handschrift, aus einer zu Prag von Henschen l. c. p. 187 mit Benutzung jenes Druckes, und wiederholt von Mabillon und Basnage. Pertz hält sich an die zweite Ausgabe utpote ab auctore recognita et perfecta, (was Beides noch sehr fraglich ist), und hat außer dem Prager Cod. besonders einen zu Admont verglichen. Eine Vergleichung beider Ausgaben des Originals muß ich mir für später vorbehalten.

**) So vom Chronographus a. 972, in den Annal. Magdeb., im Chronogr. Saxo a. 973 f. 982 und im Chronic. Magdeb. p. 275 sqq., p. 280.

von geradem, scharfem Urtheil und vieler Wahrheitsliebe,*) so können wir im Ganzen beistimmen, nur daß die letztere (namentlich bei einem so phantastischen Manne) die wunderlichsten Täuschungen und Fabeln nicht ausschließt. Seinen Stil nennt derselbe: lebhaft, kurz, blühend, bisweilen eben durch die Kürze etwas dunkel.**) Dagegen muß ich ihn mit stärkeren Ausdrücken: phantastisch, je zuweilen nach Kürze bestrebt, äußerst schwülstig bis zur Geschmacklosigkeit, ja zur völligen Unverständlichkeit, dabei sehr geneigt zur Lehrhaftigkeit, nennen. In grammatischen und phraseologischen Einzelnheiten zeigt die Schrift gegen die vorige weniger Auffallendes und hat dabei manche mit ihr gemeinsam;***) die Neigung zu Hexameter-Schlüssen und zu classischen Reminiscenzen ist nur in geringerem Grade sichtbar.†) Dagegen steht hier der Einfachheit der Vita I ein sichtliches Streben nach dem Ungewöhnlichen gegenüber, das sich zunächst in zahlreichen Tropen auch bei ganz einfachen Dingen äußert, wie z. B. das Ohr des Herzens, stammelnde Jahre, Davidischer Nectar, die 7 Brote der Weisheit u. s. w.††); sodann in überflüssigen Wortverdoppelungen†††); am Meisten aber in einer Weitschweifigkeit, namentlich mit ganz unnützen Epithetis, so daß das Lesen sehr unangenehm gemacht und das Verständniß oft behindert, ja gänzlich unmöglich wird.*†)

---

*) Ardens pietas et martyrii desiderium, animus magnis cogitationibus assuefactus, rerum sacrarum mundanarumque experientia, indicium acre et rectum cum amore veri coniunctum.

**) sententiarum vi et gravitate, sermone vivido, brevi, florido, nonnumquam ipsa brevitate subobscuro.

***) plenus c. Abl. 1. 2; suus st. eius 1; turba carpunt 5; foret st. esset 5; sonst noch z. B. mortem minari dem T. nahe sein 2; nectare potatus 4; cernere erat 5; fluxa gubernare doctus 9, u. s. w.

†) balbutientibus annis 4; nescit cernere coelum 6, u. s. w. Als mißglückter Hex.-Anfang erscheint die Einleitung: Nascitur purpureus —; major filius ex parentibus magnis 1 erinnert an Horaz und zugleich an Vita I. (s. S. 239 unten). Fast ganz richtig erscheint wohl als Anführung ein Hexameter c. 9: Mundus erat felix, Otto dum sceptra gerebat. (Bei Pertz ist er unrichtig restituirt).

††) hominum unda 1; syderei vultus Todesgesicht 2; auris cordis 3; Daviticum nectar 4 (auch Vita I, 4); balbutientes anni 4; septem panes sapientiae 4, u. s. w.

†††) zelat zelo castitatis 1; quem amat prae filiis filium 2; migrans migravit 9, u. s. f. (vgl. über Vita I: S. 238); digna jugalis juncta digno marito 1, obenein mit seinen eigenen Worten im Widerspruche; u. s. w. Vgl. die unnütze Wiederholung desselben in direkter und indirekter Rede, c. 29.

*†) Nur aus den ersten Capiteln: 1. (er war reich): substancia eius integra,

Betrachten wir nun das beiden Biographien Gemeinsame, so ist dessen allerdings nicht wenig. Als ein Beispiel, wie das Gemeinsame sich in der absichtlich verschiedenen Ausdrucksweise ausnimmt, diene folgende kleine Stelle in der Originalsprache Vita I, 28: Tunc magna fiducia Christum praedicantes intrant parvam insulam, quae curvo amne circumvecta formam circuli adeuntibus monstrat. Vita II, 24: Ergo miles Dei cum duobus sociis intraverat parvum locum, qui circumlabente unda fluminis imitatur insulae vultum. Steht das nicht aus wie eine geflissentlich bei jedem Worte abweichende Paraphrase? — Oft ist in der einen Vita directe Rede, was in der andern indirect gegeben ist; an andern Stellen ist die directe Rede mehr oder weniger abgeändert, doch in der Hauptsache identisch. Letzteres sehn wir z. B. (nach dem ersten feindlichen Bezeigen der Heiden) Vita I, 27: Gratias tibi, inquit, Domine, quia, etsi amplius non erit, saltim vel unum ictum pro Crucifixo meo accipere merui. Und dasselbe Vita II, 24: Bene-

---

possessio diffusa est (?); cui mortalium felicitatum copia, sub se positorum hominum unda, familia multa perstrepens, argento et auro plena domus; (mächtig:) quem longe lateque iura dantem hodie tremunt; 2 (geht schnell hin); pater facit spissum gressum ad puerum; 3 (bei erster Entwickelung); quum intra plenilunium sensibilis pueritiae venisset, rudisque meatus linguae ad loquelam extenderet; 3 (der Vater züchtigte ihn): pater infrendens diris ictibus et vitalibus plagis fugam correxit; 3 (geistig und sittlich tüchtig): papas morum et magister sensuum; 4 (Magdeburg): ingenua Parthenopolis, Theutonum nova metropolis, in pulcro littore Albis fluminis; 5 (kam in die Schule): ad frontem scolae hospes accessit, ianuas timoris intrat; 5 (nach Anlage): prout cuique venae in laevo pectore saliunt; 5 (ein als tüchtig bekannter Lehrer): quem, quantus foret, discipulorum facies inspecta sine lingua sonat (?), et per vicinas urbes circumquaque diffusa sophia digito monstrat; 5 (entwickelt sich); currunt divite vena ingenium, sensus et racio (vgl. Vita I, c. 3); 5 (beim Prügeln): dum scopae tergum verrunt, et fervencia flagella dolentem carnem frangunt; 6 (9 Jahre studirte er): annos ter ternos in area studii exercet palaestram ingenii (!); effodiens terrae obrutos sensus (?), contra ignoranciae densam noctem prendidit scienciae diem. Zuletzt Scola dixit: Sat prata biberunt! (Virg. Ecl. 3, 111); 9 (geht nach Ital.): auricomam Italiam vadit; — Verona, (an der Grenze): quae in fauce regni pulcre levat caput; — Otto II, qui tum rapidis cruribus montem imperii ascendit, — qui collectum orbem amisit, et pacem interfecit; — cum quo prospera Dei cururrerunt, u. s. w. Ohe! iam satis est! Das ist freilich nicht latine loqui, sondern lacialiter fari (c. 5). Kein Wunder, wenn er von Benutzenden (s. nachher) falsch oder gar nicht verstanden ist! Der ärgste Unsinn, ein mystisches Spiel mit Zahlen, findet sich in cap. 4.

dictus, inquit, Deus! Si plus non accipiam pro Crucifixo meo, saltim unum preciosum ictum habeo (folgt eine moralische Betrachtung, wie der Verfasser sie liebt.*) Merkwürdiger ist es, wenn die Erzählung dem Inhalte nach abweicht und doch dieselben Wörter sich finden, wie gleich nach jener Stelle die Vita I von einer villa erzählt, II aber von einem mercatus, ubi confluxerat unda populorum. Dort lauern die Heiden auf die Entschlüsse des Hausbesitzers „mit wüthender Stimme (?) und hündischem Rachen;"**) hier „umstehn den Gottesmann in langer Reihe Hundesköpfe, sperren ihren blutigen Rachen auf, und fragen —."***) Deutlicher noch ist diese Art der Uebereinstimmung bei der Anrede A.'s an die Heiden†) und ebenfalls in deren Benehmen bei dieser Gelegenheit;††) ferner bei der Vision des Canaparius†††) und den darin vorkommenden zwei Linnen.*) So stimmt in dem Traume des Gaudentius wenigstens der minister altaris wörtlich, wenn auch sonst nichts;**) so fielen uns schon vorher die beiden gemeinsamen Ausdrücke Parthenopolis für Magdeburg, Daviticum nectar und D. mel für die Psalmen, die Phrase currere divite vena etc. auf, wovon das Letztere wieder ganz

---

*) So schon am Schlusse von c. 2, in c. 4: Ecce prudens lector, und so fort in der ganzen Schrift.

**) Vita I, 28: Quid de illo foret acturus, furibunda voce et canino rictu exspectant.

***) Vita II, 25: Circumstant subito coelicolam virum longo agmine capita canum; pandunt cruentos rictus, interrogant.

†) Vita I, 28: Causa nostri itineris est vestra salus, ut . . . . agnoscatis Creatorem vestrum . . . . Vita II, 25: Ad vos pro vestra salute venio, ... ut cognoscatis Creatorem vestrum. . . . .

††) I, 28: Haec sanctus Adalbertus. Illi autem iam dudum indignantes . . . terram baculis percutientes . . . II, 25: Haec sanctus. Illi autem contra iam dudum indignantes terram baculis percutiunt. Ich glaube auch hier eine hexametrische Dichtung durchschimmern zu sehn: Haec sanctus . . . . (illi) Terram percutiunt baculis etc., besonders da in II gleich folgt: (aërem) mugitibus implent.

†††) I, 29: In monasterio, ubi ille talis nutritus fuerat; II, 27: Romae interea in monast., quo sanctus iste phylosophya patris Benedicti nutritus erat.

*) I, 28: E summo coelo velut volantia deorsum veniunt usque ad terram duo linteamina, alba sicut nix, et mundo absque omni sorde et macula. II, 27: Venerunt a coelo usque ad t. duo lint. ut nix candida, absque ruga et macula.

**) I, 29. II 29.

entschieden aus hexametrischem Originale stammt.*) Man könnte dahin noch so manche Aehnlichkeiten in den Metaphern ꝛc. rechnen,**) deren Aufzählung uns aber leicht auf zu unsicheren Boden führen kann.

Es ist vielmehr nun an der Zeit, die zahlreichen, ja noch zahlreicheren und wesentlichen Abweichungen beider Vitae von einander zu beleuchten, woraus dann zunächst mit vollkommenster Klarheit hervorgeht, daß von einer bloßen Paraphrase nicht die Rede sein kann. Diese wesentlichen Abweichungen beginnen gleich von Anfang: I rechnet Zlaweck, den Vater A.'s, unter die echtesten Christen, II wirft ihm mit großem Nachdruck häufige und vielseitige Unzucht (Vielweiberei) vor.***) Die Krankheit des Kindes, welche seine Bestimmung zum geistlichen Stande veranlaßt, ist nach I eine entsetzliche Aufschwellung des Bauches, nach II ein böses Fieber.†) Bei den ersten Studien hebt I das frühe Auswendiglernen des Psalters hervor,††) II dagegen das mehrmalige mit furchtbaren Schlägen geahndete Fortlaufen aus dem Unterrichte, worauf ihm dann Gott endlich „das Ohr des Herzens öffnet."†††) Auffallend ist, daß Magdeburg*) bei I „eine einst unter Otto I. bekannte und große Stadt, jetzt um der Sünden willen eine halbzerstörte Stätte und ein unsicherer Landungsplatz" heißt, bei II dagegen „eine herrliche Stadt, die neue Hauptstadt der Deutschen, von Otto I. so herrlich gebaut, wie noch zu sehn ist, wo er am schönen Elbufer die schöne Mauritiuskirche gegründet hat." (in der er auch 973 begraben ist.)**) Weiter lobt I den jungen Ad.

---

*) . . . . currunt divite vena ingenium, ratio et sensus . . . .

**) divinae sapientiae montes ascendere I, 5; montem imperii ascendere II, 9; u. a. m.

***) I, 1: ubi christianitatis religio pulcherrime floruit kann wohl nur Obiges bedeuten; dagegen II, 1: neglecta castitas . . . non cum una, sed cum feminarum turba.

†) I, 2 (ungewöhnlich stark geschildert): nimia inflatione . . . . ventrem toto corpore maiorem. II, 2: febricitat.

††) I, 3.

†††) II, 3.

*) Virginum civitas, Parthenopolis; I, 3: Urbs quondam nota populis et una ex magnis urbibus . . . ., nunc autem pro peccatis semiruta domus et male fida statio nautis.

**) II, 4: ad ingenuam Panthenopolim, Theutonum novam metropolim, . . . quam urbem Otto imp. aug. in magnum archypraesulatum crexit, et ut hodie cernere est, in pulcro littore Albis fluminis sancto Mauricio pulcherrimam domum prope

wegen seines steten eifrigen Strebens, II dagegen hebt seine Trägheit und Leichtfertigkeit hervor, die der Lehrer mit körperlichen Strafen bannte,*) während er mehre lobenswerthe Züge A.'s nicht wie I erwähnt. I kann die Zahl seiner Studienjahre nicht angeben, II thut es ganz bestimmt;**) I hebt seine außerordentlichen Kenntnisse hervor, II seine weltliche Gesinnung und Liederlichkeit.***) Die völlige Umwandlung durch die angehörten Selbstanklagen des sterbenden Bischofs, wie sie II so drastisch darstellt,†) ist von I höchstens angedeutet durch die äußerlichen frommen Werke A.'s bei jener Gelegenheit. Bei der einstimmigen Erwählung des „indigena Ad." stimmen wieder beide Vitae im Wesentlichen, ja sogar im Ausdrucke.††) Bei der Teufelsgeschichte im Dom, die Beide ziemlich gleich erzählen, stimmen wieder sogar 3 Ausdrücke: valde timeo; Sic ait et dicto citius —; exivit (ab) homine sano, wo das ab nicht in I und nur in einem Theile der Hdschr. von II steht.†††) Wichtiger ist, daß bei dieser den beiden Biographien gemeinsamen Erzählung nur II als Quelle den Wiliko nennt; man kann daraus, (wenn man nicht den h. Bruno einer sehr kleinlichen Eifersüchtelei und ignorirenden Vornehmthuerei beschuldigen will) den Schluß ziehen, daß wahrscheinlich nicht Vita I von

construxit. Man wird sich erinnern, daß Bruno frühzeitig Kanonikus in M. war, so daß für die Zeit seiner Schrift wohl seine Behauptung gelten muß, also vermuthlich Vita I von einer etwas späteren Zeit redet; oder war hier der Kirchthurms-Patriotismus im Spiele?

*) I, 3: Aderat sibi discenti spiritus semper individuus (soll divinus heißen, vgl. II, 5) comes. II, 5 spricht zwar auch von divina gratia, jedoch: Cum de lectione ne verbum saperet, et bene iratus magister flagellare inchoasset: Dimitte me, inquit, et legam. Und dann konnte er mit einem Mal recht gut lesen.

**) I, 5: Quot annis studuit, incertum est. II, 6: Annos ter ternos .... exercuit.

***) Quia saecularis philosophiae sat scientissimus erat, novimus omnes. — Hoc toto tum tempore adeo lascivus erat .... quaerens cibum et potum, ut pecus curvato vultu nescit cernere coelum.

†) II, 7: Exinde emendare mores, frena ponere animis. desideria carnis igni divini amoris excoquere. — I, 6: prae omnibus .... adolescens A. deliciosus miles erat. Nocte eadem sacco indutus cilicino ....

††) I, 7: cuius actus, nobilitas, diviciae ac vita cum honore concordant. II, 8 konnte ohne grobe Inconsequenz nur schreiben: cuius nobilitas, diviciae, alta sciencia et placabiles mores cum tanto h. concordarent. Das tanto würde aber gerade dort bei I besser passen!

†††) I, 7. II, 8.

II **benutzt** ist, sondern **eher umgekehrt**, oder aber: daß beide auf **großentheils gemeinsamen Fundamenten beruhen**.

Ueber Kaiser Otto II. sind beide Biographen ganz uneinig; I hebt ihn noch über seinen großen Vater, nennt ihn „einen tapfern Mann, der in kleinem Körper eine große Seele hatte; einen Kaiser, noch trefflicher als sein trefflicher Vater, und wie man ihm nachrühme, in allen Dingen einen echtchristlichen Herrscher."*) Ganz im Gegentheil rühmt II die goldenen Zeiten Otto's I. nur, um seinen Sohn und Nachfolger als ganz unähnlich und entartet zu schildern.**) Man weiß, daß Otto I, von Papst Johann XII zum Kaiser gesalbt, die unbedingte Superiorität des Kaisers über den päpstlichen Stuhl siegreich zu vertheidigen wußte, und daß erst nach ihm der Kampf der Hierarchie gegen das römische Kaiserthum ausbrach; daß er jene kostspieligen und unheilvollen Römerzüge begann, welche nur das eine Gute hatten, daß durch sie ein Schimmer italischer und damit classischer Bildung in die deutschen Wälder und Klöster fiel; andererseits aber, daß er für die Kirche thätig war, z. B. das Erzbisthum Magdeburg 962 stiftete, und daß er zur Erhöhung seines kaiserlichen Glanzes auch den Glanz der ihm ergebenen Geistlichkeit gern erhöhte, z. B. sich zur Kirche und zurück gern von einem langen Gefolge von Klerikern mit Bischöfen an der Spitze begleiten ließ. Sein heftiger, thatendurstiger Sohn, bald siegreich gegen Lothar bis Paris vordringend, bald von den Saracenen geschlagen und kaum durch Geschick und List dem Tode ent-

*) I, 8: Cui fuit manus in proelio fortis, in parvo corpore maxima virtus; augustus melior bono patre, et ut fama meminit, per omnia cesar christianissimus.

**) II, 9: Otto II, qui tum loco patris rapidis cruribus montem imperii scandit; set non dextro omine nec vivo maturove sapienciae signo rempublicam rexit; et dum omne quod vult regem oportere sequi non bene putat, collectum orbem amisit et quam terror patris pepererat, pacem interfecit. Sensit hoc Theutonum tellus, mortuum nautam maris; sensit dormientem aurigam orbis, cum quo prospera Dei cucurrerunt, multa bona christianae religioni accreverunt. Migrans migravit Otto pius, Otto rigidus, fluxa gubernare doctus; cuius aurea tempora nunc cum gemitu memorat, cum pressa malis ecclesia absque ulla requie hostes insurgere dolet; duorumque oblita antiquum Ottonem nominat; Vere, inquiens, meus mundus felix erat, Otto dum sceptra gerebat! So schrieb Bruno, welcher 995 von Otto III. an dessen Verwandten, als Gregor V. auf den päpstlichen Stuhl erhoben, als Rath und Helfer nach Rom gesendet war; er, der diesem Papste während seiner kurzen Regierung stets treu ergeben blieb! . . . . ?

ronnen, bald wieder für den Polenherzog gegen den drohenden Böhmenfürsten zu den Waffen greifend, hatte keine Zeit und keine Lust, sich um den Klerus zu kümmern, und so hatte er diesen und mit ihm die Majorität des Volkes und die Geschichtschreiber gegen sich. Daß er der Kirche keine Schenkungen machte, daß er den unadligen Willigis blos wegen seiner Talente und Kenntnisse auf den erzbischöflichen Stuhl zu Mainz erhob, daß er bei Besetzung des Stuhles zu Magdeburg zum Vortheile eines Günstlings entschied, dies und Aehnliches haben ihm Dietmar und andere Historiker, wenn auch vorsichtig und gleichsam verblümt, zum Nachtheil erzählt. So kann denn auch ein Bruno vom Standpunkte des Klerikers nur mit Indignation und Bedauern von jenem Kaiser reden. Ja, der Unwille scheint soweit zu gehen, daß er den auffallend demüthigen Einzug des neuerwählten und von jenem Kaiser bestätigten Adalbert in Prag, der in I genauer geschildert ist, vielleicht aus diesem Grunde ganz übergeht, und lieber nochmals auf des Kaisers Vergehungen zu sprechen kommt.*)

Wegen des knappen Raumes gehn wir für jetzt vom ersten Theile der Erzählung sogleich zum letzten Akte, und beginnen den Vergleich von Neuem bei der Ausführung von A.'s Entschlusse, nach Preußen zu gehn, „um dort Seelen zu gewinnen, was er bei seinen nächsten Zugehörigen nicht konnte."**) Auch hier bemerkt man, ähnlich wie vorher, ein eigenthümliches Verhältniß der Uebereinstimmung und zugleich Abweichung;***) dann aber folgt die schon erwähnte völlige Divergenz, daß bei „Bruno" entschieden nur die Stadt Gnezan (Gnesna, Gnezdem als Variante) erwähnt, dagegen in der Vita I nach mehren Handschriften behauptet wird, A. sei nach Danzig, Gyddanyzc, Danyzc, Gidanic, Gidanie, Gedanum gekommen. Aber die eine Handschr. in Admont, mit einer von Monte-Cassino sehr übereinstimmend, (und beide wahrscheinlich auf Veranlassung

*) II, 10: Tunc peccato Ottonis multa mala surrexere.

**) I, 25: quia, si non in filiis, in alienis et barbaris animarum lucra congregare potuit.

***) So gleich I, 27: Inde adversus diram barbariem prophanosque idolatras gentium gladium praedicationis acuens et aptans . . . . und II, 24: Duos fatres, quos cogitat fortiores sacro bello . . . .

des hochgelehrten Papstes Sylvester II, also gewiß von ganz besonders gescheuten Leuten geschrieben) und vermuthlich auch mit noch einer in Monte-Cassino,*) hat deutlich Gnesdon, was auch mit dem primo venit allein stimmen kann. Uebrigens bleibt gewiß, daß das Geographische in beiden Biographien in höchster Unordnung ist, da I den A. gleich zuerst nach Danzig kommen läßt, „welche Stadt das weite Gebiet des Polenherzogs trennt" (die Weichsel ist gewiß gemeint), und II ihn in Gnesen zu Schiffe steigen läßt, was doch nur in Bromberg, Thorn, Fordon ꝛc. geschehen konnte. Daher sind auch beide Verfasser, wahrscheinlich durch denselben Mißverstand einer gemeinsamen Quelle (vielleicht einer poetischen, phantastisch verschönernden) mit dem A. ans Meer und übers Meer gerathen, obwohl sie weder Samland noch irgend sonst einen bestimmten Namen nennen. (S. vorh. S. 149 f.) Die Gemeinsamkeit der Quelle schimmert auch hier an einer Stelle deutlich genug durch.**) Die Lächerlichkeit vom Fischen des A. (dicht am Strande, ohne Netze!) hat nur II zu berichten;***) derselbe hat auch, statt der ganz einfachen Notiz von I über die Umkehr des bewaffneten Schiffes, von einer eiligen nächtlichen Flucht der bewaffneten Begleiter zu erzählen.†) Nach II bleibt A. mit seinen Begleitern einige Tage auf der kleinern Insel, und es verbreitet sich ein „Gerücht" bei den Heiden von der Ankunft fremder Leute;††) von dieser Unwahrscheinlichkeit weiß I nichts. Ebenso ist es mit der Scene, wo A. längs dem Strande gehend (?) sich „weibisch" vor den riesigen

---

*) So meint Pertz in der Vorrede. Daß in beiden Orten gerade häufig, ja gewöhnlich Mönche von mehr als alltäglicher wissenschaftlicher Bildung lebten, kann den betr. Handschr. nur zu Gunsten sprechen. Aber vor einer genauen Vergleichung der sämmtlichen Handschr. ist in dieser Sache das letzte Wort nicht zu sprechen, sondern nur nach innerer Wahrscheinlichkeit zu verfahren, — wie hiermit geschieht.

**) I, 27: Ibi missarum solemnia celebrans, Patri immolat Christum, cui non post multos dies se ipsum pro hostia fuerat oblaturus. Und II, 24 ein wenig verdreht: Missam celebrat, sacras hostias oblaturus, viva hostia et ipse mox futurus.

***) Vita II, 24.

†) I, 28: Post paucos marinum littus egreditur, et reversa est navis cum armato custode. Dagegen II, 24: Festinantes vero nautae sanctum onus exponunt et nocturno auxilio remeantes securam fugam capiunt.

††) Ibi aliquos dies steterunt, et fama volans paganorum auribus adduxit . . . .; ibid.

Wellen fürchtet, die wie Ungeheuer sich heranwälzen,*) sich von dem kräftigeren Gaudentius Muth zusprechen läßt, und sich dann um seiner Angst willen — glücklich preist! Umgekehrt hat II den in I erwähnten Hain, durch welchen A. in eine Ebene und auf eine grasreiche Wiese kommt, in seiner Erzählung gar nicht erwähnt.**)

Von dem Samländer, (!) dem die Polen einen Bruder getödtet haben, und der sich nun rächen will, weiß nur II;***) doch ist die Sache nach der gangbaren Vorstellung fast undenkbar, und daß sich Jenem einige Andre „aus Reue, den A. losgelassen zu haben" anschlossen, konnte wohl, zumal bei der Unverständlichkeit ihrer Sprache, Niemand gewiß wissen. †) Im Folgenden schildert II A.'s tödtliche Angst im Augenblicke der nahen Gefahr, und entschuldigt ihn mit der allgemein menschlichen Schwäche, der ja auch Christus zu Gethsemane unterworfen war, — nebst erbaulichen Betrachtungen; ††) I im Gegentheil läßt A. seinen Genossen Trost und Muth zusprechen, freilich mit eigenthümlichen Worten. †††) Eigen ist es, daß trotzdem die beiden Gefährten nicht Lust hatten, „das süße Leben für den allersüßesten Jesus zu opfern," und sich durch die Flucht retteten; auch, daß diese Flucht nur in der Vita III ausdrücklich gemeldet wird. Der wüthende Sikko,*) bei Beiden ganz gleich benannt, stößt bei Beiden

---

*) II, 26: fit repente (?) collisio undarum . . . . velut pavida mulier consternatus exhorret. Vg. II, 29: filius mulieris.

**) I, 30: nemora . . . . campestria loca adierunt. Zum Ueberflusse sei noch bemerkt, daß von entweihendem Betreten eines heiligen Haines weder in I noch in II noch sonst in irgend einer Quelle die Rede ist. Ein nemus aber, eine planities iucunda, ein cespes findet sich auch in Vita III.

***) II, 30.

†) Vita III weiß von alledem auch nichts.

††) Sie füllen diesmal zwei Capitel. Dabei wird c. 30 die Antithese hervorgehoben, daß A. omnibus votis desideriisque accensus dies gewünscht habe, und nun quasi homo amarae mortis gustum exhorret; . . . . pavor in mente tremula haeret.

†††) I, 30. (Das nolite contristari erinnert lebhaft an Noli contristari, welches in der Vita III A. zu seinem matten und hungrigen Genossen Radim-Gaudentius sagt.) Nach dem Mirac. 4 war A. zwar mitissimus animo, aber sehr energisch, und nach Vita III auch für seine Freunde thätig in der Noth.

*) igneus Sicco . . . . penetralia cordis, sowohl I, 30 als II, 32 u. 33; das letzte Ende erscheint freilich als ein späterer Anhang, mit sichtlicher Benutzung der Vita I oder einer gemeinsamen poetischen Quelle, worauf auch der fast richtige Hexameter hinweist: Ecce iterum ambo boni et (?) estis mihi saepe vocandi.

als Anführer dem A. zuerst in „das Innere des Herzens"; doch geschieht dies nach I sogleich beim Antreffen, während in II (wohl, um die Erzählung auch hier etwas zu verlängern) der Gefesselte noch bis zu einer Anhöhe geführt, ordentlich hingestellt und dann mit 7 Wurfspießen getödtet wird. In I heißt Sicco (oder Siggo, mit der Glosse: proprium nomen, wohlgemerkt! also nicht: ein Siggo) ein „Götzenpriester und Führer der verschworenen Schaar," *) in II nur „Führer und Meister der ruchlosen Schaar.**) Das Wunder, daß sich des Leichnams Arme von selbst löften und in Kreuzesform legten, schildert II so unbestimmt, daß man es nicht genau fassen kann;***) I läßt den A. noch vor dem Umsinken „nach Lösung der Fesseln" die Arme „kreuzartig ausbreiten und für sein und seiner Verfolger Heil zu Gott rufen."†) Nach geschehenem Morde läßt I die Mörder den Kopf wegtragen und auf einen Pfahl stecken, den Leib zerstückelt liegen lassen und unter Jauchzen nach Hause gehn;††) die Gefährten erwähnt er garnicht. II berichtet, diese habe man gefangen ohne Erbarmen fortgeschleppt; A.'s Haupt hätte man abgeschnitten und sammt dem Körper „unter treuer Obhut bewacht — nicht aus Achtung, sondern wegen des von Boleslaw zu hoffenden Lösungsgeldes."†††)

Was die übrigen Quellen außer den genannten beiden Biographien betrifft, so ist es durchaus nicht zuzugeben, daß sie im Verhältnisse zu diesen wegen ihres jüngeren Ursprunges „völlig werthlos" seien, wenn auch noch so bedeutende Autoritäten diesen apodiktischen Ausspruch thun.*)

---

*) sacerdos idolorum et dux conjuratae (?) cohortis.

**) dux et magister nefariae cohortis.

***) II, 33: expandit bezeichnet das Ausstrecken der Arme, amplecti das Kreuz durch Uebereinanderlegen.

†) Ille vinclis solutis extendit manus in modum crucis. . . . . In der Admonter Handschrift stößt A. vor dem Umsinken noch oculis ac manibus in coelum erectis einen Nothschrei zu Gott aus, und dann: vinclis solutis extendit manus, und betet einige 80 Worte!

††) Auferunt corpori nobile caput et separant exsanguia membra. Corpus vero loco dimittentes, caput palo fixerunt; et laeto clamore sua scelera laudantes, reversi sunt unusquisque ad proprias sedes.

†††) sancti viri caput a sancto corpore dividunt, et sub fida custodia utrumque custodiunt.

*) Namentlich Voigt und Pertz, der nur die beiden Vitae und noch 9 Miracula aus einem Codex (s. oben) in die Monumenta aufnahm. Vgl. Giesebrecht l. c. S. 56.

Schon die vielfachen Abweichungen in den einzelnen Handschriften der beiden Vitae deuten auf den Reichthum an originalen Sagen (außer den später dazuerfundenen) hin, welche letztere sich gewöhnlich durch Unglaublichkeiten, Albernheiten, Widersprüche mit den älteren Nachrichten und mit sich selbst, als schlechte Erfindungen phantastischer Mönche documentiren. Andrerseits ist es voreilig, eine Nachricht darum für später erfunden zu erklären, weil die Handschrift, worin wir sie finden, aus einem spätern Jahrhundert stammt oder zu stammen scheint; denn (wie schon einmal gesagt) trotz der ziemlichen Gesammtzahl ist nicht daran zu zweifeln, daß wir nur einen kleinen Bruchtheil von sämmtlichen Schriften über A. und von deren Abschriften bis auf unsere Zeit überkommen haben. Es ist daher eine unbefriedigende und zu äußerliche, zu mechanische Kritik, wenn man sagt: über ein Ereigniß von 997 müsse jedenfalls eine Handschrift des 11. Jahrhunderts Zuverlässigeres bieten, als eine, die dem 12. angehört oder angehören soll. Also beispielsweise der wichtige Codex Admontensis (bei Pertz mit 4a bezeichnet) müßte aus diesem Grunde hinter dem Guelferbytanus zurückstehen, indem jener den „rechten Text unsres Autors sehr verändert, oft bis zur Unkenntlichkeit, gebe"*); und doch stimmt derselbe so sehr mit dem aus dem 11. Jahrh. stammenden Casinas, und gerade dieser (wie vermuthlich auch jener) ist auf Geheiß des gelehrtesten Papstes jener Zeiten, Sylvesters II (Aeneas Sylvius Piccolomini) abgefaßt! Man sieht also, wie weit wir hierbei noch von einer idealen und wirklich gründlichen Kritik entfernt sind. Dazu kommt, daß nicht blos Widersprüche und Mißverständnisse der Originale, sondern noch mehr Fehler der Abschreiber, selbst durch alle vorhandenen Handschriften hindurch, sich bemerklich machen.**) Jene „gut beglaubigten" Vitae enthalten doch gerade auch

---

*) Ut nonnumquam auctorem nostrum (?) haud amplius agnoscas.

**) Von letzteren vorläufig nur einige Beispiele: Vita I, p. 582, Zeile 39 soll statt individuus, vidus etc. spiritus gewiß divinus sp. stehn (vgl. II, 597: divina gratia); p. 595, Z. 4: sopori fera soll ein Wort sein; Vita II, p. 596, Z. 14 der Unsinn bene fit rea custos fratris soll wahrscheinlich heißen: paene fit rea castitatis (indem ihre zu große Keuschheit eben den Mann zur Unkeuschheit verleitete); ibid. Z. 30 Tunc quidam ist sinnlose Verdrehung statt Tum cuidam; ebenso Z. 36 phylosophiae eius wohl philosophus, etiam; Z. 46 muß das Semikolon hinter postea stehn; 597 Z. 2: regnum patris soll patrium (Vaterland) heißen, oder patriae; Z. 38 statt curvati

Widersprüche in nicht kleiner Zahl: A. hat schon als Knabe die Psalmen auswendig gelernt und doch trägt er den Psalter immer mit sich, und der Heide schlägt ihm denselben mit dem Ruder aus der Hand und entzwei.*) Nach dieser harten Begegnung zieht A. betrübt weiter, „indem er sieht, daß die Hoffnung auf einen glorreichen Märtyrertod schwindet (?); er weiß nicht, wohin er sich nun wenden soll," und schlägt seinen Begleitern nun in ganz absurder und unausführbarer Weise vor, „sich durch andere Kleider, langes Haar und Bart den Landesbewohnern gleich zu machen, um so auf ihre Seelen besser wirken zu können, und nach Art der Apostel mit eigener Hände Arbeit sich zu ernähren!"**) Sehr sonderbar ist es, daß II. es eine „Reue" über die frühere Mäßigung nennt, was die Heiden nochmals gegen A. herbeigeführt, während dieselben sich (nach beiden Biographen) beim ersten Begegnen tolerant und gemäßigt genug zeigten, nun aber die Uebertretung des Verbotes genau in der angedrohten Weise bestrafen.***) Sonderbar sind A.'s Worte nach der Erzählung vom Traume des Gaudentius: „Möge Gott zu dieser Erscheinung Gnade geben! Einem trügerischen Traume muß Niemand Glauben schenken."†) Oefters fehlt es an innerem Zusammenhang, entweder ohne

---

vultum vermuthlich curvato vultu; 598, 11 statt ob clusae oder clusae ganz einfach Clusae (der Etsch-Klause auf dem Wege nach Italien); Z. 15 non bene putat ohne störendes Komma, = temere putat; S. 607, Z. 24 statt trepidus christianismus wohl tepidus, neben languidus; 610, Z. 32 statt hebet, habet wohl haeret.

*) I, 8; 28: ut forte psalmos in libro decantaverat, ... excussus manibus volat in diversa codex. Ebenso II, 25: librum psalmorum ante se sedens tenuit; . . . . evolat e manibus excussum volumen.

**) II, 26: Videns adleta Christi, nullum fructum animarum sequi et desideratae mortis spem auferri (o Codrus!) deiecit animum; tristicia magna affectus, varios curarum aestus in casto pectore versat; dixitque fratribus: Pressi magnis adversis (?) quid consilii capiemus? Quo vertamur, nescio. Habitus corporum et horror (?) vestium, ut video, paganis animis non parum nocet (?); unde, si placet, vestimenta mutemus clericalia, pendentibus capillis surgere sinamus tonsae barbae truncas comas predire permittamus (Ausdruck corrupt, Sinn deutlich); forsitan non agniti melius habebimus salutem operari, etc.

***) I, 28. II, 25.

†) Deus prosperet hunc visum. Fallaci somnio neminem credere oportet. I, 29. Aber II, 29: Jubente Deo somnium tuum prospere vadat! peccans caro peccati (? wohl peccatori) donum Dei non impediat; misericordia Creatoris victoriam tollat.

Conjunction oder mit einer übel angebrachten.*) In der Wunderlichkeit des Ausdruckes wetteifern bisweilen beide Biographen, indem z. B. der eine den A. „mit ausgestrecktem Kopfe und Gliedern" daliegen läßt, der andere gar „ausgestreckt" mit dem Geiste und dem ganzen Leibe.**) An vielen Stellen, z. B. von der Wundererscheinung der beiden Linnen, ist die Erzählung Beider bis zur völligen Unklarheit mangelhaft. Die Bewachung und Sicherung des Leichnams durch einen Adler vor jeder Beschädigung durch Thiere wird außer dem I. in der genannten Handschrift 4b, auch noch in andern Berichten erwähnt, mit verschiedener Angabe der Dauer.***) Eine eigenthümliche Rolle spielen die Begleiter des A.; nach ihrer Fesselung werden sie von Adalbert ermahnt und auf die Süßigkeit des Märtyrertodes verwiesen, †) dann von den Heiden ohne Erbarmen gefesselt fortgeschleppt; ††) dann erscheinen sie wieder (discipuli kann doch sonst Niemand sein) am aufgesteckten Haupte, das ein Adler bewacht; †††) sie erkennen ferner an der Feuersäule den Ort, wo der Leichnam liegt,*) kommen (gebunden? oder nach ihrer Flucht?) mit vielen Christen hin und bestatten den gesammelten Körper mit allen Ehren.**) Viel natürlicher ist die Erzählung in Vita III: Die Schüler flüchteten sich in die nahen Wälder und versteckten sich da; dann (glücklich nach Gnesen gelangt, aber

---

*) So z. B. I, 34: Igitur impii viri (ähnlich dem die Erzählung zurückleitenden At der classischen Latinität).

**) I, 28: ipso extenso capite et membris jacet. II, 25: mente extentus et corpore toto. Beides weist wieder deutlich auf den beiderseitig benutzten Hexameter, etwa: Et capite extentus membrisque et corpore toto. Auffallend ist die geflissentliche Abweichung bis ins Kleinste, z. B. extentus und extensus.

***) Nach 4b, cap. 34 dreißig Tage, nach Cod. Ultraj. (Henschen A. Sanct. p. 187) und der Vita III p. 74 drei Tage.

†) I, 30.

††) II, 34.

†††) Eam divino judicio aquilam custodem discipuli aspexerunt; in I, 30 nach 4b.

*) Inde vero indicio fulgidae columnae super corpus ejus in coelum usque porrectae manifestatum corpus ejus est discipulis, et venientes cum multis Christianis abstulerunt corpus eius, et coniungentes caput corpori, honorifice sepelierunt etc.

**) Röpell I, 108 erzählt ganz einfach: „Seine Begleiter, anfangs gefangen gehalten, entkamen zuletzt nach Polen." Von alle dem sagen nur die von ihm benutzten Quellen nicht das Geringste, weder vom Gefangenhalten, noch vollends vom Entkommen, und das „zuletzt" paßt zu der übrigen Erzählung nicht.

natürlich nicht aus Samland!) wurden sie von Boleslaw den Boten zur Auslösung des Leichnams beigesellt.*) Unklar ist wiederum die Nachricht, daß A.'s Leichnam zunächst mit großen Ehrenbezeugungen nach dem Kloster Gnesna, dann aber bei dem Ausbruche des Krieges zwischen Polen und den benachbarten Heiden zur Sicherung des seltenen Schatzes am 6. Nov. nach Gnesen (in Gnesen) hinübergebracht sei;**) es scheint hier der erstere Name unrichtig zu sein. Endlich bleibt es unklar, wie Gaudentius A. auf seinem letzten Gange begleitet hat, wenn ihn A. als „seinen Genossen bei Mühsal und Reisen" kurz zuvor „statt seiner" zum Erzbischof von Gnesen ernannt hatte.***) Es scheint mir immer wieder, daß hier mehrfache Züge A.'s nach Preußen zu Grunde liegen, da ja A. nach der einen Nachricht schon von früher als Heidenbekehrer in Preußen bekannt war.†) Höchst auffallend ist es noch von den Heiden, erstens, wenn sie den Wanderer (Prutenus ex Pomerania oder bloß Viator am Flusse) den Kopf so ohne Weiteres mitnehmen ließen;††) und zweitens, daß sie sich Boles-

*) Vita III, p. 73: Asseclae videlicet eius, in fugam conversi, proximae latibulis se servandi causa dedêre silvae; p. 74: misso magno thesauri pondere nuntios suos cum discipulis S. Ad. redimendum reliquum corpus direxit.

**) Miracul. 8. Dlugoz I, 127 nennt das Kloster Trzemeszno. Von seiner Hinüberführung nach Prag (c. 1040) ist noch nirgends die Rede; ebenso wenig von seiner Entführung durch die Lüfte in die Gegend von Danzig, wo noch jetzt der St. Adalbertstag in der ihm geweihten Kirche alljährlich feierlich begangen wird. Diese und andere Sagen mit unglaublich viel Verdrehungen und Entstellungen findet man z. B. bei Karl, Danziger Sagen, I, S. 7; in Becker's, Roose's und Thiele's Litth. und Preuß. Sagen (poet. bearb. von Becker), S. 103, wo es gar von dem Hügel bei St. Albrecht heißt: „Häuser decken seine Räume!" u. dgl. m.

***) Mirac. 5: socium laboris et itineris.

†) Vita III, p. 73: Unus videlicet ex iis, cui antea cognitus erat, eum esse, qui populum aquaria submersione pessumdaret .... Eine anderweitige Hindeutung der Art findet sich z. B. bei Cosmas Pragensis in der Chron. Bohemorum, l. III, nach der Handschr. des Dresdener Archivs, zum J. 960 (Mencken III, p. 1775, zu I, p. 1993): Isto anno venerunt legati Rusciae (sic) gentis et deprecati sunt ut aliquem suorum episcoporum transmitteret .... Et ille (!) .... transmisit Adalbertum .... Illi per omnia mentiti sunt sicut postea eventus rei probavit, quia ille praedictus episcopus non evasit letale periculum ab insidiis eorum. — Ueber Russen und Prussen vgl. z. B. Helmold. Chron. Slav. I, c. 15: Bol. Polon. rex christianissimus confoed. cum Ottone III. subjecit .... et Russiam et Prussos. Ueber noch frühere Mission in Preußen s. Voigt I, S. 242.

††) Mirac. 2. Vita III, p. 74.

law gegenüber bei dem Wunder des gewogenen und ganz leicht befundenen Leichnams ganz zufrieden gaben.*) In ähnlicher Weise rettet sich A. einmal vor den Heiden durch die Spiegelfechterei des hinten brennenden Dorfes; als sie die Täuschung erkannt haben und wieder auf ihn zustürmen, lassen sie sich nochmals ebenso täuschen, (!) und der Berichterstatter ruft gläubig aus: O welch eine Tiefe ꝛc.**) Das Leuchten des Körpers (s. vorher) wird in einem andern Berichte nur dem einen abgeschnittenen, ins Wasser (den Fluß) gefallenen und von einem Raubfische verschlungenen Finger beigelegt.***) Als biblische Nachahmung erscheint außer dem schon erwähnten sentimalen Abschiede†) auch die Stelle, wo A. bei den „Pommern" durch seine Missionspredigt anfänglich große Erbitterung erregt, die Heiden aber endlich von der Wahrheit überzeugt, (?) ihn wie die zu Lystra den Paulus und Barnabas göttlich verehren wollen.††)

(Schluß folgt.)

*) Mirac. 8.

**) Mirac. 7. Dies geschah imminente passione sua, also auch in Preußen.

***) Mirac. 1. In dem andern No. 8 wird der Finger nach langem Suchen gefunden und Alle sehen ihn hell leuchten.

†) I, 28. (Acta Apost. 20, 25.)

††) Mirac. 5. (Acta Apost. 14, 15.)

Kritiken und Referate.

Geschichte des Wechsels im Hansagebiete bis zum 17. Jahrhundert nach archivalischen Urkunden bearbeitet von Max Neumann, Dr. jur. Beilageheft zur Zeitschrift für das gesammte Handelsrecht Band VII. Erlangen, Ferd. Enke. 1863. (IV u. 212 S. 8.)

Die Zeitschrift für das gesammte Handelsrecht bringt uns als Beilageheft zu ihrem VII. Bande von unserem Landsmanne Dr. jur. Max Neumann eine ausführliche, aus archivalischen Quellen, vornehmlich des Danziger Stadt-Archives geschöpfte Darstellung der geschichtlichen Entwickelung des Wechsels im Hansagebiete während dreier Jahrhunderte von seinem ersten Entstehen an gerechnet. Schon die Oertlichkeit der benutzten Quellen, noch mehr aber der sachliche Zusammenhang selbst, wie er durch die Beziehung Altpreußischer Städte zum Hansabunde geboten wird, macht Neumann's Arbeit, die sich innerhalb der Grenzen eines bisher nur ungenügend kultivierten Gebietes bewegt, auch für unsere engeren, provinziellen Verhältnisse höchst bedeutsam und läßt sie als einen dankenswerthen Beitrag zur Rechtsgeschichte Altpreußen's in der Sphäre des Wechsels, dieser wichtigsten Lebensader des modernen Handelsverkehres, erscheinen.

Es würde die hier gesteckten Grenzen überschreiten, die vielseitigen, wichtigen Resultate des Neumann'schen Buches im Einzelnen vorzuführen oder insbesondere zu erörtern, wie dieselben zu richtigerer Erkenntniß der juristischen Natur des Wechsels, mit deren Construction die neueste Wissenschaft sich angelegentlich zu beschäftigen beginnt, so manchen Baustein liefern. Wir müssen uns auf das Wesentliche beschränken und stellen den Hauptsatz obenan, dessen Wahrheit für die Länder Deutscher Zunge insge-

mein neuerdings erkannt war, und der nun durch Neumann's Untersuchungen auch für das von ihm gewählte speciellere örtliche Gebiet zur Geltung gebracht wird. Es ist der, daß der Wechsel auf Deutschem Boden nicht, wie man früher allgemein glaubte, als ein aus den Romanischen Ländern importiertes Rechtsinstitut zu betrachten sei, sondern sich in Deutschland „naturwüchsig ohne nachweisbar wesentlichen Einfluß der Fremde" aus dem Bedürfnisse des kaufmännischen Verkehres entwickelte und „fast durchweg zu denselben Gestaltungen seiner selbst, wie der Rechtsfolgen sich herausbildete, als sie in anderen Ländern geschlossener Wechselentwickelung hervortreten." In diesem Satze gipfeln die Forschungen Neumann's. — Hervorzuheben sind ferner die Resultate in Betreff der rechtlichen Natur des Wechsels, die derselbe im Hansagebiete offenbarte. Wir gewinnen dadurch ein plastisches Bild des Wechsels in allen Phasen und Richtungen seiner Entwickelung von seiner Entstehung bis zum 17. Jahrhundert, welcher Zeitpunkt insofern eine abschließende Epoche bildet, als sich bis dahin die Ausbildung des Formalcharakters des Wechsels aus dem ursprünglich nicht formalen Wechselvertrage vollzogen hatte.

Referent schließt mit dem Wunsche, daß sich Niemand von dem Studium des empfehlenswerthen Buches durch eine gewisse Schwerfälligkeit des Styles, die dem Werke eigen ist, abhalten lassen möchte.

S—n.

Ewaldus, A. R. L., de Christiani Olivensis ante ordinem Teutonicum in Prussiam advocatum condicione ab a. 1209 usque ad a. 1225. — Dissertatio inauguralis, Bonnae 1863. 4 Bl. u. 62 S. 8. (Mit einer Karte.)

Bei der stiefmütterlichen Behandlung, welche unsere Provinzialgeschichte bisher, selbst in ihren interessantesten Abschnitten, auswärts erfahren hat, ist auch jedes geringe Zeichen der Theilnahme als ein erfreulicher Beweis, daß es endlich anders werden will, daß sie bei Geschichtsforschern und Geschichtsfreunden das ihr gebührende Ansehen zu gewinnen im Begriffe steht, mit Dank anzunehmen. Freilich stehen die Verhältnisse jetzt auch ganz anders da. Bis vor nicht eben langer

Zeit lag der bei weitem größte Theil der Quellen für den Fremden unzugänglich in den Archiven und Bibliotheken; was aber wirklich gedruckt war, befand sich in einer Gestalt, daß es in der That Ueberwindung kostete sich daran zu machen. Jetzt aber liegt eine schon beträchtliche Menge urkundlicher wie schriftstellerischer Quellen in Ausgaben vor, von denen man nur sagen kann, daß sie im Allgemeinen den Ansprüchen, welche wir heutzutage an solche Arbeiten zu machen berechtigt sind, durchaus genügen. Urkunden bekanntlich in Voigts Codex diplomaticus Prussicus und in noch höherer Vollkommenheit — denn Voigt fehlt es noch immer zu sehr an der kritischen Genauigkeit und Zuverlässikeit der neuern Editionsweise — in den musterhaften Monumenta historiae Warmiensis, Chroniken und dergleichen in den zwei Bänden der Scriptores rerum Prussicarum. Mit der Zugänglichkeit des Materials erwächst dem auswärtigen Gelehrten nunmehr aber auch ohne Zweifel die Verpflichtung, unserer Provinzialgeschichte dieselbe Theilnahme zu schenken wie der Spezialgeschichte anderer Länder. Dabei darf es uns allerdings nicht Wunder nehmen noch hin und wieder Untersuchungen über Fragen angestellt zu sehen, welche für die Historiker unserer Provinz selbst bereits ihre Entscheidung gefunden haben. Solche Gedanken wurden bei uns beim Durchlesen der oben angezeigten Bonner Dissertation rege. Ihren Hauptinhalt bildet die abermalige Behandlung der Frage, ob dem ersten preußischen Bischof Christian über das Kulmerland oder wenigstens über einen Theil desselben die volle Landeshoheit zufolge polnischer Verleihung zugestanden habe. Bejaht haben diese Frage bekanntlich seit Watterich katholische Schriftsteller, denen der deutsche Orden in seinem Ringen nach völliger Loslösung aus der kirchlichen Obergewalt ein Dorn im Auge ist. Die unbefangene Einsicht der Urkunden indessen läßt keinen Zweifel an der Verkehrtheit dieser Auffassung, und seitdem Waitz in den gött. gel. Anzeigen ihren Urheber in genügender Weise abgeführt hat, sollte die Hauptfrage wohl als entschieden gelten. Auch Ewald spricht sich, wie es bei seinem engen Anschlusse an Voigt, Röpell, Töppen nicht anders erfolgen konnte, gegen die Hypothese von der Landeshoheit Christians aus. Von selbstständigem Forschen und von eignen Resultaten konnte, wie die Sache nun einmal liegt, nicht viel die Rede sein. Es blieb ja nichts übrig als sich auf die

eine oder die andere Seite zu stellen, und auch das Material, zu welchem neues nicht hinzugebracht ist, ist in Bezug auf diesen Punkt der Untersuchung vielseitig durchforscht. Wenn der Verfasser als ein anderes Resultat seiner Untersuchung hervorhebt (S. 25), daß vor dem Jahre 1225 von Rom aus nichts über die politische Gestaltung des übrigen Preußenlandes (außer Kulmerland) verfügt worden sei, so liegt auch hierin nichts neues, da ja außer einigen päpstlichen Warnungen an den Herzog Konrad, die Neubekehrten in ihrer Selbstständigkeit nicht anzutasten, keine darauf bezügliche Urkunden vorliegen. Durchaus eigen ist dem Verfasser, was er über die „quondam castra“ des Kulmerlandes in der Lowiczscher Vertragsurkunde sagt. Er nimmt vor allen diejenige Redaktion der Urkunde als die richtige an, welche das längere Verzeichniß der zerstörten Burgen hat. Colmen ist ihm (Althaus) Kulm, poln. Chelmno, dagegen das später genannte Colman Chelmonie (Chelmane) bei Schönsee. Er beweist dieses dadurch, daß die Burgen in einer systematischen Reihenfolge aufgezählt sind, zuerst die an der Weichsel, dann die um Schönsee, zuletzt die im äußersten Osten des Kulmerlandes gelegenen. Wir wenigstens sehen keinen Grund, warum wir dem nicht beistimmen sollten. Die beigegebene Karte des Kulmerlandes enthält die nachweisbaren Burgen. — Ueber das Latein des Verfassers zu sprechen fühlt sich Referent nicht berufen, zumal er zu denjenigen gehört, welchen die lateinische Sprache für akademische Schriften als ein mittlerweile doch ganz und gar unzeitgemäß gewordener Zopf erscheint. Bei Formen jedoch wie subiectos iri, consumtas iri kann er nicht umhin auf die Paradigmen irgend einer Elementargrammatik zu verweisen. —r.

Die Polytechnische Gesellschaft zu Königsberg i. Pr.

Als Preußen die Bahn betrat, auf der es zu dem jetzigen hohen Punkte seiner Industrie gelangte, als Berlin in gewerblicher Beziehung eine größere Bedeutung gewann, und durch das Gewerbe-Institut die möglichste Ausbildung der Gewerbtreibenden angestrebt, so wie durch die Polytechnische Gesellschaft das Interesse an gewerblichen Bestrebungen

mehr gehoben wurde; da regte sichs auch in Königsberg, woselbst einige Männer 1844 zu gemeinschaftlichen Zusammenkünften sich vereinigten, in denen sie sich über gewerbliche Verhältnisse unterhielten und besonders mit den Fortschritten auf dem technischen Gebiete sich bekannt machten. Unter diesen Gewerbtreibenden und Gewerbfreunden war der O.-L.-G.-Referendarius Moritz Simson derjenige, welcher die Bildung einer Gesellschaft veranlaßte, die sich mehr und mehr erweiterte und ihren Einfluß allmälig auf die ganze Provinz geltend machte. Eine Geschichte der Gesellschaft in kurzen Zügen dürfte daher von allgemeinerem Interesse sein.

Die Polytechnische Gesellschaft wurde am 18. Februar 1845 auf Anlaß des genannten Moritz Simson, der bereits im Jahre 1856 als Sekretair der Handelskammer in Breslau verstorben ist, nach dem Muster des Berliner gleichnamigen Instituts gestiftet. Es traten, wie derselbe im ersten Jahresberichte meldet, an jenem Tage 15 Männer zusammen in der Absicht, einen Vereinigungspunkt für Gewerbtreibende und Gewerbfreunde zu bilden, um ohne beschränkende Form gewerbliche Interessen zur Sprache zu bringen und einen Austausch der dahin gehörigen Erfahrungen und Kenntnisse zu bewirken. Man beschloß, wöchentlich an einem Abende zu diesem Zwecke zusammen zu kommen und jedes Mitglied zu einem Beitrage von 15 Sgr. vierteljährig zu verpflichten.

Wie zeitgemäß die Gründung war, ersieht man leicht daraus, daß Gewerbtreibende aller Branchen und Gewerbfreunde aller Klassen sich anschlossen und am Schlusse des Vereinsjahrs die Mitgliederzahl bereits auf 102 gestiegen war.

Aus dem Zeitraume bis 1855, in welchem die Gesellschaft sich immer mehr erweiterte, verdienen folgende Beschlüsse besonders hervorgehoben zu werden. Das Interesse, welches die einzelnen Sitzungen den Mitgliedern boten und der Gemeinsinn, welcher Alle leitete, führte 1851 zu dem Beschlusse Referate über die Sitzungen in der Hartungschen Zeitung zu veröffentlichen. Die Ausführung dieses Beschlusses erweiterte die Wirksamkeit der Gesellschaft in der Art, daß man nicht nur in allen Theilen der Provinz lebhaften Antheil an den Verhandlungen nahm, nicht nur Fragen einsendete, die sich auf einzelne verhandelte Gegenstände bezogen und bereitwillig beantwortet wurden, sondern daß man sich auch

an verschiedenen Orten zu gleichem Zwecke vereinigte und entweder selbstständig den Unterhaltungsstoff verschaffte, oder durch Anschluß an die hiesige Gesellschaft zu gewinnen wußte. Von diesen Zweig-Gesellschaften, die von hier aus die Protokolle, so wie Gegenstände zur Besichtigung und Belehrung regelmäßig zugesendet erhielten, mögen hier genannt werden: die polytechnische Gesellschaft zu Hohenstein, Memel und Wehlau.

Ein zweiter wichtiger Beschluß während des genannten Zeitraumes war, einen Deputirten nach London zur großen Industrie-Ausstellung im Jahre 1851 und ebenfalls zur Ausstellung nach München im Jahre 1854 zu wählen. In beiden Fällen konnte die Gesellschaft wol keinen Andern, als ihren verdienten Ordner, Oberlehrer Dr. Albrecht mit dieser Sendung betrauen, und sie bot aus der Gesellschafts-Kasse die zur Reise nöthigen Mittel, so wie eine Summe zum Ankauf von Gegenständen, die in der Folge ein reiches Material zur Belehrung und Unterhaltung bildeten. Manches, was einen allgemeinern praktischen Werth hatte, konnte auf diese Weise den Gewerbtreibenden vorgelegt und von diesen nachgearbeitet werden.

Der dritte Beschluß endlich ging dahin, eine Lokal-Gewerbe-Ausstellung zu veranstalten, um den industriellen Standpunkt zur Zeit der Eröffnung der Ost-Bahn zu constatiren und einen Ueberblick über die Leistungen der Gegenwart zu ermöglichen. Die Aussicht auf wesentliche Veränderungen durch dieses moderne Communikations-Mittel forderte zu diesem Unternehmen auf, dem dann nach Verlauf von genügender Zeit ein gleiches folgen sollte, um den erhofften Einfluß besser nachweisen zu können. Am 18. Februar 1853 wurde die Ausstellungs-Commission gewählt, und am 28. Juli 1854 die Ausstellung in den von der Gesellschaft zweckmäßig eingerichteten Räumen des Exercierhauses auf Königsgarten, an dessen Stelle jetzt das prächtige Universitäts-Gebäude steht, eröffnet. Die Ausstellung erfreute sich nicht nur der lebhaftesten Betheiligung der Herren Aussteller, nicht nur der regsten Theilnahme des Publikums und des ungetheilten Beifalls von dessen Seite, sondern selbst Sr. Majestät, König Friedrich Wilhelm IV., geruhten dieselbe in Augenschein zu nehmen und Höchstihren Beifall huldvollst an den Tag zu legen. Am Schlusse des zehnten Vereinsjahres zählte die Gesellschaft 647 Mitglieder.

Auch der folgende Zeitraum des Vereinslebens von 1855 bis zum Anfange des Jahres 1863 (Ordner: Professor Dr. Werther) weist das rege Bemühen der Mitglieder nach, auf dem technischen Gebiete forschend und fördernd thätig zu sein. Machte sich aber auf demselben der Einfluß der Wissenschaft, namentlich der Chemie, immer geltender, so war es sicher für die Gesellschaft um so erfreulicher, in ihrem Ordner einen Mann dieser Wissenschaft gewonnen zu haben, der die wünschenswerthesten Aufschlüsse in populärer Weise zu geben vermochte. Ferner wurden während dieser Zeit andere Versuche gemacht, um das vielseitige Material gründlicher zu prüfen und für die Sitzungen vorzubereiten. Die Gesellschaft schaffte die gediegensten technischen Journale an, richtete einen Journal-Lesezirkel ein, und die Bildung von Sektionen für Maschinen und Werkzeuge, für bauwissenschaftliche Gegenstände, für chemische Gewerbe, für Agrikultur und für Naturwissenschaften, bezweckte eine geregelte Vorbereitung des Unterhaltungsstoffes für die Sitzungen. Begründete die Beschaffung der Journale, eine Gesellschafts-Bibliothek, aus der jedes Mitglied das ihm Wünschenswerthe beziehen konnte, so sammelte sich auch allmälig eine größere Zahl von Apparaten an, unter denen der Ruhmkorffsche Induktions-Apparat als der werthvollste genannt werden mag. Zur Auswahl dieser boten natürlich auch die im Laufe dieser Zeit unternommenen Industrie-Ausstellungen die beste Gelegenheit, daher wurde zur Pariser Industrie-Ausstellung im Jahre 1855 Professor Werther, zur Danziger Gewerbeausstellung im Jahre 1858 Oberlehrer Dr. Böttcher deputirt, Professor Werther im Jahre 1860 ersucht, auf seiner Reise technische Neuigkeiten für die Gesellschaft zu acquiriren, und von Mitgliedern, die die Londoner Industrie-Ausstellung im Jahre 1862 besuchten, das Anerbieten gemacht, Gegenstände von allgemeinerem Interesse mitzubringen oder der Gesellschaft zu empfehlen, von denen die Carrésche Eismaschine angeschafft wurde.

Geht hieraus also deutlich hervor, daß die Gesellschaft in ihrem Interesse nicht erkaltete, woher sich die Mitgliederzahl ziemlich auf gleichem Niveau hielt, ja bei Eintritt in das 13. Vereinsjahr auf 704 gestiegen war; so hatte sich auch ihre Wirksamkeit nach Außen hin nicht verändert. Im Jahre 1856 trat der Bartensteiner, im Jahr 1859 der Pr. Holländer Polytechnische Verein unserer Gesellschaft als Zweigverein

bei und es gingen Anträge zu gleichen Zwecken noch von anderen Orten ein, denen jedoch nicht nachgekommen werden konnte, damit nicht den schon angeschlossenen Vereinen Eintrag geschähe. Ja die Gesellschaft konnte es nur freudig berühren, als ein von hiesigen Frauen gestellter Antrag einging, auch Frauen den Zutritt zu den Versammlungen zu gestatten, die nach den Zeitungs-Referaten auch für sie so viel Belehrendes darböten, worauf leider wegen Beschränktheit des Lokals nicht eingegangen werden konnte.

Wollte die Gesellschaft den Gewerbtreibenden einen erweiterten Gesichtskreis, ein lebhafteres Interesse für die industriellen Erscheinungen ermöglichen, und hatte sie die Genugthuung, daß die Strebsamen ihre humanen Zwecke anerkannten; so durfte sie nicht die Gewerbtreibenden außer Acht lassen, denen beschränkte Mittel oft einen Bann auflegen, dessen Druck sie mehr und mehr sinken läßt. Arme Gewerbtreibende nach Kräften auch mit Geldmitteln zu unterstützen, diesen Beschluß förderte die Beendigung der Lokal-Gewerbe-Ausstellung zu Tage, und seitdem sind die durch die Sammlungen bei Stiftungsfesten stets reichlich vermehrten Ueberschüsse erst an unbemittelte Gewerbtreibende als zinsfreie Darlehne verliehn, dann seit Schluß des Jahres 1862, als sich dieser Modus nicht bewährt hatte, an bedürftige Handwerker in kleinen Raten verschenkt.

Aenderte sich zu Ende des Jahres 1862 theilweise auch der Vorstand, indem Direktor Dr. Albrecht das Ordneramt wieder übernahm, so blieb doch das rege Vereinsleben dasselbe und steigerte sich nach Möglichkeit. Wir schließen mit dem aufrichtigen Wunsche, daß die Gesellschaft, die vor kurzem in ihr zwanzigstes Lebensjahr getreten ist, mit der frischen Kraft des Jünglings auch in den ferneren Tagen weiter wirken und den genügend gekennzeichneten humanen Zweck unausgesetzt verfolge. Dann erfüllt sich auch unser zweiter Wunsch, daß die Bestrebungen der Gesellschaft stets die verdiente Anerkennung finden in immer weiteren Kreisen und die Zahl ihrer thätigen Mitglieder sich freudig mehre.

Elditt.

Mittheilungen und Anhang.

Eine Heldenthat der Kulmer Frauen und die Kölmische Gütergemeinschaft.

Unter unseren vaterländischen Sagen giebt es eine, die insofern ein besonderes Interesse hat, als sich an dieselbe die Entstehung eines wichtigen, noch heutiges Tages in unserem Provinzialrechte anerkannten Rechtsinstitutes knüpft. Es ist die Sage von der heldenmüthigen Vertheidigung der Stadt Kulm durch die Frauen gegen die Kriegsschaaren des Herzoges Suantepolk von Pommern. Die Sage lebt noch jetzt im Munde des Volkes und ist zu bekannt, als daß wir sie in ihren Einzelheiten hier wiederholen sollten (das Nähere siehe in Tettau's und Temme's Volkssagen Seite 47 und in Voigt's Geschichte Preußens II. 505). Weniger bekannt dagegen dürfte es sein, daß wir jener Heldenthat der Kulmer Frauen das Rechtsinstitut der Kölmischen Gütergemeinschaft zu verdanken haben. Zum Lohne für den bewiesenen Heldenmuth wurde nämlich zu Gunsten der Frauen die eheliche Gütergemeinschaft, die mit dem in Preußen sonst gültigen Magdeburger Rechte im Widerspruche stand, ausdrücklich eingeführt.

Für diese Beziehung der in Rede stehenden Sage hat sich eine alte, noch nicht bekannte Quelle entdecken lassen in einer kleinen handschriftlichen Rechtssammlung, welche in Preußen von einem ungenannten Verfasser etwa im 15. Jahrhundert für die Gerichtspraxis zusammengestellt wurde (Manuscript Nr. 40. 4⁰ des Königsberger Provinzial-Archives). Die Rechtssammlung führt den Titel „Landläufige Kulmische Rechte“ und

beginnt in sehr galanter Weise mit den Worten: „So denn wir Männer die Frauen für das Beste und Würdigste halten auf Erden, so ziemt sich wohl und ist billig, daß man von ihnen und ihrem Rechte zum Ersten gedenke und schreibe" (vergl. Faber's Archiv I. 70). Demgemäß wird dann zuerst von den Rechtsverhältnissen der Frauen gehandelt, und zwar spricht das 10. Kapitel von dem Rechte der Wittwen auf die sogenannte Kölmische Hälfte d. h. dem aus der Kölmischen Gütergemeinschaft folgenden Rechte, daß nach dem Tode eines Ehegatten dem überlebenden Ehegatten die eine Hälfte, den Kindern oder sonstigen Erben des verstorbenen Ehegatten aber die zweite Hälfte des gemeinschaftlich gewesenen Vermögens zufällt. Hiebei heißt es denn unter Bezugnahme auf unsere Sage: „Dies ist wider das Magdeburgische Recht. Aber daß allhier die Frauen also gut Recht haben, das ist des Landes und Kulmischen Rechtes Willkür, und die Frauen haben es vormals verdient durch ihre Wohlthat in der Stadt Kulm." S—n.

Der Pestalozzi-Verein für die Provinz Preußen.

Kaum ein anderer der in den letzten Jahren begründeten Vereine nimmt in so hohem Grade das Interesse der gesammten Provinz Preußen in Anspruch und verdient zugleich in so hohem Grade die Unterstützung aller Klassen der Gesellschaft, als der zum Besten armer Lehrerwaisen am 16. Juni 1861 gegründete Pestalozzi-Verein. Wenn die Verbesserung des Einkommens unserer Volksschullehrer längst als eine heilige Pflicht des Staates und der Gemeinde anerkannt, wenn die Lage dieser für das geistige Wohl der untersten Schichten der Bevölkerung unermüdlich und uneigennützig kämpfenden Männer in Wort und Schrift als ungenügend bezeichnet ist, so ist das Schicksal der Schullehrer-Wittwen und Waisen ein geradezu bejammernswerthes zu nennen gewesen. Vielleicht keine andere Beschäftigung wirkt so aufreibend auf Geist und Körper als die des Schulmannes. Frühzeitige Todesfälle sind daher in diesem Stande nichts seltenes. An Ersparnisse aus dem kärglichen Gehalt war nicht zu denken; und so sehen gewöhnlich die hinterbliebene Wittwe und das Häuflein unerzogener Kinder der trostlosesten Zukunft entgegen. Der einzelne Men-

schenfreund ist so schweren Mißständen gegenüber ohnmächtig zu helfen, aber der gute Geist der Association, der unsere Zeit mächtiger und mächtiger durchdringt, kann auch hier als Retter erscheinen. „Hilf Dir selbst, so hilft Dir Gott!" Mit diesem Wahrspruche gründete eine kleine Schaar ebenso thatkräftiger als gottvertrauender Männer am 16. Juni 1861 nach dem Vorbilde des gleichnamigen Vereins in Sachsen, und dazu ermuthigt durch Diesterweg, den Pestalozzi-Verein für die Provinz Preußen, dessen Zweck in der Sorge für Unterstützung und Erziehung vater- oder elternloser Waisen der Schullehrer jeder Confession besteht. Es grenzt geradezu an's Wunderbare, was diese für die gute Sache begeisterte Männer, voran H. Frischbier, Ed. Sack (Redacteur des mit dem Verein in naher Verbindung stehenden „Schulblattes für die Volksschullehrer der Provinz Preußen,") H. Klein (Kassirer) u. A. mit den kleinsten Mitteln geleistet haben. Der vortrefflichen Organisation und der uneigennützigen Unterstützung der Kreis- und Kirchspiels-Agenten (sämmtlich Lehrer!) ist es zu danken, daß dem Verein schon am Schlusse des ersten Jahres nicht weniger als 2288 Mitglieder gewonnen waren, die sich im zweiten Jahre auf 2971 vermehrten, sodaß der Vorstand wohl die Hoffnung aussprechen durfte, in nicht zu langer Zeit sämmtliche 5400 Volksschullehrer der Provinz vereint zu sehn. Aus den Jahresbeiträgen von durchschnittlich 15 Sgr., aus dem Erlöse der für resp. durch den Verein veranstalteten Concerte, Vorlesungen, Lotterie, Ausgabe von Neujahrs- und Weihnachtswünschen, Kalendern u. s. w. haben im ersten Jahre 154 Waisen in 57 Familien, im zweiten sogar 269 Waisen in 103 Familien unterstützt werden können, womit zugleich die Bedürfnißfrage auf's Schlagendste beantwortet ist, und es hat sich noch ein sehr erheblicher Ueberschuß von einigen tausend Thalern zur Befriedigung der in immer größerem Umfange andringenden Anforderungen erübrigen lassen. Bedenkt man, wie viel unzählige Thränen hier getrocknet sind, so kann man die Kunde von den Erfolgen des jungen Vereins nicht ohne innige Rührung in den Berichten lesen. Es ist schon viel gethan, aber es bleibt noch mehr zu thun! Wir machen darauf aufmerksam, daß Jeder, nicht nur Lehrer, Mitglied des Vereins werden kann, wenn er sich zu einem Jahresbeitrage, dessen Höhe ganz dem Belieben anheimgestellt ist, einem

der Agenten gegenüber verpflichtet. So wird es zugleich allgemeine Ehrensache das gute Werk mitfördern zu helfen. Geben heißt hier wirklich Wohlthun! — ⊙

Ein neues Bild von Gemmel.

In den Tagen vom 15. bis 17. April war in der hiesigen Maler-akademie ein neues Gemälde von dem Architekturmaler Professor Gemmel vor seiner Reise nach Deutschland für alle Freunde der Kunst ausgestellt. Der Gegenstand, Ansicht des Magdeburger Doms, ist einer der würdigsten für diesen Zweig der Malerei und die Ausführung der Würde des Gegenstandes durchaus angemessen. Der Magdeburger Dom zählt zu den ältesten, erhabensten und dabei wohlerhaltensten architektonischen Kunst-Denkmälern Deutschlands. Schon in den Jahren 1208 oder 1211 begonnen, ist der Bau um so interessanter, als er den Uebergang vom romanischen zum germanischen Stil in Deutschland kennzeichnet. Die Anlage der älteren Theile, des Chors und Querschiffes, folgte noch den Bestimmungen des romanischen Stiles, obgleich schon der Umriß das Abweichende hat, daß um den (polygonisch geschlossenen) Chor ein Umgang angeordnet ist und an diesen sich ein Kranz von Kapellen — der Anlage der französischen Kathedralen entsprechend — anschließt. Nach der Höhe hin wird die germanische Behandlungsweise immer entschiedener und ebenso zeigt das später begonnene und erst 1363 vollendete Schiff des Domes mit Ausnahme der massigen Pfeiler kein romanisches Element mehr.*)

Die Vorderseite mit ihren beiden mächtig aufstrebenden erst 1520 vollendeten Thürmen macht in ihrer großartigen Einfachheit auf den Beschauer einen überwältigenden Eindruck, eignet sich aber für die malerische Darstellung weniger, weil der Platz davor auf der einen Seite durch moderne Bauten beengt ist, andererseits die Längenansicht und damit die Uebersicht über den Bau als ein Ganzes fast verloren geht. Mit Recht hat Gemmel daher den Standpunkt vom Fürstenwalle aus gewählt, von wo aus man den Chor mit seinen hohen Spitzbogenfenstern und

*) Handbuch der Kunstgeschichte von Dr. Franz Kugler.

seinem reichen Kapellenschmuck, den noch aus ältesten Zeiten überkommenen Mittelbau und die Langseite mit ihrer stattlichen Reihe verzierter Giebel- und Pfeilerspitzen in halber Verkürzung, darüber weg aber den oberen Theil und die Spitzen der beiden großen Thürme übersieht, die nun, gleichsam alle irdische Herrlichkeit überragend und nach dem Himmel deutend, in wohlthuender Weise für Auge und Gemüth das Bild abschließen. Der Vordergrund, hoher Wallgang mit alterthümlicher nach dem vorliegenden Graben hin vorspringender Bastei von Stein und mit schattigen Bäumen besetzt, ist vortrefflich geeignet uns den Hauptgegenstand des Bildes in gehöriger Absonderung zu zeigen und denselben doch wieder in harmonische Verbindung zu seinen Umgebungen zu bringen. Er ist im Schatten gehalten, damit der von der Abendsonne beglänzte Chor sich um so wirksamer abhebt. Ueber die Langseite des Domes zieht sich die Dämmierung hin, während noch die Thürme von der andern Seite her ihr volles Licht erhalten. Der Zweck eine schöne Architektur darzustellen und zugleich ein Stimmungsbild zu geben, ist völlig erreicht und damit die schönste Aufgabe der Architekturmalerei gelöst. Zu bewundern ist schließlich die Sauberkeit und Genauigkeit, mit der das Detail der Zeichnung ohne jede Gefährdung des Totaleindrucks behandelt ist. —

Drei niederdeutsche Fabeln,*) mitgetheilt von A. Dorr.

1. De Fos[1] on de Haan.**)[2]

De Haan steit op dem Tuun on kreit,
Do kömt de Fos on segt: „Hör an!
„Du kreist graad so, mien leewer Haan,
„As dien Herz-Voader plegt to krein. —

---

*) Den Stoff zu diesen Fabeln lieferte mir die Erzählung eines alten Mannes auf dem Lande. Den beiden letzten bin ich sonst noch nicht begegnet. Ein Anklang an die erste findet sich in Sebastian Frank's Fabeln. In dessen Fabel „der Fuchs und der Hahn" bietet der Hahn dem Fuchs sein Haupt zum Küssen dar und wird so seine Beute. Der letzte Zug, daß der Fuchs wiederum vom Hahn betrogen wird, fehlt.

**) In den geschlossenen Silben sind nur die verdoppelten Vocale lang.

[1] Fuchs. [2] Hahn.

Do kreit eerst recht de domme Haan
On schöddert[1] sik vör luter[2] Freid. —
De Fos springt to, rennt met em af;
De Buren hingerher em Dräf:
„Der Fox, der Fox trägt unsern Hahn."
„„Hör, segt de Haan to'm Fos, hör an,
„„Wat daar de dommen Buren schrien,
„„Seg' du en doch, de Haan es[3] miin. —
Knap[4] maakt de Fos de Fret nu op,
Fligt em de Haan uk äwer'n Kop,
Fligt wedder op den Tuun on kreit,
On steit op eenem Been vör Freid
On schrigt: „„J, Fos, wat kömt die an,
„„Ek si je doch de Buur'n er Haan.

---

2. Näjen on näjentig Lest.[5]

De Fos on de Kat de gingen eenmoal
Spozeeren äwer Barg on Doal,
Dorch greenen Woold, äwer brune Heid
Gingen spozeeren de twee beid. —
Do keem von wieds de Wulf to goan'
On Kat on Fos, de bleewen stoan'. —
Do segt de Fos: „Wat maak wi nu?
„Den Diewel uk, wenn de ons frat, —
„Fru Mum,[6] seg, wie väl Lest hest du?
„„Ek heb man eene, segt de Kat,
„„On sen[7] em ganzen en bät dom;[8]
„„Doch wie väl hest denn du, Herr Ohm?
De Fos legt an de Näs' de Poot
On segt: „Kömt all's vom leewen Gott,

---

[1] schüttelt. [2] lauter. [3] ist. [4] kaum. [5] neun und neunzig List. [6] Muhme. [7] bin. [8] dumm.

„Schaab, schaab, dat du nich klöker best;
„Ek Mum, hew näjen on näjentig Lest. —
So gingen se dem Wulf entgegen;
De Fos word fast en bät[1] verlegen.
Doch docht he: „I, wat dit on dat,
„Du maakst et, wie de Mum, de Kat.
De Mum, de Kat, weer nich so dom,
De renub' op eenen hogen Boom. —
De Fos sparrd' Muul on Oogen op
On schloog an sienen dommen Kop;
Met alle Lest word he toreten
On von dem Wulf rein opgefreten.

---

8. De Krig twesche dem Entewaart[2] on de Baare.[3]

De Entewaart, denkt so 'ne Sach,
Verteernd[4] sik eenmaal met dem Baaren. —
De Krig ward ansegt, uk de Dag,
Wenn se em Woold toopkamen[5] warren.
To'r Help[6] nömt sik de Entewaart
'Nen Schwarm Bie[7] on den Haan;
De Baar kömt to der Krigesfaart
Met siener ganzen Sipschoft an. —
De Bie as Riterie[8] vörop
On warr'n de Baare däj[9] behucken,[10]
Dat de boold danzen, boold sik bucken,
Boold wöltern[11] on sik klaun[12] den Kop!
De Waart kömt hingeran ganz sacht
On segt man emmer: „Wacht man, wacht."[13]
De Haan fligt op 'nen Boom on kreit,[14]
De Bie stäken, de Baare bieten

---

[1] ein wenig. [2] Enterich. [3] Bären. [4] erzürnte. [5] zusammenkommen. [6] Hilfe. [7] Bienen. [8] Reiterei. [9] tüchtig. [10] belästigen. [11] wälzen. [12] kratzen. [13] wartet. [14] kräht.

Omsonst, se fangen an unttoriten
On en der dollsten Flocht dat geit!
As se sik nu toletzt gesälb [1]
On los dat Veeh weer'n, dat en quälb,
Do segt een Baar to'm andern: „Vedder,
„Dat weer'n noch man de kleenen Kräten;
„Dat aawer kann de Schinder weeten,
„Wie jenner ons noch habb geschacht,
De emmer säd: „Na wacht man, wacht."
„Na," segt de andre Baar dann wedder:
„Wat habb wol de met ons gemaakt,
„Wie habb ons de dat Fell terhaakt,
„De op dem Boom mook so'n Gewieher
„On emmer schreeg: Reekt en mi hieher?" —
Dat uk de Kleenen wat bedieden,
Wenn se man [2] klook on eenig strieben,
Dat, leewe Lieb, heft oapenbaarb [3]
En jennem Krig de Entenwaart.

Littauische Gedichte des Donalaitis.

Die Alterthumsgesellschaft Prussia steht im Begriff eine sehr interessante und wichtige Acquisition zu machen nämlich die muthmaßlich autographische Handschrift der littauischen Gedichte des Pfarrer Donalitius oder Donalaitis († 1780.) Der Dichter hat seine Poesien sämmtlich in Hexametern geschrieben und dieselben sind bis jetzt noch weder gesammelt noch selbst vollständig einzeln herausgegeben. Das Manuscript enthält auf 149 Quartseiten folgende Gedichte: 1) S. 2—18 sechs Fabeln, von Rhesa bereits als Anhang zu seiner littauischen Uebersetzung des Aesopus, aber fehlerhaft, herausgegeben. — 2) S. 18—29 ein sehr hübsches, meines Wissens noch nicht veröffentlichtes Gedicht „Fritzens Erzählung von einer littauischen Hochzeit." — 3) S. 29—149 endlich enthalten das

---

[1] gewälzt. [2] nur. [3] offenbart.

durch Rhesa's Ausgabe bekannt gewordene Gedicht „das Jahr," in vier Gesängen. Rhesa hat seiner Ausgabe eine deutsche Uebersetzung beigegeben, leider aber auch den Text dieser Gedichte nicht sorgfältig abdrucken lassen. Sein Text enthält viele Fehler, ja einmal ist sogar ein Hexameter ganz ausgefallen. Es würde sich wohl der Mühe verlohnen, mit Hilfe dieser Handschrift eine neue und vollständige Ausgabe der poetischen Werke des Donalaitis zu veranstalten.

Als eine Eigenthümlichkeit der Handschrift ist noch zu bemerken, daß bis S. 89 hin (d. h. durch die kleinen Gedichte und die ersten beiden Gesänge des größeren) sich Scansionszeichen befinden, die mit rother Tinte nachgetragen sind, und zwar in der Weise, daß überall, wo ein Daktylus Platz greift, die beiden kurzen Silben in der üblichen Form (◡ ◡) bezeichnet sind, wodurch das Lesen und Scandiren der Hexameter sehr erleichtert wird.

Nesselmann.

Der von **E. Wichert** gedichtete und am 19. April auf dem Königsberger Stadttheater vom Regisseur Seibel gesprochene **Prolog zur Festfeier der Erstürmung der Düppeler Schanzen** lautet folgendermaßen:

Noch blutet manche ungezählte Wunde,
Und manche Lippe zuckt im Todesschmerz;
Noch zittert für den Sohn der sich'rern Kunde
Entgegen mancher treuen Mutter Herz;
Aus der Kanonen gier'gem Feuerschlunde
Speit auch noch jetzt der Tod sein blitzend Erz —
Und dennoch darf der Freude Ruf erschallen,
Denn Düppels Schanzen sind im Sturm gefallen!

Sie fiel — sie fiel, die stolze Dänenveste,
Sie fiel, die Zwingburg fremder Tyrannei.
Geflüchtet sind des Dänenheeres Reste,
Gefangen, was verschont der Preußen Blei.
So hoffen wir: dem Guten folgt das Beste,
Und jeder Fußbreit deutschen Lands wird frei.
Noch einen Kampf, und Alsen ist genommen!
Dann mag der Frieden uns und ihnen frommen. —

Nicht eitle Ruhmgier rief nach blut'gen Thaten,
Nicht das Gelüst nach unsrer Nachbarn Gut.

Es kämpften unsre tapferen Soldaten
Für ihre Brüder, die der Uebermuth
Der Dänen um ihr Heiligstes verrathen —
Es strömte deutsches Blut für deutsches Blut.
Den höchsten Siegespreis galt's zu erfechten.
O heil'ger Krieg — **um's deutsche Recht zu rechten!**

Sie wähnten ihren frechen Raub geborgen,
Und zweifeln wohl an unserm Ernste noch,
Weil Jahre lang in Kummer und in Sorgen
Die Brüder seufzten unter ihrem Joch.
Geduld! **es tagt einmal der Freiheit Morgen;**
Tag der Vergeltung! endlich kommst du doch!
Und hätte noch so lang das Recht geschwiegen,
Mit Donnerstimme ruft es jetzt: **wir siegen!**

Und Preußen war's, das dieses Wort gesprochen,
Ob alle Welt ihm auch entgegen war;
Und Preußen war's, das dieses Joch gebrochen
Durch seiner Söhne tapf're Kriegerschaar,
Das die Verträge mit dem Schwert durchstochen,
Als Jene leugneten, was sonnenklar.
Ja, Preußen war's und soll trotz list'gem Treiben
Des Deutschen Rechtes Schutz und Hort verbleiben!

Drum weint nicht, Mütter, den gefall'nen Söhnen
In's Jenseits herbe Schmerzensthränen nach;
Nicht dürft ihr, Bräute, schwerem Leide fröhnen,
Weil der Geliebten Herz im Tode brach.
Ihr wisst es ja: wen Siegeslorbern krönen,
Weit überlebt er Todesungemach.
Mag man den Heldenleib zur Erde senken —
In fernste Zeiten folgt sein Angedenken!

Ihr aber, denen Gott der Herr in Gnaden
Den schönen Tag des Sieges gab zu schau'n,
Den ihr erkämpft auf blutgedüngten Pfaden —
Nehmt Dank von Deutschen Männern, deutschen Frau'n!
Prinz Karl und seine Streiter! ruhmbeladen,
Kehrt bald zurück aus Schleswigs fernen Gau'n!
Vollstimmig rufen Euch von fern und nah
Die Brüder zu — wie heut: **Victoria!**

Schakspearefeier in Königsberg.

Der Gedächtnißfeier für William Schakspeare, dessen dreihundertjähriger Geburtstag in dieses Jahr, der gewöhnlichen Annahme nach auf den 23. April fällt, hatte das literarische Kränzchen eine besondere Zusammenkunft schon am 18. April gewidmet. Der Zudrang der Mitglieder nebst ihren Familien und Gästen war so groß, daß die Säle der deutschen Ressource die Menge kaum fassen konnten. Die Feier war durch Professor Dr. August Hagen, dem das Kränzchen schon die schöne Erinnerung an das Schillerfest zu danken hat, in sinniger Weise arrangirt. Auf eine kurze Einleitung folgte ein lebendes Bild, den Dichter selbst, auf eine Säule gelehnt, im Kostüm seiner Zeit und mit Portraitmaske, darstellend. Ein längerer Vortrag Hagens hatte sich namentlich die Aufgabe gesetzt, die Stellung nachzuweisen, welche Schakspeare in seinen dramatischen Werken den Frauen giebt. Es folgten drei lebende Bilder aus Akt V Scene 4 von Heinrich VIII., Akt V Scene 4 von Viel Lärm um Nichts, und aus Akt V Scene 2 von Othello, dann ein kürzerer Vortrag desselben Redners und schließlich die Apotheose des Dichters. — An demselben Tage feierte auch der Handwerkerverein Schakspeare durch Vorträge Dr. Falkson's, der besonders auf die Bedeutung des Dichters für Deutschland Bezug nahm, und Direktor Sauter's, der sein Leben und Wirken schilderte, woran sich eine Mittheilung Dr. Sämann's über S.'s Geburtsstätte und Grab anschloß. — Auch im kaufmännischen Verein wurde des großen Dichters am 20. April durch einen Vortrag gedacht.

Endlich hielt am 23. April in der deutschen Gesellschaft die Festrede Professer Dr. Herbst. Wir sind in den Stand gesetzt unsern Lesern die vollständige Mittheilung derselben in dieser Zeitschrift zu versprechen. — Das Theater gab am Festtage eine Aufführung des Sommernachtstraum und ein Vorspiel: ein Abend in Tithfield von F. Halm, in welchem sich die Königin Elisabeth Bilder aus Scenen der bedeutendsten Dramen des Dichters, namentlich: Sturm, Hamlet, Heinrich IV., Kaufmann von Venedig, Romeo und Julie, Othello, Macbeth, Lear vorstellen läßt, denen des Meisters Apotheose folgt.

Der Withing von Samland,

Tragödie in 5 Akten von E. Wichert (bereits 1860 im Verlage der Geh. Oberhofbuchdruckerei von R. v. Decker in Berlin für den Buchhandel erschienen und durch jede Buchhandlung zu beziehn) hat ihre erste Aufführung am 8. April auf dem Königsberger Stadttheater erlebt. Der Verfasser wurde nach dem dritten, vierten und fünften Akte von dem im hohen Grade animirten, vorzugsweise den gebildeten Ständen angehörigen Publikum gerufen. Eine Wiederholung folgte am 10. April. Weitere Wiederholungen sind von dem Geheimen Rath Woltersdorff, welcher sich des Dramas mit besonderer Zuneigung angenommen und nicht Kosten gescheut hat, eine möglichst würdige Aufführung zu erzielen, für den laufenden Monat und für den Herbst zugesagt. Eine ausführliche Besprechung des Stückes und der Darstellung wird das folgende Heft bringen.

+

Provinzial-Geschichts-Kalender.

18. Mai 1793. Der als Naturforscher und Staatsmann verdiente Bürgermeister **Joh. Gottfr. Reyger** zu **Danzig** † (vgl. Schlichtegrolls Necrol. 1793. 1. Bd. S. 299—320.)

19. Mai 1763. Der Kirchen- und Consistorial-Rath Dr. **Franz Albert Schultz**, Pastor in der Altstadt zu **Königsberg** †. Ueber seine großen Verdienste um das Kirchen- und Schulwesen in Preußen und um die Universität (s. Wochentl. Königsberg. Frag- und Anzeigungs-Nachrichten 1763. Nr. 25. 26. Arnoldt's Presbyteriologie S. 35. Preuß. Arch. 1793. S. 152 ff. und Tescho's Briefe üb. d. neuste theol. Lit. II. S. 1—27.

20. Mai 1716. **Friedrich Samuel Bock**, Dr. der Philos. u. Theol., Consist.-Rath u. ord. Prof. d. griech. Sprache, vorzügl. bekannt durch seine Biographie Herzogs Albrecht u. seine vollständige Preußische Naturgesch., geb. zu **Königsberg**.

23. Mai 1712. † zu Groß-Schwansfeld der Poln. Gen.-Lieut. und Kgl. Preuß. Amts-Hauptmann von Osterode u. Hohenstein **Friedrich von der Gröben**, Stifter der vier Majorate: Neudörfchen, Ponarien, Groß-Schwansfeld u. Ludwigsdorf; Stifter des von Gröbenschen Stipendiums u. des dazu gehörigen Stipendienhauses. (cf. Preuß. Archiv 1794. S. 711.)

24. Mai (traditionell) 1543. **Nicolaus Copernicus** † zu **Frauenburg**.

25. Mai 1769. Eine große Feuersbrunst zerstört 76 Häuser u. 143 Speicher in der vordern Vorstadt zu **Königsberg**.

27. Mai 1807. General Graf von **Kalkreuth** übergiebt **Danzig** dem Marschall Lefebvre (Herzog v. Danzig.) (s. 10. März 1807.)

28. Mai 177?. **Georg Dav. Kypke**, Prof. d. oriental. Sprachen u. Inspector der

Synagoge † zu **Königsberg**. Der ehelose Mann vermachte sein ganzes durch Fleiß u. Sparsamkeit erworbenes Vermögen von etwa 10000 Thalern zu einer academischen Stiftung in der Art, „daß nach einigen bestimmten Jahren ein Gebäude erbaut werden u. in demselben alsdann eine gewiße Anzahl Studirender unter der Aufsicht eines academischen Lehrers, der dafür nebst freier Wohnung eine Besoldung erhält, unentgeltlich wohnen soll." (Goldbeck.)

29. Mai 1817. Der geh. Archiv-Director Prof. der Theol. **Schütz** † 38 Jahre alt in Königsberg. (Beitr. z. Kunde Preuß. Bd. I. S. 168.)

31. Mai 1644. Der Grundstein zur **neuroßgärtschen Kirche** in **Königsberg** wird gelegt. (N. Pr. Prov.-Bl. 1848. I. S. 79. Anm.)

1. Juni 1795. **Thorn** wird Sitz des Landes-Collegii für **Neu-Ostpreußen**.

3. Juni 1805. Der Etatsminister u. Oberburggraf **von Ostau** † 71 Jahre alt.

8. Juni 1756. **Ludwig v. Baczko** geb.

10. Juni 1843. **Theod. Gottl. v. Hippel**, (geb. 1775 zu Gerdauen), Verf. des Aufrufs: „An mein Volk" † zu Bromberg. (s. Theod. Gottl. v. Hippel, der Verfasser des Aufrufs: „An mein Volk." Ein Gedenkblatt zur 50jährigen Feier der Erhebung Preußens hrsg. von Dr. **Theod. Bach**. Breslau, 1863.)

10. Juni 1807. Schlacht bei Heilsberg.

11. Juni 1739. **Johann Schultz** (Hofpredig. u. Prof., vorzüglich als Mathematiker — Theorie der Parallellinien — u. Commentator Kants bekannt) geb. zu **Mühlhausen** in Ostpreußen.

11. Juni 1740. **Ludwig Ernst Borowski** (Erzbischof) zu Königsberg geb.

12. Juni 1755 „hat die hiesige philos. Facultät eine öffentliche Magisterpromotion bey einem ansehnlichen Auditorio gehalten u. dem geschickten Candidato Philosophiae, Herrn **Emanuel Kant**, einem Königsberger, die höchste Würde in der Weltweißheit conferiret; wobey der jetzige Decanus Facultatis, Hr. Dr. u. Prof. Ord. Joh. Bernh. Hahn als Brabeuta, eine ausführliche Rede aus der jüdischen Antiquität, von den Ehren-Titeln der alten Juden bey ihren academischen Promotionen, Rabb, Rabbi u. Rabban, gehalten, den Actum selbst aber der neu creirte Magister mit einer Danksagung von der obern Catheder beschloßen hat." (Wochentl. Königsb. Frag- u. Anzeigungs-Nachrichten 1755. Nr. 24.)

14. Juni 1807. Die letzte Schlacht im unglücklichen Kriege bei **Friedland an d. Alle**. Der Gouverneur v. Kgsbg., Gereral v. Rüchel läßt die Windmühlen u. den nassen Garten bei Königsberg abbrennen.

14. Juni 1811. Der große Vorstädtische Brand in **Königsberg** zerstört 144 Häuser u. 134 Speicher.

15. Juni 1807. Das Corps des Generallieut. **v. L'Estocq** (getrennt von der Armee des russischen General Bennigsen) zieht sich nach kurzer Vertheidigung von **Königsberg** zurück.

16. Juni 1807. Die kaiserl. französischen Truppen unter Marschall Soult ziehen in **Königsberg** ein.
17. Juni 1807. Gefecht im Baumwalde.
21. Juni 1698. In **Thorn** wird zum letzten Mal eine Hexe verbrannt.
21. Juni 1788. **Johann Georg Hamann** † zu Münster.
24. Juni 1526. Vermählung des Herzogs **Albrecht** mit **Dorothea**, Tochter des Königs Friedrich I. v. Dänemark.
25 Juni 1858. **Friedrich Aug. Gotthold** (geb. z. Berlin 2. Jan. 1778) Director des Friedrich-Collegiums † zu **Königsberg**.
26. Juni 1762. **Louise Adelgunde Victorie Gottsched**, geb. Kulmus, (aus **Danzig** gebürtig) † zu Leipzig im 49. Lebensjahre.
26. Juni 1807. **Pillau** wird von den Franzosen unter Soult bombardirt. Der brave Commandant, Oberst v. Herrmann, capitulirte nicht.
27. Juni 1805. Hofpred. Prof. **Johann Schultz**, † 67 Jahre alt zu **Königsberg**. (s. 11. Juni 1739.)
28. Juni 1604. **Heinrich Albert** (nicht Alberti) zu Lobenstein im Voigtlande geb. Von 1626 bis zu seinem Tode 1668 in **Königsberg**, seit 1631 Organist, bekannt als Liederdichter u. Componist („Gott des Himmels u. der Erden;") in dem Königsberger Poetenclubb der „Kürbshütte" führt er den Namen Damon.
29. Juni 1258. Einweihung des Klosters **Pelplin** (auch Samburia, Marienberg und Neu-Doberan genannt.) Das Privileg des Herzogs Sambor von Pommern (Lübschau) d. d. Dirschau 10. Juli 1258. (Scriptt. rer. Pruss. I. S. 800.)
30. Juni 1728. Der aus dem Dorfe Pratten in Ermeland gebürtige Kgl. Poln. Gen. Maj. u. Preuß. Kammerherr **Otto Friedrich v. d. Gröben** †. (Der bekannte Pilger ins gelobte Land, den Kurf. Friedr. Wilh. der Gr. 1682 nach Guinea schickte, woselbst er 1683 auf der Goldküste das Fort Groß-Friedrichsburg erbaute. (Hennig.)

Universitäts-Chronik 1864.

(Fortsetzung.)

16. April. Histor. Doctordissert. von **Paulus Schultz** (aus Danzig): De Stilichone iisque qui de eo agunt fontibus, Claudiano imprimis et Zosimo. (45 S. 8.)

19. „ Lectiones cursorias quas . . . **Ferd. Car. Lud. de Martitz** j. u. Dr. de ratione methodoque juris Germanici privati ad docendi facultatem rite impetrandam . . . in publico habebit indicit Joa. Theod. Schirmer, j. u. Dr. P. P. O. ord. JCtorum h. t. Decanus.

23. „ Zoolog. Habilitationsschrift von P. P. O. D. Dr. **Ern. Gust. Zaddach**: Palaeogammari Sambiensis, Crustacei ex ordine Amphipodum, succino inclusi descriptio. (14 S. 4. mit 1 Taf.)

Lyceum Hosianum in Braunsberg.

Index lectionum . . . per aestatem a. 1864 a die 5. Apr. . . . [h. t. Rector: Dr. Andr. Menzel P. P. O.] Brunsbergae, typis Heyneanis. (14 S. 4.) Praecedit: Mich. Jos. Krüger, S. Theol. D. atque ex ejus P. P. O. nunc Canonici Warmien. Scholion in verba Hegesippi τινὲς οὖν τῶν ἑπτὰ αἱρέσεων τῶν ἐν τῷ λαῷ (apud Euseb. H. E. II. 23) sive de Synedrio Magno Israelis Commentatio archaeologica qua commilitonibus valedicit. (S. 3—12.)

23. April. Theol. Habilitationsschrift von Hugo Laemmer (Presbyter Varmiensis, Philos. AA. LL. et SS. Theol. Dr., Missionarius Apostolicus, in Facult. Theolog. Lycei Hosiani Brunsberg. P. P. O., Consultor Sacrae Congregationis de propaganda fide pro negotiis ritus orientalis) De Leonis Allatii codicibus qui Romae in bibliotheca Vallicellana asservantur Schediasma. Friburgi Brisgoviae. (36 S. 8.)

Schul-Schriften 1864.

Bartenstein. Jahresbericht über d. Bürgerschule, mit welchem zur öffentl. Prüfung . . . 21. März, sowie z. Feier d. Geburtstages Sr. Majest. d. Königs . . . 22. März, . . . einladet A. Kißner, Rector und Dirigent. Bartenstein 1864. Gedr. bei J. Eichling. (10 S. 4.) [A. Kißner, Einige Worte über das als das erste veröffentlichte Gutachten gegen die Einführung der Stenographie in höhern Lehranstalten. S. 3—6.]

Danzig. Programm des städtischen Gymnasiums (Prüfung den 21. März — Dr. Fr. Wilh. Engelhardt, Director.) [1. Dir. Dr. Frid. Guil. Engelhardt, De periodorum Platonicarum structura. Dissertatio altera. (27 S. 4.) — 2. Schulnachrichten. (12 S.)]

Programm der Realschule 1. Ordnung zu St. Petri u. Pauli . . . 21. März . . . Prüfung . . . Dr. F. Strehlke, Director. [1. Oberlehr. R. Boeszoermeny, Danzigs Theilnahme an dem Kriege der Hanse gegen Christian II. von Dänemark nach Urkunden des Danziger Rathsarchivs. II. Abschnitt. (18 S. 4.) — 2. Dir. Dr. F. Strehlke, Paedagogische Mittheilungen. Gedanken und Themata für (120) Aufsätze. (7 S.) — 3. Schulnachrichten. (14 S.)

(43., der 3. Folge 4.) Bericht üb. die zur ersten Ordnung gehörende Real-Schule zu St. Johann . . . 18. März . . . Prüfung . . . Director Dr. Löschin.*)

---

*) Von dem rühmlichst bekannten ehrwürdigen Direktor Dr. Löschin ist Mitte April ein beherzigenswerthes Schriftstück erschienen unter dem Titel: Separatvotum des Schuldeputations-Mitgliedes Dr. Löschin in Betreff einer beantragten Reorganisation des Danziger Volksschulwesen." (Wedelsche Hofbuch-

[1. F. G. Mehler, Ueber die Entwickelung einer Function von beliebig vielen Variablen in eine Reihe, die nach Laplaceschen Functionen höherer Ordnung fortschreitet. (22 S. 4.) — 2. Schulnachrichten. (19 S.)]

Vierter Bericht über die hiesige Mittelschule ... 26. Febr. ... Prüfung ... Rector Dr. Peters. Danzig, Wedelsche Hofbchdr. 1864. (8 S. gr. 4.)

Thorn. Sechster Jahresbericht üb. d. städtischen Töchterschulen u. die damit verbundenen Privat-Anstalten ... von Dr. Adolf Prowe, Director. Thorn, 1864. Gedr. in d. Rathsbuchdruckerei. (32 S. 4.) [Dr. A. Prowe, Kleindeutschland. Beitrag zur leichtern Lesung der Werke Jean Pauls. S. 9—32.]

Tilsit. Städtische Realschule 1ster Ordnung. Zu der öffentl. Prüfung ... u. der Geburtstagsfeier ... des Königs ... 21. und 22. März ... ladet ein ... Director Dr. Robert Tagmann. Tilsit, 1864. Dr. v. J. Reyländer. (2 Bl. 4.) (Das ausführliche Programm wird in diesem Jahre zu Michaelis bei Gelegenheit der Feier des 25jährigen Bestehens der Anstalt erscheinen.)

Programm der städtischen höheren Töchterschule ... 27. März ... Prüfung ... Director Adolph Witt. Ebd. (22 S. 4.) [H. Balcke, Quels sont les caractères distinctifs des principaux romanciers anglais du dix-huitièma siècle? S. 1—10.]

Kurzer Jahresbericht über d. Stadtschule ... Prüfung ... 15. März ... Carl Theodor Gebauer, Rector. Ebd. (2 Bl. 8.)

Bibliographie (1862 und 1863).

(Nachtrag und Fortsetzung.)

Bohn, Dr. H., Privat-Docent a. d. Kgsbgr. Universit., Die Transmission der Syphilis durch die Vaccination. [Schmidt's Jahrbüch. der in- und ausländ. gesammt. Medicin. Jahrg. 1863. Bd. 120. Hft. 1. S. 97—106.]

Büttner, Heinr., Pfarrer zur Jungfer bei Elbing, Die Frau nach dem Herzen Gottes. Berlin 1863. Th. Enslin. (XV u. 235 S. 8.) 24 Sgr.

— — Zur Militärfrage. Ein Wort an's treue Preußenvolk. Berlin, 1863. Fahlisch. (32 S. 8.) 1/6 Thlr.

---

druckerei, 1864. 10 S. gr. 4.) Der Verf. dieses in der Minorität gebliebenen Votums hat ein wohlbegründetes Recht, sich gegen die beabsichtigte Zusammenlegung der Elementar- Frei- und Pauperschulen zu erklären. Die Beweisgründe sind stichhaltig, sie beruhen auf Kenntniß des Volks u. seiner Bedürfnisse u. auf „48 Jahre lang im Schulamte u. 21 Jahre lang als Revisor der Danziger Volksschulen gemachten Erfahrungen." **Audiatur!**

Denkmale der Baukunst in Preussen nach Provinzen geordnet. Gezeichnet u. hrsg. von Ferd. v. Quast. Heft IV. Berlin (1863). Ernst & Korn. [Gropiussche Buch- u. Kunsth.] (S. 35—50 u. Bl. XIX—XXIV. gr. Fol.) 2⅚ Thlr. [Enthält: Bl. XIX. Kirche u. Schloss zu Braunsberg. Bl. XX. Kirchen S. Katarina und S. Trinitatis in Braunsberg. Bl. XXI. Schloss Allenstein. Bl. XXII. Pfarrkirchen zu Allenstein und Seeburg. Bl. XXIII. Kirchen zu Wartenburg und auf den Dörfern des Ermlandes. Bl. XXIV. Kirche zu Kiewitten. — cf. Braunsberger Kreisblatt 1864. No. 13—17.]

Dullo, Dr., Landwirthschaftliche Skizzen aus dem Regierungs-Bezirke Danzig. [Annalen der Landwirthschaft in d. Kgl. Preuß. Staaten red. v. C. v. Salviati. 20. Jahrg. Bd. 39. Berlin, 1862. S. 85—88. 252—257.]

— — Landwirthschaftliche Skizzen aus dem Regierungs-Bezirke Marienwerder. [Ebend. Bd. 40. 1862. S. 44—65.]

— — Landwirthschaftliche Skizzen aus Masuren. [Ebend. Bd. 40. S. 248—254.]

Falkson, Dr. F., Politische Rundschau. Vortrag in dem Vereine der Verfassungsfreunde am 20. Juli 1863 gehalten. (Stenograph. Aufnahme nach Gabelsberger's System.) Kgsb. i. Pr., Dr. u. Verl. von Gruber u. Longrien. 1863. (16 S. gr. 8.) 1 Sgr.

Fegebeutel, Ad., Erfahrungen und Mittheilungen aus dem Gebiete des rationellen Pflanzenbau's in Folge der Anbauversuche in den ökonomischen Versuchsgärten zu Hohenstein und Stüblau [Provinz Westpreußen.] Jahrg. 1860—1861. 2. Bericht. Danzig, 1863. (1862) Kafemann. (IX. u. 136 S. gr. 8. m. 1 Tab. in Imp.-Fol.) 18 Sgr.

Feier, Die, der ersten heiligen Communion mit vorangehenden Betrachtungen und Gebeten zum Empfange des heil. Sakramentes der Buße für die Neu-Communicanten in dem Bisthum Ermland. 3. unveränd. Aufl. Mit bischöflicher Genehmigung. Braunsberg, 1863. Verl. v. J. R. Huye (39 S. 8.)

Feldzug, Der, von 1859 in Italien bearbeitet von einem preussischen Offizier. 1. Theil. Die Armeen. — Die Kriegsereignisse bis zum Schlusse des Treffens von Palestro am 31. Mai 1859. Mit 2 (lith.) Plänen in qu. Fol. [im 1: 50,000 Maasstabe.] Thorn, 1863. Dr. u. Verl. von Ernst Lambeck. (VIII u. 288 S. gr. 8.) 1⅔ Thlr. — 2. Theil. Die entscheidende Krisis des Feldzugs in den Tagen vom 1. bis zum 8. Juni. Mit 3 Plänen. Ebend., 1863. (VI u. 318 S.)

Fensterer, Souffleur F., (Der Ertrag statt eines Benefizes.) Theater-Journal für Tilsit. Allen hochverehrten Gönnern und Freunden der dramatischen Kunst hochachtungsvoll gewidmet. Tilsit, 1862. Gedr. bei J. Reyländer. (2 Bl. 8.)

Firmen-Adreßbuch von Ost- und Westpreußen. Ein nach Städten und Namen alphabetisch geordnetes Verzeichniß der gerichtlich protokollirten Handels-Firmen, mit Angabe der Inhaber, Theilnehmer, Procuristen ꝛc. (In 4 Abthlgn.) 1. Abth. Regierungs-Bezirk Danzig. Danzig, 1863. Bertling. (III u. 94 S. Lex.-8.) ½ Thlr. 2. Abth. Reg.-Bez. Königsberg. Ebend., 1863. (IV u. 153 S.) ⅔ Thlr.

Fischel, Dr. Ed., Die Verfassung Englands. Berlin, 1862. F. Schneider. (XXI u. 566 S. gr. 8.) 2⅓ Thlr.

Fleischer, Dr., das Ostseebad. Seine physiologische u. therapeutische Bedeutung. Nebst einer gründlichen Anleitung zum Gebrauche der Seebäder mit besonderer Berücksichtigung des Ostseebades Kahlberg. Für Aerzte u. Nichtärzte. Danzig, 1863. Kasemann. (VII u. 204 S. 8. m. 1 Steintaf.: „Park von Belvedère Kahlberg.") ⅔ Thlr.

Flögel, C., Zur Charakteristik Sr. Excellenz des königl. preuß. Wirkl. Geh. Rathes, Ober-Präsidenten der Provinz Preußen, Ritter hoher Orden, Dr. jur. Herrn Franz August Eichmann. Eine Festgabe zu Ehren seines 50jährigen Dienst-Jubiläums Königsberg in Preußen, 1. August 1863. Gotha, Dr. u. Verl. der Stollbergschen Verlagsbuchh. 1863. (15 S. gr. 8.) 1 Sgr.

Flöss, Rob., In welcher Weise die Adelsherrschaft in Preußen fortbesteht, u. warum gegen sie besonders die gegenwärtige nationale Bewegung gerichtet ist. Rede gehalten in der zum 22. December v. J. berufenen Versammlung der Wahlmänner des Lötzer Kreises u. nach Erweiterung verschiedentlicher Züge der Darstellung hrsg. Kgsbg., Dr. u. Verl. von Gruber u. Longrien 1862. (20 S. gr. 8.)

Fragen, Vier, beantwortet von einem Ostpreußen. Nebst dem Erkenntniß des Ober-Appellations-Senats des Kammergerichts in der wider den Dr. Johann Jacoby geführten Untersuchung. Leipz., 1863. O. Wigand. (III. u. 98 S. gr. 8.) ⅓ Thlr.

Freitag. Die Existenzfrage des Kunstbaues des ehem. Franziskanerklosters zu Danzig und des darin vorhandenen vaterländischen Museums. Ein Vortrag, gehalten im Refectorium des benannten Klosters am Geburtstage Sr. Majestät des jetzt regierenden Königs von Preußen, Sonntag, den 22. März 1863, gehalten von Rudolph Freitag, Bildhauer u. Lehrer an der Königl. Kunstschule zu Danzig u. correspondirendem Mitgliede des archäologischen Instituts zu Rom. Danzig, in Comm. bei Th. Anhuth. Dr. von Edw. Groening. (1863.) (28 S. 8.) ⅙ Thlr.

Frenzel, Dr. theol. Ant., (Weihbischof der Diöcese Ermland) De indissolubilitate matrimonii commentarius. Paderborn, 1863. Schöningh. (III u. 136 S. 8.) 21 Sgr.

Freystadt, Dr. M., der Christenspiegel von Anti-Marr. Ein offenes Sendschreiben an die modernen Judenfeinde. Kgsbg., 1862. Theile's Buchh. (40 S. 8.) ⅙ Thlr. 2. Aufl. Ebend., 1863. (40 S. 8.) ⅙ Thlr.

Friccius. Zur Geschichte der Errichtung der Landwehr in Ost-, Westpreußen u. Litthauen im Jahre 1813. Errichtung der Landwehr nach dem Kriege. Zwei Aufsätze von weiland Dr. Carl Friccius. Zum Besten der Veteranen. Kgsb. i. Pr., 1863. W. Koch. (42 S. gr. 8.)

Frieländer, Dr. Konrad, Denkschrift über den Bau einer Turnhalle zu Elbing. Im Auftrage des Elbinger Turnvereins verfaßt. Elbing, 1863. Dr. der Neumann-Hartmann'schen Buchdruckerei. (George Felsner.) (16 S. gr. 8.)

Friedländer, Prof. Ludw., Darstellung aus der Sittengeschichte Roms in der Zeit von August bis zum Ausgang der Antonine. 1. Theil. Leipz., 1862. Hirzel. (XII u. 332 S. gr. 8.) 1⅚ Thlr.

Führer, illustrirter, durch Danzig und seine Umgebungen. Mit vielen in den Text gedr. Holzschnitten u. 1 (lith.) Plane der Stadt u. deren Umgebung (in qu. 4.) 2. Aufl. Danzig, 1863. Kafemann. (118 S. 16.) ⅓ Thlr.

Gemmel, Dr. Fr. Wilh., Prediger in Gerdauen, Das allgemeine Priesterthum der Christen. Eine kirchlich-sociale Zeitfrage, zur Förderung christlicher Gesinnung in Haus u. Gemeinde beantwortet. Kgsbg., 1863. Im Selbstverl. des Verf. In Commiss. bei Gräfe & Unzer. (IX u. 145 S. gr. 8.) 12 Sgr.

Gesangbuch, Evangelisches, zusammengestellt nach dem Gesangbuche für die reformirten Gemeinden in der Provinz Preußen. Tilsit, 1863. Dr. u. Verl. von J. Reyländer. (3 Bl., 438 S. u. 36 S. Betbüchlein. gr. 8.) .

Gespräch in der Familie Schwerduth über die Entstehung das Schaltjahrs [im westpr. plattdeutsch. Dialekt von G. W. Härtel.] Elbing, 1862. Dr. u. Verl. von F. W. Neumann-Hartmann. (8 S. gr. 8.) 2 Sgr. — 2. verb. Aufl. Ebend., 1863. (8 S. gr. 8.) 2 Sgr.

Gessel, Friedr., Prediger der altstädtisch. evangel. Gemeinde zu Thorn, Die Einigung in der Liebe. Predigt zu der angeordneten Gedenkfeier des Hubertsburger Friedens, 15. Febr. 1863. Thorn, 1863. Dr. u. Verlag von Ernst Lambeck. (12 S. gr. 8.)

Giesebrecht, Wilh., Geschichte der deutschen Kaiserzeit. Bd. I. Gründung des Kaiserthums. 3. veränd. Aufl. Mit 1 (lith. u. color.) Uebersichtskarte von H. Kiepert (in gr. Fol.) Braunschweig, 1863. Schwetschke & Sohn. (XXXVI u. 884 S. gr. 8.) 3 Thlr. 14 Sgr. Bd. II. Blüthe des Kaiserthums. 3. veränd. Aufl. Mit 1 (lith.) Kunstbeilage v. W. Diez (in qu. 4.) Ebd., 1863. (XIV u. 691 S.) 3 Thlr. — Bd. III. Abth. 1. Erhebung des Papstthums. Ebd., 1862. (III u. 403 S.) 1⅔ Thlr.

Goltz, Bogumil, Zur Charakteristik und Naturgeschichte der Frauen. 2. Aufl. Berlin, 1863 (1862). Janke. (VI u. 312 S. gr. 16.) 1 Thlr.

— — Typen der Gesellschaft. Ein Complimentir-Buch ohne Complimente. 2 Theile. 2. (Titel-) Ausg. Berlin, (1860) 1863. Janke. (XI u. 306 S. 8.) 1⅓ Thlr.

— — Die Bildung und die Gebildeten. Eine Beleuchtung der modernen Zustände. 2 Bde. Ebd., 1864 (1863). (XIV u. 605 S. gr 16.) 2 Thlr.

— — Zur Geschichte und Charakteristik des deutschen Genius. Eine ethnographische Studie. 2 Theile. 2. (Titel-) Aufl. von: „Die Deutschen." Ebd., (1860) 1864. [wirklich: 1863.]

v. d. Goltz, Freih. Dr. Th., Administrator in Waldau, Ueber den Zweck und die Organisation der landwirthschaftlichen Unterrichtsanstalten nebst Vorschlägen zu deren Reorganisation. [Annalen der Landwirthsch. in d. Kgl. Preuß. Staaten red. v. C. v. Salviati. 20. Jahrg. Bd. 40. Berl., 1862. S. 234—248. 309—334.]

Gonschorowski, A., Zweites Schutz-Büchlein für das christliche Volk. Johannisburg i. Pr. Dr. u. Verlag von A. Gonschorowski, (1862). (36 S. 12.)

Gottschall, Rud., Lichtstrahlen aus seinen Dichtungen. Lissa, 1862. Günthers Verlag. (III u. 142 S. gr. 16, m. lith. Titel.) 5/6 Thlr., in engl. Einb. 1 1/6 Thlr.

— — Gedanken-Harmonie aus Göthe u. Schiller. Lebens- u. Weisheitssprüche aus Göthe's und Schiller's Werken. Mit 8 Farbendrucktiteln nach Adalb. Müller. 2. Aufl. Hamburg, 1863. Vereinsbuchh. (VIII u. 312 S. gr. 16.) In engl. Einbd. m. Goldschn. 2 1/3 Thlr.

— — Maja. Ein Lotosblumenkranz. Dichtung. Breslau, 1864. (1863.) E. Trewendt. (221 S. 16.) cart. m. Goldschn. 27 Sgr.

Gräfe, Hauptm., Zur Geschichte des litthauischen Landgestüts. Berlin, 1862. Bosselmann. (V u. 97 S. gr. 8.) 2/3 Thlr. [auch: Abhandlungen über Pferdezucht u. Pferderennen. 2. Sammlung. Berlin, 1862. Wiegand & Hempel.]

Gregorovius, Ferd., Geschichte der Stadt Rom im Mittelalter. Von 5. Jahrh. bis zum 16. Jahrh. Bd. IV. Stuttgart, 1863. Cotta (XIII u. 653 S. gr. 8.) 3 1/3 Thlr. (I—IV.: 12 Thlr. 18 Sgr.)

— — Wanderjahre in Italien. 3 Bde. 8. Leipz., 1864. (1863) Brockhaus. à 1 Thlr. 24 Sgr. in engl. Einb. à 2 Thlr. [Bd. I: Figuren, Geschichte, Leben u. Scenerie aus Italien. 2. verm. Aufl. (IX u. 388 S.) Bd. II: Lateinische Sommer. (IV u. 363 S.) Bd. III: Siciliana. Wanderungen in Neapel u. Sicilien. (XIII u. 300 S.)]

Gronau, Oberlehr. J. F. W., Tafeln für die hyberbolischen Sectoren u. für die Logarithmen ihrer Sinus und Cosinus. Zu der Abhandlung: Auflösung der kubischen Gleichungen. (VIII u. 76 S. gr. 4.) s. Schriften, neueste, der naturforschenden Gesellschaft in Danzig. Bd. VI. Hft. 4. Danzig, 1862. (Anhuth.)

— — Ueber die allgemeine und volle Gültigkeit der mathematischen Formeln. Ein Beitrag zur Deutung des Negativen und Imaginären. 2. Theil. 1. Heft. Danzig, 1863. Ziemssen in Comm. (VIII u. 40 S. gr. 4. m. 4. Steintaf. in qu. Fol.) 18 Sgr. (I. II, 1.: 1 Thlr. 3 Sgr.)

Grunert, J. Th., die neueren Insekten-Verheerungen in der Provinz Preußen. [Blätter, forstliche. Hrsg. v. J. Th. Grunert. Berlin, Springer. 7. Hft. 1863.]

Güterbock, Stadtrichter u. Docent d. Rechte z. Kgsbg. i. Pr. Dr. Carl, Henricus de Bracton und sein Verhältniss zum Römischen Rechte. Ein Beitrag zur Geschichte des Römischen Rechts im Mittelalter. Berlin, 1862. Jul. Springer. (3 Bl. u. 137 S. gr. 8.)

Guttzeit, Kgl. Oberst a. D. E. E., Wie ist die Reorganisation unserer Armee durchzuführen, ohne die Steuerkraft des Landes zu hoch anzuspannen? Beantwortet durch . . . Zum Besten der Victoria-Stiftung für die Veteranen des 1. Bataillons (Gnesen) 3. Pommerschen Landwehr-Regiments No. 4. Danzig, 1862. Kafemann. (8 S. gr. 8.) 2 1/2 Sgr.

Briefkasten.

Den Herausgebern sind wiederholt Beschwerden darüber zugegangen, daß einzelne Postanstalten die Annahme von Abonnements auf die Altpreußische Monatsschrift verweigern. Wir bitten uns in solchen Fällen sofort Nachricht zu geben, damit wir geeigneten Orts Beschwerde führen können, falls nicht eine einfache Hinweisung auf den **ersten Nachtrag zum Zeitungs-Preis-Courant für 1864**, in welchem die Zeitschrift aufgenommen ist, die betreffenden Beamten geneigt machen sollte sich näher zu informiren.

Wir bitten um gefällige Mittheilungen aus denjenigen Orten der Provinz, in welchen die Schakspear-Feier in weiteren oder engeren Kreisen öffentlich begangen ist, um in den Stand gesetzt zu werden, in dieser Zeitschrift eine möglichst vollständige Uebersicht über die Betheiligung unserer Landsleute an diesem auch für Deutschland so wichtigen dreihundertjährigen Gedenkfeste zu geben.

Die Herausgeber.

Die **Friedens-Gesellschaft** 1816 in Königsberg gestiftet, welche Anfangs sich auf die Unterstützung hülfsbedürftiger Gymnasiasten beschränkte, hat seit 1828 als ein Verein der zugleich sich die Interessen der Wissenschaft und Kunst angelegen sein läßt, einer nicht unbedeutenden Zahl von jungen Männern zur Erreichung der ihnen durch Fähigkeit und Beruf vorgeschriebenen Zwecke eine fördernde Beihülfe gewährt und sich, wie dies aus mehrfachen Dankschreiben trefflicher Schulmänner und tüchtiger Künstler hervorgeht, ein Verdienst um die höhere Bildung in unserer Provinz erworben. Es wurden in den Jahren 1849 bis incl. 1863, 35 Gymnasiasten mit 3115 Thaler, und 17 junge Künstler, worunter 13 Maler, 2 Bildhauer und 2 Kupferstecher, mit 2390 Thaler unterstützt. Neben den vielen neu entstandenen Vereinen findet der vorgenannte gegenwärtige nicht dieselbe Theilnahme deren er sich früher erfreuen konnte, obschon die Zahl der Hülfesuchenden und zu den günstigen Erfolgen aufmunternden Bewerber immer mehr zunimmt. Die Unterstützungen beruhen jetzt vorzugsweise auf dem Zinsenertrage der früher gesammelten Capitalien; es bedarf aber wesentlich einer Vermehrung der laufenden Beiträge. Der Vorstand der jetzt zum Theil neu gebildet ist, schreitet mit neuem Eifer an das Werk, um den jetzigen Anforderungen mehr entsprechende Verhältnisse herbeizuführen und ladet Alle, die zum gedeihlichen Fördern geistiger Interessen unserer Provinz mitwirken wollen, hierdurch ergebenst ein, durch gefällige Angabe eines jährlich zu entrichtenden Beitrages bei Einem der Unterzeichneten, als Mitglieder unserer Friedensgesellschaft sich anschliessen zu wollen.

Königsberg im April 1864.

Dr. Schubert, Geheimer Rath und Professor. **Dr. A. Hagen,** Professor. **Dr. Ritzsch,** Professor. **Rosenfelder,** Direktor und Professor.

Sieburger, Kaufmann. **Dr. Hentzsche,** Stadtrath.

Bitte um Nachrichten an alle Freunde des Volkslebens.

Um die mit dem Fortschritt der wissenschaftlichen Landwirthschaft und dem rationellen Betrieb des Ackerbaus immer mehr verschwindenden altertümlichen ländlichen Gebräuche zu sammeln und wissenschaftlich zu erklären, erlaubt sich Unterzeichneter folgende Fragen:

1) Sind in Ihrer Gegend noch besondere Gebräuche bei der Flachs- und Kornernte in Uebung?

2) Wie ist der Hergang bei der Ernte? Wird das Getreide von den Bauern mit der Sichel geschnitten oder gehauen? Wird es dann gleich gebunden, oder bleibt es fürerst in Schwaden liegen? Werden in Bezug hierauf Unterschiede bei den einzelnen Fruchtarten gemacht?

3) Wird das Schneiden der Frucht und das Binden der Garben von denselben Personen besorgt, oder von verschiedenen?

4) Bringen die Schnitter nach Beendigung des Kornschnitts dem Gutsherrn (resp. Schulzen, Amtmann u. s. w.) eine Erntekrone, resp. ein Aehrenbüschel? Wie sind diese gestaltet? und was sagen oder singen die Ueberbringer?

5) Sind insonderheit beim Schneiden der letzten Halme auf einem Ackerfeld, beim Binden der letzten Garbe und beim Ausdreschen des letzten Gebundes noch besondere altertümliche Gebräuche vorhanden? In vielen Orten Süd- und Norddeutschlands wird die letzte Garbe in Gestalt eines Thieres geformt, oder mit dem hölzernen Bilde eines solchen Thieres geschmückt. Es ist das je nach den Landschaften verschieden ein Schwein, Wolf, Bock, Hahn oder eine Kuh und die letzte Garbe erhält darnach selbst Namen, wie „die Roggensau, der Halmbock, der Wolf, der Hahn" u. s. w. In das letzte Flachsgebund wird bisweilen eine lebende Kröte eingebunden. In anderen Landschaften, die sich von Schottland und England durch ganz Deutschland bis in den slavischen Osten hinziehen, verfertigt man aus der letzten Garbe eine Puppe, welche Menschengestalt hat, bald einen Mann bald eine Frau darstellt, hie und da mit Kleidern ausgeputzt ist, oft nur mit Blumen und Bändern, mitunter schmucklos mit roher Andeutung von Kopf, Armen und Geschlechtstheilen. Diese Puppe führt Namen wie: engl. Harvestdame (Erntefrau,) Maiden (Jungfrau) Kirndolly, Kirnbaby (Kornpuppe,) deutsch Kornmutter, große Mutter, Weizenbraut, Haferbraut, der Alte, die Alte; slav. Baba, Stary, Bonkart (uneheliches Kind). Verfertigen muß die Kornpuppe wer die letzten Halme schneidet, oder die letzte Garbe bindet. Man ruft ihm zu: „in der Garbe sitze der Bock, der Hahn u. s. w. drin;" „er habe den Alten und müsse ihn behalten". u. s. w. Die Puppe wird hoch auf dem Erntewagen zur Scheune gebracht und hier vielfach mit Wasser begossen. Beim Ausdreschen wird aus dem letzten Gebund häufig wieder eine solche Puppe gemacht und diese von der Person, welche den letzten Drischelschlag machte, einem Nachbar, der noch nicht ausgedroschen hat, auf die Tenne geworfen. Diese Person selbst wird in eine Garbe gebunden durchs Dorf gekarrt. Es folgt ein Erntemahl, bei welchem mitunter die Puppe abermals in Gestalt eines Kuchens auf den Tisch kommt.

Sind nun derartige Sitten auch in Ihrer Gegend wenn auch nur in Resten noch erhalten? Wie nennt man die letzte Garbe? Was ruft man demjenigen,

der sie bindet (resp. die letzten Halme schneidet) zu? Wird die Puppe nach jeder Frucht (Roggen, Gerste, Weizen, Erbsen, Hafer, Kartoffeln u. s. w.) gemacht?

6) Wird mit „dem Bringen des Alten" verbunden oder für sich allein von den Arbeitern am Schlusse der Ernte eine Erntekrone (Weizenkrone u. s. w.) gebracht? Wie geht es dabei des Näheren her? Was sagen, singen, wünschen die Leute dabei der gutsherrlichen Familie und anderen Personen? Giebt es dabei altertümliche Tänze?

7) In welcher Weise wird die Erntemahlzeit, das Erntefest auf dem Hofe begangen? Führt es noch einen besonderen Namen? Welche Speisen und Getränke werden dabei verabreicht? In welche Zeit fällt das Fest? Ist es etwa mit der Kirmes vereinigt?

8) Giebt es in Bezug auf die Ernte bei Ihnen auch besondere christliche und kirchliche Sitten? Wie lautet der Gruß bei der Ernte?

9) Giebt es unter dem Volke einen besondern Ausdruck dafür, wenn der Wind in dem Korne Wellen schlägt (wie: der Eber geht im Korn, die Wölfe jagen sich im Korn, das Korn wolket)?

10) Hat man eine besondere Redensart, um die kleinen Kinder vom Verlaufen in ein Getreidefeld abzuhalten (wie: die Roggenmutter, die Kornmutter sitzt im Saatfeld und drückt die Kinder an ihre eisernen Brüste! Der Wolf sitzt im Korn)?"

11) Sind Witterungsregeln unter dem Volke bekannt, wie „Wenn im Mai der Wolf im Saatfeld liegt, die Last des Kornes die Scheuer biegt?"

12) Bleibt bei altgläubigen Leuten die letzte Frucht der Obstbäume auf dem Baume?

13) In manchen Gegenden bleibt die letzte Frucht des Kornfeldes auf dem Acker stehen und wird nicht abgeschnitten, sondern mit Bier oder Wein besprengt. Geschieht dies etwa bei Ihnen? Und für wen giebt man dann vor, die letzte Garbe stehen zu lassen?

14) Werden nach dem Schluß der Ernte Freudenfeuer angezündet?

15) Sind in Bezug auf die Ernte, und wieder besonders in Betreff der letzten Garbe abergläubische Meinungen im Schwange, wie die, daß man von letzterer zu Weihnachten oder im Frühling dem Vieh zu besserem Gedeihen etwas in die Krippe legen müsse? Daß im nächsten Jahre heirathen werde, wer die letzte Garbe bindet?

16) Ist es Sitte, den Gutsherrn, wenn er zum erstenmale aufs Erntefeld kommt, Fremde, welche dasselbe besuchen, mit einem Kornbande zu binden? Welchen Spruch braucht man dazu?

17) Man bittet zu bemerken, was ehemals Gebrauch war und was jetzt davon noch in Uebung ist.

Dr. **Wilh. Mannhardt**, Privatdocent a. d. Berliner Universität.
Der Zeit: Danzig, Heumarkt No. 5.

Berichtigung.

Heft 1. S. 88. Zeile 8 von unten l. **1863** statt 1862.
Heft 2. S. 186. Zeile 3 von unten l. **Krakau** statt Thorn.

Skizzen aus Alt-Preussen

von

Bernhard Ohlert.

In dem im Jahre 1854 erschienenen verdienstvollen Werke von Bernhard Cotta „Deutschlands Boden, sein geologischer Bau und dessen Einwirkung auf das Leben des Menschen“ findet sich unter der Ueberschrift „die pommerisch-preußische Seenplatte“ §. 237 wörtlich Folgendes:

„Zu wenig bekannt mit dem Lande jenseit der Weichsel, wo die Lithauer ihre kleinen Pferde züchten, die Masuren in Erdhöhlen leben, die „Krähenfresser“ den sonderbaren schmalen Damm (die „Neerung“) bewohnen, welcher das Kurische Haff von der Ostsee scheidet; weder mit der geologischen Natur der „Wildniß“ um Johannisburg, noch des „Paradieses“ bei Fischhausen oder des „Güldenen Bodens“ bei Elbing bekannt, muß ich das große, zum Theil erhöhte und von zahlreichen Seen durchschnittene Diluvialgebiet Ostpreußens unbeschrieben lassen, um sogleich auf etwas deutscherem, wenn auch immer noch wenig bekanntem Boden zu beginnen.“

Es fällt dem Schreiber dieser Zeilen nicht ein die mancherlei Unrichtigkeiten und irrigen Vorstellungen in diesen wenigen Worten und in den Stellen des Buchs, die sonst noch die Provinz Preußen betreffen, die kein mit den wirklichen Verhältnissen Vertrauter ohne Lächeln lesen kann, berichtigen zu wollen. Ich wollte nur die erwähnte Stelle, in welcher die in dem übrigen Deutschland herrschende Unbekanntschaft mit den Zuständen unseres, unserem Gefühl nach recht sehr deutschen Landes schwebt, einen sehr klaren, beinahe naiven Ausdruck gefunden hat, einer kleinen Reihe von Skizzen, die dieser Unbekanntschaft in etwas entgegenzuarbeiten suchen, gewissermaßen als Motto voransetzen.

Wenn unsere in geologischer Beziehung wahrlich nicht uninteressante Gegend von Deutschlands großem Geologen wie ein fremdes Land, ja beinahe wie eine schwer zugängliche terra incognita behandelt wird, so ist das allerdings nur Sache der wissenschaftlichen Kritik, auf diesen Mangel aufmerksam zu machen. Daß aber über die ganze Natur unseres Landes, seine Geschichte, seine wirthschaftlichen und socialen Verhältnisse, sein geistiges und politisches Leben im übrigen Deutschland guten Theils ungefähr ebenso genaue und zuverlässige Vorstellungen im Schwunge sind, das scheint mir ein ernstlicher Uebelstand, den mehr und mehr zu beseitigen Jeder sich sollte angelegen sein lassen, dem die Einigung unseres Vaterlandes am Herzen liegt. Denn in jeder Hinsicht das Gefühl der Zusammengehörigkeit, gegenseitiger Vertrautheit zu stärken dürfte vorläufig die einzig mögliche, und wahrlich nicht erfolglose Art des Wirkens für Erreichung des erhabenen Zieles sein.

So möchte ich denn den Lesern dieser Zeitschrift eine kleine Reihe von Schilderungen, theils der landschaftlichen Natur, theils des socialen und geistigen Lebens unsrer Provinz in bunter Reihe vorführen. Außerordentliches, ganz besonders Merkwürdiges wird dabei vielleicht nicht zu berichten sein; ich glaubte daher meinen Bildern nur durch ein liebevolles Eingehn auf's Einzelne Interesse verleihen zu können. So nehme man denn diese anspruchslosen Skizzen mit freundlicher Theilnahme auf.

1. Der oberländische Kanal.

Während wohl Jeder, der auch nur flüchtig durch die Provinz Preußen reist, wenn irgend möglich, sich die Zeit nimmt, die großartigen Brücken über Weichsel und Nogath bei Dirschau und Marienburg näher in Augenschein zu nehmen und namentlich der erstern den Zoll gerechter Bewunderung zu entrichten, während Abbildungen und Beschreibungen die Kenntniß von ihnen in weiten Kreisen vermittelt haben, ist eine andere nicht weniger staunenswerthe Anlage in unsrer Provinz, ein Werk genialen Erfindungsgeistes und zähester Energie bis jetzt in der Ferne fast unbekannt geblieben, ja selbst von den Umwohnern, weil abseits von den Hauptstraßen des Verkehrs und Vergnügens gelegen, lange nicht in genügendem Maaße gekannt. Das ist der oberländische Kanal, wel-

cher einen großen Complex von Seen im westlichen Theile Ostpreußens unter einander und durch den Elbingsfluß und das frische Haff mit dem Meere verbindet. Diese merkwürdige Verkehrsstraße zeigt in ihrem Verlauf soviel Eigenthümliches, sowohl in der landschaftlichen Scenerie, als besonders in Werken der Menschenhand und des Menschengeistes, daß ich meine Leser einladen möchte, mich auf einem Ausfluge längs des größten Theils derselben zu begleiten.

An einem schönen Augustmorgen bestieg ich in Elbing eins der kleinen Dampfböte, die den Verkehr auf dieser Straße vermitteln. Schmal, von sehr geringem Tiefgang, mit einem einzigen Rade am Spiegel wie alle zur Fahrt auf den schmalen Flußfäden und Kanälen unsrer Gegend bestimmten Dampfer, hatte es eine sehr geringe Tragfähigkeit, die aber auch nicht in Anspruch genommen wird, da es nur als Schleppschiff dienen soll. Es dauerte einige Zeit, ehe es sammt den drei ihm angehängten Fahrzeugen, die an ziemlich langen Seilen eins hinter dem andern ihm folgten, in Gang kam und zwischen den Schiffen und Holzflößen hindurch auf dem Elbingsfluß seinen Weg suchte. Ueber eine halbe Meile weit geht die Fahrt längs des Elbings zwischen üppigen Niederungswiesen, bis man in schmaler Fahrstraße durch hohes Röhricht in den Drausensee gelangt. Dieser See, der auf der Karte noch immer einen ziemlich bedeutenden Raum einnimmt, war in früherer Zeit nach beglaubigten Nachrichten, die durch die Natur der angränzenden Ländereien vollkommen bestätigt werden, weit ausgedehnter, besonders in östlicher Richtung nach Preußisch-Holland zu. Wohl eine halbe Meile von dem jetzigen Uferrande liegt ein Gut Drausenhoff, andere Besitzungen, näher nach dem See zu gelegen, führen die Namen Neugut, Neudrausenau. Man könnte hiernach mit Zuhilfenahme der in Kirchenbüchern und anderen Urkunden wohl aufzufindenden Nachrichten die allmählige Versumpfung und Verwachsung des Wasserspiegels in ihren verschiedenen Stadien verfolgen. Dieser Prozeß schreitet unaufhaltsam fort, so daß man unablässig durch Ausbaggern daran arbeiten muß, die Fahrstraße im Stande zu halten. Dieser echte Niederungssee erhält dadurch einen sehr eigenthümlichen Charakter. Nur an einer Stelle, dort wo am östlichen Ufer die Eisenbahn und dicht hinter ihr die von Elbing nach Pr. Holland führende Chaussee beinahe den Rand

des Sees streifen, breitet er sich zu einem mächtigen Wasserspiegel aus. Ueberall sonst ziehen schmale Wasserfäden, hie und da zu nicht sehr ausgedehnten Stellen freien Wassers ausgeweitet, durch weite Felder von dichtem Schilf und Röhricht. Die mächtige Entwicklung dieser mannigfaltigen, zum Theil im Schmucke großer, seltsam gestalteter Blüthen prangenden Sumpf- und Wasser-Flora gewährt ein höchst eigenthümliches Landschaftsbild. Wo der Boden an den Uferrändern oder auf den flachen Inseln einige Festigkeit gewonnen, erheben sich Gruppen von Weiden, Erlen und Eschen; dazwischen die freundlichen Gehöfte, meistens aus Holz gebaut und mit Dachpfannen gedeckt, mit lebhaftem bunten Farbenanstrich. Charakteristisch ist für diese Gegend, wie für die ganze eigentliche Niederung die Einrichtung, daß gleich an das Wohnhaus Wand an Wand der Stall, an diesen in gleicher Weise die Scheune sich anschließt, nicht selten alle drei, oder wenigstens Haus und Stall unter demselben Dache. Ein Paar Kähne aus dem Röhricht hervorlugend oder ganz auf's Land gezogen, mit den zum Trocknen aufgespannten Netzen umsteckt, bisweilen ein kleines Fleckchen Gartenland mit hellfarbigem Mose, der wohlriechenden spanischen Wicke und einer Bohnenlaube, ein Paar hochragende Sturmweiden, manchmal ein Mast mit lang züngelndem rothen Wimpel — das sind die immer wiederkehrenden Bestandtheile der kleinen Landschaftsbildchen in niederländischem Geschmack, die an unseren Blicken vorübergleiten.

Den größten Theil der Seefläche nehmen aber die schon erwähnten Felder von Schilfrohr ein, das in undurchdringlicher Dichte, Jahr für Jahr bis zu einer Höhe von wohl 15 bis 20 Fuß emporwachsend, immer weiter wuchert und den freien Wasserspiegel mehr und mehr verengt. Die holzarmen Niederungsbewohner haben daran ein unschätzbares Material, und die ausgedehnten Felder werden von dem Fiskus, der über den größten Theil das Eigenthumsrecht beansprucht, parcellenweise Jahr für Jahr verpachtet. Das Schneiden des Rohrs kann erst im Winter vor sich gehen, wenn der Grund fest gefroren ist; während der übrigen Zeit des Jahres ist es geradezu unmöglich, auch nur Schritte weit hineinzudringen. Um so ungestörter hausen in diesem Revier Schaaren von Sumpf- und Wasservögeln. Zwischen den wiegenden Blüthenbüscheln hindurch schlüpft der muntre Rohrsperling; der rostbraune Rohrdommel, eine Art Reiher,

(ardea stellaris) sitzt unbeweglich auf einem alten Baum- oder Pfahlstumpf, kaum von ihm zu unterscheiden, und lauert, um mit seinem langen spitzen Schnabel einen Fisch zu erschnappen. Abends und Nachts erfüllt er die Lüfte mit seinem dumpfen Geschrei. Besonders aber finden die unzählbaren Schaaren verschiedener Arten von wilden Enten und Wasserhühnern in den kleinen, rings von Röhricht umschlossenen Stellen freien Wassers, bis zu denen der Kahn des Jägers nicht dringen kann, einen sichern Zufluchtsort; sonst müßten sie, da für sie die Schonzeit nicht eingehalten wird, bei dem massenhaften Verbrauch längst vertilgt sein.

Das Mattgrün der Rohrfelder wechselt bisweilen mit dunkeln Binsenwiesen von kaum geringerer Ausdehnung ab. Sie sind weder so hoch noch so dicht; zwischen ihren wiegenden Stengeln sprießen großblumige Sumpf- und Wasserpflanzen, die rosenrothe Blumenbinse oder Wasserhortensie (Butomus umbellatus), das Pfeilkraut (Sagittaria sagittifolia), die Hottonia und verschiedene Arten von Riedgräsern. Auf der Wasserfläche breiten sich, oft als eine fast ununterbrochene Decke, die platten, glänzenden Blätter der gelben Mummel (Nymphaea lutea) und der weißen Seerose (Nymphaea alba), der Schwester der ostindischen Lotosblume und der Victoria regia aus, zwischen ihnen die großen, prächtigen Blüthen, auf dem langen, schmalen, aus tiefem Grunde emporwachsenden Stengel sich wiegend. Dazu unter dem Wasserspiegel ein dichtes, seltsames Gewirr wunderlicher Blätter, Stengel und Wurzeln aus dem moorigen Grunde in üppiger Fülle emporwuchernd; man wundert sich wahrlich, daß diesem kräftigen Vegetationsprozesse gegenüber das Wasser sich noch hat behaupten können.

Schon die Bodengestaltung an sich bedingt eine geringe Tiefe des Wassers, das durch dieses allmähliche Verwachsen natürlich noch seichter wird. Der Boden ist an den meisten Stellen so schlammig und moorig, daß, wer in's Wasser fällt, in der größten Lebensgefahr ist. Das Schwimmen wird durch das Krautgewirr fast unmöglich gemacht, und obwohl er Anfangs kaum bis an den Hals in's Wasser geräth, ist ein allmähliches, qualvolles Versinken im Schlamm fast unvermeidlich.

Vielleicht findet der Leser, daß — ganz abgesehen von der so eben in Aussicht gestellten Katastrophe — der landschaftlichen Scenerie, die ich zu

schildern versucht habe, nur eine etwas in's Kleinliche gehende Beobachtung Reiz und Interesse abgewinnen könne. Großartigkeit ist freilich im Allgemeinen überhaupt nicht der Character preußischer Gegenden; aber denkt man sich hinzu, daß am Ostufer des Sees der Boden bald zu einem anmuthigen, bewaldeten Höhenzuge emporsteigt, der von hier aus gesehen durch den Contrast höher und steiler erscheint, daß ein sonnig blauer Himmel sich über uns wölbte, dessen Glanz den Spiegel des Sees und seine schmalen Wasseradern verklärte, so wird man wenigstens begreiflich finden, daß ich mit innigem Behagen die Bilder, die sich vor meinen Blicken entrollten, in die Seele aufnahm und noch in freundlicher und lebhafter Erinnerung habe. Dazu rings um ein reges Leben. Unzählbare Schaaren von Möwen umschwärmten unsre kleine Flotte, flatterten rastlos längs den Binsenwiesen, wo sie ihre Nester zu haben schienen, oder zogen mit graziösem Fluge weithin durch die blaue Luft. Fast in jedem Gehöft hatte auf der Dachfirste der Scheune der Storch sein Nest aufgeschlagen; und wahrlich diese Gegend muß ihm, wenn es ihm nicht um antiquarische Studien zu thun ist, nicht minder behagen als das Thal des Nil mit seinen jährlichen Schlammüberschwemmungen. Weiter zurück, wo auf festerm Grunde Wiesentafeln sich breiten, bildeten die Schaaren von schwer hin wandelnden, oder öfter in behaglichster satter Ruhe hingestrecktem Hornvieh die Staffage. Wir begegneten einer Menge Fischerboote und breiten, floßartigen Gefäßen, sogenannten Lodschen, hoch mit goldenen Korngarben beladen wie ruhige, schwimmende Erntewagen. Ueberhaupt geht hier der Verkehr fast ausschließlich zu Wasser.

So ist man sicher, Morgens in aller Frühe und Abends um Sonnenuntergang ganzen Kahnflottillen besetzt mit Milchmädchen zu begegnen, die unter lautem Gesange rüstig dahin rudern. Wir trafen auf unsrer Fahrt auf eine aus wohl 30 Flößen bestehende Traft von Rundhölzern zu Eisenbahnschwellen, die schon von der Rinde befreit und zu der erforderlichen Länge zurecht geschnitten waren, sogenannte sleeper. Mehrere Männer mit langen Stangen, sicher auf den schwanken Flößen einherschreitend, hielten den langen Zug zusammen und schoben ihn, die Stange schräg gegen den Boden gestämmt und mit der Schulter kräftig am anderen Ende gegendrückend, allmählich vorwärts, eine in diesen Gewässern sehr gewöhnliche Art der Fortbewegung.

Die Fahrstraße lenkt, nachdem sie den Drausen fast in seiner ganzen Länge durchschnitten, in den kleinen behufs der Kanalisirung erweiterten und vertieften Kleppefluß ein, und man gelangt nach einer kurzen Fahrt an die Schleusen. Nur bis hierhin fuhren gewöhnlich von Elbing aus die Dampfer. Jetzt machen sie die ganze Fahrt über die schiefen Ebenen mit. Die von ihnen bugsirten Fahrzeuge mußten nun allein sich ihren schwierigen Weg, den ich gleich näher zu schildern haben werde, bis zum Röthloffsee hin fortarbeiten. Von da, bei Zölp, werden sie in der Regel von andern Dampfern nach Osterode oder Deutsch-Eylau, den beiden Hauptausgangspunkten der Fahrt, weiter befördert.

Wir sind nun an der Grenze der Niederung angelangt. Die Höhe steigt Anfangs allmählich an; ein Niveau-Unterschied von 44 Fuß auf etwa 1/4 Meile wird durch 5 Schleusen überwunden, deren stets geringer werdende Abstände von einander die nach und nach stärkere Ansteigung bezeugen. Ich sah zu, wie zwei unsrer Schiffe die erste Schleuse passirten, was ohne großen Aufenthalt bewerkstelligt wurde; dann verfolgte ich zu Fuß den Treidelsteg, der längs dem ganzen Kanal sich hinzieht, und beeilte mich zu dem interessantesten Theil der ganzen Kanalanlage zu kommen. Bald hinter der letzten jener fünf Schleusen wird nämlich die Ansteigung so bedeutend, daß auf einer Strecke von etwa 5/4 Meile bis zum Röthloffsee das Schiff 278 Fuß in die Höhe zu fahren hat. Wahrlich, eine schwierige Aufgabe. Daß da mit Schleusen nicht zu helfen ist, zumal durchaus kein Ueberfluß an Wasser vorhanden, liegt wohl auf der Hand. Dieser Umstand war es auch, der fast Alle, die von den vorliegenden Verhältnissen eine ungefähre Kenntniß hatten, am glücklichen Zustandekommen des Unternehmens hartnäckig zweifeln ließ, beinahe bis zu dem Moment, wo der kühne und unermüdliche Erbauer des Kanals, Baurath Steenke im Oktober 1860 mit mehreren auf den oberländischen Seen erbauten Schiffen die neue Fahrstraße herabkommend in Elbing einzog, alle Zweifel und absprechenden Urtheile glanzvoll niederschlagend.

Die schwierige Aufgabe wird durch die vier schiefen Ebenen bei Hirschfeld, Schönfeld, Kanten und Buchwalde mit Erhebungen von 60 bis 80 Fuß, gelöst. Jede dieser Ebenen bildet natürlich eine trockene Unterbrechung des Kanals und besteht eigentlich aus zwei schiefen Ebenen, da von

ihrer höchsten Stelle aus sie sich auch unter dem Wasserspiegel des obern Kanals eine Strecke weit sanft abdacht. Es verlaufen auf ihnen zwei Paar Schienenstränge, auf denen die riesigen Wagen zur Beförderung der Schiffe berg-auf und ab aneinander vorübergleiten. Sowohl am untern, als am obern Ende der Ebene steht ein solcher Wagen (64 Fuß lang, 10 Fuß breit); er hat zwei Axen und für jede derselben vier Räder, sein Gewicht beträgt, wie mir angegeben wurde, 500 Centner. Diese Wagen sind nun durch Stränge von Eisendraht so mit einander verbunden, daß beide stets gleichzeitig in Bewegung gesetzt werden; sie müssen daher immer ihre Stelle oben und unten wechseln, selbst wenn, wie gewöhnlich der Fall ist, nur ein Schiff auf- oder abwärts seinen Weg machen will, wo dann der eine Wagen leer bleibt. Sie stehen so tief im Wasser des Kanals, daß die Schiffe bequem hinauf fahren können. Zu beiden Seiten befindet sich ein eisernes Geländer, an dem der ankommende Kahn durch einen Strick befestigt wird, so daß er dem Wagen, wenn dieser in Gang gesetzt wird, zunächst noch schwimmend, zu folgen genöthigt ist.

Die Kanalschiffe, nach Steenke's Angabe erbaut, haben der Natur der Sache nach alle gleiche Dimensionen, c. 80 Fuß Länge bei 9½ Fuß Breite und 3½ Fuß Tiefgang, da einen größern die Seichtigkeit der zu befahrenden Binnengewässer nicht erlauben würde; der Boden an ihnen ist bis auf eine unbedeutende Wölbung flach; indeß können auch andere Schiffe, wenn sie nur in Bezug auf Breite und Tiefgang ungefähr die nothwendigen Gränzen einhalten, sowie Holztraften über die Ebenen geführt werden.

Auf dem Kamme der ersten, der Hirschfelder Ebene angelangt, erfreute ich mich zunächst an dem reizenden Umblick, den man an dieser Gränze von Höhe und Niederungsebene genießt, und eilte dann mit gespannter Neugier in das auf der Höhe der Ebene liegende Gebäude, von dem aus so gewaltige Lasten — ein solcher Kahn hat eine Tragfähigkeit von 22 Last Getreide und kann 1500 Centner und noch mehr wiegen — in Bewegung gesetzt und in Zeit von etwa einer Viertelstunde 70 Fuß herab oder herauf und zugleich etwa 1/16 Meile vorwärts gebracht werden können. Mit größter Bereitwilligkeit zeigten und erklärten mir die dort stationirten Beamten die ganze Einrichtung. Die bewegende Kraft giebt ein

außerhalb des Gebäudes befindliches riesiges Wasserrad von 28 Fuß Durchmesser mit 60 Zellen zum Auffangen des Wassers. Durch die aus dem obern Theil des Kanals nach dem Rade führende Röhrenleitung können in der Secunde 40 Kubikfuß Wasser zufließen, welche geringe Wassermenge, da sie an einem so großen Hebelarme wirksam ist, zur Hervorbringung der nothwendigen großen Maschinenkraft (68 Pferdekräfte) hinreicht. Die Bewegung dieses riesigen Rades sieht prächtig aus. Nächstdem ist das Hauptstück der Maschine die in dem Hause befindliche Trommel, die auch einen Durchmesser von 12 Fuß hat, um welche die Drahtstricke, an denen die Wagen herauf und herab gleiten, sich wickeln. Der Maschinist weiß aus dem Verhältniß der sich auf- und abwickelnden Stränge in jedem Augenblick, an welcher Stelle des Wegs jeder der Wagen sich befindet.

Eine Hauptschwierigkeit geht aus dem Umstand hervor, daß der Maschine eine sehr verschiedene Kraftentwickelung zugemuthet wird. Die Belastung der Schiffe ist natürlich äußerst verschieden, bald führen beide Wagen, bald nur einer die Last, die bald bergauf, bald thalab zu befördern ist. Ja im Laufe derselben Fahrt wird eine wechselnde Kraftentwickelung gefordert. Offenbar nämlich hat die Maschine Anfangs, wenn beide Wagen auf verschiedenen Seiten des Kamms stehen, also beide in die Höhe gezogen werden, die größte Kraft zu entwickeln. Ist dann der obere Wagen auf dem Kamme angelangt, so hilft er beim Hinuntergleiten den untern Wagen hinaufziehen. Und endlich werden, wenn der früher unten stehende Wagen nach Passirung des Kamms sich dem Oberwasser zubewegt, beide Wagen schon durch die eigene Schwere ihren Weg fortsetzen. Zur Regulirung der Wassermenge, die man zu jeder Zeit auf das Wasserrad wirken lassen muß, dienen nun gewisse Maschinentheile, und der Maschinist hat diese Regulirung so genau in seiner Gewalt, daß äußerlich die Bewegung während des ganzen Laufs dieselbe ruhige Gleichmäßigkeit bewahrt. Alle Maschinentheile sammt den Drahtsträngen, denen so gewaltige Lasten anvertraut werden, sind in der Maschinenbauanstalt in Dirschau, die dort zur Erbauung der Weichselbrücke angelegt wurde, angefertigt.

Kaum hatte ich mir einen ungefähren Ueberblick über die Einrichtung verschafft, als ein hoch mit Holz beladener Kahn den obern Kanal entlang kam, um seine Thalfahrt zu machen. Auf den Rath der Beamten nahm

ich meinen Standpunkt etwas unterhalb des Kamms der Ebene; nach wenigen Augenblicken sah ich den riesigen Wagen mit seiner Last, ein wandrendes Haus, die Höhe des Kamms erreichen, ihn überschreiten und nun in majestätischer Ruhe mir entgegengleiten. Doch durfte ich nur kurze Zeit mich an dem wunderbaren Anblick ergötzen, dann eilte ich, so schnell ich konnte, nach dem Maschinenhaus, um seine Räder, die Muskeln dieser Riesenkraft in Arbeit zu sehen.

Da der Kanal sehr lebhaft befahren wird, täglich von durchschnittlich 12 bis 20 Schiffen — die größte Zahl der Fahrten über die Buchwalder Ebene in einem Tage betrug im Laufe des Jahres 1862 siebenundfunfzig — hatte ich, während ich meinen Marsch fast ohne Aufenthalt fortsetzte, noch mehrere Male Gelegenheit, sowohl ab- als aufwärts fahrende Schiffe zu beobachten.

Der Weg führt nun, mäßig ansteigende wellige Erhebungen zur Seite, durch eine recht freundliche und fruchtbare Gegend — der Hauptreiz liegt in der Aussicht über die weit ausgebreitete in üppigstem Grün prangende Niederung, am Horizont von fernen bewaldeten Höhen begränzt. Am schönsten ist die Umgebung der letzten, der Buchwalder Ebene, wo der Weg durch den schönen, dicht bestandenen, aus Laub- und Nadelholz gemischten Buchwalder Forst, der auf beiden Seiten dicht herantritt, hindurch führt. Die ab und zu sich darbietenden Durchblicke von der hier über 300 Fuß betragenden Erhebung sind höchst anmuthig.

In der besonders reizend gelegenen Wohnung des Betriebsinspectors traf ich mit dem Baurath Steenke, dem Erbauer des Kanals zusammen, der mir Auskunft über den weiter einzuschlagenden Weg gab, und eine freundliche Einladung hinzufügte, ihn am Abend, nachdem ich in mein Nachtquartier gelangt, in seinem dicht dabei gelegenen reizenden Wohnsitz, in Zölp, zu besuchen.

Auf seinen Rath verfolgte ich von hier an eine Strecke weit nicht den Lauf des Kanals, der zwei langgestreckte, zum Theil abgelassene Seen, den Pinnau- und Samrodt-See durchzieht, sondern schlug einen andern angenehmeren Weg durchs Land ein, bei mehreren stattlichen adligen Gütern vorbei, über welliges Land, zum Theil durch hübsche Waldungen. Die durchzogenen Parthieen, wie überhaupt fast das ganze Oberland (so nennt

man den nördlichen Theil des östlich von der Weichsel sich erstreckenden Höhenzugs, ungefähr die Stadtgebiete von Mühlhausen, Preußisch-Holland, Mohrungen, Liebemühl, Osterode umfassend, sind angenehm und fruchtbar. Charakteristisch für diesen Theil unserer Provinz ist die große Anzahl Rittergüter und größerer Gütercomplexe, während nur wenige Bauerdörfer sich finden.

Schon ziemlich gegen Abend gelangte ich nach der schönen Besitzung Maldeuten, wo eine Poststation und der Kreuzpunkt der von Preußisch-Holland nach Liebemühl und der nach Saalfeld führenden Chausseen ist. Durch eine Allee herrlicher alter Linden, vorbei dem stattlichen Gutshause, an das sich ein schöner Park anschließt, gelangte ich nach dem Gasthause, das zugleich Poststation ist. Da sich die Sonne schon zum Untergang neigte, beeilte ich mich, der freundlichen Einladung nach Zölp zu folgen. Ein Paar hundert Schritte weit führte ein schmaler Fußpfad durch ein hohes wallendes Kornfeld, dessen goldene Aehren schon die Sense erwarteten. Ueberraschend war der liebliche Anblick am Ausgange des Feldes. Dicht vor mir breitete sich der Röthloffsee aus, eine weite, klare, in den letzten Strahlen der Sonne glitzernde Wasserfläche, rings waldbekränzt, auf einer mäßig erhabenen Vorstufe des linken, ziemlich steil ansteigenden Ufers die reizend angelegte Villa. Ich wurde gastfreundlich empfangen und in die mit wildem Wein umrankte Veranda vor dem Hause nach der Seeseite zu geführt, wo schon ein froher Kreis von Verwandten und Freunden versammelt war. Ehe es dunkelte, besah ich mir die anmuthige Parkanlage, die vor dem Hause bis zum Seerande sich ausbreitet und auf der andern Seite bis zum Kamm des Ufers hinansteigt, mit den mannichfaltigsten Baumgruppen und Ziersträuchern. Alles Steenke's Werk, ein reizender Landsitz, so daß man es begreiflich findet, wie der Besitzer trotz glänzenderer Anerbietungen, die ihm nach Vollendung seines großartigen Werkes gemacht wurden, sich nicht von hier zu trennen willens ist. Mehr aber noch ist wohl für ihn maaßgebend das tief innerliche Interesse, das er für sein Werk, man kann wohl sagen, das Werk seines Lebens, empfindet. Die Entwicklung, seine seegensreichen Folgen zu beobachten, die weitläufigen Anlagen zu erhalten und zu erweitern ist wahrlich ein lohnender und schöner Beruf für den noch sehr rüstigen Werkmeister.

Köstlich war es, bei heiteren und gemüthlichen Gesprächen behaglich unter der Veranda zu sitzen, wie der laue Sommerabend herandunkelte, die Sterne am Himmel erglommen und geheimnißvolles Halbdunkel die schön gestalteten Baumgruppen, die den Spiegel des Sees begränzen, umfloß. Bisweilen erhält die Scene hier noch einen besondern Reiz, indem auf dem See da und dort Fackeln aufleuchten und sich in der glatten Fläche spiegeln, bald ruhig ihre Stelle einhaltend, bald langsam dahingleitend. Ein höherer Beamter, der einst hier zum Besuch war, bedankte sich huldvoll bei seinem freundlichen Gastgeber für die große ihm durch Veranstaltung dieses magnifiquen Anblicks erwiesene Aufmerksamkeit, mußte aber hören, daß seine hohe Anwesenheit ganz daran unschuldig wäre, daß er kein Kunstfeuerwerk vor sich sähe, sondern daß ganz einfach Fischer in ihren Kähnen — Krebse fingen, die sie durch die im Kahn aufgestellte Fackel anlocken.

Spät verabschiedete ich mich und brach früh des andern Morgens auf, um meinen Marsch längs des linken Seeufers fortzusetzen. Ich fand eine hübsche Gondel zum Abfahren gerüstet und erfuhr, daß Baurath Steenke eine Fahrt nach Steenkenwalde, gleichfalls am linken Ufer gelegen, machen wollte. In dem Augenblick erschien er selbst und forderte mich auf, mit von der Parthie zu sein. Daß ich freudig annahm, versteht sich von selbst, nicht bloß, um meine Beine zu schonen, sondern mehr noch weil sich mir dadurch die Aussicht bot, von dem freundlichen, mittheilsamen Manne Näheres über Anlage und Ausführung des interessanten Werkes zu erfahren. Meine Hoffnung in dieser Hinsicht wurde auf's vollständigste erfüllt und ich bedaure nur, nicht alle Einzelheiten im Gedächtniß behalten zu haben.

Der Oberländische Kanal hat eine lange, zum Theil recht merkwürdige Geschichte.

Schon im Jahre 1825 wurde auf dem Preußischen Provinzial-Landtage von dem Elbinger Deputirten der Antrag auf eine Kanalverbindung des Geserichsee — es ist dies der größte der oberländischen Seen und die an seiner Südecke gelegene Stadt Deutsch-Eylau noch jetzt der eine Ausgangspunkt der Wasserverbindung — mit dem Drausensee und somit mit Haff und Ostsee gestellt. Schwerlich hatten die Antragsteller eine recht klare Vor-

stellung der localen Verhältnisse. Daß eine solche Wasserverbindung für einen großen Theil der Provinz von großem Nutzen sein müßte, war allerdings wohl außer Zweifel — hätte man aber von den ungeheuern Schwierigkeiten des Unternehmens den rechten Begriff gehabt, so wäre höchst wahrscheinlich ein solcher Antrag gar nicht gestellt worden.

Oberpräsident von Schön befürwortete in Berlin den Antrag; aber dem im Allgemeinen mit den Zuständen und Bedürfnissen des Landes so vertrauten, um ihr Wohl so hoch verdienten Manne passirte hiebei ein seltsames Mißverständniß, ein rechter Beweis, wieviel unbekannte Gegenden noch in unserer Provinz zu entdecken waren. Er proponirte nämlich in der Meinung, dies wäre der Sinn der gestellten Anträge, statt einer dem Handel und Verkehr dienenden Wasserstraße eine Entwässerung des Geserich und einiger benachbarten Seen, um fruchtbares Wiesenland zu gewinnen, woran das sterile, unfruchtbare Oberland Mangel habe. In der That, ich konnte mich des Lächelns nicht enthalten, wenn ich der prangenden Felder und Auen, die ich Tags zuvor durchwandert, gedachte. Glücklicherweise wurde der Plan einem Geheimrath in Marienwerder zur Begutachtung übergeben, wo er als schätzbares Material auf dem grünen Tisch unter Actenstößen vergraben wurde.

Aber die Elbinger, deren thätiger Unternehmungsgeist sich schon damals zu regen begann, ließen die Sache nicht so ohne Weiteres liegen. Steenke, damals junger Baubeamter in Elbing erfaßte den Plan mit Feuereifer und verwandte alle freie Zeit, die ihm sein städtisches Amt ließ, dazu, durch vorläufige Erkundung der localen Verhältnisse einen Ueberblick über das weitschichtige Werk zu gewinnen. Bei einem Besuche Schöns in dieser Gegend erkannte derselbe mit richtigem Blick in Steenke den rechten Mann zur Ausführung des Werkes, für das er von da an ein lebhaftes Interesse bewahrte, und wußte es durchzusetzen, daß demselben Leitung und Durchführung allein übergeben wurde. — Glücklicherweise ging diesmal die Preußische Regierung von ihrem gewöhnlichen System ab, Alles von den Centralstellen der Verwaltung aus durch mehrmals wechselnde, meist mit den localen Verhältnissen nicht vertraute Beamte administriren zu lassen. Bei den Wasserbauten in Piekel und andern Stellen zur Regulirung der Nogath und Weichsel, wo die Bewältigung des Stro-

mes gerade Männer verlangt hätte, die mit seiner eigenthümlichen Natur in jahrelangem Kampfe bei den furchtbaren Eisgängen so recht vertraut geworden, hat sich dies System durch erfolglose Verausgabung ungeheurer Summen schwer gerächt. Hier wäre das wohl noch in weit höherm Maaße der Fall gewesen. —

Die örtlichen Verhältnisse, die das Unternehmen so äußerst schwer machten, sind nun der Hauptsache nach folgende:

Der Niveauunterschied zwischen dem Geserich- und dem Drausensee beträgt 317 Fuß. Zwischen ihnen befinden sich der Röthloff-, Samrodt- und Pinnausee mit einem mehrere Fuß höher gelegenen Wasserspiegel, die nothwendig in das System der Wasserverbindung hineingezogen werden mußten. Um zwischen diesen Wasserspiegeln Gleichheit des Niveaus herbeizuführen, sind der Röthloffsee durch Ablassen des Wassers um 5 Fuß, die beiden andern um c. 17 Fuß erniedrigt, die letztern mit Ausnahme der Kanalfurche beinahe gänzlich trocken gelegt, wobei zugleich eine nicht unbeträchtliche Wiesenfläche gewonnen wurde. Das überflüssige Wasser wurde durch den kanalisirten Liebefluß dem Drewenzsee zugeführt. Aber recht zum Hinderniß lagert sich, nicht zu umgehen, zwischen dem Geserich und dem Röthloffsee ein anderer See mit einem 5 Fuß niedrigern Niveau als der Geserich, der Abisgarsee. Durch ihn mußte man daher einen über 100 Fuß breiten, an einzelnen Stellen bis 60 Fuß tiefen Erddamm, in welchem der Kanal, das gleiche Niveau beibehaltend, mehrere Fuß über dem Wasserspiegel auf beiden Seiten gezogen werden mußte. Die Herstellung dieser nur kurzen Kanalstrecke hat begreiflicherweise, da mehrmals der Damm durchrissen und gewaltige Massen Senkstücke weggeschwemmt wurden, die äußerste Anstrengung gekostet.

Der Kanal geht von Elbing bis zu dem am Eilingsee gelegenen, etwa 6 Meilen entfernten Städtchen Liebemühl ungetheilt fort. Von da läuft der eine Arm der Wasserstraße 4 Meilen weit bis Deutsch-Eylau, auf welchem sich der schon erwähnte Aquäduct durch den Abisgarsee befindet. Der andere geht 2 Meilen weit nach Osterode am Drewenzsee. Der Spiegel dieses Sees liegt nur 304 Fuß über dem Drausen, der daraus erwachsende Niveauunterschied wird durch 2 Schleusen, eine bei Liebemühl an der Abzweigung des Kanals, die andere bei Grünort gelegen, überwunden.

Die Hauptschwierigkeit aber bildete natürlich das schon erwähnte bedeutende Gefälle von 273 Fuß auf eine Strecke von 1¼ Meile von Buchwalde bis Hirschfeld. Von Anbeginn schwebte Steenke die schiefe Ebene als einzig hier zum Ziele führende Potenz vor, welches Project bestimmtere Gestalt annahm, nachdem er von der Errichtung ähnlicher Ebenen in England, freilich nur zur Beförderung von Eisenbahnwagen und in viel geringerem Maaße nähere Kenntniß erhalten. Er ersann verschiedene specielle Pläne zur Lösung des Problems und verfertigte die dazu gehörigen Modelle. In Europa fand sich kein ähnliches Werk, das als Muster hätte dienen können; wohl aber hatte das erfindungsreiche Amerika bei dem Morriskanal, der aus dem Legigh, einem Nebenfluß des Susquehannah, nach New-York führt, ähnliche Schwierigkeiten auf diese Weise überwunden. Als Steenke dem Minister v. d. Heydt seine Vorschläge und Pläne vortrug, bewilligte dieser im Jahr 1850 ihm die Mittel zu einer Reise nach England und Amerika, um die dortigen Einrichtungen ähnlicher Art kennen zu lernen. Nach seiner Rückkehr ging Steenke mit Energie an das letzte, wichtigste und schwerste Stück seines Werkes. Mit Genugthuung erzählte er mir, daß dasjenige seiner Projecte, bei dem er als dem zweckmäßigsten stehn zu bleiben gedachte, der Hauptsache nach mit den Werken am Morriskanal übereinstimmte. Nur eine sehr wesentliche Verbesserung rührt von Steenke her. Bei den Amerikanischen Anlagen wird der obere Kanal durch ein Schleusenwerk, das natürlich von großer Festigkeit sein muß und höchst bedeutende Kosten verursacht, von der schiefen Ebene abgeschlossen, während beim oberländischen Kanal in einfachster Weise — ein wahres Ei des Kolumbus — die kurze obere schiefe Ebene die Absperrung bewirkt. Wie schon erwähnt, war im Oktober 1860 die Arbeit vollendet, hatte also, da der eigentliche Beginn (die Vorarbeiten datiren von viel früherer Zeit her) in's Jahr 1844 zu setzen ist, 16 Jahre erfordert. Die Gesammtkosten des Kanals betragen nach offiziellen Angaben 1350000 Thaler, wovon 238000 Thaler auf Maschinen, Wagen, Schienengleise und desgleichen zu rechnen sind.

Hier möchte ich nun noch ein Paar Worte über die große, weit reichende Wichtigkeit des Werkes hinzufügen.

Außer den schon erwähnten drei Städtchen Liebemühl, Osterode (Kreis-

stadt) und Deutsch-Eylau liegt noch Saalfeld an dieser Wasserstraße am äußersten Ende des wieder rückwärts gekrümmten Weges. Von Deutsch-Eylau, seinem südlichsten Winkel erstreckt sich nämlich der Geserichsee fast 5 Meilen nach Norden; eine kurze Kanalverbindung leitet von hier nach dem Ewingsee, an welchem Saalfeld liegt. Ueberhaupt eröffnet die Kanalisirung, da eine beträchtliche Anzahl zum Theil weithin gestreckter Seen mit hineingezogen ist, wenn man auch nur die Hauptausgangspunkte in Rechnung zieht, eine Wasserstraße von 26 Meilen. Das umliegende Land, durchweg fruchtbare Ackerfelder und ausgedehnte, schön bestandene Wälder enthaltend (man rechnet c. 200000 Morgen Wald, darunter die Hälfte königliche Forsten) ist nur durch den Mangel an Verkehrstraßen nicht dazu gekommen, seine reichen Schätze gehörig zu verwerthen.

Zudem scheint dieses Netz von Wasseradern nach manchen Richtungen hin sich noch weiter schürzen zu lassen. So steht der seitwärts vom Röthloffsee gelegene Nasewittsee, der schon in die Wasserverbindung gezogen ist, durch den schmalen Wasserfaden des Drehlflusses mit dem Mohrungsee in Verbindung, an dem die Kreisstadt Mohrungen liegt. Besonders wichtig aber ist es, daß der Drewenzsee, an dem das blühende Städtchen Osterode, der eine bisherige Hauptausgangspunkt des Kanals, gelegen ist, als Abfluß die Drewenz, einen nicht unbedeutenden Nebenfluß der Weichsel hat. Dieselbe nimmt von da ab einen Lauf von über 20 Meilen bei mäßiger Breite, allerdings sehr starkem Gefälle, der Kreisstadt Straßburg vorbei, bis sie unweit Thorn in die Weichsel fällt. Schon jetzt hat man sie benutzen können, Holz und Masten aus dem Osteroder Forst herbeizuflößen, die dann die Weichsel herunter nach Danzig gingen. Eine Regulirung ihres Laufes ist übrigens bereits im Plan.

So hat denn schon in der kurzen Zeit seines Bestehens der Kanal Leben und Regsamkeit in Gegenden erweckt, die bis dahin zum Theil in wirthschaftlicher Hinsicht nur vegetirt hatten.

Im Jahre 1862 wurde der Kanal im Ganzen von 108 verschiedenen Schiffen befahren, darunter von 5 Dampfschiffen; ein sechstes ist im Jahre 1863 dazu gekommen. Um dem steigenden Bedürfniß zu genügen, sind im Jahre 1862 49 neue Schiffe erbaut, und zwar guten Theils nicht in Elbing, sondern in den kleinen Kanalstädten. Zu Berg gingen 1312

Schiffe, davon 446 beladen. Zu Thal kamen herab 1901 Schiffe, worunter 1315 beladen und 2646 Holztraften. Auf Gewicht zurückgeführt, betrug der Verkehr zu Berg 144,650 Centner und der Verkehr zu Thal 1,617,249 Centner. Unter den von Elbing nach dem Oberlande importirten Waaren sind hervorzuheben: Stückgüter, Möbel, Maschinentheile, Fayence, Glas, Häringe, Käse, Steinkohlen, Salz, Gyps, Cement, Oelkuchen, Dachsteine, Kalk ꝛc. Das Oberland dagegen ergoß seine Fülle von Getreide und Saaten (ca. 2300 Last, darunter über 1000 Last Weizen), fast 17000 Scheffel Kartoffeln, nah an 1000 Centner Wolle, 3200 Ohm Spiritus und besonders Hölzer, Brennholz, Bauholz, Eisenbahnschwellen ꝛc. in höchst bedeutenden Quantitäten. Die Menge sowohl, als die Natur der ausgetauschten Waaren läßt erkennen, wie gedeihlich der eröffnete Verkehr für beide Theile ist und noch mehr werden wird.

Ein rühriger Unternehmungsgeist ist in den kleinen Städten erwacht. In Osterode ist eine selbstständige Maschinen-Bau-Anstalt in der Ausführung begriffen und ein mächtiger Speicher von 1000 Last Tragfähigkeit erbaut. Zugleich — wahrlich ein gutes Zeichen — sind die Bürger dieser Stadt äußerst thätig, ihre Schule nach und nach zu einer höhern Bürgerschule zu erheben. Ebenso sind in Liebemühl und Deutsch-Eylau Speicher erbaut und im Bau begriffen. Eine Werkstatt zur Reparatur landwirthschaftlicher Maschinen und Geräthe ist gegründet. Am Pinnausee ist eine große Dampf-Schneidemühle, bei Saalfeld ebenfalls eine solche und eine Leim-Fabrik errichtet.

Man muß den Grad von Abgeschlossenheit und Erstarrung kennen, in welchen viele unserer kleinen Preußischen Landstädte, die nicht an einer größern Verkehrstraße liegen, versunken sind, um die ganze Größe dieser Veränderung ermessen zu können.

Wie bedeutend zugleich der Werth der Landgüter in weitem Umkreis steigen muß, wie der landwirthschaftliche Betrieb sich heben wird, liegt klar zu Tage. —

Doch ich kehre zur Schilderung meiner kleinen Entdeckungsreise zurück, um noch den landschaftlichen Reizen des Weges ihr Recht widerfahren zu lassen.

Mit herzlichem Danke trennte ich mich von dem tüchtigen, verdienst-

vollen Manne und wanderte zunächst dicht am Ufer des Sees auf dem Treidelstege weiter.

Der Röthloffsee hat einen ganz andern Charakter als der Drausen. Er ist ein Bergsee mit festem Untergrund; daher zeigt sein vollkommen klarer Spiegel nirgend eine Unterbrechung durch Felder von Binsen oder Röhricht, kaum daß hie und da den Rand, wo zufällig der Grund dazu geeignet ist, wenig dicht stehende Streifen davon einsäumen. Ringsum ist das mäßig breite, aber $1^1/_2$ Meilen lange Becken von einem schmalen Streifen ebenen, ganz allmählich ansteigenden Landes umschlossen, eine Folge der schon erwähnten Erniedrigung des Wasserspiegels. Dann steigt der frühere Rand des Sees meist recht steil zur Höhe von durchschnittlich 40—50 Fuß auf. Fast ununterbrochen ist dieser Rand mit einem schönen, dichten Kranze herrlichen Laubwaldes, aus verschiedenen Bäumen gemischt, unter denen die Rothbuche vorherrscht, umwunden. Auf dem linken Ufer (für den, der wie ich von Elbing kommend, die Bergfahrt macht) zieht sich der gewöhnlich benutzte Treidelsteg hin, mit kurzem, blumigem Rasen bewachsen; der See spült mit kleinen klaren Wellen kleine Rollsteinchen, Muscheln und Schnecken oder abgelagerte Krebspanzer an den Rand. Eine eigenthümliche Erscheinung zeigt das gegenüberliegende Ufer. Man sieht vor dem mit hohen, alten Bäumen bewachsenen Waldkranze einen weit niedrigern, anders gefärbten Streifen jungen Nachwuchses vorgelagert, der offenbar erst nach der theilweisen Ablassung des Seebeckens entstanden ist. Merkwürdiger Weise besteht er fast ausschließlich aus Erlen, während in dem hinter ihm liegenden Hochwalde die Erle nur verstreut vorkommt. Offenbar hat das schnelle Wachsthum dieses Baumes auf diesem ihm so günstigen Boden keine andern Bäume neben sich aufkommen lassen.

Im Verlauf meiner Wanderung kam ich ab und zu an alten Feuerstellen vorbei. Offenbar hatten die Führer der Holztraften, die bei der langsamen und beschwerlichen Weiterbewegung ihrer Flößreihen mehrere Tage unterwegs zubringen müssen, hier ihr Nachtlager aufgeschlagen.

Bald verließ ich den Haupttreidelsteg, um längs des Dutzkanals den seitwärts liegenden Bärtnigsee aufzusuchen. Durch den dichten, schönen Forst des stattlichen Guts Benedien, der leider in den Besitz eines Elbinger Kaufmanns übergegangen bereits der Axt verfallen ist, gelangte ich

nach kurzem Marsche an sein Ufer. Unweit desselben erheben sich aus dem Spiegel des Sees zwei etwas größere und zwei kleine Inselchen, alle vier dicht bewaldet und die größern zu einer Höhe von ca. 80 Fuß steil ansteigend. Auch der Geserich hat mehrere, zum Theil bedeutend größere, bewaldete Inseln, darunter eine, die den Namen Heiligenwerder führt und ein Hauptsitz der Götterverehrung bei den alten Preußen war. Sonst sind Inseln, besonders bergige, in den preußischen Seen eine Seltenheit. Da zur Ueberfahrt und Besteigung einer der Inseln meine Zeit zu kurz, auch eine lohnende Aussicht von ihrem dicht bewachsenen Gipfel aus nicht zu erwarten war, kehrte ich nach der Hauptstraße am Ufer des Röthloff zurück und kam gerade Zeit genug an, den Dampfer, 4 Kähne hinter sich herschleppend, nach Eylau vorbeibrausen zu sehn.

Sehr schön ist der Anblick, den man am Ende des Röthloffsees, oder vielmehr an der Stelle, wo er seinen Namen verliert, hat. (Eigentlich nämlich setzt sich der Wasserspiegel nach einer kurzen, sehr engen Zusammenschnürung ununterbrochen durch den Zopf- und Krebs-See und nach abermaliger Zusammenschnürung bis zum Eilingsee, an dem Liebemühl liegt, fort.) Man übersieht von einer hoch hervorspringenden Uferstelle aus den anmuthigen See fast in seiner ganzen Länge.

Der Krebssee, an den ich nun gelangte, ist ein kleines, auf der einen Seite von dichtem Wald umfriedetes Becken. Der Boden muß hier sumpfiger sein, denn der See war mit einer unglaublichen Fülle weißer Seerosen bedeckt; dazwischen gelbe Mummeln und andere Wasserpflanzen. Es macht einen wunderbaren Eindruck, neben ihnen aus dem Wasser das Spiegelbild eines ragenden Eichenastes mit frischem Laube uns entgegennicken zu sehn.

Nach beschwerlichem Wege längs den vielfachen Krümmungen der Ufer des Eilingsees kam ich etwa um 4 Uhr Nachmittags in dem Städtchen Liebemühl an. Da vor wenigen Jahren ein großer Theil desselben abbrannte, trifft man eine Menge neuer Häuser, andere im Bau begriffen, alle mit den blanken Schilderchen der verschiedenen Feuer-Versicherungs-Gesellschaften wie mit Amuletten beklebt. Vor dem Brande ist das Versichern wahrscheinlich wenig im Gebrauch gewesen.

Da ich gerne noch den Aquäduct durch den Abisgarsee und den Ge-

serich, den größten der oberländischen Seen besuchen wollte, besorgte ich mir einen Wagen und fuhr bis zum Anfang des Aquäducts. Die Gegend ist auf dieser Strecke zwar fruchtbar und angenehm, aber ohne besondere landschaftliche Schönheit. Der Kanal folgt hier durch das wellige Terrain in ziemlichen Schlangenwindungen den tiefsten Stellen; eine Führung in gerader Linie würde die Kosten sehr bedeutend erhöht haben, gar nicht im Verhältniß zu der dadurch zu erzielenden Zeitersparniß, die überhaupt bei der ganzen Natur des hiesigen Verkehrs durchaus nicht so wichtig ist.

Die gewiß sehr großen Schwierigkeiten in der Anlage des Aquäducts sprechen bei dem gelungenen Werke nicht in dem Maße zum Auge und zur Phantasie, wie bei den schiefen Ebenen; ich eilte daher, da mir nur wenig Zeit blieb, womöglich den Geserich zu erreichen. Ein hübscher See, an dessen jenseitigem Ufer stattliche Gutsgebäude sich im Wasser beschauten, blieb links zur Seite; ich stieg eine mäßige dicht mit Strauch bewachsene Anhöhe empor, wo sich ganz überraschend ein nicht sehr großes, eng von Bergen umschlossenes Seebecken vor mir ausbreitete, gegenüber am Ufer ein stattliches Kirchdorf. Es war dies nicht der eigentliche Geserichsee, sondern, wie ich später erfuhr, der Dubensee, der allerdings mit dem Nordwinkel des Geserich durch eine der hier so häufigen Verengungen des Seebeckens in Verbindung steht. Ich mußte umkehren, und hatte wenigstens einen recht hübschen Schluß der Bilderreihe, die an mir während meiner zweitägigen Reise vorübergezogen.

Des andern Morgens in aller Frühe trat ich per Post den Rückweg an und habe somit von dem oberländischen Kanal nichts weiter zu berichten. Da mir indeß der freundliche Leser soweit gefolgt ist, so mag er es sich auch noch gefallen lassen, ein mitfühlender Zeuge der Endkatastrophe meiner sonst zwar sehr angenehmen, aber durchaus nicht romantischen Expedition zu sein; ich gewinne so für meine Darstellung einen tüchtigen Knalleffect zum Schluß.

Ich fuhr nicht direct bis Elbing, sondern sprach auf ein Paar Stunden bei einer befreundeten Familie an, die in einem Dorf zwischen Preußisch-Holland und Güldenboden, der nächsten Eisenbahnstation bei Elbing wohnte. In lebhaftem Gespräch hatten wir, obwohl im Garten sitzend, kaum bemerkt, wie inzwischen in der Gegend nach Elbing zu ein furchtbares Ge-

witter aufgezogen war. Ein Blick auf die drohende Wolkenwand von einer grünlichen Schwärze, wie ich sie noch nie gesehn, von gleißenden Blitzen durchzuckt, mahnte dringend zur Eile, um den keine Viertelmeile weiten Bahnhof wo möglich noch trocken zu erreichen. Ein Verwandter des Hauses brachte mich auf den Weg, kehrte jedoch auf meine Aufforderung schleunigst wieder um, der kleine schwarze Hund, der mitgekommen, zog es aber vor, mich zu begleiten und ließ sich durchaus nicht nach Hause jagen. Die schwarze Wolkenwand schien zu meiner Beruhigung ziemlich unbeweglich, oder rückte doch nur langsam vor. Da seh' ich plötzlich ein anderes fast weißliches Gewölk mit großer Schnelligkeit heranziehn; zugleich kam's von der Richtung der Eisenbahn her, erst wie gelblicher Rauch, der schnell zu einer breiten, dichten Staubwolke heranwuchs. In demselben Moment kam ein dichter Schwarm Krähen eiligen Flugs heran, duckte sich auf dem Sturzacker ganz in meiner Nähe zur Erde, flog aber sofort wieder auf — und da war's auch schon heran, ein Wirbelsturm in optima forma, der eigensinniger Weise seine Bahn gerade über mich und meinen Gefährten, den kleinen schwarzen Köter, dahinbrauste. Ich that, wie ich glaube, das unter so bewandten Umständen Bestmöglichste, warf mich auf die Erde, klammerte mich fest und versuchte mich einigermaßen mit meinem Ueberzieher zu bedecken, während mein Hut in alle Weiten entführt wurde. Der Hund fand zwischen meinen Beinen einen bedeutend geschützteren Platz, fühlte sich aber trotzdem äußerst unbehaglich, wie aus seinem Zittern und Beben deutlich zu verspüren. Was mich betrifft, obwohl ein solches hier zu Lande gewiß äußerst seltenes und merkwürdiges Phänomen mich auf's Höchste hätte interessiren müssen, so fühlte ich mich, aufrichtig gesagt, erst sehr in zweiter Linie als Naturkundigen und Beobachter. Dicke und undurchsichtige Wolken von Staub und Kies mit Regen untermischt, wurden unaufhaltsam von den heftigsten Windstößen über mich weggefegt, natürlich nicht ohne mich auf's gründlichste zu durchpeitschen. Das Unangenehmste aber war ein Gefühl wie von Luftmangel, das mich zu oft wiederholten Athemzügen aus tiefster Brust zwang, so daß ich, wenn's lange so fortgegangen, unfehlbar in Brustkrämpfe verfallen wäre. Wie lange der eigentliche heftige Wirbelsturm über mich dahinging, weiß ich nicht, wohl nur ein 5 bis 10 Minuten, die mir freilich herzlich lang wurden. Darauf erhob ich

mich; noch immer war der Sturm so heftig, daß man nur mit äußerster Mühe gegen ihn ankämpfen konnte; die dichte, nun ganz emporgezogene Wolkendecke, der aufgewirbelte Staub machten es so dunkel, daß ich später dem Bahnhofsgebäude in geringer Entfernung vorbeiging, ohne es zu gewahren; dazu fiel der Regen nun mit etwas mehr Muße und um so wirksamer herab, das Gewitter war dabei nur von mäßiger Stärke.

Nun zeigten sich mir auch einzelne Spuren der verheerenden Wirkung des Sturmes. Ich fand zwei Milcheimer, natürlich ohne das dazu gehörige Milchmädchen auf dem Acker, einen wohl 100 Schritt von dem andern entfernt. Ein Hirt fragte mich, ob ich nicht seinem Vieh begegnet, was ich zu meiner großen Zufriedenheit verneinen konnte — eine wildgewordene Heerde über mich weg ihren Weg nehmend, wäre keine angenehme Zugabe zu meiner Situation gewesen. Mitten auf der Chaussee fand ich einen kräftigen Lindenbaum mit reichbelaubter Krone liegen, der einige Fuß über dem Boden abgedreht war, und offenbar eine gute Strecke weit fortgeführt sein mußte, da ich den Stumpf nirgend in der Nähe sehen konnte. Endlich kam ich, durchnäßt und beschmutzt über alle Vorstellung, zugleich mit meinem schwarzen Begleiter am Bahnhof an — genau in dem Augenblick, als der Zug sich in Bewegung setzte.

Ich war geneigt, darüber einen herzhaften Fluch vom Stapel zu lassen; doch mußte ich mir bei ruhiger Ueberlegung sagen, daß es mir schwerlich zuträglich gewesen wäre, in diesem Zustande still sitzend zu verharren, wenn auch nur die mäßige Zeit einer Eisenbahnstation hindurch, abgesehn davon, daß die Passagiere wohl aus allen Kräften gegen meine Aufnahme im Waggon protestirt haben würden. Der freundliche Wirth kleidete mich von Kopf bis Fuß, von Ueberzieher bis Hemd, ich machte es mir die Zeit bis zum nächsten Zug möglichst bequem und kam nun ohne weitere Abentheuer in Elbing an.

Später machte es mir eine eigne Freude, die Bahn des Wirbels genauer zu verfolgen — er hatte fast überall die allerdeutlichsten Spuren hinterlassen. Es war ein Wirbelsturm gewesen, der alle Erscheinungen eines echten West-india-hurricane, wie ich sie im Dove gelesen, ganz nett und gesetzmäßig zeigte; ich hatte mich mit dem Studium dieser Er-

scheinungen etwas specieller befaßt, vielleicht war mir deshalb die Ehre einer so genauen Bekanntschaft zu Theil geworden.

Sturm, Regen und Gewitter hatten eine ziemlich weite Verbreitung gehabt; der eigentliche Wirbel hatte aber nur eine Breite von 300 bis 500 Schritt bei einer Länge von vielleicht 4 Meilen. Er hatte diesseits der Nogat, weniger als eine Meile von Elbing, gleich mit großer Heftigkeit seinen Anfang genommen, an einzelnen Gehöften die Dächer abgedeckt, Scheunen und Ställe umgeworfen, Bäume entwurzelt oder vielmehr gewöhnlich abgedreht. Die Stadt Elbing selbst hatte er verschont und nur über eine der lang hin sich erstreckenden Vorstädte, den Anger, seinen Weg genommen, in ähnlicher Weise wirthschaftend. Seine rechte Stärke entwickelte der Wirbel aber erst da, wo er den waldigen Höhenzug, der etwa eine halbe Meile von Elbing beginnt, erreichte. An dem Gutshause von Vogelsang, das am Eingange des Waldes steht, rollte er das Zinkdach wie ein Stück Pappe auf und wüthete nun unter den mächtigen Eichen und Buchen. Wahrhaft Staunen erregend ist es, wie das äußerst coupirte Terrain, ein ewiger Wechsel von Berg und Thal, fast überall mit dichtstehendem Walde bedeckt, seine Kraft nicht hat mäßigen und aufhalten können. Gerade wo ein höherer Berg ihm die Stirn entgegenkehrte, sind die Verwüstungen am gewaltigsten. Da ist kein Baum, den er faßte, dick und stark genug gewesen, ihm zu widerstehen.

Interessant war es zu beobachten, wie die verschiedenen Baumarten in verschiedener Weise dem Angriff unterlegen sind. Bei den zähen und elastischen Buchen ist das Abdrehen, meistens in nicht unbeträchtlicher Höhe über der Wurzel am deutlichsten zu sehn, wobei der kerngesunde, kraftstrotzende Stamm oft in eine Menge langer biegsamer Latten und Streifen zerspellt ist. Fichten, auch die mächtigsten, sind abgebrochen. Ich traf mitten im Walde eine riesige Fichte in ca. 20 Fuß Höhe über der Wurzel abgebrochen, den obern Theil, gut 2/3 des ganzen Stammes sammt Krone 20 Schritte davon zwischen zwei andere Fichten in schräger Richtung so hineingeschleudert, daß er in ihren Zweigen hängen geblieben war. An den Eichen dagegen findet man nur Aeste abgebrochen oder leider oft den ganzen mächtigen Baumriesen entwurzelt.

Die Lage und Richtung der gestürzten Bäume, entgegengesetzt an bei-

den Rändern der Bahn des Sturmes, zeigte auf's deutlichste, daß wir es hier mit einem Wirbelsturme zu thun haben und zwar war die Bewegung des Wirbels der des Zeigers einer Uhr entgegengesetzt. Die Bahn des Wirbelcentrums ging zuerst von Westen nach Osten und krümmte sich dann nach Süden. Uebrigens wird der Sturm des August 1862 den von ihm betroffenen Gegenden lange genug im Gedächtniß bleiben. Tausende der kräftigsten Stämme sind ihm erlegen. Man wird noch nach Jahren seinen Lauf deutlich verfolgen können. —

Shakspere.

Eine biographische Skizze zur Feier seines 300jährigen Geburtstages, am 23. April 1864, in der Deutschen Gesellschaft zu Königsberg vorgetragen

von

Dr. Herbst.

„Groß wie die Welt!" ruft Victor Hugo, der Mann der Extreme, in den Orientales seinem Helden Bonaparte nach. „Groß wie die Welt!" dürfen wir, verehrte Anwesende, mit mehr Recht am heutigen Tage unserm Shakspere entgegen rufen. Er hat größere Siege errungen als irgend ein Kriegsheld und von seinen Eroberungen wird ihm wohl kaum jemals eine wieder verloren gehen.

Was bei allen Culturvölkern nur in langsamer Entwickelung und schwacher Progression den vereinten Bemühungen einer großen Zahl der besten Köpfe gelungen ist: — die Herstellung eines nationalen Dramas — das hat Shakspere's unvergleichliches Genie, allein, in einer Spanne Zeit, und gleichsam aus dem Nichts geschaffen: das moderne Drama in seiner Vollendung. Haben seine Zeitgenossen, bei aller Anerkennung, die sie ihm zollten, seine ganze Größe, seine welthistorische Bedeutung erkannt? Dies darf bezweifelt werden. Aber was die Mitlebenden versäumten oder verkannten, das hat nach einer langen Periode der Verdunkelung seines Ruhmes in Folge politischer und religiöser Misere, die Nachwelt erkannt und ausgeführt: sie hat ihm einen Tempel gebaut, würdig seiner Größe! sie hat Shakspere den Dramatiker der modernen Welt, neben Homer, den Epiker der antiken, gestellt. Göthes Wort:

„Drum wer wagte mit Göttern den Kampf? und wer mit dem Einen?"

scheint mir auf den großen Briten nicht minder gut zu passen, als auf den großen Griechen.

Aber diese Erkenntniß, diese Würdigung, ist nicht das Produkt einer plötzlich aufwallenden und daher schnell verfliegenden Begeisterung, sie ist vielmehr das Resultat einer langsamen, besonnenen und streng wissenschaftlichen Kritik. Denn seit mehr als 150 Jahren nach jener Zeit der Verdunkelung haben die geistreichsten und gelehrtesten Männer Englands und Deutschlands, in fast ununterbrochener und unübersehbarer Reihenfolge, an die Betrachtung und Erklärung seiner Werke ihre beste Kraft gewendet. Jede neue Generation ist nicht bloß immer tiefer in das Verständniß dieses Riesengeistes gedrungen, sondern hat sich auch immer mehr von der Liebe und Bewunderung für den Dichter, vielleicht auch für den Menschen, ergriffen und erwärmt gefühlt.

Werfen wir nun aber einen, wenn auch nur flüchtigen Blick auf die Arbeiten, durch welche Shakspere's Werke das Gemeingut der Gebildeten aller Nationen geworden sind, so dürfen wir ohne Anmaßung behaupten, daß die Deutschen an diesem Erfolg mindestens eben so viel Antheil haben, wie die Landsleute des großen Dichters selbst. Damit soll zwar nicht in Abrede gestellt werden, was Tycho Mommsen in seiner Ausgabe von Romeo und Julie sagt: „man läuft ein gefährliches Spiel, wenn man nicht überall offen und bescheiden bekennt, daß man ganz von den Engländern abhange; ja man scheitert gewiß, wenn man mit der einen Hand allen Stoff von dem man lebt und athmet ihnen entnimmt und mit der andern zum Dank Hohn und Beleidigung auf ihren Namen wirft.“ Aber dieser Ausspruch kann offenbar nur in Bezug auf die Textesrecension, die philologische Erklärung des Sprachlichen und die Ermittelung seiner Lebensverhältnisse als wahr gelten; in der Beurtheilung der Dichtung jedoch als solcher, in der Erkenntniß der Wahrheit, Tiefe und Fülle der künstlerischen Gestaltung, in der Schätzung des Einflusses, den Shakspere auf unsere Literatur wie auf die anderer Völker ausgeübt hat, sind wir von den Engländern unabhängig gewesen, und hier grade haben die Deutschen das Meiste gethan und das Beste geleistet, wie die imposante Reihe von Namen beweist, aus denen ich hier nur Lessing, Ulrici und Gervinus anführe.

Diese Arbeiten haben in Verbindung mit vortrefflichen Uebersetzungen

Shakspere bei allen Gebildeten unseres Volkes so heimisch gemacht, daß ich von vornherein die Hoffnung aufgebe, einer Versammlung wie die gegenwärtige irgend etwas Neues über den großen Dichter sagen zu können. Möge dann wenigstens die Auswahl und die Zusammenstellung der Data nicht ganz ohne Interesse sein.

William Shakspere wurde im Jahre 1564 in Stratford-on-Avon geboren, einer kleinen gewerbthätigen Stadt, die nicht weit von London liegt. Er wurde am 26. April getauft, wie der folgende lakonische Vermerk im Taufregister beweist: „1564, April 26, Gulielmus, filius Joannes Shakspere,“ an dessen Authenticität trotz des grammatischen Fehlers nicht zu zweifeln ist. Der Tag seiner Geburt ist unbekannt; die Tradition nennt den 23. April, welcher, was wir nicht übersehen wollen, der Kalendertag des heiligen Georg ist, und diese Angabe findet nach der Meinung der Mehrzahl der Engländer eine Art von historischer Beglaubigung in der Inschrift auf seinem Grabstein: „Obiit ano. doi. 1616. Aetatis 53. Die 23. Ap.“ Nun bestimmt das englische Gesetz Folgendes: Wenn Einer am 1. Februar um 11 Uhr Nachts geboren ist, und er macht am letzen Januar im 21. Jahr seines Alters, um 1 Uhr Morgens, sein Testament und stirbt danach, so ist sein Wille rechtskräftig. Da sonach der Geburtstag eines Menschen, sagen sie, nicht der Schluß seines vergangenen Lebensjahres ist, sondern der Anfang eines neuen, so bedeutet: „Er starb am 23. April, im 53. Jahre“ daß er am Tage vorher das 52. Jahr vollendet hatte, folglich am 23. geboren war. Andere erklären dies für einen Trugschluß, und ich glaube, mit Recht; denn die Grabschrift sagt nicht, daß er am 23. sein 53. Jahr begonnen habe, sondern daß er an dem Tage im 53. Lebensjahre stand; — und wäre William an irgend einem andern Tage des April geboren, so hätte die Grabschrift bei der Kürze, mit der sie abgefaßt ist, doch durchaus nicht anders lauten können. Indessen kann der angenommene Tag richtig sein, und jedenfalls wird der wirkliche Geburtstag nicht weit zurückliegen, da zu jener Zeit die Taufe sehr bald, oft schon am 2. oder 3. Tage, nach der Geburt erfolgte. Doch fehlt es auch nicht an Beispielen größerer Zwischenräume, unter denen dasjenige Miltons, der am 11. Tage getauft wurde, das interessanteste sein dürfte.

Von seinen Knabenjahren wissen wir nichts, als daß er eine Zeit lang eine Grammar-school in Stratford besuchte; was sonst noch erzählt wird, beruht auf Muthmaßung, respect. Erfindung. Daß seine Jugend ziemlich stürmisch und wild gewesen, ist nicht unwahrscheinlich; läßt doch die Thatsache, daß er mit 18½ Jahren, ohne Stellung und Stützpunkt, ein Mädchen von 27 Jahren heirathete, kaum eine andere Erklärung zu. Anne Hathaway, die ihm im November des Jahres 1582 nach einmaligem Aufgebot angetraut wurde, beschenkte ihn 6 Monate nach der Hochzeit mit einer Tochter, und 1½ Jahre später auch noch mit einem Zwillingspaar: Sohn und Tochter. Welch' ein Bild! das Original zu Schillers Pegasus im Joche! Ein wenig mehr als 20jähriger Dichter an der Spitze einer Familie, die er kaum oder gar nicht zu ernähren vermag! Hieraus, so wie aus seinem späteren Aufenthalt in London, der ihn viele Jahre lang von den Seinigen trennte, hat man folgern wollen, daß er mit seiner Frau in Unfrieden gelebt habe. Allein dies ist wieder eine durch nichts begründete Hypothese. Wer mit unbefangenem Sinn die spärlichen Data aus Shakspere's Leben überblickt, der wird vielmehr zu dem Schlusse kommen, daß er seine Familie nur verließ, weil er in Stratford nichts für sie thun konnte, und aus keinem andern Grunde; denn was hätte ihn sonst genöthigt, — nachdem er großen Ruhm und ein bedeutendes Vermögen erworben hatte, — sich in der Vollkraft der Jahre allen Genüssen, die London ihm bot, zu entziehen, um in seiner kleinen Geburtsstadt ein wahrscheinlich spießbürgerlich beschränktes Leben zu führen, wenn ihm das Familienleben daselbst nicht mehr Befriedigung versprochen hätte.

Im Jahre 1586 oder 87, also in einem Alter von höchstens 23 Jahren, ging Shakspere nach London, doch wohl zunächst nur um Schauspieler zu werden. Die guten Einwohner von Stratford waren große Theaterliebhaber und man weiß, das London players sie nicht selten besuchten, um sie durch einige Vorstellungen zu erfreuen. Schakspere wohnte denselben ohne Zweifel bei und bewunderte wohl am meisten Thomas Green, weil er ein Stratforder Kind, mit Beifall auftrat und sich eine ehrenvolle Stellung in der Truppe erworben hatte. Was war natürlicher, als daß er sich zunächst mit ihm verglich, und auf demselben Wege einen gewissen Ruf und einige Subsistenzmittel zu erwerben hoffte. Daß er schon damals

an irgend eine gewinnbringende Schriftstellerthätigkeit gedacht haben sollte ist mehr als zweifelhaft, aber selbst angenommen, daß er auf eine Verwendung als Poet und Acteur zugleich rechnete, so war er doch trotz seiner Jugend wohl besonnen genug, sich zu sagen, daß seine Stellung in London längere Zeit eine sehr prekäre sein werde, und das erklärt denn auch ohne gehässige Voraussetzungen hinreichend, warum er Frau und Kinder zu Hause ließ. Ob er übrigens gleich in London auftrat, ist ungewiß. Als nämlich Graf Leicester i. J. 1586 als Anführer der englischen Hilfstruppen nach Holland ging, befand sich unter den Schauspielern, die er mit sich führte, ein Subject mit Namen Will. In jenem Jahre schreibt Sir Philip Sidney aus Utrecht an seinen Schwiegervater Walsingham einen Brief, in dem folgende Stelle vorkommt: „J wrote to you a letter by Will, my Lord of Leicester's jesting player.“ Da man nun nicht weiß, wo Shakspere in den 4 Jahren 1585 bis 89 sich aufgehalten habe, so behaupten Einige, daß er dieser Will gewesen, und daß er also Holland, vielleicht auch Deutschland besucht habe. Manche bringen ihn sogar mit Ayrer und Hans Sachs in Beziehung.

Wie dem auch sei, sein Unternehmen in London gelang über Erwarten gut. Er gewann sehr bald Ansehen und Einfluß bei seiner Truppe, weniger durch seine Leistungen als Schauspieler, die nur mittelmäßig waren, als durch seine weit überlegenen Einsichten in das Wesen der dramatischen Action und vor Allem durch seine unsterblichen Meisterwerke. Kaum 3 Jahre nach seiner Ankunft in London, im November 1589, wird er unter den 15 Besitzern des Blackfriars-Theaters als 12. genannt; 1596 ist er unter 8 Eigenthümern der 5., und in dem neuen Patent, welches Jacob I. 1603 dem Globe-Theater ertheilte, nimmt er unter den Eigenthümern die 2. Stelle ein, und seine jährliche Einnahme soll schließlich circa 10,000 Thaler nach jetzigem Geldwerthe betragen haben. Im Jahre 1604 erscheint sein Name zum letzten Mal unter den königlichen Schauspielern, doch soll er sich erst 1612 gänzlich nach seinem geliebten Stratford zurückgezogen haben, das er inzwischen alljährlich einmal besucht hatte, ein Beweis mehr, daß seine Erinnerungen daran nicht unangenehmer Art waren. Dort verlebte er die wenigen Jahre, die ihm noch beschieden waren, unter seinen Verwandten und zahlreichen Freunden in stiller

Zufriedenheit und im Allgemeinen ungetrübtem Glück, rathend und helfend wo er konnte, ebenso geliebt als hochverehrt: ein otium cum dignitate wie es kein Ehrenmann sich schöner für seinen Lebensabend zu wünschen braucht und wie es großen Dichtern gewiß nur in den seltensten Fällen gegönnt ist. Am 25. März 1616 machte er bei voller Gesundheit und Geisteskraft sein Testament und gerade 4 Wochen später, am 25. April, trug man seine Leiche hinaus nach der ihr bestimmten letzten Ruhestätte im Chor der Pfarrkirche seines Geburtsortes.

Das eben erwähnte Testament mußte lange Zeit den bündigsten Beweis hergeben, daß Shakspere seine Frau weder geliebt, noch geachtet habe. Es werden nämlich darin seinen Verwandten und Freunden verschiedene Legate vermacht, sogar die Armen von Stratford erhalten 10 Pfund; nur Anna geht leer aus, indem ihrer in folgender Weise gedacht wird: „Item, ich gebe meiner Frau mein zweitbestes Bett nebst den Bezügen.“ Allein Charles Knight hat nachgewiesen, daß die Frau nach dem Gesetz 1/3 von ihres Mannes Vermögen bekommen mußte. Das wußte Shakspere, der, wie Knight sich ausdrückt, die Gesetze Englands besser kannte, als seine Commentatoren; er brauchte ihr daher nichts zu vermachen, und so dürfte das Geschenk des zweitbesten Bettes wohl eher als ein Zeichen „besonderer Zärtlichkeit,“ wie Steevens glaubt, zu betrachten sein.

Sie sehen, verehrte Anwesende, wie dürftig, zusammenhanglos und unsicher die Materialien zu einer Biographie Shakspere's sind. Es scheint unbegreiflich, daß seine Zeitgenossen sich so wenig über ihn und seine Lebensverhältnisse geäußert haben, da wir doch über so manchen kleinern Geist aus jener Zeit besser unterrichtet sind, und vor Allem, daß wir von seinen Manuscripten und den zahlreichen Briefen, die er doch geschrieben haben muß, auch nicht ein einziges Blatt mehr besitzen. Allein so bedauerlich und unersetzlich der Verlust auch ist, so können wir ihn doch genügend erklären, und das mag immerhin als eine Art von Trost gelten. Am 29. Juni 1613 wurde im Globus ein Stück unter dem Titel „All This is True“ aufgeführt, welches für identisch mit Heinrich VIII. gehalten wird. Richard Burbage, der eminenteste Darsteller Shakspere'scher Charaktere, trat darin auf, derselbe, dem man später die wundervolle Grabschrift gab: „Exit Burbage.“ Die mise en scène war pompös, die

Bühne war mit Matten bedeckt und die Kanonen donnerten. Da brach Feuer aus und legte das classische Gebäude, in welchem ohne Zweifel die vollständige Sammlung der Handschriften unseres Dichters vorhanden war, in weniger als einer Stunde in Asche. Nehmen wir dazu eine Feuersbrunst, die einen Theil von Stratford, eine spätere, welche Ben Jonson's Bibliothek zerstörte, und endlich das „große Feuer" von 1666 in London, so ist es klar, daß mehr ein böses Fatum, als die Gleichgültigkeit der Menschen das Dunkel verschuldet hat, welches uns die hehre Gestalt Shakspere's verhüllt und wohl für alle Ewigkeit verhüllen wird. Aber auch die Menschen und unser William selbst tragen einen Theil der Schuld. Shakspere's Augenmerk war während seines Aufenthalts in London viel weniger auf dichterischen Ruhm, als auf die Erwerbung irdischer Güter gerichtet: er wollte sich vor allem eine gesicherte und unabhängige Existenz gründen, um so bald als möglich nach seinem lieben Stratfort zurückkehren zu können. Er schrieb daher seine Dramen nicht für den Druck, sondern für die Darstellung auf der Bühne, welche einen unmittelbaren und wohl auch größeren Gewinn abwarf. Die Schauspieler betrachteten die erworbenen Stücke als ihr ausschließliches Eigenthum, über welches dem Verfasser keine Disposition mehr zustehe; sie bewachten die Mss. mit Argusaugen und verhinderten auf jede erdenkliche Art die Veröffentlichung derselben durch den Druck. So blieben denn Shakspere's Handschriften in einer oder zwei Theaterbibliotheken zusammen und mußten, bei ausbrechendem Feuer, alle auf einmal untergehen. Eine Abschrift für sich zu behalten, fiel unserm Dichter gewiß nie ein; dazu war er zu sorglos. Auch scheint er sehr leicht producirt und immer mit fliegender Feder geschrieben zu haben; Aenderungen und Correcturen kamen selten bei ihm vor, außer dem Falle natürlich, wo es sich um die Erweiterung oder völlige Umarbeitung eines ersten Entwurfes handelte. Darin glich er Walter Scott, mit dem er auch das eifrige und consequente Streben nach Erwerbung eines großen Landbesitzes gemein hat. Diesen, wenn ich so sagen darf, hausväterlichen Zweck seines Aufenthalts in London verlor er nie aus den Augen; darum lebte er, soweit es seine Stellung erlaubte, einfach und zurückgezogen, vermied alle Ostentation und ließ sich weder durch das Lob seiner Verehrer, noch durch die Freundschaft, welche ihm einige Große

schenkten, verblenden und irre leiten. Eben dies ist aber auch vielleicht der Grund, warum keiner seiner Zeitgenossen auf den Gedanken kam, ein Leben, das so simpel und unscheinbar war, zu beschreiben. Um so kostbarer sind für uns die wenigen Zeugnisse, welche sich erhalten haben und die uns, abgesehn von historischen Details, den Eindruck vergegenwärtigen, den seine Persönlichkeit auf Alle machte, die mit ihm in Beziehung traten. Und da ist denn nun nichts bezeichnender und für sein Gedächtniß ehrenvoller, als daß die Mitwelt ihn uns als „Gentle Shakspere“ überliefert hat: bescheiden, wohlwollend, liebenswürdig und voll unbewußter Würde — das war Shakspere, der Mensch! „uprightness of dealing!“ (Chettle) Aber daraus, daß er gentle war, folgt nicht, daß er mit aller Welt und namentlich mit seinen Collegen in Apollo immer in Frieden und belle alliance habe leben können. Unter ihnen war einer der begabtesten nächst Shakspere, aber auch ein anmaßender, rücksichtsloser und nicht selten roher Mensch Ben Jonson. Es war nicht leicht mit ihm zu leben. Will und Ben geriethen denn auch zuweilen recht hart an einander; aber sie versöhnten sich, wie es scheint, auch immer wieder, und Jonson soll Shakspere noch 3 oder 4 Tage vor dessen Tod in Stratford besucht haben. Dieser Mann, welcher gewiß nicht geneigt war über einen Nebenbuhler, der ihn in Schatten stellte, ein sehr günstiges Urtheil zu fällen, spricht sich über ihn mit der ihm eigenen Freimüthigkeit, die, je herber sie ist, um so unpartheiischer erscheint, in folgender Weise aus: „Ich erinnere mich, daß die Schauspieler es oft als etwas Rühmliches an Shakspere erwähnt haben, daß er beim Schreiben nie eine Zeile ausstrich. Meine Antwort war: ich wollte, er hätte ihrer 1000 ausgestrichen! was sie für eine boshafte Rede hielten. Ich würde dies der Nachwelt nicht erzählt haben, aber die Unwissenheit derjenigen, die ihren Freund in dem rühmen, worin er am meisten fehlte, und die Rechtfertigung meiner eigenen Offenheit nöthigt mich dazu; denn ich liebte den Mann und ehre sein Andenken so sehr wie einer, doch treib' ich keinen Götzendienst mit ihm. Er war fürwahr ein Ehrenmann und von einer offenen und freien Natur; er hatte eine ausgezeichnete Phantasie, vortreffliche Gedanken und liebliche Ausdrücke, die er mit solcher Leichtigkeit dahinfließen ließ, daß es bisweilen nöthig war, den Fluß zu hemmen. Sein Witz stand ihm immer zur Verfügung; wäre das nur

auch mit der Herrschaft über denselben der Fall gewesen! . . . . Aber seine Fehler wurden von seinen Tugenden aufgewogen. Es war immer an ihm mehr zu loben, als zu entschuldigen." Schon lange vorher, im Jahre 1598, hatte Francis Meres, Magister artium beider Universitäten, wie er sich nennt, ein Büchlein erscheinen lassen mit dem seltsamen Titel: „Der Pallas Schaffnerin, ein Schatzkästlein des Witzes." Diese Schrift gilt als unschätzbare Quelle für die Bestimmung der Zeitfolge der Shakspere-schen Dramen, deren 12 darin erwähnt werden; dennoch habe ich ihr nur die zweite Stelle angewiesen, weil ich auf des Verfassers Urtheil weniger Werth lege, als auf dasjenige Ben Jonson's und weil das Phrasenhafte des Ausdrucks an der Ehrlichkeit der Ansicht zweifeln läßt. Unser Dichter wird darin mit Ovid, Plautus und Seneka verglichen und zum Schlusse gesagt: „Die Musen würden mit Shakspere's lieblichen Tönen sprechen, wenn sie englisch redeten."

Jedenfalls muß das Urtheil der Nachwelt als unparteiischer und entscheidender betrachtet werden als das der Mitlebenden, die ja auch immer die Mitleidenden sind, und oft wegen zu großer Nähe mehr oder weniger sehen als vorhanden ist. Darum gestatten Sie mir, Sie an die Aussprüche von zwei bedeutenden Männern späterer Zeiten zu erinnern; es ist immer höchst interessant zu sehen, in welchem Licht ein großer Mann dem andern erscheint, und Sie entgehen dabei der Gefahr, von mir mit einer neuen ästhetischen Theorie über den Dichter beschenkt zu werden, die, wenn ich richtig gezählt habe, die tausend und erste sein würde. „Shakspere, sagt der im Jahr 1700 gestorbene John Dryden, hatte unter allen neuen und vielleicht auch alten Dichtern den größten und umfassendsten Geist. Alle Bilder der Natur waren ihm immer gegenwärtig, und er zeichnete sie nicht mit mühsamer Bedenklichkeit, sondern mit glücklicher Sicherheit. Wenn er etwas beschreibt, so seht ihr es nicht bloß, ihr fühlt es auch. Diejenigen welche ihm den Vorwurf machen, daß es ihm an Gelehrsamkeit fehlte, geben ihm damit ein um so größeres Lob. Er war von Natur gelehrt: er bedurfte nicht der Bücherbrillen um in der Natur zu lesen; er blickte in sich hinein und fand sie dort. Ich kann nicht sagen, daß er überall sich gleich ist; wär' er das, so würde ich ihm Unrecht thun, wenn ich ihn selbst mit den größten Menschen vergliche. Er ist oft platt und

geschmacklos; sein Witz artet in Wortspiele aus, sein Ernst schwillt zum Bombast an. Aber er ist immer groß, wenn sich ihm eine große Gelegenheit bietet; Niemand kann sagen, daß er einen passenden Gegenstand für seinen Witz hatte, und daß er sich dann nicht so hoch über alle andern Dichter erhoben hätte,

„Quantum lenta solent inter viburna cupressi.“

Ganz besonders treffend scheint mir, was Walter Scott im Jahre 1827 über unsern Dichter äußerte: „Es ist schwer, ihn mit irgend einem andern Individuum zu vergleichen. Der einzige, mit dem ich ihn überhaupt vergleichen kann, ist jener wunderbare Arabische Derwisch, der in den Körper jedes Menschen tauchte, und so mit den Gedanken und Geheimnissen seines Herzens vertraut wurde.“ Dies ist ebenso schön als wahr gesagt, und macht es dem blödesten Auge offenbar, warum Shakspere in der Schätzung aller Gebildeten höher steht als irgend ein anderer Dichter, und warum er bei der theatralischen Darstellung die Kenner ebenso befriedigt, als er die große Masse fesselt und entzückt. Darum hat er mit sicherem Siegerschritt seine Herrschaft immer weiter ausgebreitet; er hat sich gleichsam seiner Nationalität entkleidet, denn auf seiner Höhe giebt es keinen Unterschied der Völker mehr, und ist zum Dramatiker der Menschheit geworden.

Diese Fähigkeit Shakspere's, in die Tiefe jedes Menschenherzens zu tauchen, jeden Charakter seiner eigensten Natur und innerstem Wesen gemäß aufzufassen und in anschaulichster Lebendigkeit darzustellen, ist so eben wieder durch die Veröffentlichung bisher unbekannter Dokumente aufs glänzendste bestätigt worden. Die Zeitungen erwähnten vor einigen Tagen der Kimbolton Papers, welche der Herzog von Manchester herausgegeben hat, mit Bezug auf Hamlet. Diese Papers bringen unter Anderm auch eine Reihe von Briefen, die aus dem spanischen Staatsarchiv zu Simancas herstammen, und unwiderleglich beweisen, daß Shakspere die Königin Catharina, die Gemahlin Heinrich VIII, die er abweichend von der Geschichte darstellte, gleichsam nach dem Leben gezeichnet hat, und daß seine Schilderung der Fürstin historisch getreuer war als die der Historiker von Fach. Das London Athenaeum bespricht dies interessante Factum in folgender Art: Doña Catarina mit dem goldenen Haar, fünftes Kind Ferdinands von Aragonien und Isabellens von Castilien; der Reihe nach In-

fantin von Spanien, Prinzessin von Wales, Königin von England und wiederum Prinzessin von Wales; die Dame, welche rothe Locken in Mode brachte und die Reifröcke bei uns einführte; von deren trauriger Geschichte Shakspere uns ein Stück in unvergänglichen Versen, und Bacon in ebenso unvergänglicher Prosa erzählt haben — sie steht vor dem Leser in einem neuen Licht. Die Catharine der Biographie und des Romans ist eine verschleierte Frauengestalt; eine Art finsterer oder heiliger Lady Abbes; ein Geschöpf aus lauter Stolz und Frömmigkeit; hoffärtig, streng, mitleidig, freundlich. Anstatt dieser idealen Gestalt sehen wir auf der Leinwand ein Portrait, an dem jeder Zug, jede Schattirung nach ihren eigenen Briefen und den Briefen ihrer Mutter und ihrer Dueña gezeichnet ist, „ein Mädchen voll Sonnenschein und Leben, begierig zu lieben und geliebt zu werden, für Gepränge und Pomp eingenommen, die ein gutes Essen, ein neues Kleid, und vor Allem einen jungen Gemahl gern hatte; sie hatte ihre Zänkereien, ihre Schulden, ihre Weiberfinten, und ihre kleinen Täuschungen selbst gegen die, welche ihr die Nächsten und Liebsten waren; ein Geschöpf zum Küssen und Verzärteln, zum Anbeten und Schelten und Mißhandeln." Eine solche Catharine hat Shakspere skizzirt und Bacon gezeichnet, wenigstens im Umriß; und es gewährt Befriedigung zu sehen, daß die Entdeckung von Catharina's Correspondenz mit ihren Eltern den Beweis liefert, daß die großen Meister der Charakterzeichnung, indem sie sie als ein Weib von Fleisch und Blut beschrieben — das Fleisch ziemlich heiß, — als eine Prinzessin voll von natürlicher Anmuth, Tugend und Schwäche — sie nach sicherer und unmittelbarer Kenntniß schilderten. Die ganze Geschichte, wie sie jetzt nach dem ausführlichen Simancas-Text erzählt ist, steht in vollkommenem Einklang mit dem was Shakspere und Bacon von ihr sagen."

Eine irgendwie vollständige und völlig glaubwürdige Lebensgeschichte Shakspere's besitzen wir also nicht; trösten wir uns wegen dieses Verlustes und richten wir uns auf an seinem Wort, dem Texte seiner unsterblichen Dramen! Allein es giebt keinen reinen und authentischen Text! Handschriften sind nicht vorhanden, wie wir gesehen haben, wir müssen uns also an die „ersten Ausgaben" halten und die ältesten Drucke als Codices betrachten. Aber es weiß kein Mensch, ob und in wie weit diese Bücher nach des Dichters eigener, ächter Handschrift gedruckt sind. — Je mehr

ein Stück bei der ersten Aufführung gefiel, um so eifersüchtiger war, wie schon angedeutet, die Truppe, welche es gekauft hatte, bemüht, den Druck desselben zu verhindern. Die Verleger dagegen, die doch auch Geld verdienen wollten, gingen um so gieriger darauf aus, sich per fas et nefas Abschriften zu verschaffen. Daß dieselben auf diplomatische Treue keinen Anspruch machen durften, sieht jeder ein. Konnte man auf keine Weise zum Original-Manuscript oder den Theaterrollen gelangen, so postirte man bei der Darstellung einige Leute mit langen oder doch fixen Fingern auf, welche so gut es eben ging die flüchtige Rede des Schauspielers gleichsam stenographisch festzuhalten suchten. Dadurch entstanden die mit Recht so genannten piratical editions, die von Fehlern jeder Art wimmeln. Andererseits gingen die Schauspieler mit den in ihren Händen befindlichen Texten nichts weniger als gewissenhaft um. Hielt ein Stück sich längere Zeit in Gunst, so änderten sie, um späteren Aufführungen einen gewissen Reiz der Neuheit zu geben, nach Gutdünken, indem sie sich ebenso wohl Kürzungen, wie Einschaltungen erlaubten. Wir erfahren von dem um 1600 gestorbenen beißenden Satiriker Thomas Nash, der unter Anderm ein Drama „the Jsle of Dogs“ geschrieben hatte, daß die Schauspieler ihm nicht weniger als vier Akte „without his consent“ (wie er naiv genug klagt) einschoben. Erwägt man ferner, daß die Buchdruckerkunst damals noch in der Kindheit war; daß es keinem Verleger einfiel, dem Autor eines Buches Probebogen vorzulegen; daß die Correctur des Drucks also wohl nur von den Druckern selbst besorgt wurde, daß die Interpunction und Orthographie vogelfrei waren: — so werden Sie sich, verehrte Anwesende, von der Beschaffenheit des Textes in den editiones principes eine hinreichende Vorstellung machen können, um zuzugeben, daß die Shakspere-Kritik zu den schwersten Aufgaben gehören muß, welche die Philologie kennt. Die Sorglosigkeit oder Ungeschicklichkeit ging damals so weit, daß die einzelnen Exemplare einer und derselben Ausgabe nicht einmal übereinstimmen, und in der neuesten 8bändigen, welche in Cambridge erscheint, sagen die Herausgeber (Clark & Glover): „Es ist wahrscheinlich, daß nicht ein Exemplar (der 1. Folio-Edition) mit irgend einem andern Exemplar vollkommen übereinstimmt.“ Wright in seiner Vorrede zu Bacon's Essays erwähnt, daß er 10 Exemplare der Edition von 1625 verglichen

habe, und daß sie alle — wenn auch nur in minder wichtigen Punkten — von einander differirt hätten. (ib. I, XXVI.)

Es ist unter diesen Umständen nicht zu verwundern, daß die Versuche zur Herstellung eines correcten Textes so massenhaft und ununterbrochen fortgesetzt sind, daß allein an Gesammtausgaben bis jetzt wohl 270 erschienen sind. Als Quellen des Textes gelten im Einzelnen die Quartausgaben, welche von 17 Dramen vor, von einem bald nach des Dichters Tod gedruckt sind; für die Gesammtheit seiner Stücke aber bildet die Hauptquelle die Folio-Ausgabe vom Jahre 1623, welche außer jenen 18 schon in Quart erschienenen, noch neue 18 Stücke bringt, so daß in ihr nur 1 Drama fehlt: der Pericles. Sie ist von den Freunden und Theater-Kollegen Shakspere's, Heminge und Condell herausgegeben und enthält auf dem Titelblatt sein Bildniß von Martin Droeshout und auf der andern Seite folgende Verse von Ben Jonson (nach Sillig's Uebersetzung:)

An den Leser.

Das Bild, womit das Blatt sich drüben schmückt,
Ist unsers edlen Shakspere Conterfei;
So wohlgetroffen ist's, es ist so treu
Des Lebens Abdruck, gleich als ob die Kunst
Natur zu überbieten sich bestrebt.
O! wüßte nur der Künstler Shakspere's Geist
So treffend nachzubilden; preisbeglückt
Wär' es das Herrlichste, was der Erguß
Kunstreicher Phantasie in Erz je grub.

Wie selten und kostbar diese „erste Folio" ist, brauche ich wohl kaum zu sagen: hat man ein Exemplar derselben doch schon mit 250 £ (c. 1600 Thaler) bezahlt. Man hat daher verschiedene — mehr oder minder mißlungene — Versuche gemacht, diesen Schatz der Benutzung aller Gelehrten zu erschließen, d. h. eine Ausgabe zu liefern, welche nicht bloß Wort für Wort, sondern Zug für Zug jeden Buchstaben des alten Werkes mit der Treue des Facsimile wiedergiebt. Endlich hat man seine Zuflucht zur Photolithographie genommen und es ist gelungen, nach den Exemplaren in Bridgewater House im Britischen Museum eine Facsimile-Ausgabe herzustellen, die vom Original fast nicht zu unterscheiden ist. Sie erscheint in 16 Heften, jedes zu etwa 60 S. und wird im Ganzen c. 60 Thaler

kosten, ein Preis, um welchen die königl. Bibliotheken gewiß wetteifern werden, sich den Besitz eines Exemplares zu sichern.

Es ist dies ein erster, aber entscheidender Schritt zur Gewinnung einer sichern Grundlage, eines möglichst reinen Textes, und die Deutschen, welche zuerst dem großen Briten den ihm gebührenden Platz in der modernen Weltlitteratur angewiesen haben, werden jetzt auch mit größerer Freiheit und bedeutenderem Erfolg sich an der Kritik und Interpretation betheiligen können, da diese an Shakspere's 300jährigem Geburtstage neu auferstandene 1. Folio

„Kühn uns befreiend, uns auch ruft in die vollere Bahn."

Wenn das allbekannte und bis zum Ueberdruß citirte Sprichwort Habent sua fata libelli mit Bezug auf irgend einen Autor einen Sinn hat, so hat es den tiefsten in Shakspere's Geschichte. Sein Leben ist so gut wie unbekannt; seine Handschrift ist von der Erde verschwunden; seine gedruckten Dramen starren von haarsträubenden Fehlern. Aber all diese Ungunst des Geschicks ist von der Macht seines Geistes überwunden; sein Stern strahlt heller und heiterer denn je; und wenn die durch seine Jubelfeier hervorgerufene Bewegung nicht täuscht, so wird der Name unsers gentle Shakspere, wenigstens bei uns in Deutschland, bald in noch weiteren Kreisen bekannt und die Verehrung seines Genius eine noch innigere sein als bisher: familiar in „our" mouths as household words. Kann dies Zufall sein? kann dies das Werk der Ueberredung oder des Zwanges von irgend einer Seite genannt werden? Zeigt sich der Geist Gottes in der Weltgeschichte, den so viele immer im Munde führen und mit dem sie jedes große politische Unrecht erklären und rechtfertigen, nicht eben so gut in diesem wunderbaren Phänomen des Shakspere-Cultus, wie in irgend einem fait accompli der Politik? welche es doch zuweilen treibt, wie Mr. Fox, jener Blaubart der englischen Kinderstuben. Der lockte das leichtgläubige Volk in sein Haus, um ihm die Hand abzuhacken und die Kehle durchzuschneiden. Sagte dann aber Einer: mir träumte, daß solches geschehen, so antwortete Mr. Fox mit liebenswürdigster Freundlichkeit, wie Benedict in „Viel Lärm um Nichts:" it is not so, nor 't was not so; but undeed, God forbid it should be so.

Folgen wir daher dem Finger Gottes, der sich in Shakspere's Ge-

schichte offenbart, und lassen wir uns den Cultus seines Genius weder nehmen noch verkümmern. Aber der Eingang in seinen Tempel steht nicht jedem frei. Man muß sich zu den Wundergestalten, die seine Hallen mit unvergänglicher Schönheit schmücken, durch Muth und Ausdauer einen mühsamen Weg bahnen; und der führt zuerst durch das Dorngestrüpp der Grammatik. Hier darf wohl die Frage aufgeworfen werden: Steht die Kenntniß des Englischen bei uns im Verhältniß mit der Verehrung für den größten Dramatiker der Welt? Wenn wir die Kaufleute, denen es ein Instrument zur Goldgräberei ist, und die Damen, welche es nicht selten zum Fischfang benutzen, abrechnen, so müssen wir Nein! sagen. Getrieben wird Englisch genug, studirt wird es aber sehr wenig. Woher kommt das? Der Staat, welcher zu fürchten scheint, daß die Studenten ohne seine Vermittelung nicht auf die rechte Art tanzen, reiten oder fechten lernen, hegt keine solche Besorgniß wegen des Englischen. Lektoren werden allerdings, wenn der Zufall es so fügt, an den Universitäten zugelassen; aber der Lektor thut's halt nicht mehr in jetziger Zeit. Das Englische ist heimatlos an unsern Universitäten und doch verdient es gewiß ebenso wie Sanscrit oder Chaldaeisch, daß ihm eine bleibende Stätte bereitet werde. Ist es nicht die Sprache Milton's, Shakspere's, Scott's, Byron's? und hat nicht Jacob Grimm von ihr gesagt, daß sich ihr „an Reichthum, Vernunft und gedrängter Fuge keine aller noch lebenden Sprachen an die Seite setzen läßt?"

Oder hält man sie etwa für zu ungelehrt und leicht, als daß man einen professor ordinarius mit ihrer Pflege behelligen dürfte? Ich weiß wohl, daß die romanischen Sprachen bei der demi-monde der Intelligenz in dem Rufe stehen, daß sie sehr leicht zu erobern sind, und daß man nicht viele façons mit ihnen zu machen braucht. Und nun gar Englisch?! Eine Sprache ohne Declination, ohne Conjugation und der die Genusregeln fehlen, an denen ein richtiger Gymnasiast im Lateinischen doch 6 Jahre zu beißen hat, ohne daß er sie klein kriegt. Kommt nicht jeder examenscheue Jüngling, jede Grammatik feindliche Jungfrau, die nach England geht, in 1 bis 2 Jahren mit geläufiger Parlatur zurück? Aber was sagt unser Schiller?

Weil ein Satz dir gelingt in einer gebildeten Sprache,
Die dich mit Phrasen versorgt, glaubst du schon Meister zu sein?

Das Englische birgt mehr Geheimnisse, als die Weisheit der Meisten sich träumen läßt. Wer daran zweifelt, den bitten wir, um nur ein Detail anzuführen, sich die Grammatiken von Mätzner, Friedrich Koch in Eisenach u. A. anzusehen, und die Schuppen werden ihm von den Augen fallen.

Aber es ist dies kein Tag der Discussion, sondern der Freude und dankbarer Verehrung; und haben wir auch gerade jetzt am wenigsten Ursache mit den Engländern zufrieden zu sein, so darf uns das nicht abhalten, unsrer Sympathie für das schöne Fest, welches die große Nation der Briten heute als allgemeinen Feiertag begeht, einen warmen und herzlichen Ausdruck zu geben. Shakspere steht über den Parteien! Möge das Standbild des Dichters, zu welchem sie heute da drüben im Green-Park bei Piccadilly den Grundstein legen, die Denksäule werden, welche kommenden Geschlechtern von der Eintracht und Verbrüderung erzählt, durch die zwei stammverwandte Völker die höchsten Zwecke des sittlichen Menschen zu erreichen bestrebt waren.

Wo erlitt der h. Adalbert den Märtyrertod?

von

Prof. Dr. F. A. Brandstäter.

(Schluß.)

Die zuletzt edirte Vita III oder richtiger Passio S. Adalberti verdient jetzt noch besondre Aufmerksamkeit, da sie nach meiner Ueberzeugung eine sehr alte, wo nicht die älteste Quelle und zugleich eine sehr glaubwürdige ist oder doch repräsentirt.*) Giesebrecht sagt über sie: „So alt diese vor Kurzem entdeckten Nachrichten sind, tragen sie das Gepräge völliger Authenticität doch keineswegs an der Stirne (?), stehen vielmehr mit den andern Nachrichten, die bisher als gut beglaubigt galten (NB.), vielfach im Widerspruch; deshalb vervollständigen sie unsre Kenntniß weniger, als sie dieselbe zunächst in Frage stellen."**) Man sieht, daß auch hier ohne Weiteres die Meinung von der hohen Glaubwürdigkeit der altbekannten Biographien festgehalten wird, der ich jedoch durch das Vorhergesagte bereits die Stützen genügend entzogen zu haben glaube. Aber die große Aengstlichkeit, die der erste Eindruck dem hoch geachteten Historiker erregte, läßt auch später sehr nach; bald erklärt er,***) daß die Aufzeichnungen „neue Aufschlüsse für die Geschichte Adalberts zu verheißen schei-

*) Sie ist, wie schon beiläufig bemerkt, mit ähnlichen Schriften in dem Codex lat. No. 18, 897, einst Tegernseensis No. 897, zu München enthalten; wurde nicht, wie Andres daraus, von Föringer herausgegeben, sondern eigentlich durch Professor Georg Voigt entdeckt, W. Giesebrecht bekannt gemacht, und von diesem mit einer historisch-kritischen Einleitung edirt in den Neuen Preuß. Provinzialblättern 1860, Heft 1, S. 55—74.

**) Giesebrecht a. a. O., S. 55.

***) S. 57. Mitte.

nen, daß sie sich durch die Schriftzüge als aus sehr früher Zeit erweisen,"*) und daß sie um so mehr Interesse erregen müssen, weil sie „bekannte Verhältnisse in einem durchaus neuen Lichte zeigen, und auf den ersten Blick klar ist, daß sie mit den beiden bekannten alten Biographien außer aller Verbindung stehen."**) Abweichend ist z. B. (außer der selbstverständlichen Kürze bis zur Erhebung A.'s auf den erzbischöflichen Stuhl) der deutsche Name Adilburc für A.'s Mutter, statt des sonst genannten slawischen Strziezislawa und gleichsam Uebersetzung, dagegen wieder die slawischen Namen Bugussa statt Benedictus. und Radim neben Gaudentius.***) Da so hier beide Sprachen sich gleichsam die Waage halten, so scheint es nicht nöthig, einen Polen als Verfasser anzunehmen, sondern nur einen Klostermann im Polenlande, wahrscheinlich in Meseritz, und vielleicht einen von deutscher Abstammung.†) Auf den letztgenannten Ort scheint die sonst hier auffallende Notiz hinzuweisen, daß in der so sehr kurzen Einleitung doch erwähnt wird, A. habe dort sich aufgehalten, ein Kloster gegründet und den Askrik als Abt eingesetzt.††) Von sonstigen früheren Vorgängen weiß der Verfasser allein uns als abweichend zu sagen, daß A. zunächst und hauptsächlich aus frommer Bescheidenheit seines Amtes entledigt zu werden wünschte und sich nach Rom wandte;†††) sodann, daß ihn Otto III. in Rom getroffen und „durch vielfache und demüthige Bitten" bewogen habe,*†) nach Sachsen und Polen zu gehen, was er freilich ohnedies schon

---

*) S. 58.

**) Das Letztere könnte modificirt werden, insofern z. B. der Ausdruck: Noli contristari S. 72 an Nolite contristari aus desselben A. Munde in Vita I, 30 erinnert, das velle suum perfecere S. 74 an vivere suum egregie perduxerat in I, 8; u. a.

***) S. 72: Frater autem eius Radim, mutato nomine Gaudentius dictus.

†) Gerade die Schreibung Chnazino statt der polnischen Gnieszno beweist eher (gegen G.'s Ansicht), daß nicht ein Pole der Verfasser sei, desgleichen Slavvinihc statt Slawnik, Weihtahc statt Woyciech, Pulslavo statt Boleslaw, Mestrys statt Mędrzyrzec (Meseritz), selbst Adilburc, welches polnisch mit Z-Laut endigend klänge. (S. 61): Die sonderbare Form Pulslawo (gleichsam ital.) als Nomin. wird erläutert durch andre Schriften der Zeit, z. B. Annales Hildesh. a. 990: Misecho et Bolizlavo duces Slavorum; Thietmar p. 65: ebenso, dagegen p. 69: Bolizlavus et Misecho; Chron. Quedlinb. (Monum. Germ. Hist. V. p. 77) a duce Bolislavone.

††) S. 72.

†††) Intra semet ipsum tam glorianter sese in populo haberi detestando ac de hac gloria exui ambiens, Romam pedetemptim aggressus est.

*†) Ottone igitur tertio imperatore urbis Romae excelsa moenia ingrediente,

halb und halb sich vorgenommen hatte. Wir hören ferner zwar, daß A. den Wunsch hatte, recht weit „übers Meer sich zu verbannen,"*) aber nachher in der Geschichte des wirklichen Martyriums ist vom Meere auch nicht im Geringsten die Rede, sondern nur von Polen, Gnesen und dem benachbarten Heidenlande, wohin er nicht zu Schiffe, sondern „heimlich und ohne Umstände, wie ein Fliehender, mit dem Stabe in der Hand" wandert.**) Das Martyrium schließt sich nun so ungezwungen daran, und die ganze Schrift ist so kurz, daß ich meine, um ihre Glaubwürdigkeit zu empfinden, genügt es, sie im Zusammenhange zu lesen. Hier ist sie in möglichst getreuer Uebersetzung:

„Der h. Adalbert, von vornehmer slawischer Geburt stammend, dem Vater Slawinik und der Mutter Adilburg, der praktischen Tugend nachhängend und um die theoretische eifrigst bemüht, wuchs durch Aufsteigen immer mehr empor, bis er in kaum mannbarem Alter zu der Höhe des bischöflichen Stuhles hinaufstieg. Nachdem er die Kirche seines Gebietes als Oberhirt in würdiger Weise 5 Jahre lang geleitet, fühlte er in sich Abscheu darüber, daß er im Volke eine so ruhmvolle Stellung habe, und wünschte dieses Ruhmes entkleidet zu werden. Er wendete sich sofort nach Rom, indem er den Wunsch hegte, jenseit des Meeres in Verbannung zu gehn. Aber er wurde vom Papste noch daran gehindert. Die Trauer seiner Landsleute über die Abwesenheit (des Gegenstandes) ihrer Hoffnung wandte sich bittend an den Erzbischof von Mainz, Willigis, wegen der Rückkehr ihres Vaters, damit er durch seinen Einfluß ihn zurückriefe. Nachdem der gotterfüllte Mann dies Schreiben (von W.) erhalten, that er durch seine Rückkehr dem Wunsche der Seinen Genüge. Nach seiner Ankunft gewann er sie eine Zeitlang durch Freundlichkeit; aber in demselben Jahre mit wenigen Begleitern nach Rom zurückkehrend, nahm er mit Be-

---

inibi sanctum virum inveniens, ut ad Saxoniam exiret, multipliciter et humiliter exoratus est. Cesaris petitionem haud renuens, voluntatem suam explevit. Saxonica tellure in brevi recedens, in Poloniam etc.

*) Ultra mare exulari, nach Jerusalem.

**) S. 72: Post hec videlicet sumpto baculo, paucis se comitantibus, latenter, quasi fugam moliens Pruzie se intulit regioni. Vergl. übrigens in Vita I, c. 19 den dort wenig verständlichen Ausdruck: non tardiore desiderio et cursu, quam fugit hostem, sponte venit in hostem.

willigung des Papstes Johann (XII.) im Kloster des h. Bonifacius das Mönchsgewand. Nur 3 Jahre weilte er unter den Brüdern dort. Als der Kaiser Otto III. in die hohen Mauern der Stadt Rom einzog, und dort den heiligen Mann fand, bat er ihn vielfältig und demüthig, nach Sachsen zu gehen. Des Kaisers Bitte nicht abweisend, erfüllte er zugleich seinen eigenen Wunsch. Als er bald nachher aus Sachsen wegzog, nahm er seinen Weg nach Polenland, und im Orte Mestrys einkehrend, erbaute er dort ein Kloster, sammelte möglichst viele Mönche und setzte zum Abt, um sie zu lenken, den Askrik ein, welcher nachher zum Erzbischof zu Sobottin (?) geweiht wurde. An jenem Orte verweilte er einige Zeit. Nachher nahm er seinen Stab und begab sich in Begleitung Weniger, heimlich, gleich als wenn er eine Flucht vorhätte, ins Preußenland. Indem er sich hier der Stadt Cholinun (Cholmun) näherte, war er in einen recht schönen der Stadt benachbarten Hain gekommen, darin war eine liebliche Ebene, und es war den Tag gerade das Fest des h. Georg des Märtyrers (23. April). Hier auf dem April-Rasen sich niederlassend, sagte er zu seinen Gefährten Radim und Bugussa: Es scheint mir angemessen, auf diesem schönen Rasenplatze zu übernachten, und dem Weltenschöpfer und seinem Streiter zum Preise die Abend- und Nachtgesänge zu vollführen, und dann, wenn wir mit seinem Beistande nach Sonnenaufgange die heil. Handlung der Messe vollbracht haben, sowie wir gekommen sind, in die Stadt einzuziehen. Aber sein Bruder Radim, mit verändertem Namen Gaudentius genannt, (der nachher Erzbischof wurde) sagte: „Was sollen wir machen, da wir vor Hunger und Mangel matt sind?“ „Still, mein Bruder, fängt der Bischof an, sei nicht betrübt. Gott wird für die Seinen sorgen; dein Wunsch wird durch des Herrn Fürsorge bald befriedigt werden.“ Indem er von ihnen ein wenig wegging, brachte er, auf den Waldwiesen herumschweifend, ihnen Pilze und Kräuter in solcher Menge und von solchem Wohlgeschmack, daß die Anwesenden (?) sich miterfreuten an dem Ueberflusse von Speise, die zu verzehren war. Als nach Verscheuchung der Nacht das lichtbringende Gestirn emporstieg, begann A. ohne Zögern den Lobgesang, den man dann zu singen hatte; (er pflegte nämlich das heilige Geschäft zu thun, ehe der Stundenzeiger (der Sonnenuhr) den fünften Schatten erreichte), und nachdem er das beendet, zog er das Ober-

gewand ab und ging, mit dem übrigen Schmucke der bischöflichen Kleidung angethan, mit seiner kleinen Begleitung furchtlos zu der Stadt hin, welche Cholinun (Cholmun) heißt. Es war nämlich (?) vor dem Eingange zu ihrem Thore eine Höhlung von nicht geringer Länge, so dunkel, daß, wer draußen und wer drinnen war, Einer vom Andern nicht gesehn, sondern nur gehört werden konnte. Aber der ehrwürdige Bischof, dreist hinzuschreitend und mit seinem Stabe an die Thorpfosten schlagend, wie es Sitte bei den Bischöfen ist, sagte: „Oeffne, Thorwächter! Ein Bote des Königs der Herrlichkeit will eintreten; er selbst ist der König aller Trefflichkeiten, durch dessen Zügel und Macht die Maschine (der Wunderbau) des Himmels und der Erde regiert wird.“ Der städtische Wächter soll erwidert haben: „Bei uns ists nicht Sitte, irgend Jemanden (ohne Weiteres) einzulassen; sondern gehe zurück und zeige dich auf dem hohen Hügel, der vor der Stadt emporragt, damit man sieht, wer du bist; dann erst soll dir, wenn der Hauptmann es befiehlt, die Erlaubniß hereinzukommen nicht verweigert werden.“ Diesen Worten Folge leistend, ließ sich der Gottesmann auf der vorherbezeichneten Anhöhe sehen. Sobald man des Heiligen Gottes Antlitz erblickte, erhob einer der Wächter seine Stimme laut mit fürchterlichem Geschrei, und bald eilte Alles, was nur an Männern und Weibern in dem aufgeregten Volke war, einem zornigen Bienenschwarme gleich, herbei. So drängten sich auch die Abscheulichen in einem langen Zuge einmüthig rings um den Heiligen Gottes, und fragten verwundert, wer und von wo er wäre. Einer nämlich von ihnen, dem A. von früher bekannt war, sagte: „das sei der, welcher das Volk verderbe durch Untertauchen ins Wasser,“ „und (sagte er) jetzt ist er gekommen, uns in ähnlicher Weise zu verderben.“ Was soll ich noch viel reden? Wie ein dichter Hagel bei Zerschlagen der Saaten wüthet, so raste die Schaar mit Steinen bewaffnet, um ihm den Kopf zu zerschmettern, und ließ nicht eher mit der Wuth nach, als bis die rauhe wollene Mütze, die er statt des Hutes trug, ganz zerrissen war. Rings vom eigenen Blute überströmt, blieb er unbeweglich stehn und lehrte weiter, bis das sinnlose Volk keine Kraft mehr zum Steinigen hatte und meinte, es sei mit dem Märtyrer vorbei. Der erhabene Weihtahc, erkennend, daß ihm der Ruhm eines größeren Triumphes bereitet sei, schritt zurück; das Lob der Verstorbenen (Märty-

rer) durch Absingen der Vigilien preisend, kam er bis zu den Orationen, indem er sich dabei von Zeit zu Zeit, die Finger bis zum Halse emporhebend, die Stola an den Schultern fester machte. Bugussa aber, sein Subdiakon, bemerkte rückwärts schauend acht Männer hinter ihnen heraneilend, und theilte es bald dem frommen Bischofe mit. Jener, sanft lächelnd, unterbrach seine begonnenen Orationen nicht, und plötzlich stürzte einer von Jenen auf ihn los und gab ihm mit aufgehobener Axt den tödtlichen Streich. Der verstümmelte Leib stürzte zur Erde, der Geist aber zog in die Herrlichkeit des Himmels ein. Seine Anhänger natürlich, sich zur Flucht wendend, eilten, um sich zu retten, in die Schlupfwinkel des nahen Waldes. Den Kopf hoben die schändlichen Mörder empor und steckten ihn auf einen hohen Pfahl; den übrigen Leib warfen sie in den nahebei fließenden Strom, da sie nicht wollten, daß dem Volke dies strahlende Licht leuchte. Unterdessen gab der Kopf vom Pfahle Aussprüche des ewigen Lebens. Die Ruchlosen aber, nachdem sie gegen den Heiligen Gottes ihre Absicht vollbracht, gingen ins Thor ihrer Stadt zurück. Da soll nun, wie man sagt, ein Wanderer auf dem Pfade längs dem Strome, wo sich dies ereignete, einhergeschritten sein. Als der das aufgesteckte Haupt sah, nahm er es vom Pfahl herunter, steckte es in seinen Reisesack und lief mit eiligem Schritte nach der Stadt des Boleslaw, Chnazina genannt, und vor dem Fürsten stehend erzählte er das ganze Schicksal des h. Märtyrers, so wie er es erfahren, der Reihe nach, und zeigte das aus dem Ranzen genommene Haupt Allen vor. Da war auch Einer, jedenfalls wegen eines ihm zur Last gelegten schweren Verbrechens mit eisernen Ketten an den Füßen belastet, der am nächsten Morgen geköpft werden sollte. Als der des h. Märtyrers Kopf erblickte, sah er voll Freude die Ketten von den Beinen losspringen, und um des Verdienstes des göttlichen Blutzeugen willen wurde er von der zuerkannten Strafe befreit. Das soll das erste Wunderzeichen gewesen sein. Als die, in deren Gegenwart der Tod des h. Märtyrers stattgefunden, verwundert von diesem herrlichen Wunderzeichen hörten, kamen auch sie heran und bestätigten durch ihr Zeugniß, was der Wanderer berichtet hatte. Boleslaw, nach solcher Heiligkeit begierig, kaufte das heilige Haupt von dem Wanderer für Geld; dann schickte er mit einer großen Menge Gold seine Boten sammt den Jüngern

A.'s, um den übrigen Leib auszulösen. Sonderbar und unglaublich! sechs Tage lang hatte der heil. Leib in dem Flusse, worin man ihn geworfen, ruhig gelegen; am siebenten Tage schwamm er wie ein Fisch ans Ufer, wo man ihn nun fand; drei Tage nämlich wurde das auf einen Pfahl gesteckte Haupt, um von keinem Vogel berührt zu werden, von einem Adler bewacht. Obengenannter Boleslaw, als er durch die Vorausgesendeten erfuhr, daß der h. Leichnam komme, zog ihm mit einer unzählbaren Schaar von Begleitern entgegen, ließ ihn mit angemessenen Ehren in seine Stadt tragen und gab ihm ehrfurchtsvoll seine Stelle in dem Gotteshause, welches Misiko, der ehrenwerthe Mann, dem Herrn errichtet hatte, wo der Leichnam noch bis jetzt unter Gottes Beistande fortwährend Zeichen göttlicher Eigenschaften giebt."

Schon diese letzten Worte zeigen, daß wir hier so gut wie gleichzeitige, uralte Nachrichten vor uns haben, da die Eroberung Gnesen's durch „den böhmischen Achilles" Bratislaw I. und die Uebersiedlung der Reste Adalberts in die Kapelle am Vorplatze der nachherigen (erst 1350 gebauten) Domkirche schon im J. 1040 stattfand.*) Und es darf nicht unbemerkt bleiben, daß außer der Tradition, die zweite Vita stamme vom h. Bruno, auch nicht die geringste Andeutung gleichen Alters in den beiden genannten Vitis zu finden ist, sondern erst ein neuerer Gelehrter dies als Vermuthung aufgestellt hat. Daß diese Vitae durch die Abschreiber im Laufe der Zeiten viele Abänderungen erlitten, ist schon vorher besprochen; meine Meinung ist aber die, daß wir keine Vita Adalberti in unveränderter Gestalt aus der Hand der Zeitgenossen in genauer Abschrift besitzen. Diese dritte Vita, viel schlichter als die dem Bruno zugeschriebene, der ersten viel ähnlicher in ihrer Einfachheit und theilweise im Inhalte, trägt deutliche Zeichen an sich, daß auch sie großentheils auf poetischem Grunde beruht, und es lassen sich ohne viel Schwierigkeit (mit geringer Aenderung) Stücke des Gedichtes erkennen, wie

*) Eine andere Adalbertskapelle in Prag, nahe dem Pulverthurme, ist für die Garnison eingeräumt; noch eine Adalbertskirche daselbst steht in der Gerbergasse auf der Neustadt. Später wurde in Prag der Adalberts-Cultus mehr und mehr verdrängt durch den des h. Johannes von Nepomuk, welcher aber erst 1729 heilig gesprochen wurde und dann sein prachtvolles silbernes Grab im Dome erhielt.

excelsae moenia Romae; Lucifer assurgens excussit .... noctem; quam quintam tangeret umbram; machina coeli Et terrae; Qui populum submergit aqua; Quam saxis armata manus; ante pepercit; dilaceravit; proprioque cruore Undique perfusus; supremum claudere diem; ridens molliter ille A coeptis non obticuit; Ad collum digitis; Retro respiciens; Corruit in terram; polorum Spiritus intravit; Inque fugam versi; Ast ubi velle suum; citato tramite currit Stansque ducis .... rem sancti martyris omnem Exposuit sumensque caput de .... pera In medio posuit manifestum ....; super impositi sceleris .... reatu; Decollandus erat; de crure catena Dissilit; Ac misso magni thesauri pondere, sancti Martyris ....; Defluit ad ripam; suam deportat ad urbem. Ich denke, die Sache ist unleugbar; nur so erklären sich neben der schlichten Einleitung und der einfachen Erzählung die bis ins Schwülstige gehenden poetischen Ausdrücke und daneben Verdrehungen, wie: esuriendi inopia, furori parcere, ultimum diem claudere, concitato tramite, iuxta semitam fluminis, auch lapidandi viribus defecerat, quintam horoscopos tangit umbram, misso magni thesauri pondere, und hanc insoliti virtutem signi ammirantes, desgleichen die ganz wunderlichen Verbindungen mit enimvero (freilich), itemque (aber); igitur, vero, videlicet ohne allen Sinn, nur zum Uebergange.*) Abstrahiren wir aber von dieser äußeren Form und sehen auf den darunter verborgenen Inhalt, so erscheint die Darstellung mindestens der in Vita I ebenbürtig, und hat obenein das voraus, daß sie in schlichtester Weise und ohne alle tendenziöse Umschweife Dinge erzählt, die (bis auf die offenbaren obligaten Wundergeschichten zuletzt) in jeder Hinsicht Glauben verdienen wegen der innern Wahrheit und Glaubhaftigkeit. Hier springt die Erzählung nicht, wie dort, in verschiedenstem Tempo, sondern geht völlig gleichmäßig und ruhig fort; so kommt denn auch A. hier nicht plötzlich ans Meer, sondern geht mit dem Stabe in der Hand von Gnesen aus ins Culmerland, wie sichs wohl von selbst verstehn mußte.

---

*) Die andern Punkte der Latinität zeigen nicht mehr Abweichungen vom Classischen, als um's Jahr 1000 gewöhnlich waren: deportari fecit, freie Constr. des Inf. nach venio und ähnl., beliebter Abl. Ger., providere alqm., desudare wie inhaerere alicui rei, u. dgl.

Dies Land war zu jener Zeit von Boleslaw ziemlich abhängig,*) und das Christenthum sollte es ihm noch mehr sichern, wie es denn auch nachher, vor Ankunft des Ordens, geradezu als zu Polen gehörig bezeichnet wird,**) damals freilich in traurigem Zustande.***) Wie sollte nicht B. den Missionar dorthin geschickt haben, wo er obenein ihm leichter zu Hilfe kommen konnte? Doch wir wollen die angegebenen Wahrscheinlichkeitsgründe nicht nochmals durchsprechen, vielmehr zu der Frage wegen der Stadt Cholinun übergehen. Ich glaube deutlich erweisen zu können, daß dies nichts Anderes ist als Culm. Wir abstrahiren vom fabelhaften Culmus, Waidewuti filius, primus dux Culmensis terrae, wie er im Sessionszimmer des Culmer Rathhauses, mit Eisenring-Panzer und Eisenhaube, keck aufs Schwert gestützt, zwischen Hermann von Salza und Eberhard von Seyne dasteht. †) Wir abstrahiren auch von der polonisirten Ortsbenamung Chiełmno,††) und bemerken zunächst, daß die Stadt Culm, wo sie nicht schon zu Wulfstan's Zeit (890) existirte, wenigstens 1222 beim Anzuge des Ordens als schon vorhanden ausdrücklich bezeichnet und von Voigt auf offenbar gothischen Ursprung zurückgeführt wird, wohin schon ihr Name deute.†††) Daß übrigens auf dieser Höhe an der Weichsel, welche weithin das Land „dominirt," eine Burg schon in uralter Zeit gestanden haben wird, lehrt die gesunde Vernunft und der Augenschein, auch abgesehn von jeder historischen Nachricht. Vermuthlich war diese Burg in heidnischer Zeit von Holz, mit Pallisaden befestigt und wie die meisten nur durch ein einziges Thor zugänglich.*†) Vermuthlich war es also an dem

---

*) So sagt Voigt I, 318 f. Erst die Ossa und der dichte Wald, von dem die Pomesanier ihren Namen hatten, galt als Grenze Preußens.

**) Boguphal p. 41 sagt, daß der zweite Sohn Boleslaws diese Culmensis Castellania zum Erbe erhielt.

***) Eine alte Ordenschronik sagt (Voigt I, 466): Lobaw und Colmerland dis was allis wüste, er den dy bruder dewtsches ordens quomen yn Prusen.

†) In dem berüchtigten dem Abte Christian zugeschriebenen Buche Liber filiorum Belial (Voigt II, 621) wird er polonisirt Chelmo genannt, Sohn des Wadawutto, des Bruders von Bruteno.

††) Und vollends vor den Grillen wegen der Gelonen und ihrer von den Persern zerstörten Stadt Gelonum.

†††) Voigt I, 479, Anm. 2.

*†) Voigt I, 537.

einzigen Thore jener Stadt Culm, wo jeder nahende Fremde erst außerhalb in einiger Entfernung auf einer Anhöhe sich mußte sehen lassen, um Eingang zu erhalten. Am Thore draußen unmittelbar befand sich noch jene finstre Höhlung, vielleicht ein gewölbtes mit Erde beschüttetes Festungsthor, um jeden Ueberfall mehr zu hindern. Diese Burg und Stadt heißt nun in neuerer Zeit, gewöhnlich, ja schon seit des Ordens Ankunft mehr und mehr Culm, sie hat aber in heidnischer Zeit gewiß Cholmen oder Cholmun geheißen, wie sich durch Folgendes erweisen läßt: 1. Die Stadt Culm heißt bei den Ordensrittern Culmen, was bei der hohen Lage auch eine sehr naheliegende und dazu eine geringe Abänderung war: villa, quae vocatur Culmen,*) die Feste Kulmen,**) „der Berg der alte Kulmen ist." ***) Zuweilen wird dieser Name Culmen als lateinisches Wort angesehn und ganz lateinisch declinirt: der Komthur heißt Commendator antiqui Culminis, auch in Culmine;†) ein Prior de Culmine wird 1256 genannt.††) Aber ebenso findet sich auch, gleichsam aus Respect vor der uralten heidnischen Benennung, der Name Culmen als indeclinabel: nicht nur in Culmen applicare,†††) sondern auch de Culmen in einer Urkunde Swantopolk's 1252.*†) 2. Kulm, Kulmen, Kulmerland kommt nie vor, wohl aber Umschreibungen, wie: dominium Culmense 1243,**†) terra Culmensis in der Bulle von 1243,***†) auch sonst, auch bloß Culmensis 1244;*††) sodann Civitas Culmensis,**††) civis Culmensis in der Handveste 1251,***††) denarius Culmensis oft in Münz-

---

*) In der Urkunde Swantopolk's 1228. Voigt II, 221. Es wird genügen vorläufig nur aus den 3 ersten Bänden von dessen Geschichte Preußens die betreffenden Stellen als Beispiele hier zu benutzen.

**) Lucas David II, S. 60 f. Voigt II, 220.

***) Jeroschin III, c. 36.

†) Voigt III, 532 Anm., in Culmine auch im Elb. Privil. III, 515.

††) Voigt III, 114.

†††) 1263. Voigt III, 285.

*†) Voigt III, 29.

**†) Voigt I, 452. 1256: Voigt III, 221. 1267: ib. S. 285. 1275: ib. S. 351.

***†) Voigt II, 507.

*††) Voigt II, 466. 471.

**††) Dusburg III, c. 45. Voigt II, 535. Sonst noch oft in Städte-Privilegien seit 1255; so auch 1298: III, 522. 1291: III, 555 Anm. 1, dort auch privilegium Culmense.

***††) Voigt III, 25.

mandaten seit 1255;*) Prior C. 1244,**) Episcopus C. 1250,***) Scultetus C. 1246,†) Ecclesia C. 1294.††) Aber 3. die Schreibart mit Co blieb noch immer im Gebrauche; wir lesen: Castrum Colme in der Bulle von 1230,†††) terra quae vocatur Colmen im kaiserl. Diplom 1226,*†) Colmerland in der alten Ordens-Chronik,**†) terra Colmensis,***†) Episcopus Colmensis 1255,*††) denarius Colmensis, häufig,**††) jus Colmense fast ebenso oft wie Culmense,***††) judicium Colmense im Rhedener Privilegium.*†††) Ja es kommt 4. auch die älteste Form des Namens noch ziemlich spät deutlich zum Vorschein in: civitas Cholmensis 1247**†††) und terra Cholmensis 1283.***†††) Es kann also, da wir die Formen Cholmen, Colmen, Culmen und ihre Ableitungen zu vergleichen haben, nicht schwer sein, diese als historisch auf einander in der bezeichneten Reihe folgend zu erkennen. Und wenn wir nun in einer Urkunde noch älterer Zeit, wie die Vita III ist, den Namen Cholmun⁰) lesen, an einer Stelle, wo der ganze Zusammenhang der Erzählung durchaus damit zusammenstimmt, so wird es wohl nicht als gesuchte Paradoxie erscheinen, beide Namen und Oerter für identisch zu halten. Hieher, auf Culm paßt ja die Beschreibung des Weges, der nahe Strom, die Insel

*) Voigt III, 517. So 1294: III, 434.
**) Voigt II, 480.
***) Ib. 481. 592.
†) Ib. II, 505.
††) Urkunde, Voigt III, 550, Anm. 1. Curios ist die ganz singuläre Bezeichnung Eccl. Culmacensis in einer Urkunde von 1284, Voigt III, 546, Anm. 2.
†††) Voigt II, 214.
*†) Ib. II, 170.
**†) Ib. I, 452 Anm.
***†) Bei Dusburg 1234. Voigt II, 255. 441. 1269: Dusburg c. 157: III, 296.
*††) Dusburg c. 70: Voigt III, 79.
**††) Ib. III, 427.
***††) Ib. 446. 493.
*†††) Ib. III, 492.
**†††) Ib. II, 579.
***†††) Ib. III, 389.
⁰) Cholinun ist sicherlich nur Schreibfehler; unendlich oft sind in den Handschriften jener Zeit in und m, iu und m, verwechselt worden. So stieß mir eben noch auf in den Varianten zu Cosmas Pragensis a. 997 (Mencken scr. Germ., III, p. 1771 ff.) Surma und Surina; ferner ähnlich Preroclj (Voigt II, 607), von Kotzebue Preroch gelesen, u. dgl. m.

(eine der vielen sich stets ändernden, z. B. die große Schwetzer Kämpe mit den unzähligen Nachtigallen), die Berghöhe in einiger Entfernung vom Ufer, die Burg (auch die düstre Höhle am Eingange paßt zur Lokalität von Culm ganz wohl); von hier aus konnten sich A.'s Begleiter zur Grenze und nach Gnesen retten, von hier aus konnte ein Wanderer, der den Heiligen von Angesicht kannte, seinen Kopf wohl zu Boleslaw bringen; hier konnten auch die Mörder hoffen, mit diesem wegen des Leichnams in Unterhandlung zu treten. Es wäre also wohl an der Zeit, die so schlecht begründete Meinung aufzugeben, daß der h. Adalbert in Samland getödtet sei, wenn auch die Fabeln von seiner Seereise durch irgend ein Mißverständniß *) bald nach seinem Tode entstanden und später von den Ordensrittern in Preußen (seit 1250) begierig aufgefaßt, und noch viel später (1422—24) zur Gründung jener Kapelle bei Tenkitten Veranlassung geworden sind.

Indem ich für jetzt die Untersuchung einstweilen abschließe, bemerke ich noch, daß auch die umfassendsten und gründlichsten Geschichtschreiber, ein Helwich, Schott, Hartknoch, Voigt u. A. bei Weitem nicht umfassend und gründlich genug die Quellen über das Martyrium des h. Adalberts benutzt haben. Für den ersteren Theil der Behauptung genügt es zum Beweise, daß z. B. ein Voigt das Anon. Chronicon Bohemiae (bei Mencken III, p. 1646 sq.) welches so sehr viele selbstständige und authentische Nachrichten giebt, zwar gekannt, aber so gut wie gar nicht benutzt und nur einmal, bei den Wundern am Leichnam, angeführt hat. Für den zweiten Theil genügt zunächst mir (bis auf künftige Veröffentlichung) die große Zahl von sprachlichen und sachlichen Unrichtigkeiten und Mißverständnissen aller Art, welche in Voigt's, sowie seiner Vorgänger Darstellung anzumerken sind. Einstweilen bin ich zufrieden, wenn durch das Mitgetheilte erstens die bisherige Meinung erschüttert und für Manchen schon widerlegt, zweitens der Weg zur völligen Klarheit hin bezeichnet wurde.

Danzig. Prof. Dr. Brandstäter.

---

*) Vielleicht durch seinen ausgesprochenen Wunsch, ultra mare exulari, nämlich nach Jerusalem zum heiligen Grabe zu wallfahrten.

Kleines und grosses Königsberg

von

A. Horn.

Wie Balga, Brandenburg und andere Zwingburgen des deutschen Ordens ist Königsberg als Ausgangspunkt für weitere Eroberungen und zur Niederhaltung der unterjochten Ureinwohner erbaut worden, und es lag weder in der Absicht der Gründer, noch konnten dieselben es voraus sehen, daß aus so kleinem Keime dereinst ein großer Baum sprossen, daß Königsberg die ausgebreitetste, volkreichste und wichtigste Stadt des Landes werden, und alle altpreußischen Schwesterstädte überflügeln würde. Während die Mehrzahl der Letzteren heute ein trauriges Bild des Verfalles darbietet, hat unsere gute Stadt sich Schritt vor Schritt in constanter Weise vergrößert und vermehrt, und ist dermalen nicht nur dem Namen, sondern auch der That nach die Hauptstadt des Landes geworden. Versuchen wir's diesen Entwickelungsprozeß, welcher sechs Jahrhunderte beansprucht hat, in einzelnen nach den Hauptepochen geordneten Bildern zu veranschaulichen, indem wir nach dem Vorgange eines Liedert und Pisanski*) zunächst die Ausdehnung der Stadt während der drei ersten Jahrhunderte in einem wegen Mangels an Nachrichten freilich dürftigen Bilde vorführen, darnach eine Topographie nach Freibergs Chronik liefern, und endlich das allmähliche Wachsthum der Stadt aus alten Stadtplänen zu entwickeln suchen.

An die auf ihre jetzige Stelle verlegte und majestätisch nach drei Seiten frei vom Berge herabblickende starke Burg schloß sich bald die erste Anlage der Stadt an. Alle Nachrichten stimmen darin überein, daß die-

*) Liedert erbautes Königsberg, Pisanski: von Wachsthum der Stadt Königsberg beide abgedruckt in Liedert's jubilirendem Königsberg 1755 S. VI-LIX u. S. 1—27.

selbe 1256 auf dem heutigen Steindamm in der Nähe der polnischen Kirche erbaut, und schon nach 7 Jahren beim zweiten preußischen Aufstande wenigstens zum Theil zerstört wurde; aber kein Chronist meldet über Lage und Beschaffenheit derselben etwas Genaueres. Weil nun noch in späterer Zeit nördlich und westlich von der genannten Kirche fast lauter Gärten lagen, und auf dem ältesten Stadtplane (von 1572) gerade das Quadrat zwischen Todtenstraße, Drumme und polnischer Predigerstraße stark bebaut erscheint, so wird man auf diesem Platze die älteste Stadt suchen müssen, welcher wahrscheinlich eine alte Landstraße von Natangen nach Samland, die sich durch die Roggengasse den Steindamm hinanschlängelte, diese Lage angewiesen haben mochte. Wenn wir den Theil des inneren Schlosses im Blutgerichte, welcher ebenfalls 1256 erbaut ist, betrachten, so können wir nicht umhin, uns jene Anlage als ein hölzernes Dörfchen zu denken, dessen Gebäude mit ähnlichen Vorlauben ausgestattet waren, wie sie jenen Theil des Schlosses und noch heute viele preußische Dörfer schmücken. Daraus ferner, daß die ersten Bewohner ihre Kirche dem heiligen Nikolaus, dem Patrone der Seefahrer widmeten, läßt sich mit Sicherheit schließen, daß die Mehrzahl derselben gleich den Gründern von Danzig und Elbing aus Fischern oder Schiffern bestanden habe. Ihre Zahl mag wohl höchstens 500 betragen haben.

Im Jahre 1263 wird die Stadt vom Steindamme, wo sie dem Angriffe der Samländer zu sehr exponirt war, nach einer anderen Stelle verlegt. Man wählt den Wiesenplatz zwischen der schützenden Burg und dem Pregel, die heutige Altstadt, welche schnell erbaut und schon 1286 mit Stadtrecht und Handfeste beliehen wird. Die Hauptstraße — Langgasse — zeht sich wie nach der Schnur von Westen nach dem alten Dome, spätern Kloster zum heiligen Geist, wovon noch ein Theil in dem Grundstücke heilige Geist-Gasse № 6 erhalten sein mag. Die vielen als Läden dienenden Vorschauer und Beischläge der Häuser gaben der Stadt einen kaufmännischen Charakter, welcher jetzt ziemlich verschwunden und nur noch in wenigen Gebäuden, am besten in den Grundstücken Hökergasse № 10 und 15 erhalten ist. Die bis zur Reformation ungepflasterten*) Straßen waren eng,

*) Nach Prätorius Thorn S. 423 wird die letztere Stadt erst 1481 gepflastert.

und die Gemüllkasten vor den Häusern*) trugen wenigstens nicht zur Verschönerung bei. Ein Markt; genau in der Mitte der Hauptstraße wird sowohl für einen Ausfall aus der stolz herüberragenden Burg, als im Interesse des Kleinhandels vom Pregel her günstig angelegt, und um dieser Zwecke willen die vom Kirchhofe umgebene Pfarrkirche nicht mitten auf ihn, sondern ans westliche Ende der Stadt placirt. Der Raum unterm Berge (Berggasse) mußte aus fortifikatorischen Rücksichten frei gelassen werden und ist erst zu Herzog Albrechts Zeit bebaut worden.

Die Grenzen dieser Stadt werden theils durch die Stadtmauer, theils durch den Schloßgraben gebildet. Vor der Ostseite des Schlosses nämlich — an der heutigen Hauptwache — befand sich ein im Jahre 1700 verschütteter breiter Schloßgraben, der gegen den Mühlenberg zu eine Zugbrücke trug, sich an der Nordseite des Schlosses bei der Schützerei vorbeiziehend nach dem alten Steindammschen Thor — da wo sich heute nebenan der Rollberg abzweigt — hinwandte, und in der Richtung des Letzteren, bei der Langgasse vorbei nach dem Lastadienthor (am Ende der Roggenstraße) führte, woselbst er in den Pregel mündete. Dieser Graben bildete die Westgrenze der Stadt. An ihn schloß sich neben dem Pregel die Stadtmauer, welche von Westen nach Osten durch das Krämerthor, Schmiedethor, Holzthor und Krumme-Grubenthor unterbrochen wurde, und sich östlich an den Mühlenberg anlehnte. Ueber diese Grenze hinaus hat sich die Altstadt während des 13. und 14. Jahrhunderts wohl nicht erstreckt.

Die ersten dreißig Jahre lang stand sie allein, bis ihr auf den üppigen Pregelwiesen im Osten und Süden zwei Schwesterstädte, die Neustadt (Löbenicht) und der Kneiphof erwuchsen.

Mag an ihrer Ostseite von Alters her das fabelhafte Dorf Keba gestanden haben, oder mag dies nur der alte Name des Flüßchens Katzbach sein, so viel ist gewiß, daß sich schon am Ende des 13. Jahrhunderts an der Stelle des heutigen Löbenichts Ansiedler niedergelassen haben, deren Wohnsitze durch den Komthur Barthold Brühaven 1300 zur Stadt

---

die Junkerstraße in Königsberg ist erst 1544 gepflastert, Faber, Neue Preuß. Provinzial-Blätt. 1847 I. S. 504.

*) Grube's Diarium im Erl. Preuß. V. S. 134. Erst 1695 wurden diese weggeschafft und 4 städtische Karren holen täglich den Kehricht ab.

erhoben und mit einem Privileg versehen wurden. Dieses anfangs wohl nur aus einer Straße bestehende Städtchen endete am löbenichtschen Berge, auf welchem um dieselbe Zeit die der heiligen Babara gewidmete Kirche erbaut wurde, und war von der Pregelseite frei, sonst aber wie die Altstadt von einer Mauer umgeben, von welcher sich noch ein Rest dicht hinter der Kirche an einem Stalle des Angers erhalten hat. Das Mühlenthor unten am Mühlenberge, das Krönchenthor an der Kollegiengasse oder am obern Theile des Angers und das Sackheimsche Thor, unweit des löbnichtschen Hospitals vermittelten die Kommunikation nach Außen.

Die neben der Altstadt gelegene mittlere Pregelinsel war damals eine sumpfige Wiese, auf welche die Ordensherren ihr Vieh und ihre Rosse zur Weide sendeten. Bald bauten an den Rändern einige Fischer ihre Hütten auf; der Komthur setzte über sie einen Vogt, nach welchem die Insel Vogtswerder (insula advocati) genannt wurde. Ihre glückliche Lage zog schnell neue Ansiedler herbei, sodaß schon 1327 zwei Drittel der Fläche in einzelne Hofstätten zerschlagen und zur Stadt Kneipab erhoben wurde. Die Nässe des Terrains erschwerte namentlich an der nördlichen Seite den Anbau und die Häuser mußten auf Roste gestellt werden. Das übliche Drittel der Insel wurde dem samländischen Bischof abgetreten, welcher den aus der Altstadt hierher verlegten Dom am St. Petersplatze (heute Domplatz) 1332 aufbauen ließ und dem Domkapitel nebenan eine Wohnung anwies.

Der ganze Kneiphof wurde mit einer starken Mauer eingefaßt, deren Ecken namentlich auf der Südseite feste Thürme bildeten. Der eine davon neben dem grünen Thor und ehemaligen Bankgebäude (früher Bürgermeister Negeleinsches Haus, in welchem Peter der Große wiederholt gewohnt hat) scheint erst im 18. Jahrhundert abgebrochen zu sein; der andere — blaue Thurm — steht heute noch unversehrt da. Ueberall wo eine Straße gegen die Mauer ausmündete, befand sich ein Thor. Der Kneiphof mußte verhältnißmäßig schneller und stärker anwachsen, als die beiden andern Städte, weil bis 1502, oder vielleicht gar bis 1533*) nur die eine

---

*) Freiberg's Chronik Fol. 421.

Brücke am grünen Thor über den natangischen Pregel führte, und die Kneiphöfer allen Handelsverkehr von Süden her den andern beiden Städten abfingen. —

Kein Chronist giebt über die allmähliche Entwickelung dieser drei Städte im 14. und 15. Jahrhundert Kunde; keine Nachricht über die Zunahme der Bevölkerung ist aus dieser Periode auf uns gekommen; kein Plan, keine Karte gewährt hierüber eine Anschauung. Vielleicht gelingt es später, aus alten Steuerregistern einige Data nachzutragen; für jetzt können wir nur vermuthen, daß sich die Städte am Ende des 15. Jahrhunderts nur sehr unbedeutend und am meisten nach der Vorstadt zu über die angegebenen Grenzen hinaus bewegt haben, und werden wohl keinen großen Fehler machen, wenn wir die Bevölkerung einer jeden derselben um das Jahr 1457, wo Ludwig von Erlichhausen seine Residenz hierher verlegte, auf 5 bis 8000 Seelen schätzen.

Johannes Freiberg, der vollständigste und beste Königsberger Chronist, dessen Nachrichten vom Anfange des 16. Jahrhunderts bis 1544 und in einer Fortsetzung bis 1571 reichen, giebt eine Menge topographischer Details über unsere Vaterstadt, welche zwar nicht zu einem vollständigem Bilde genügen, aber über das Wachsthum und die derzeitige Ausdehnung derselben manche schätzbare Auskunft ertheilen, so daß es sich wohl der Mühe verlohnt, dieselben wie folgt zusammen zu stellen.[1]

Von Westen her sind auf der Altstädtischen- (Nord-) Seite des Pregels, wo heute die Dampfschiffe landen und das Kriegsmagazin steht unbebaute Wiesen: die Altstädtschen Klappholzwiesen,[2] und bis an den Kay zu werden nur der Aschhof, Theerhof,[3] das 1512 erhöhte Lastadienthor[4]) und der Altstättische Stadthof[5]) erwähnt. Der „Steinkamp" und St. Nicels-Thurm werden zwar genannt,[6]) doch läßt sich die Ausdehnung desselben nicht entnehmen. Nördlich davon werden „unsere Hubener," die Bewohner der Hufen angeführt.[7]) Der Tragheim scheint gar nicht erwähnt zu werden. Der heutige Münzplatz war 1529 ein Begräbniß-

---

[1]) Wir folgen der Ausgabe von A. Meckelburg Neue Preuß. Provinzial-Blätter 1846—1848 und citiren der Kürze wegen nur die daselbst am Rande bemerkten Folien.
[2]) Fol. 57 v. Jahre 1513. [3]) Fol. 425. [4]) Fol. 57. [5]) Fol. 403. [6]) Fol. 337.
[7]) Fol. 353.

platz,[1]) daneben eine kleine Kirche; an der Nordseite des Schlosses war eine „Klafflaube," d. h. ein bedeckter Gang, welcher vom Schlosse nach „unseres gnädigen Herrn Garten" führte.[2]) An dem wiederholt „Molteich" genannten Schloßteich, in der Mitte der heutigen Münzstraße, steht das „weiße lange Haus"[3]) die Firmarie oder Krankenanstalt. An der Danziger-Kellerseite des Schlosses geht ein Graben nebst Zugbrücke, von welcher Jemand herabgestürzt wird.[4]) Der Roßgarten („der Altenstadt Roßgarte") besteht aus Wiesen und Teichen, welche vom Oberteiche wiederholt überschwemmt und versandet werden.[5]) Die Schleuse am Molteich ist schon 1542 durch einen „Tam" verschüttet,[6]) auf welchem die französische Straße 1690—1700 erbaut wurde). Der Sackheim und Lebenicht wird genannt,[7]) ebenso die Neue, jetzt hohe Brücke,[8]) sowie die „Honigbrücke."[9]) Die Vorstadt erstreckte sich bis an den Zuggraben, welcher 1513 zur Vertheidigung gegen die Polen gezogen ist.[10]) Ausserhalb desselben existirt schon der Haberberg und der Haberkrug, welchen die Polen besetzen und von da aus über den Zuggraben schwimmend vom „Anker" (Klappholz- oder verderbt Klapperwiese) den Kneiphöfern Pferde entwenden.[11]) Die Klapperwiese ist demnach noch nicht bebaut. —

Die Vermehrung des städtischen Anbau's bis zu Freibergs Zeit ist also unbeträchtlich zu nennen; nur der Sackheim und der Haberberg, beide wohl noch sehr dürftig, sind gegen die frühere Periode hinzugetreten.

Die Zeit von der polnischen Lehnshoheit bis zum Ende des 18. Jahrhunderts ist für die altpreußische Volkswirthschaft eine trostlose; der ehemalige Wohlstand war verschwunden, das Land befand sich in einem constanten Sinken, welches durch unvermeidliche, aber uns gerade schwer treffende Anforderungen in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts den Gipfelpunkt erreichte. Kann das Herz kräftig pulsiren, wenn der Körper dahin siecht; konnte Königsberg wachsen, während Preußen durch Polen

---

[1]) Fol. 414. [2]) Fol. 413 und Mekelburg Anm. 35 in den Neuen Pr. Provinzial-Blätt. 1847. 2. S. 476. [3]) Fol. 284. [4]) Fol. 284. [5]) Fol. 435 und 440 nach dieser Situation scheint nicht der Neue, sondern der Alte Roßgarten gemeint zu sein. [6]) Fol. 435. [7]) Fol. 57. [8]) Fol. 321. [9]) Fol. 425. 439. [10]) Fol. 321 nebst Mekelburgs Anm. 68 in Neue Pr. Prov.-Bl. 1846 I S. 377. [11]) Fol. 320.

und Schweden ruinirt wurde? Dennoch müssen wir diese Beobachtung machen. Der Grund der unter solchen Umständen auffälligen Vergrößerung der Stadt ist unschwer zu erkennen; Herzog Albrecht brauchte einen Banquier und fand seine Rechnung dabei, wenn Königsbergs Kassen gefüllt waren; er concentrirte den Handelsverkehr von ganz Ostpreußen mittelst des 1519 ertheilten Niederlagerechts*) in seiner Hauptstadt, welcher dieses bis 1782 wiederholt bestätigte Privileg,**) ein neues Leben gab. Hieraus erklärt es sich, daß der Häuserbau in Königsberg in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts außerordentlich lebhaft wurde, wie Henneberger berichtet,***) und der Handel mit Asche, Theer, Klappholz und Wagenschoß so blühend wurde, wie niemals zuvor, oder nachher. Wo heute die Lastadie und Klapperwiese ist, wo der neue Markt frei steht und des Sackheims dichtgedrängte Bewohner bis an den Litthauer Baum sich hinziehen, zeigen sich uns auf alten Karten aus dieser Periode lauter Holzplätze und Stapel von Bauholz. —

Verfolgen wir die dadurch beschleunigte Entwickelung der Stadt im Einzelnen, so finden wir, daß der alte Kern derselben nach Westen, Norden und Osten strahlenförmig einzelne Straßen entsendet, welche immer länger und endlich in den Zwischenräumen gefüllt werden, bis dieses Conglomerat anfangs faktisch — durch einen Wall, — dann 1724 auch rechtlich durch eine gemeinsame Verfassung zu einem Ganzen zusammen gefügt wird. Zunächst haben wir die erhaltenen und durch v. Gelasinski übersichtlich zusammen gestellten Stadtpläne†) zu betrachten.

Im Jahre 1572 besorgte Georg Braun, ein kölnischer Geistlicher, ein theatrum urbium praecipuarum mundi, in welchem er Ansichten dieser Städte, sämmtlich aus der Vogelperspective (sog. Contrafactur) auf-

---

*) Das Privileg selbst siehe bei Freiberg, Prov.-Bl. 1846 I S. 140—143.

**) Faber, Haupt- und Residenzstadt Königsberg S. 183. Es ist nicht zu bezweifeln, daß schon Winrich von Kniprode der Stadt 1365 ein Stapelrecht verliehen, doch scheint das bis auf Herzog Albrecht nicht praktisch geworden zu sein; Danzigs Stapelrecht von 1411 wurde auch erst unter polnischer Hoheit wichtig (Hirsch, Danzigs Handels-Geschichte S. 231.)

***) Erklär. d. gr. Landestafel s. v. Königsberg.

†) Neue Pr. Prov.-Bl. 1848 II S. 450—453.

genommen, zusammenstellte, und in dieser Weise auch Königsberg abbildete. Diese Ansicht ist unverändert in ein späteres Werk desselben Verfassers (civitates orbis terrarum, Coloniae 1593 bis 1617 in 6 Foliobänden, Bd. 3. Bl. 43) übergegangen und nur der bessern Uebersicht wegen colorirt. Sie ist etwa 2 Fuß breit und 1/2 Fuß hoch, gewährt einen Blick von Süden her auf die Stadt, und möchte als erster derartiger Versuch wohl gelungen zu nennen sein, wenngleich z. B. der Schloßteich nicht ausgemalt, sondern nur eingeschrieben ist. Beigefügt ist das Conterfei eines Mannes und einer Frau, welches die damalige Tracht veranschaulicht, nebst einer kurzen, ziemlich inhaltslosen Beschreibung der Stadt. Was dem Bilde einen historischen Werth verleiht, ist die sorgfältige Zeichnung der Umrisse, welche uns eine feste Anschauung von Königsberg im Jahre 1572 gewährt.

Der Kneiphof steht mit vollständigen Mauern, Thoren nnd Thürmen da, und alle Straßen stimmen hier wie in der Altstadt der Lage nach mit den heutigen überein. Das grüne Thor ist ohne hohen Thurm abgebildet, so daß der Letztere erst nach 1572 aufgesetzt zu sein scheint. Mit der Altstadt verbindet den Kneiphof die „Schmit-Pruk" und die „Kraner-Pruk," mit der Vorstadt die „Langgassen-Pruk," nach dem Ochsenmarkte führt die „Thurm-Pruk," die hohe Brücke ist, — offenbar ein Fehler des Zeichners — gar nicht abgebildet.

Gegenüber dem Kai ist nur der Theer-Kalk- und der Schlachthof gezeichnet; das Lastadienthor tritt in schöner Rundung gegen den Pregel vor, und wird durch Speicher nicht verdeckt. Die Laak, welche von da nach Westen strahlt, endigt dort, wo heute die Drummstraße in sie mündet. Der Steindamm verläuft sich an der polnischen Kirche, besteht aus dem oben beschriebenen Quardrate neben derselben, und entsendet bereits zwei Häuserreihen bis dicht an die Altstadt und den Rollberg.

Die Junkerstraße hat wenig Häuser und besteht hauptsächlich aus Gärten. Wenn man sich eine Linie in der Richtung unserer Junker- und Französischen Straße bis an den Roßgärter Markt gezogen denkt, so sieht man nördlich von derselben außer der St. Niklas-Kirche, dem „Schloßteiche," den Stallungen der Edelleute (da wo heute die reformirte Kirche steht) und wenigen Häusern auf dem bereits markirten Vordern Roßgarten

fast ausschließlich Gartenland, in welches hie und da zusammen etwa 10 Gebäude zerstreut sind. Der Schloßteich — bekanntlich bis 1753 ohne Brücke — wird durch den schon von Freiberg erwähnten, und nur mit einem Holzgeländer eingefaßten Damm von seinem ehemaligen Theile, dem Mühlengrunde, behufs besserer Anstauung des Wassers getrennt. Der schiefe Berg endet im Kreuzthor gegen den damals noch nicht vorhandenen Roßgärter Markt, und der Anger, sowie unten am Pregel das Sackheimer Thor bildet die Ostgrenze der Stadt. Ueber letzteres hinaus zeigt sich der Sackheim in wenigen Gebäuden, welche mit einem Stadthofe und der dahinter befindlichen Schießstange, vielleicht am heutigen Arresthausplatz abschließen. Vom Holzthore ab erstreckt sich gegenüber der Albertina nur eine am Weidendamme aufhörende Reihe Häuser. Die Vorstadt ist mäßig besetzt, schließt am Zuggraben mit dem Zugbrückenthor ab, und findet nach Westen zu ihr äußerstes Gebäude im Aschhofe neben dem Pregel. Der Haberberg ist dürftig bebaut.

Als äußerste Grenzen der Stadt im Jahre 1572 können wir daher die Drummstraße, polnische Kirche, Junker- und französische Straße, Bergplatz, Anger, Arresthausplatz, Lindenmarkt und Zugbrücke bezeichnen, ein Areal, welches kaum auf ein Drittel des heutigen Flächeninhalts der Stadt zu schätzen sein möchte.

Bei der zweiten Jubelfeier der Stadt hat die Alterthumsgesellschaft Prussia und Dr. Mekelburg den nächstfolgenden Stadtplan, welcher fast unbekannt und nur in einem einzigen Exemplar vorhanden war, ans Licht und durch eine schöne Ausgabe in die Hände aller Kenner gebracht. Es ist dies die 1613 verfertigte Contrafactur des Joachim Bering, eines Pommern, der 1605 hier die Universität bezog, und seitdem im Kneiphof lebte.*) Die Sorgfalt der Ausführung und die Größe des Blattes (4½ Fuß breit und 2½ Fuß hoch) geben ihm unzweifelhaft den ersten Platz unter allen alten Plänen der Stadt, und gewähren ein klares und übersichtliches Bild vom damaligen Aussehen und Umfange desselben. Auf dem breiten untern Rande sind weibliche Trachten beigefügt.

*) Siehe über ihn A. Hagen in den Neuen Preuß. Prov.-Bl. 1847. II. S. 458ff.

Hier interessirt nur das aus dieser Karte erkennbare Wachsthum unserer Stadt in den 39 Jahren von 1572 bis 1613.

Nach Westen zu hat sich die Laak, welche durch das Schwanenthor (bei Braun Baderthor) mit der Altstädtschen Langgasse in Verbindung gesetzt wird, bis an die heutige Anatomie und Reiferbahn — letztere als Schießbahn dienend — erstreckt; der Butterberg ist frei und dient als Schießplatz, zu welchem vom nächsten westlichen Berge das brunnenartige und auf drei Delinquenten eingerichtete Hochgericht herüberschaut. Auf der Stelle der heutigen Neuroßgärter Kirche ist nur ein Kirchhof zu sehen (von welchem die dahin führende Straße den Namen Todtenstraße erhalten hat). Die lange Reihe bildet die westliche, der kleine Büttelplatz (Strohmarkt) die nördliche Grenze des Steindamms. Die Junkerstraße zeigt noch viele Gärten, welche hinter der polnischen Kirche in die Tragheimer Kirchenstraße auslaufen. Diese beginnt an der nordöstlichen Eckpforte des polnischen Kirchhofes und endet an der (nach dem 1566 des Landes verwiesenen und seiner Güter — der spätern Hagedornschen Stiftsgründe — beraubten Italiäner oder Wällschen Scalichius sogenannten) Wallschen Gasse, woneben nordöstlich ein Teich steht. Dieser scheint später zugeschüttet zu sein; man baute auf seine frühere Stelle zuerst eine Schloß-Ziegelscheune, im Jahr 1631 aber die Tragheimer Kirche.

Die Münzstraße markirt sich; der Münzplatz ist nach dem Schloßteiche zu unbebaut. Zwischen der polnischen Kirche, Junkerstraße und Münzstraße zieht sich der churfürstliche Schloß- und an Stelle der heutigen Czerwonkaschen Gründe der Hetzgarten hin.

Der Roßgarten ist bis an die Schwanenbrücke gerückt; eine neue Straße — Neue Sorge, jetzt Königsstraße, nach Friedrich Wilhem I. Palais, der jetzigen Königl. Bibliothek, so genannt — ist nach Nordosten zu erstanden und bis an den Jagdhof (Jägerhofstraße) bebaut. Nach Osten ist eine Entwickelung kaum bemerkbar; die hohe Brücke nebst einigen Gebäuden daneben und der Haberberg mit dem davon noch nicht getrennten nassen Garten bilden die Grenzen im Süden. Eine Menge Quergassen füllt den Zischenraum zwischen den immer länger werdenden Hauptstrahlen immer dichter aus.

Jede der drei Städte Königsberg war, wie gesagt, anfangs durch eine besondere Mauer geschützt. Als der Raum im Innern zu knapp wurde, brach man die Mauern herunter, baute an ihre Stelle Wohnhäuser, und beeinträchtigte auf diese Weise die Wehrkraft des Ganzen. Die Wirren des dreißigjährigen Krieges und die wiederholten Landungen der Schweden in Pillau machten diesen Mangel recht fühlbar, und ließen unsere Vorfahren auf eine zeitgemäße Befestigung Bedacht nehmen. Unter des Obersten Abraham von Dohna Leitung wurden alle drei Städte in den Jahren 1626 bis 1636 vollständig mit einem gemeinsamen Walle umgürtet, welcher wie man sagt*) in einem weiten Bogen um dieselbe herum lief, damit das Wachsthum der Hauptstadt nicht vorzeitig behindert werde. Der Freiherr Samuel von Puffendorff liefert im Leben Karl Gustav's von Schweden S. 114 ein Profil dieser Festungswerke, welches indessen an einem doppelten Mangel leidet. Wenn man auch gegen die kreisrunde Form des daselbst gezeichneten Walles nichts einwendet, — obwohl die Gestaltung in der Natur oval sein möchte, — so ist doch einmal auffallend, daß die Stadt im Innern gar nicht ausgezeichnet ist und daher die Größe des Zwischenraums zwischen Stadt und Wall leider gar nicht beurtheilt werden kann, und sodann unrichtig, daß die Vorsprünge des Walles eine eckige und spitze Form gehabt haben. Es stehen heute noch drei solcher Vorsprünge, zuerst derjenige an der Leinweberquergasse, sodann der, an der Stelle, auf welcher ehedem eine Windmühle, jetzt die Sternwarte sich befindet, und zuletzt einer am Ausfallthor: alle drei sind runde halbkreisförmige Rondele. Für unsern Zweck ist das indessen ebenso wie die ganze Puffendorffsche Zeichnung völlig unerheblich.

Wenn wir den Steindamm hinaufwandeln, so fallen uns unter den vielfachen Abweichungen desselben von der Fluchtlinie namentlich drei enge Stellen auf, wo ehemals Thore gestanden zu haben scheinen. Die erste, bei No. 61, dicht an der polnischen Kirche, zeigt uns — nach Braun — die Grenze der Straße im Jahre 1572. Die zweite Verengung, am kleinen Büttelplatze bei No. 50, giebt den Endpunkt im Jahre 1613 an.

*) Liedert erbautes Königsberg S. LV § 20.

Hier interessirt nur das aus dieser Karte erkennbare Wachsthum unserer Stadt in den 39 Jahren von 1572 bis 1613.

Nach Westen zu hat sich die Laak, welche durch das Schwanenthor (bei Braun Baderthor) mit der Altstädtschen Langgasse in Verbindung gesetzt wird, bis an die heutige Anatomie und Reiferbahn — letztere als Schießbahn dienend — erstreckt; der Butterberg ist frei und dient als Schießplatz, zu welchem vom nächsten westlichen Berge das brunnenartige und auf drei Delinquenten eingerichtete Hochgericht herüberschaut. Auf der Stelle der heutigen Neuroßgärter Kirche ist nur ein Kirchhof zu sehen (von welchem die dahin führende Straße den Namen Todtenstraße erhalten hat). Die lange Reihe bildet die westliche, der kleine Büttelplatz (Strohmarkt) die nördliche Grenze des Steindamms. Die Junkerstraße zeigt noch viele Gärten, welche hinter der polnischen Kirche in die Tragheimer Kirchenstraße auslaufen. Diese beginnt an der nordöstlichen Eckpforte des polnischen Kirchhofes und endet an der (nach dem 1566 des Landes verwiesenen und seiner Güter — der spätern Hagedornschen Stiftsgründe — beraubten Italiäner oder Wällschen Scalichius sogenannten) Wallschen Gasse, woneben nordöstlich ein Teich steht. Dieser scheint später zugeschüttet zu sein; man baute auf seine frühere Stelle zuerst eine Schloß-Ziegelscheune, im Jahr 1631 aber die Tragheimer Kirche.

Die Münzstraße markirt sich; der Münzplatz ist nach dem Schloßteiche zu unbebaut. Zwischen der polnischen Kirche, Junkerstraße und Münzstraße zieht sich der churfürstliche Schloß- und an Stelle der heutigen Czerwonkaschen Gründe der Hetzgarten hin.

Der Roßgarten ist bis an die Schwanenbrücke gerückt; eine neue Straße — Neue Sorge, jetzt Königsstraße, nach Friedrich Wilhem I. Palais, der jetzigen Königl. Bibliothek, so genannt — ist nach Nordosten zu erstanden und bis an den Jagdhof (Jägerhofstraße) bebaut. Nach Osten ist eine Entwickelung kaum bemerkbar; die hohe Brücke nebst einigen Gebäuden daneben und der Haberberg mit dem davon noch nicht getrennten nassen Garten bilden die Grenzen im Süden. Eine Menge Quergassen füllt den Zischenraum zwischen den immer länger werdenden Hauptstrahlen immer dichter aus.

Jede der drei Städte Königsberg war, wie gesagt, anfangs durch eine besondere Mauer geschützt. Als der Raum im Innern zu knapp wurde, brach man die Mauern herunter, baute an ihre Stelle Wohnhäuser, und beeinträchtigte auf diese Weise die Wehrkraft des Ganzen. Die Wirren des dreißigjährigen Krieges und die wiederholten Landungen der Schweden in Pillau machten diesen Mangel recht fühlbar, und ließen unsere Vorfahren auf eine zeitgemäße Befestigung Bedacht nehmen. Unter des Obersten Abraham von Dohna Leitung wurden alle drei Städte in den Jahren 1626 bis 1636 vollständig mit einem gemeinsamen Walle umgürtet, welcher wie man sagt*) in einem weiten Bogen um dieselbe herum lief, damit das Wachsthum der Hauptstadt nicht vorzeitig behindert werde. Der Freiherr Samuel von Puffendorff liefert im Leben Karl Gustav's von Schweden S. 114 ein Profil dieser Festungswerke, welches indessen an einem doppelten Mangel leidet. Wenn man auch gegen die kreisrunde Form des daselbst gezeichneten Walles nichts einwendet, — obwohl die Gestaltung in der Natur oval sein möchte, — so ist doch einmal auffallend, daß die Stadt im Innern gar nicht ausgezeichnet ist und daher die Größe des Zwischenraums zwischen Stadt und Wall leider gar nicht beurtheilt werden kann, und sodann unrichtig, daß die Vorsprünge des Walles eine eckige und spitze Form gehabt haben. Es stehen heute noch drei solcher Vorsprünge, zuerst derjenige an der Leinweberquergasse, sodann der, an der Stelle, auf welcher ehedem eine Windmühle, jetzt die Sternwarte sich befindet, und zuletzt einer am Ausfallthor: alle drei sind runde halbkreisförmige Rondele. Für unsern Zweck ist das indessen ebenso wie die ganze Puffendorffsche Zeichnung völlig unerheblich.

Wenn wir den Steindamm hinaufwandeln, so fallen uns unter den vielfachen Abweichungen desselben von der Fluchtlinie namentlich drei enge Stellen auf, wo ehemals Thore gestanden zu haben scheinen. Die erste, bei No. 61, dicht an der polnischen Kirche, zeigt uns — nach Braun — die Grenze der Straße im Jahre 1572. Die zweite Verengung, am kleinen Büttelplatze bei No. 50, giebt den Endpunkt im Jahre 1618 an.

*) Liedert erbautes Königsberg S. LV § 20.

Der dritte und stärkste Zusammentritt der Häuser am großen Büttelplatze (Heumarkt) neben der „Neuen Welt" deutet die Grenze von 1641 an.

Dies beweist eine Contrafactur Königsbergs in Werdenhagen's Buche de rebus publicis Hanseaticis von 1641, folio Bild 94, wovon sich in Zeiller und Merians Topographia electoratus Brandenburgici et ducatus Pomeraniae 1652 Bild 169 ein genauer, aber den Auktor verschweigender Nachdruck befindet,*) welcher deshalb berücksichtigt zu werden verdient. Nach Werdenhagens Folio-Zeichnung hat sich die Stadt von 1613 bis 1641 nur wenig, hauptsächlich im Norden vergrößert. Hier zeigen sich der erwähnte Theil des Steindamms, einige Häuser an der Nordseite beim Walle und die Weißgerbergasse, welche hier zum ersten Male auftritt. Roßgarten und neue Sorge haben sich nur unerheblich vermehrt. Auch alle andern Stadttheile haben sich, was durch den dreißigjährigen Krieg erklärt wird, nicht extendirt, aber doch anscheinend intensiv in sofern vergrößert, als die Füllung mittelst Querstraßen merklich vorgeschritten ist. —

Mit dem Werdenhagenschen Stiche schließt aber auch die Reihe der historisch werthvollen Contrafakturen von Königsberg. Die Arbeit in diesem Genre war den Künstlern zu mühevoll, und dieselben wählten vom Ende des 17. Jahrhunderts ab an Stelle derselben entweder die Prospekt-Zeichnung oder den einfachen Grundriß.

Die Prospekte von unserer Stadt, unter denen der Hartknochsche im Alten und Neuen Preußen Bl. 391 hervorzuheben ist, haben sämmtlich weder einen historischen Werth, weil man nur eine Fronte zu Gesicht bekommt, noch eine künstlerische Bedeutung, weil sie im rohen Holzschnitt ausgeführt sind.

Mit den kahlen Grundrissen steht es nicht viel besser. Der Kiliansche von 1763, welcher auf der in demselben Jahre von der Akademie der Wissenschaften herausgegebenen Karte von Preußen Bl. 1 copirt ist, giebt ein zu mattes Bild. Besser ist der auf Sektion 23 der Schrötterschen Karte von 1809 abgebildete, und ein Kunstwerk in seiner Art ist der kolossale

*) Liedert a. a. O. §. 16 S. XLVII. Anm. sp. rühmt denselben „als die beste Vorstellung gewährend," weil ihm Bering's u. Werdenhagens Plan unbekannt war.

Plan der Stadt vom Baurath Müller 1815, welcher sich dadurch ein besseres Andenken gesichert hat, als durch die Erbauung des kastenförmigen Musentempels am Paradeplatze, und nicht nur das Alter vieler Gebäude, sondern auch eine Menge werthvoller Notizen am Rande beigefügt hat. Da es aber nicht interressiren kann, diese neueren und allbekannten Veränderungen vorgeführt zu sehen, so wollen wir von der Beschreibung derselben Abstand nehmen, und das Wachsthum der Stadt in neuerer Zeit aus statistischen Zählungen zu erweisen suchen, welche bekanntlich bei uns erst seit 1683 und in geregelter Weise seit 1815 existiren, und wenn auch nicht so anschaulich, wie Contrafacturen, so doch jedenfalls sicherer sind.

Königsberg zählte*) im Jahre 1700 — 40,600 Einwohner.

1754 —	50,000	"
1770 —	51,526	"
1780 —	52,981	"
1814 —	53,850	"
1820 —	60,500	"
1830 —	64,200	"
1837 —	64,200	"
1859 —	81,604	"
1861 —	87,092	"

die Militairs nicht mitgerechnet. Während die Stadt im vorigen Jahrhundert also trotz der Pest von 1709 (welche ihr 18,000 Einwohner entzog**) und trotz der — in materieller Beziehung übrigens keineswegs ungünstigen — russischen Occupation im 7jährigen Kriege sich um 12,000 Einwohner, aber auch nur um diese Zahl vermehrte, hat die Bevölkerung derselben von 1814 bis 1861 — in welche die Cholerajahre 1831, 1832 und 1852 fallen — 33,240 Seelen neuen Zuwachs erhalten, also im Verhältniß zum vorigen Jahrhundert in der halben Zeit dreimal so stark zugenommen. Dem entspricht die Zunahme an Gebäuden, deren es

*) Für das 18. Jahrhundert nach Süßmilch's Göttlicher Ordnung II, 478; für das 19. nach Fabers Haupt- und Residenzstadt S. 13; pro 1859 Ostpreuß. Zeitung, Beil. zu No. 302.

**) Pisanski a. a. O. §. 17. S. 22.

1755 nur 5181 *)
1858 schon 7735 und
1861 bereits 8119

gab, Gebäude, welche an Größe, Bequemlichkeit und Eleganz die Bauten des vorigen Jahrhunderts weit hinter sich zurücklassen. Verhältnißmäßig am stärksten unter allen Stadttheilen ist der Kneiphof bewohnt. Derselbe ist — nach dem Müllerschen Grundrisse von 1815 — etwa 6600 □Ruth. Preuß. oder 1 Hufe 6 Morgen 12 Ruth.**) Preuß. groß, und hatte schon im Jahre 1814 eine Bevölkerung von 15,298 Seelen, d. h. 4 Seelen auf der □Ruthe Preuß. In gleicher Weise besetzt würden auf die □Meile etwa 14 Millionen Seelen kommen, während in Wahrheit im Preußischen Staate nur 3,800 Einwohner, in der Provinz Preußen sogar nur 2,450 Seelen — unser engeres Vaterland hat die dünnste Bevölkerung — darauf gerechnet werden.

Das Wachsthum Königsbergs im 19. Jahrhundert ist so ungewöhnlich stark und gegen frühere Perioden einzig in seiner Art dastehend, daß der volkswirthschaftliche Grund davon nothwendig besprochen werden muß, um so mehr, als das Stapel- und Niederlagerecht, welches der Stadt ehedem einen künstlichen Zuwachs schuf, gerade in diesem Zeitraume nicht mehr besteht. Jener Grund liegt nicht etwa darin, daß die Zeitumstände überhaupt das Wachsthum der großen Städte begünstigen; eine jede derselben wächst nach einem constanten Gesetze, und während Königsberg in derselben Progression wie Breslau, Koblenz und Münster, nämlich in drei Jahren um ca. 4½ pCt. zunimmt, schreiten z. B. Berlin, Magdeburg, Aachen, Elbing viel langsamer, und wieder kleinere Plätze, wie Memel, Insterburg, Spandau wohl 3 bis 6 Mal so schnell vor; weder die Größe noch das Alter einer Stadt hat darauf einen erheblichen Einfluß. Wenn man ferner bedenkt, daß Königsberg nach Auflösung der Zünfte und nachdem der Gewerbebetrieb durch die Edikte vom 2. November 1810, §. 16 und vom 9. April 1810 freigegeben worden, eine große Menge von Handwerkern nach den kleinen Städten der Provinz entsendet hat, und nicht nur nichts

*) Liedert a. a. O. S. LVII.

**) 1 Hufe Preuß. = 30 Morgen à 180 □Rth. Pr.; 1 Quadrat-Meile enthält daher ca. 730 Hufen Preuß.

than, um neue Anzügler aus jenen anzulocken, sondern einen derartigen Zuwachs durch eine Anzugssteuer erschwert hat, so kann man — sofern man gerecht bleiben will — nicht sagen, daß die Vermehrung unserer Stadt auf Kosten der kleineren Städte Ostpreußens erfolgt sei, und wird die weniger erfreulichen Resultate der Letzteren mehr auf Rechnung ihrer ungünstigen Situation, auf den Mangel Ostpreußens an Fabriken und das Fehlen einer hinlänglichen Anzahl großer und guter Landstraßen,*) besonders in der Richtung von Norden nach Süden schreiben müssen.

Königsberg ist durch seinen Handel, vor Allem seine Getreideausfuhr groß geworden, und im engsten Zusammenhange damit steht die Zunahme seiner Bevölkerung und seines Wohlstandes in den letzten Decennien. Immerhin mag Danzig einen bedeutenderen Getreidehandel haben, Memel sich eines größeren Holzhandels erfreuen: beide Städte stehen in dieser Beziehung ganz anders zur Provinz als Königsberg, weil sie ihren Schwerpunkt außer Landes haben und das von ihnen exportirte Produkt vorwiegend aus Polen und Rußland und nur die Hälfte, bezüglich eine noch kleinere Quote aus Preußen selbst beziehen. Ganz anders verhält es sich mit Königsberg. Dieses entnimmt mehr als zwei Drittel seines Getreideexports aus dem Inlande, aus Masuren und Littauen; es kamen z. B. dahin

1860 von 89,080 Last Export nur 31,070 Last,
1861 „ 100,725 „ „ „ 30,984 „

aus Polen und Rußland. Nun hat sich aber in unserem Jahrhundert Masurens und Littauens Landwirthschaft gegen alle früheren Zeiten bedeutend gehoben, weil das Edikt vom 9. Oktober 1807 den Besitz und den freien Gebrauch des Grundeigenthums wesentlich erleichtert hat, die Verordnung vom 20. Juni 1807 die Gemeindetheilungen herbeigeführt, die Gesetze vom 2. März 1850 die Ablösung der Reallasten ermöglicht, die neuern Jagdgesetze den Schutz der Besitzungen vergrößert, und endlich das Bei-

*) Ostpreußen hatte 1862 nur 150 Meilen Chausseen, während es nach dem Durchschnitt aller Provinzen des Staates 326 Meilen haben sollte. Ostpreuß. Zeitung No. 73 von 1862. Im Jahre 1855 gab es — horribile dictu — darunter nur 37 M. Privat-Chausseen, und erst neuerdings entwickeln die Kreise eine größere Thätigkeit auf diesem Gebiete.

spiel fremder Einwanderer und die Aufmunterungen der Verwaltungsbehörden die ganze Landwirthschaft Ostpreußens und Littauens so verändert haben, daß das Dreifeldersystem heute ganz beseitigt und der Ertrag dieser Ländereien mindestens verdoppelt ist. Aus dieser vermehrten Produktion folgt naturgemäß eine verstärkte Ausfuhr, und da Königsberg der Vorplatz und Sammelpunkt ist, in welchem sich von allen Himmelsrichtungen her die von dort nach dem Meere führenden Kunststraßen concentriren, so wird der Handel dieser Stadt dadurch verstärkt und mit und durch denselben das Wachsthum, die Größe und der Reichthum derselben erhöht. —

Kritiken und Referate.

Dr. L. Goldschmidt, a. o. Prof. der Rechte in Heidelberg. Handbuch des Handelsrechts. Erster Band, erste Abtheilung, enthaltend die geschichtlich-literärische Einleitung und die Grundlehren. Erlangen, 1864. XXVI und 524 S. gr. 8.

Der durch seine zahlreichen vortrefflichen Arbeiten auf dem Gebiete des Handelsrechts in der heutigen Rechtswissenschaft bereits hoch angesehene Verfasser hat durch dieses Hauptwerk, dessen erster Theil nunmehr vorliegt, sich einen der hervorragendsten Plätze in der gesammten Handelsrechts-Literatur erworben und da der Verfasser unser Landsmann (aus Danzig) ist, so können wir das Erscheinen dieses bedeutenden Buches nicht mit Stillschweigen übergehen.

Unter einsichtigen Juristen herrscht kein Zweifel, daß eine Codification des gesammten Rechts oder einzelner Haupttheile desselben unter Umständen sehr nützlich, ja dringend nothwendig sein kann, daß aber im Allgemeinen die angeblichen Vorzüge der Codification, nach der unsere Zeit auf allen Rechtsgebieten in unverständlichem Eifer drängt, zum großen Theil imaginär sind, daß die Rechtscontinuität zerrissen, ja die heilsame und naturgemäße Fortbildung des Rechts nicht selten gestört oder verhindert wird. Vermehrt werden diese Uebelstände der Codification, wenn nach dem Erscheinen des neuen Gesetzbuches Theorie und Praxis das ganz alte Recht als alten Plunder, als eine längst drückende, unbequeme Last, die man sich freut los zu werden, bei Seite werfen und das neue Gesetz zum alleinigen Ausgangspunkt nehmen. Auch nach der Publikation des Handelsgesetzbuches ist diese Erscheinung hervorgetreten; eine Masse von Commentaren, welche zum größten Theil das Gesetzbuch nur paraphrasiren und dürftig

aus den Protokollen der mit seiner Abfassung betraut gewesenen Conferenz interpretiren, sind schnell nach einander erschienen und man hat mit Eifer begonnen, die Entscheidungen der Gerichtshöfe zu dem neuen Gesetz zu publiciren und zu sammeln. So sehr diese Arbeiten für die Praxis nützlich und unentbehrlich sind, so sehr begründen sie die Gefahr, daß der Zusammenhang mit dem älteren, historisch gewordenen Recht aufgehoben werde, welches doch die Grundlage für das neue Gesetz ist und welches zum weitaus größten Theil eben in dem neuen Gesetz nur anerkannt oder präcisirt worden ist. Solche Werke können, wenn sie ausschließlich dominiren, zu einer Verflachung der Jurisprudenz führen. Dem entgegen zu treten ist die Tendenz des vorliegenden Werkes, der Verfasser will den durch die Codification gefährdeten Zusammenhang des heutigen Handelsrechts mit dem historisch überlieferten, aus den Bedürfnissen des Handelsverkehrs hervorgegangenen Rechtsstoff wieder herstellen; das Handelsrecht, wie es vor der neuen Gesetzgebung war, ist die breite Grundlage von der er bei der Interpretation der letzteren selbst ausgeht. Diese Aufgabe löst der Verfasser in der glänzendsten Weise, er ist ausgerüstet mit einer bewunderungswürdigen Kenntniß der gesammten deutschen und ausländischen Handelsrechts-Literatur, ein gründlicher Kenner des Handelsverkehrs, der wirthschaftlichen Regeln, die ihn beherrschen, und der Bedürfnisse, die sich in ihm geltend machen, er ist begabt mit einem feinen juristischen Takt, den man sich, wenn überhaupt, nur durch ein gewissenhaftes Studium des classischen Römischen Rechts und durch sorgfältige Beobachtung und juristische Durchdringung der Lebensverhältnisse erwerben kann. Dabei ist sein Werk durchaus praktisch, denn die historische Erforschung dient ihm überall nur als ein Hilfsmittel zum richtigen Verständniß des heut geltenden Gesetzbuches; den wahren Sinn des letzteren festzustellen, die richtigen Consequenzen aus seinen Normen zu ziehen, die praktisch wichtigen Controversen und Zweifel zu entscheiden, ist das wesentliche Ziel, welches der Verfasser nie aus den Augen verliert. Das Werk ist deshalb für Theoretiker und Praktiker gleich werthvoll und ein gründliches Studium desselben ist namentlich den letzteren, die sich bisweilen etwas spröde gegen gelehrte Arbeiten verhalten, dringend zu empfehlen.

Laband.

Maximilianus Neumann, jur. utr. doctor. De foenore redituum annuorum emtionis. Halis Saxonum, 1864. VIII und 51 S. 8.

Der aus unserer Provinz gebürtige Verfasser, dessen Geschichte des Wechsels im Hansagebiet bereits im vorigen Hefte dieser Zeitschrift besprochen worden ist, hat mit der vorliegenden Dissertation sich an der Breslauer Universität habilitirt. Die Arbeit steht im Zusammenhang mit einem größeren Werk über die Geschichte des Wucherverbotes, welches der Verfasser demnächst veröffentlichen wird und ist die weitere Ausführung eines Punktes von hervorragender Bedeutung, nämlich des Verhältnisses der canonischen Zinsverbote zum Rentenkauf. Der Verfasser hat vorzüglich die Quellen des nordöstlichen Deutschlands seinen Untersuchungen zu Grunde gelegt, insbesondere hat er das Danziger Archiv benutzt und viel interessantes, bisher unbekanntes Material daraus mitgetheilt. Die Umsicht, mit der der Verfasser sein Thema behandelt hat, ist zu rühmen. Die Entwickelung des Rentenkaufes von seiner ersten Entstehung in dem Immobiliar-Verkehr der Städte bis zu seiner Verschmelzung mit dem zinsbaren Darlehn wird in anschaulicher Weise dargelegt und jeder Satz wird aus den Quellen gewissenhaft begründet. Eine reichhaltige Tabelle über die in verschiedenen Theilen Deutschlands vom 13. bis 17. Jahrhundert geltenden Zinssätze, welche der Verfasser zusammengestellt hat, dürfte auch weit über die juristischen Kreise hinaus, von Interesse sein.

Laband.

Max Neumann, Dr. jur. Das Recht der Vor- und Anbautenbesitzer in Danzig. Danzig, A. W. Kasemann. 1862. (VIII und 67 S. 8.)

Neben der in diesem Blatte (Heft 2, S. 179) bereits angezeigten Schrift von Marcinowski über die „kleine Kalende" dürfte als neue literarische Erscheinung auf dem Gebiete unseres heutigen Provinzial- resp. Statutar-Rechtes auch die obenbezeichnete Broschüre der Besprechung werth sein.

Sie bietet eine eingehende, quellenmäßige Durcharbeitung der vielumstrittenen Vor- und Anbautenfrage mit Rücksicht auf das Danziger Lokalrecht und vertritt den Standpunkt eines von dem Verfasser früher

gelieferten Rechtsgutachtens, das hier eine tiefere, zum Theil neue Begründung erfährt. Sie ist nicht allein für den Rechtskundigen, sondern auch für den Laien berechnet: beiden soll die verwickelte Natur der in Betracht kommenden Rechtsverhältnisse zu richtigem Verständniß gebracht werden.

Die erörterte Frage betrifft die Beeinträchtigung der Vor- und Anbautenbesitzer in ihrem Privat-Rechte am Vor- und Anbau Seitens der Polizeibehörde und die daraus erwachsenden Entschädigungsansprüche. Es handelt sich darum, ob und gegen wen ein Anspruch auf Entschädigung geltend zu machen ist, wenn die Polizeibehörde Reparaturen des Vorbaues untersagt oder denselben ganz abzubrechen aufgiebt. Die hohe praktische Bedeutsamkeit dieser Frage springt in die Augen, zumal wenn, wie in Danzig, die Beseitigung der Vor- und Anbauten planmäßig durchgeführt wird.

Nach sorgfältiger Erwägung aller Vorfragen entscheidet sich nun der Verfasser entgegen der Praxis des Obertribunals dahin, daß ein Entschädigungsanspruch allerdings statthaft sei. Die Entschädigungspflicht aber weist er der Stadtgemeinde zu, da, wie näher dargethan wird, die gesetzlichen Entschädigungsbestimmungen über den Staat hinaus auf die Stadtgemeinde auszudehnen seien.

Besonders beachtenswerth ist die gelegentliche historische Ausführung über die gegenwärtige Gültigkeit der Danziger Lokalrechte, insbesondere der Willkür von 1761 (S. 15 ff.), auf Grund welcher dann das Recht der Vor- und Anbautenbesitzer ausführlich entwickelt wird.

Die lesenswerthe Schrift ist in klarer allgemein faßlicher Sprache abgefaßt und wird auch dem Laien vollkommen verständlich sein.

S—n.

Altpreußischer Verlag.

Gedichte von Heinrich Kleimon. Lyck, 1862. Selbstverlag des Verfassers.

Der Verfasser giebt im Vorwort der Kritik einen Schlag in's Gesicht, was nicht gerade von guter Lebensart zeugt, und das nicht einmal in der

Hoffnung sie blind zu machen: er gesteht nebenher selbst zu, daß sich die „nackte Misère nur zu oft in den Vordergrund dränge," er nennt seine Lieder „unbeholfen und baar der Schöne," er giebt zu, daß seine Muse „keine Kunstpoesie" biete. Die Kritik könnte und — sollte vielleicht ihn danach ruhig sich selbst überlassen, aber sie ist nicht empfindlich und lobt gern was zu loben ist. Besondern dichterischen Werth freilich dürfen diese Gedichte nicht für sich in Anspruch nehmen, aber sie gehören noch lange nicht zu dem Schwächsten, was die neuere Lyrik auf den literarischen Markt gebracht hat, und haben wenigstens zum Theil die gute Eigenschaft, aus warmer Empfindung herausgeschöpft zu sein. Verse wie der folgende:

Lerchen singen Frühlingslieder
Und der Winter ist vorbei.
Jeder Busen halle wieder
Diese frohe Melodei!
Schmelz' wie Eis und Schnee
Unsers Lebens Weh;
Denn der Lerche fröhlich Singen
Will uns Trost und Hoffnung bringen!

sprechen die Stimmung gut und einfach aus. Auch die Gedichte S. 26, 28, 30, 49, 52, 63 („In Masuren") zeichnen wir gern aus. Seite 37 ist in den ersten Versen der Volkston gut getroffen, das Uebrige aber zu gedehnt und daher der Schluß ohne rechte Wirkung. Das Gedicht S. 46 „an meiner Wiege ꝛc." scheint nicht mit erdichteten Schmerzen zu spielen, aber das „Herumgenergelt" am Schluß ist abscheulich. Einzelne Sachen sind in der Empfindung oder Behandlung originell zu nennen, z. B. S. 30 und 47. Originell, aber nicht zu loben, sind manche wunderliche Wortzusammensetzungen, wie „blüthentraurig" S. 55, was gar keinen verständlichen Sinn giebt. Daß sich der Dichter der alten nach mannhaften Kämpfen endlich mit dem Schwert niedergeworfenen Preußen mit so viel warmer Theilnahme angenommen hat, verdient Dank; kein fühlendes Herz kann bei diesem Streit auf Seiten der Ordensritter stehn. Die Geknechteten konnten mit Recht rufen:

„Soll der Mensch zum Menschen werden,
Tyrannei in Trümmer sinken,
Muß der Himmel roth sich färben,

Muß die Erde Herzblut trinken!
Blutig muß die Freiheit tagen,
Drum nur siegen oder sterben!
Krachend müssen Burgen stürzen,
Sonst ereilt uns ihr Verderben!
Darum Tod den schnöden Mördern!
Tod den Priestern! Tod den Rittern! —"

Sagen des Preußischen Samlandes von R. Reusch. Zweite völlig umgearbeitete Auflage herausgegeben von dem literarischen Kränzchen zu Königsberg. Verlag der Hartung'schen Buchdruckerei zu Königsberg. 1863.

„Aus dem Pöbel aufgegriffnen Sagen
„Wird noch Lob in dieser Zeit ertheilt,
„Ohne, wenn das Werk erscheint, zu fragen:
„Welchem Alten ist es nachgefeilt?"

Noch heute stimmt wohl mancher im Ernste in diese Klagen ein, die Platen mit gutmüthigem Spotte in den „Klagen eines Ramlerianers" dem ihm befreundeten Major von Knebel in den Mund legt; leider sind auch heute noch für viele die im Volke lebenden Sagen nichts weiter als witzlose und verächtliche Ammenmärchen, die einen Gebildeten nicht ansprechen können und die man vor allem von der Jugend fern halten müsse. Hatten doch vor noch nicht allzulanger Zeit auch die Volkslieder ein gleiches Schicksal! Man sah nur die Auswüchse, das Grobsinnliche und Rohe, das sich in ihnen allerdings vielfach vorfindet, und übersah ihre kraftvolle, poetische Frische, ihre natürliche, ungekünstelte Anmuth. Das Volkslied hat Herder zu Ehren gebracht; für die volksthümlichen Sagen und Märchen ist als Retter Jacob Grimm erstanden, der besonders darauf hinwies, „daß sie der Jugend und dem Volke bis auf heute gesunde Nahrung geben, von welcher es nicht ablassen wird, wie viel andere Speise man ihm vorschiebe." Geradezu von wissenschaftlicher Wichtigkeit sind die Volkssagen geworden, seit man bemerkt hat, daß sie noch manches Bruchstück der untergegangenen altdeutschen Religion enthalten. Seitdem hat man diesen lange unbeachteten oder gar verachteten Erzeugnissen des Volksgeistes mehr Theil-

nahme zugewandt und sie fleißig gesammelt. Mit ihrer Hilfe hat die deutsche Götterlehre einen neuen Aufschwung gewonnen; denn, indem man sie mit verständigem Urtheile sichtete und benutzte, ist es vielfach gelungen, aus ihnen die mangelhaften älteren Nachrichten über das deutsche Heidenthum zu ergänzen.

Eine der ersten durch die Gebrüder Grimm angeregten Sammlungen sind die Sagen des preußischen Samlandes von R. Reusch, welche vor ungefähr 25 Jahren in erster Auflage erschienen. Gleich damals erwarben sie sich den Beifall des urtheilsfähigsten Richters, Jacob Grimms, der von ihnen, ebenso wie von Kuhns märkischen Sagen, anerkannte, „daß sie allen Anforderungen entsprächen, und daß durch sie der Wahn zu Schanden gemacht würde, irgend eine Gegend Deutschlands sei arm an volksthümlichen Ueberlieferungen." Nach dieser Anerkennung aus dem Munde des Meisters darf ich mich eines besondern Urtheils über die neu erschienene zweite Auflage enthalten. Sie bringt noch reicheren Stoff zusammen. Die Zahl der gesammelten Sagen ist von 70 auf 93 gestiegen, von denen besonders die neu hinzugekommenen, welche sich auf Elemente, Bäume und Thiere beziehen, interessant sind. Aus ihnen erfährt man z. B., weshalb die Krähe immer dürstet; warum der Gietvogel sein „giet, giet" schreit; aus welchem Grunde Graspferdchen nimmer satt wird; welches Vergehen an den Ameisen dadurch bestraft wird, daß sich bei ihnen das gebrochene Kreuz auf Kinder und Kindeskinder forterbt — und Aehnliches. Auch die Anordnung der neuen Ausgabe ist zweckmäßiger. Die Sagen sind nach den Kapiteln der deutschen Mythologie von Jacob Grimm geordnet, um eine fortlaufende Beispielsammlung zu derselben zu liefern, und mit kurzen Anmerkungen versehen, vornehmlich um den Rückgang auf jenes Werk zu erleichtern.

Ob die Herausgeber indessen recht daran gethan haben, die nicht nach dem Volksmunde aufgezeichneten, sondern urkundlichen Quellen zu entnehmenden Sagen, wie ferner alle diejenigen, welche bereits handgerecht gesammelt sind, auszuschließen — darüber ließe sich wohl noch streiten. Daß eine strenge Durchführung dieses Prinzips ihnen selbst nicht angemessen erschien, beweist die Aufnahme der Adalbertssage, der Sage vom Lösnicker Trompeter und der vom Bernsteinvogt. Zwar sind die ersteren beiden in

den Anhang verwiesen, doch ebenda hätte wohl im Interesse der Vollständigkeit z. B. die Sage über Hans von Sagan ihren Platz finden können, die man in einer Sammlung samländischer Sagen ungern vermißt. Meines Erachtens wäre auch eine Aufführung der Königsberger Wahrzeichen und der an sie sich knüpfenden Sagen eine erwünschte Zugabe für das Buch gewesen.

Der Anhang giebt, wie das Vorwort sagt, „eine Reihe Volksthümer, welche sich füglicher hier, als in den später zu veranstaltenden Sammlungen der preußischen Volksmärchen, des Aberglaubens und der Gebräuche, der Volkslieder und Reime unterbringen lassen.“ Er enthält Lokalspöttereien, Volkswitze und volksthümliche Tondeutungen. Wir erfahren unter anderm, weshalb die Königsberger Glomsnickels und Sperlingsschlucker heißen, und warum die Fischhäuser die Spitznamen Gildekniper, Barensteeker, Möckeprötscher führen. — Unter den Volkswitzen vom Hans fiel mir der erste auf, da dessen hohes Alter sich zufällig nachweisen läßt. Fischart erzählt im Gargantua, der 1575 erschien, von dem faulen Heinz, „eben wie jener Knecht, da man ihn früh weckt „o de Vägelken pipen schun in den Rörken! oh, lat pipen, sahd he, lat pipen, de Vägelkens hefen klene Höfdken, hefen bale utgeslapen, averst min Höfedken is tomal gar grot, deit ime Noht me to slapen.“ — Was die Tondeutungen anbetrifft, so scheint man eine möglichst vollständige Zusammenstellung der volksthümlichen Auslegungen der Thierlaute beabsichtigt zu haben. Ich schließe es wenigstens daraus, daß die ähnlichen Deutungen derselben aus Meiers deutschen Kinderreimen und Fiedlers Volksreimen mitangeführt sind. Noch manches sonst würde man gefunden haben, wenn man auch den dritten Theil von Firmenichs Germ. Völkerstimmen benutzt hätte und wahrscheinlich auch in Wöstes Volksüberlieferungen in der Grafschaft Mark. Iserlohn, 1848 und in Jos. Haltrichs Abhandlung „Zur deutschen Thiersage,“ Kronstadt, 1855. Letztere beide kenne ich nur aus den Anführungen bei Firmenich.

Es wäre zu wünschen, daß die im Vorworte versprochenen Sammlungen preußischer Volksthümer nicht zu lange auf sich warten ließen, zumal für einzelne derselben schon bedeutende Vorarbeiten in den Neuen Preuß. Prov.-Bl. gemacht sind. Um das Volksthum unserer Provinz voll-

ständig zu umfassen, müßte man aber auch das ermländische, das masurische, das littauische Element in derselben berücksichtigen.

Möge die durch die neue Ausgabe der samländischen Sagen gegebene Anregung günstig wirken und diejenigen, welche dem deutschen Volksthume Theilnahme schenken, bewegen, ihre Thätigkeit diesem noch lange nicht genung angebauten Felde zuzuwenden. Allen aber, die zu Sammlungen auf diesem Gebiete geneigt sind, empfehle ich folgende Worte Jacob Grimm's zur Beherzigung: „Die Volkssage will mit keuscher Hand gelesen und gebrochen sein. Wer sie hart angreift, dem wird sie die Blätter krümmen und ihren eigensten Duft vorenthalten. In ihr steckt ein solcher Fund reicher Entfaltung und Blüthe, daß er auch unvollständig mitgetheilt in seinem natürlichen Schmuck genugthut, aber durch fremden Zusatz gestört und beeinträchtigt wäre. Nicht einmal soll da, wo sie lückenhaft vortritt, eine Ergänzung vorgenommen werden, die ihr wie alten Trümmern neue Tünche ansteht, und mit ein paar Strichen schon ihren Reiz verwischt."

H.

Der Withing von Samland.

Tragödie in fünf Akten von Ernst Wichert.

Nach längerer Zeit rief im vergangenen April einmal wieder die Muse eines einheimischen Dichters das Publikum in die Räume des Königsberger Stadttheaters. Es galt der Aufführung des „Withing von Samland," einer Tragödie von Ernst Wichert, dessen Dramen „Unser General York" und „Licht und Schatten" bereits vor mehren Jahren mit Beifall über unsere Bretter gegangen waren.

Der Dichter, welcher in dem erstgenannten dieser frühern Stücke seinen Stoff den Freiheitskriegen entnommen und für das zweite einen glücklichen Griff in die Verhältnisse des modernen Lebens gethan hatte, machte diesmal eine Episode aus den Kämpfen des deutschen Ordens in Preußen zum Vorwurf für seine Dichtung. Er hat damit unseres Erachtens keine so glückliche Wahl getroffen. Die Geschichte dieser, in einem etwas abgelegenen Winkel Europas vor sich gehenden Eroberungen scheint uns von zu partikulärem Interesse zu sein, um sie mit Erfolg in einem Drama zu verwerthen. Uns Altpreußen freilich wird durch den frühen und speciellen

Unterricht in der vaterländischen Geschichte ein gewisses Interesse dafür anerzogen. Aber selbst wir, dünkt uns, werden mehr durch die, doch überall gleiche Romantik solcher Kämpfe, und den Reiz gefesselt, den die Bekanntschaft mit ihren Schauplätzen hervorruft, als durch das wirklich Historische. Wieviel weniger also kann das Publikum Deutschlands, dem Romove und Gaukupp eine terra incognita, Herkus Monte und Hennig Schindekopf mythische Personen sind, an dieser Specialgeschichte Antheil nehmen.

Dieser Vorwurf ist jedoch ein mehr äußerlicher. Wir wollen damit nur unser Bedauern aussprechen, daß der Verfasser nicht besser auf den Geschmack der außerhalb unserer Provinz stehenden Kreise spekulirt, und ihnen sein Drama nicht durch die äußere Einkleidung mundgerechter gemacht hat.

Denn was den Kern des Stoffes anbetrifft, so ist derselbe für den dramatischen Dichter ein höchst werthvoller. Die Kämpfe einer glaubensmuthigen Schaar für Ausbreitung des Kreuzes auf der einen, eines kräftigen Naturvolkes für seine Freiheit und seine Götter auf der andern Seite sind eine so reiche Quelle echt dramatischer Situationen, bieten so viele, hochpoetische Gesichtspunkte, daß es am Ende gleichgültig wird, wo und unter welchen Parteien sie vor sich gehen. In dieser allgemeinen Beziehung darf die Tragödie hinsichtlich ihres Stoffes auf jeder Bühne Interesse für sich beanspruchen. Dies um so mehr, als der Dichter mit künstlerischer Hand aus dem ihm vorliegenden rohen Material ein anziehendes Gebilde geformt hat.

Er führt uns in Dietrich einen Preußen aus dem edeln Geschlecht der Withinge vor, der, in früher Jugend seinen Eltern durch den Predigermönch Bartholomäus geraubt, und in Deutschland erzogen, nun als ein Ritter des deutschen Ordens in sein unbekanntes Vaterland zurückkehrt, um gegen das eigne Volk zu kämpfen. Da enthüllt sich das Geheimniß seiner Geburt. Die Stimme des Vaterlandes übertönt in seinem Herzen den Eid, den er dem Orden geleistet, und damit ist ein echt tragischer Konflikt auf die geschickteste Weise herbeigeführt. Denn Dietrich will zwar für die Freiheit seines Volkes kämpfen; er will es aber als Christ thun und die Seinigen zu dem als allein wahr erkannten Glauben hinüberführen. Wie

aber der Orden das meineidige Glied zurückstößt, so wenden sich die Preußen, ihren heimischen Göttern getreu, von ihm ab, und sogar Wala, die Priesterin entsagt ihrer Liebe zu ihm. Anfangs siegreich gegen den Orden, sieht er sich bald in seinen Unternehmungen gelähmt; vereinsamt steht er da, weder ein deutscher Ritter, noch ein preußischer Fürst. Sein Tod ist die einzige mögliche Lösung dieses Zwiespalts.

Die Ausführung des durch diese Fabel gestellten Themas ist mit vielem dramatischen Geschick erfolgt und verräth bereits eine nicht unbedeutende Bühnenkenntniß.

In den ersten drei Akten ist die Entwickelung der Handlung lebhaft und in beständigem Fortschreiten begriffen. Zuerst wohnen wir der feierlichen Aufnahme Dietrichs in den Kreis der Ordensritter bei, in welchem ein neuer Krieg gegen die Preußen beschlossen wird. Der zweite Akt zeigt uns den Helden im Kampfe an der heiligen Eiche und spricht namentlich durch einige gut angebrachte theatralische Effekte an. Im dritten Akte sehen wir Dietrich mit Bartholomäus als Gefangene in dem Augenblicke, wo beide den Göttern geopfert werden sollen. Bereits ahnen wir dunkel seine Herkunft und sehen ihrer Entdeckung in diesem verhängnißvollen Momente mit gesteigerter Spannung entgegen. Indem wir mit den Handelnden lebhaft mitempfinden, wird eine Reihe von Affekten in uns geweckt, wie sie nicht reicher erfunden, nicht feiner kombinirt werden kann. Unser Gefühl ist getheilt zwischen dem Mitleid für den dem Tode geweihten Helden, und der Erbitterung gegen Bartholomäus, den Urheber seines Geschicks; die bange Furcht der ahnungsvollen Eltern Dietrichs vereinigt sich in uns mit der Hoffnung auf glückliche Lösung. Und nun gipfelt sich die Handlung in der Entdeckung selbst: Dietrich, den seine Phantasie schon auf den lodernden Holzstoß geführt, sieht sich plötzlich an dem Herzen seiner freudetrunkenen Eltern, als der Fürst eines Volkes, das ihn mit jubelndem Zurufe begrüßt.

Gewiß, die wirklich künstlerische Anlage und vortreffliche Durchführung dieses Aktes, der auch bei der Aufführung einen nachhaltigen Eindruck machte, liefert ein unwiderlegliches Zeugniß für das bedeutende dramatische Talent Wicherts.

Nach jenen so effektvollen Scenen erscheinen die beiden letzten Akte

etwas matt. Es fehlt ihnen der rasche Fluß einer lebendigen Handlung. Im vierten Akte sehen wir äußerlich eigentlich nur, daß Dietrich den Orden siegreich bekämpft. Uebrigens erhält man mehr ein Bild der Kämpfe im Innern des Helden. Der Dichter sucht in einigen Scenen zwischen ihm und den Ordensrittern und dann den Preußen, insbesondere der Priesterin Wala seine Doppelstellung und seine in Folge hievon eintretende Isolirung mit allen ihren Konsequenzen zu veranschaulichen. Zwar führt er diese Aufgabe sorgfältig durch und überrascht sogar durch den zuletzt in seinem Helden hervorbrechenden Entschluß, dem heiligen Adalbert gleich, den Seinen ein Apostel zu werden, um so einen Ausweg aus aller Irrsal zu gewinnen. Aber doch wird der Mangel an Handlung ziemlich fühlbar und der Dialog, der jetzt oft einen rein reflektirenden Charakter annimmt, wirkt, trotz mancher trefflicher Details, schließlich etwas ermüdend. Der Dichter war sich wohl bewußt, daß er die hier behandelte Grundidee seiner Tragödie dem Zuschauer vergegenwärtigen und denselben gleichzeitig einen Blick in die Seele seines Helden thun lassen mußte. Er schlug aber einen nicht ganz vortheilhaften Weg dazu ein. Zum Wesen des Dramas gehört einmal nothwendig die Handlung. Er mußte daher die innern Vorgänge in seinem Stücke soviel als möglich durch äußere zur Anschauung bringen, und den Helden mußten wir weniger aus seinen Empfindungen, als vielmehr aus seinem Thun, aus seinem Verhalten gegenüber äußern Ereignissen kennen lernen.

Daß dies unseres Erachtens mehr, als es geschehen, möglich gewesen wäre, wollen wir hier nur andeuten. Die altpreußische Partei, an ihrer Spitze Sclodo, will Dietrich, dessen Christenthum ihr verdächtig, dessen Macht ihr unbequem ist, zwingen, sich zu den alten Göttern zu bekennen, um, da er das voraussichtlich verweigern wird, selbst wieder zur Herrschaft zu gelangen. Bei einem Siegesfest soll er, als oberster Feldherr, selbst den Göttern den Dank des Landes darbringen. Warum sehen wir diesen Vorgang, für den dramatischen Dichter gewiß keine so undankbare Aufgabe, nicht auf der Bühne? Bei ihm war der Charakter, wie der Seelenzustand Dietrichs auf das Deutlichste hervorgetreten, und gleichzeitig hätte der Grundton der Tragödie, mit all seinen Harmonien und Dissonanzen, mächtig hindurch geklungen. Und warum müssen wir im fünften

Alle von der Bekehrung der Heiden durch Dietrich nur erzählen hören? Wieviel anregender hätte der Dichter gewirkt, wenn er diese Scene, deren bedeutender Erfolg schon an dem Eindruck zu ermessen war, welchen die, übrigens glänzende Erzählung des Bartholomäus davon hervorbrachte, nicht hinter die Koulissen verlegt hätte.

Da er dies that, so hat auch der fünfte Akt anfangs keinen rechten Zug. Erst im weitern Verlauf kommt durch den freiwilligen Tod Walas mehr Leben hinein, und als sehr gelungen müssen wir die Schlußscenen bezeichnen. An der Leiche Walas, welche beide liebten, treffen Dietrich und Sclodo aufeinander: hier der Christ, dort der Heide und zwischen ihnen die liebliche Mädchengestalt, diesem durch ihre Liebe, jenem durch den Glauben angehörend, und jetzt beiden entrissen. Wie rührend ist nicht diese Gruppe, wie ergreift uns der Streit, der sich zwischen beiden Nebenbuhlern an der Bahre entspinnt und mit Dietrichs Tödtung endet. Wie versöhnend endlich wirkt der Schluß. Auf den sterbenden Dietrich fällt ein verklärter Glanz: er hat einen Theil der Seinen zum Christenthum bekehrt, und dies schützt sie vor der Vernichtung durch den Orden.

Mit der Art freilich, wie der Verfasser seinen Helden in diesen Scenen den Tod finden läßt, können wir uns nicht völlig einverstanden erklären. Denn sein Tod mußte die letzte Konsequenz seines Schicksals, das Resultat des Konflikts sein, in den er gerathen. Indem er ihn aber hier, an der Bahre Walas, durch die Hand Sclodos, des eifersüchtigen, von ihr verschmähten Liebhabers findet, scheint es, als habe denselben seine Liebe zu Wala herbeigeführt, also ein im Verhältniß zum Ganzen nur unwesentlicher Umstand. Bei schärferm Hinblicken gewahrt man freilich, daß eben so sehr die Eifersucht auf Dietrich als seinen politischen Gegner in Sclodo ein Motiv für seine blutige That war. Allein grade in der Situation, in welcher wir den Gegner vor uns sehen, ist dieser Beweggrund zu sehr in den Schatten gestellt.

Auch insofern läßt uns der Schluß keine volle Befriedigung empfinden, als der poetischen Gerechtigkeit nicht überall Genüge gethan zu sein scheint.

Sclodo wird zwar gleich nach dem Morde Dietrichs in dem sich nun mit den Ordensrittern entspinnenden Kampfe getödtet; wir vermögen hier-

in aber nicht die Strafe für den tückischen Schwerdtstoß in Dietrichs Herz zu erblicken, denn dieser Tod konnte nicht nur eintreten, ohne daß jene Unthat vorher ging; er scheint für Sclodo, der ihn im Kampfe für sein Vaterland erleidet, sogar ehrenvoll.

Eine andere Figur der Tragödie, der Predigermönch Bartholomäus, eine übrigens großartig angelegte und durch ihren unheimlichen Fanatismus zugleich anziehende und abstoßende Gestalt, entrinnt dem Arm der poetischen Gerechtigkeit vollständig. Bartholomäus ist es, wie erwähnt, der Dietrich seinen Eltern und seinem Vaterlande entrissen, der ihn als Feind dorthin zurückgeführt hat. Er ist ihm also doppelt verhängnißvoll geworden. Unser Gefühl verlangt unwillkührlich eine Sühne dieser frevelhaften Eingriffe in ein fremdes Menschendasein, durch welche dasselbe schließlich vernichtet wird. Denn mit dem Glaubenseifer des Mönchs, dem das Heil der Kirche über Alles geht, können wir diese Handlungen unmöglich entschuldigen. Statt dessen aber sehen wir Bartholomäus aus allen Verwickelungen unversehrt hervorgehen.

Schließlich müssen wir auf die Hauptvorzüge des hier besprochenen Dramas, soviel sie nicht bereits hervorgehoben sind, zurückkommen. Wir rechnen dazu die stattliche Reihe anziehender, mannigfacher und konsequent durchgeführter Charaktere, sowie eine reiche, edle und schwungvolle Sprache. Die Erzählung Glandes von dem Raube seines Sohnes im Besonderen, sowie die des Bartholomäus von der Bekehrung der Heiden durch Dietrich sind durch die Lebendigkeit und Kraft der Schilderung in ihnen zu wahrhaften kleinen Meisterstücken geworden.

Der Erfolg, den das Drama auf der Bühne hatte, kann als ein im Ganzen günstiger bezeichnet werden, wie häufige lebhafte Beifallsspenden und wiederholter Hervorruf des Dichters, sowie einzelner der Mitwirkenden bewiesen. Er würde, bei der anerkennenswerthen Sorgfalt, welche die Direction auf die äußere Ausstattung verwendet hatte, und bei dem trefflichen Spiel der Repräsentanten des Hochmeisters, des Komthurs, des Dietrichs und des Bartholomäus, noch bedeutender gewesen sein, wenn nicht leider die Rollen der Wala und des Sclodo ziemlich schwach, und die der Gela (Mutter Dietrichs) geradezu ungenügend besetzt gewesen wären.

Dr. Jolowicz' Vorlesungen über die Geschichte des Judenthums.

Ueber die Wichtigkeit des Themas, das diese im verflossenen Winter in unsrer Stadt gehaltenen Vorträge behandelten, wird unter den Freunden der Philosophie und Geschichte nur eine Stimme sein; und je größer die Schwierigkeiten sind, mit denen die Erörterung dieses Gegenstandes vor einem gemischten Publikum noch zu kämpfen hat, um so dankenswerther ist es, wenn ein Gelehrter, der, wie der Verfasser dieser Vorlesungen, sie nach allen Seiten zu würdigen im Stande ist, sich durch dieselben nicht abschrecken läßt, den Gegenstand öffentlich zur Sprache zu bringen. Wir übertreiben nicht, wenn wir die Darstellung, die in diesen Vorlesungen gegeben werden sollte, als eine durchaus neue Aufgabe bezeichnen. Denn die wissenschaftliche Darstellung der Geschichte des Judenthums behandelt eine derjenigen Fragen, deren Beantwortung auch nicht einmal versucht werden konnte, ehe das Leben der civilisirten Völker in das gegenwärtige Stadium seiner Entwickelung eingetreten war.

Die welthistorischen Schöpfungen, die wir mit den Namen des Judenthums und Christenthums bezeichnen, stehen in einem so innigen und durchgängigen Zusammenhange, daß es unmöglich ist, eine derselben ohne die gründliche und allseitige Kenntniß der anderen zu erklären und zu begreifen. Doch schließt bekanntlich die Unzertrennlichkeit, auf die Natur und Schicksal es abgesehen haben, keineswegs die Möglichkeit einer gegenseitigen Entfremdung aus; wo diese einen gewissen Grad erreicht, muß selbst dasjenige, was unter andern Umständen zu entgegenkommendem Zusammenwirken eingeladen hätte, abstoßend wirken. Welche Dimensionen diese, schon das persönliche Schicksal der Individuen oft so entschieden bestimmende Wirkung da annehmen kann, wo dieselbe, wie es im Leben großer Parteien der Fall ist, Zeit hat, sich durch die Verbindung unzähliger Umstände Jahrhunderte hindurch zu befestigen, lehrt aber jeder Blick auf die Geschichte des Judenthums und Christenthums. Alles, was der Fortschritt der Civilisation in diesem Fall leisten kann, beschränkt sich darauf die leidenschaftlichen Ausbrüche des Hasses zu hindern und aus der Gesetzgebung allmählich die Roheiten zu entfernen, durch die das so lange allein maßgebende

Recht des Stärkeren sie verunstaltete. Daß eine solche Veränderung aber nichts dazu beitragen kann, dem Kriegszustande selbst ein Ende zu machen, in dem die entgegenstehenden Meinungen sich befinden, ist Jedem klar; ja er erhält sich um so länger, je mehr die Manieren der Toleranz, die jede der feindlichen Parteien anzunehmen sich genöthigt sieht, die streitenden Ueberzeugungen an ein gegenseitiges Ignoriren gewöhnen, mit dessen Hilfe sich die nicht zu umgehenden Forderungen des äußern Anstandes am leichtesten erfüllen lassen. Ohne seltsame Fehlgriffe, Ueberraschungen und Mißverständnisse wird es deshalb schwerlich abgehen, wenn endlich, von welcher Seite her man auch damit den Anfang mache, die feindlichen Brüder, die so lange nur durch Schweigen über ihre beiderseitigen Ansprüche ein erträgliches Zusammenleben zu erhalten im Stande gewesen, diese unter gegenseitiger Controlle, einer neuen Revision zu unterwerfen und sich über dieselben offen auszusprechen veranlaßt werden. Indeß muß doch, wenn nicht Alles, was man von dem Fortschritt des öffentlichen Urtheils rühmt, sich als Illusion erweisen soll, die Aehnlichkeit zwischen gewissen Haupterscheinungen in der Geschichte des Judenthums und des Christenthums beiden Theilen so in die Augen springen, daß sie nicht darüber in Zweifel sein können, wie sehr ein fortgesetzter Gedankenaustausch über dieselben jedem durch das Interesse der Selbstbeurtheilung geboten ist.

Will man diesen für beide Theile gleich wichtigen Vortheil so scharf als möglich hervorheben, so ist keine Seite der Geschichte des Judenthums zu diesem Zwecke geeigneter, als diejenige, bei welcher der Vorlesende, wir wissen nicht, ob von dieser oder welcher anderen Rücksicht geleitet, am längsten in seiner Betrachtung verweilte, wir meinen die Eigenthümlichkeit, durch welche das Judenthum sich als eine an die Autorität einer Schrift gebundene religiöse Ueberlieferung charakterisirt.

Die Originalität des Judenthums, die man fast ausschließlich mit Hinweisung auf den Inhalt des religiösen Bewußtseins nachzuweisen pflegt, tritt unseres Erachtens noch um Vieles bestimmter und augenfälliger hervor, wenn man sich die Form vergegenwärtigt, die das Judenthum für seine religiöse Ueberlieferung gewählt. Nichts liegt näher, als die Entwickelung des Judenthums in dieser Beziehung mit der Religion derjenigen Völker zu vergleichen, die unmittelbar nach dem Semitischen

Volksstamme auf dem Schauplatz der Geschichte erscheinen. Man wird einräumen, daß die Bedeutung der Schrift für den Fortschritt des Culturlebens im Allgemeinen sich bei keiner andern Nationalität so geltend gemacht, als bei dem Hellenischen Volksthum. Die Griechen sind es, von denen die gesammte Welt der abendländischen Civilisation den Begriff der Litteratur selbst empfangen hat. Dennoch ist innerhalb der Griechischen Culturentwickelung von dem Schriftthum für das religiöse Leben so gut als gar kein Gebrauch gemacht, sondern es bleibt die charakteristische Beschränktheit auf die Gebräuche des Cultus, mit der die Geschichte dieser s. g. heidnischen Religion beginnt, durch alle Jahrhunderte ihrer Ausbildung mit derselben unzertrennlich verbunden; während das Gemälde des Judenthums im Gegentheil den Eindruck macht, als hätte sich in demselben nie das Bedürfniß geregt, die Schrift für andere als religiöse Zwecke zu verwerthen.

Diese scharf umgrenzte Eigenthümlichkeit des Mosaismus, die während der Geschichte des Alterthums eine isolirte Thatsache bleibt, erscheint sofort in einer neuen Gestalt, als das Christenthum auftritt. Was dort Originalität ist, wird hier Nachahmung. Von keiner Seite läßt sich zwischen Judenthum und Christenthum eine so vollständige Parallele ziehn, als wenn man den Entwickelungsgang beider Religionen in ihrer Abhängigkeit von der Entstehung und dem Gebrauch einer heiligen Schrift ins Auge faßt. In keiner Beziehung tritt der nachhaltige Einfluß, den das Judenthum auf das Christenthum ausgeübt, augenscheinlicher hervor, als wenn man die Geschichte der christlichen Kirche mit Rücksicht auf ihre heiligen Bücher betrachtet. Um sich des ganzen Gewichts dieses Einflusses bewußt zu werden, darf man sich nur vergegenwärtigen, wie sich diese von der christlichen Kirche sehr bald mit der äußersten Entschiedenheit verfolgte Richtung zu dem ursprünglichen Plan dessen verhält, den man sich als den Stifter des Christenthums zu betrachten gewöhnt hat. Indem derselbe Galiläische Fischer zu seinen Boten erwählte, lag ihm sicher nichts ferner, als die alte oder eine neue Theologie zur Grundlage oder auch nur zu einem Hauptfactor seiner religiösen Wirksamkeit zu machen. Wir sehen hier gänzlich davon ab, was sich für oder gegen die der jüdischen Theologie so natürliche Auffassung sagen ließe, nach welcher das Christenthum keinen

andern Beruf zu erfüllen gehabt, als den einer Missionsanstalt des Mosaismus; daß die christliche Kirche sich durch den Anschluß an die jüdische Abhängigkeit der religiösen Ueberlieferung von der Autorität einer Schrift auch als eine solche Missionsanstalt darstellt, ist eine geschichtliche Thatsache.

Jede an heilige Bücher gebundene religiöse Ueberlieferung geht von der Annahme aus, daß Gesetze und Aufträge, die der Prophet unmittelbar empfangen, als Stimmen der Gottheit in seinem Innern vernommen und mit bestimmter Beziehung auf die Zustände und Bedürfnisse seiner Umgebung kund gegeben, nachfolgenden Geschlechtern, denen aus dieser Quelle zu schöpfen versagt sei, einen hinreichenden Ersatz für das, was ihnen selbst nicht geboten ist, zu gewähren im Stande seien. Der einzige Weg, diese Annahme für die Fortentwickelung des religiösen Lebens fruchtbar zu machen, ist offenbar Deutung und Auslegung, die in der Geschichte des Mosaismus unter dem Namen Midrasch bekannte Thätigkeit. Wie weit die Richtungen von einander abweichen können, die sich bei der Verfolgung dieses Weges unter dem Einfluß der wechselnden Umstände einschlagen lassen, und wie verschieden auf den höhern oder niedern Stufen des Bewußtseins und der Einsicht, die in Bezug auf die Natur der hier vorliegenden Aufgabe und die zur Lösung derselben zu Gebote stehenden Mittel zu unterscheiden sind, die Resultate dieser Thätigkeit werden müssen, ist für Alle, die es aus dem Wesen der Sache selbst abzuleiten außer Stande sind, wenigstens aus den Zeugnissen der Geschichte ersichtlich. Ist es einerseits unzweifelhaft, daß Zeitalter, die vor den Versuchungen nicht auf ihrer Hut sind, von denen diese Bahn der religiösen Entwickelung umgeben ist, sich selbst in den rohesten Fetischdienst verirren können, so wäre andrerseits nichts übereilter als die Behauptung, daß es für diejenigen, die auf diesem Wege verweilen, überhaupt unmöglich sei, die Bedingungen zu erfüllen, von denen der Fortschritt der religiösen Erkenntniß abhängt.

Das große Gebiet des Möglichen, das sich hier vor dem Forscher ausbreitet, mit Hilfe wohl erwogener Grundsätze sicher zu überblicken, scharf abzugrenzen und richtig einzutheilen, heißt sich mit einer Aufgabe beschäftigen, deren wissenschaftliche Lösung für eine unparteiische Beurtheilung der einflußreichsten Erscheinungen der Religionsgeschichte und für eine allseitige Bekanntschaft mit den Gefahren, von denen die Entwicke-

lung der Zukunft auf diesem Gebiete bedroht ist, eine der sichersten Bürgschaften wäre; und wenn der Verfasser der Vorlesungen, auf die wir hier zurückgekommen sind, bei seiner umfassenden Kenntniß jüdischer und christlicher Geschichte und bei der Freiheit von vorgefaßten Meinungen, die er sich zu erwerben gewußt hat, die von den in den Vorträgen angedeuteten Gesichspunkten aus zu gewinnenden Resultate einem größern Publikum vorzulegen sich entschließen könnte, so würde damit sicher ein wichtiger Beitrag zur Lösung jener schwierigen Aufgabe geliefert sein.

Mittheilungen und Anhang.

Schakspeare-Feier in der Provinz.

Elbing.

Die Feier im Schauspielhause wurde eröffnet mit der Ouverture zu Coriolan von Beethoven. Es folgte die Festrede Kreyßig's, worüber unten das Nähere, dann die Ouverture zum Sommernachtstraum von Mendelssohn und endlich ein Festspiel mit lebenden Bildern (Prospero und Ariel, Cäsars Tod, Romeo und Julie, ein Sommernachtstraum, begleitet von Declamation) und Scenen aus S's. Dramen (Was ihr wollt, die lustigen Weiber von Windsor) abschließend mit einem Epilog Ariels. Nach der Feier fand im Saale der Loge ein Festessen für Damen und Herren statt.

Die schwunghafte Festrede F. A. Th. Kreyßig's, (in weiten Kreisen bekannt durch seine „Vorlesungen über Schakspeare, seine Zeit und seine Werke,") ist im Verlage der Neumann-Hartmannschen Buchhandlung daselbst im Druck erschienen*) und dadurch allen Freunden des gefeierten Dichters und seines begeisterten Erklärers zugänglich geworden. — Ausgehend von dem naheliegenden Vergleich mit der Schiller-Feier, deren Berechtigung nach jeder Seite hin sich von selbst zu verstehen schien, stellt der Redner die Vorfrage, ob Schakspeare als Brite gleichen Anspruch auf den Cultus des deutschen Volkes erheben dürfe. Dazu würde ihm, antwortet er, selbst die größte dichterische Vollkommenheit allein und die Verehrung der Kenner und Eingeweihten noch keine Berechtigung geben: nur das Schöne, dem zugleich das Gute und Wahre inne wohnt, darf Gegenstand der Volksverehrung werden. Aber Schakspeare ist in der That als „der wahre vollständige Vertreter der gesammten geistigen und gemüthlichen Grundanlagen des germanischen Stammes," als der „Vater des deutschen Dramas" anzusehn, und darf daher für uns kein Fremder genannt werden. — Nicht ganz so einfach beantwortet sich die Hauptfrage nach der volksthümlich-sittlichen Berechtigung seines Cultus. Hier ist der Kampf gegen die Prüderie (England hat es sogar schon zu einem „Family Shakspeare,

*) Ueber die sittliche und volksthümliche Berechtigung des Schakspeare-Cultus. Festrede bei der Schakspeare-Feier in Elbing am 23. April 1864 gehalten von F. A. Th. Kreyßig. Elbing 1864 Neumann-Hartmannsche Buchhandlung.

will sagen: Schakspeare, frisirt und geputzt und präsentabel gemacht für die gute Gesellschaft unserer fortgeschrittenen Zeit," gebracht), gegen superfeine Theaterkritel-Aesthetik und gegen theologisch-moralisirenden Rigorismus noch immer nicht völlig siegreich bestanden. Und doch lehrt kaum ein anderer Dichter so anschaulich wie er „die stille Arbeit des Weltgeistes zu erkennen und seine Stimme zu vernehmen in unserm Gewissen," und doch ruhen alle seine Dichtungen auf jenem Grundgesetze der sittlichen Weltordnung: daß alles Uebermaß sich strafe, und doch ist er mehr wie jeder andere der Dichter der That, in deren scharfer Probe sich selbst die anmuthige und huldvolle Erscheinung seiner idealen Frauengestalten vollendet. Gerade in dieser Eigenschaft liegt seine sittlich-volksthümliche Macht und wird in Deutschland mehr und mehr an Einfluß wachsen, je mehr wir daran arbeiten, aus einem „Volk von Denkern" (alias Träumern!) ein Volk von Männern zu werden. So erscheint die Hoffnung nicht eitel, „daß einst auch unser deutsches Volksbewußtsein sich in der Welt der Schakspeareschen Dichtung so heimisch fühlen möge, wie das bisher nur bei einem Theile unserer gebildetsten Kreise gerühmt werden darf." — Wie reiche Anregung (etwas Mehreres beabsichtigt der Verfasser nicht) diese kleine Schrift zu geben vermag, wird schon nach diesem kurzen Referat klar sein.*) —

Danzig.

Die Feier des 300jährigen Geburtstages Schakspeares wurde in Danzig in mehreren Lokalen durch verschiedene theatralische und musikalische Aufführungen begangen und erfreute sich einer zahlreichen Betheiligung von Seiten des Publikums. Das Comité der Schakspeare-Feier hatte eine Festvorstellung und Festtafel im Saale des Schützenhauses veranstaltet. Jene zerfiel nach dem gedruckten Programm in 8 Abtheilungen. Die erste wurde mit der Ouverture zu Julius Cäsar von R. Schumann eröffnet. Sodann pries ein von Oswald Stein gedichteter Prolog den unsterblichen Dichter.

„Der . . mit sichrem Geiste das brausende Viergespann
Natur und Schicksal, Willen und Gedanken
Am starken Zügel hält in zweifellosen Schranken! —
Der . . Alles, was gut und groß, wie was wild und schrecklich heißt,
Aller Bosheit und Frevel, alles Edlen gesammelten Geist,
Jeglicher Zeit zum Spiegel, eine Chronik allen Ohren,
In so markvollen Gestalten wieder und wieder beschworen,
So lebensreichen, daß ihrer noch keine bis heut verloren! —
Sie leben, lieben und leiden, genießen und vergehn,
Um immer wiedergeboren frischathmend zu erstehn! —"

---

*) Wie wir zu unserer großen Freude in Erfahrung gebracht haben, beabsichtigt der Geh. Commissionsrath Woltersdorff im nächsten Winter einen Cyclus Shakespearescher Werke auf der Königsberger Bühne zur Aufführung zu bringen. Der Dichter würde dadurch dem weiteren Publikum wesentlich näher gebracht werden.

Darauf folgten nach einander unter passender Musikbegleitung 3 lebende Bilder aus Hamlet, Richard III. und Othello. Die zweite Abtheilung führte, nach vorhergegangener Ouverture zu den lustigen Weibern von Windsor von Nicolai, zwei Scenen aus dem ersten Theil des Heinrich IV. vor. Mit der Ouverture zu Coriolan von L. von Beethoven begann die 3. Abtheilung; als lebende Bilder folgten sodann die Gerichtsscene aus dem Kaufmann von Venedig und Romeo und Julie. Darauf trat die dramatische Muse als Epilog (gedichtet von Dr. Cosack) auf und schmückte in dem letzten lebenden Bilde die kolossale Büste Schakspeare's umgeben von seinen Gestalten mit Lorbeerzweigen. Der Hochzeitsmarsch aus dem Sommernachtstraum von Mendelssohn-Bartholdy beschloß die Festvorstellung. — Bei der Festtafel brachten Dr. O. Stein, Justizrath Martens, Dr. Cosack, Friedländer und Dr. Wulckow die Toaste auf Schakspeare, — auf die deutsche Dichtung, — auf die Mitwirkenden, — auf die wohlwollende Kritik und auf die Frauen aus. — Wir fügen zu diesem Berichte noch die erfreuliche Anzeige des Vorstandes der Danziger Schiller-Zweig-Stiftung vom 23. Mai 1864 in der Danz. Ztg. Nr. 2437, daß der nicht unbedeutende Ueberschuß von 139 Thlr. 19 Sgr. (Kosten: 703 Thlr. 11 Sgr. Einnahme: 843 Thlr.) nach Beschluß des Comité's der Schakspeare-Feier vom 25. April der Kasse der Schillerstiftung überwiesen worden ist.

Auch die „volksthümliche Feier" im Lokale des alten Weinberges zu Schidlitz fand zahlreiche Theilnahme und wohlverdienten Beifall. A. L. Lua hielt hier die Festrede; dieselbe ist kürzlich zur Erinnerung an diese volksthümliche Feier im Verlage von Const. Ziemssen in Danzig im Druck erschienen. —

Die Danziger Bühne hatte, weil schon am 15. April geschlossen, keine Schakspeare-Feier.

Noch erwähnen wir einer in der Danz. Ztg. angezeigten und in Léon Sauniers Buchhandlung vorräthigen Festgabe von dem durch seine Geschichte der Tanzkunst bekannten Alb. Czerwinski unter dem Titel: „William Shakespeare und die beiden ersten berühmten Darsteller seiner Charaktere. Eine Festgabe zur 300jährigen Geburtstagsfeier des Dichters." $1^1/_2$ Sgr.

Provinzial-Geschichts-Kalender.

2. Juli 1186. Stiftung des Cistercienser-Klosters Oliva durch die Herzöge von Pommern-Danzig. (Th. Hirsch in Scriptt. rer. Pruss. I. S. 667. No. 3.)

3. Juli 1364. Gründung der Stadt Wartenburg durch Heinrich von Leyssen, den Bruder des Gründers von Allenstein. Die Handfeste der Stadt ausgestellt von Bischof Johannes d. d. „bei Wartberg im Jahr des Herrn 1364, an der Octave von Peter und Paul." (Codex dipl. Warm. II. S. 380.)

4. Juli 1243. Wilhelm von Modena, apostolischer Legat, theilt Preußen in vier Bisthümer und bestimmt ihre Grenzen. (30. ej. bestätigt Papst Innocenz IV. diese Theilung.) (Cod. dipl. Warm. I. Diplomata S. 5 und 8. No. 5 und 6.)

6. Juli 1580. **Johann Stobbäus**, ein Schüler Johann Eccards, zu **Graudenz** geb. Studirt in Kgsbg., 1602 Kantor an der Domkirche, 1626 preußischer Capellmeister.

7. Juli 1807. Kaiser Alexander von Rußland schließt zu **Tilsit** auf dem Niemen Frieden mit Napoleon. Der großmüthige Verbündete Friedr. Wilh. III. nimmt aus der seinem alten Waffenbruder abgenommenen Beute nur den Bialystocker Kreis für sich.

8. Juli 1310. Bischof Eberhard von Ermland stellt das Gründungs-Privilegium der Stadt **Frauenburg** aus. (Cod. dipl. Warm. I. Dipl. S. 266. No. 154.)

9. Juli 1807. Friede zu **Tilsit** zwischen Friedr. Wilh. III. und Napoleon.

11. Juli 1350. Kirche, Hochaltar und Kirchhof des Cistercienser-Nonnenklosters im **Löbenicht zu Königsberg** werden geweiht. (Scrptt. rer. Pruss. II. S. 511. A. 413.)

12. Juli 1337. Das ermländische Kapitel stellt das **Gründungs-Privilegium** der Stadt **Rössel** aus. (Cod. dipl. Warm. I. Dipl. S. 467. No. 285.)

15. Juli 1410. Niederlage des deutschen Ordens bei **Tannenberg**. Hochmeister **Ulrich von Jungingen** fällt.

16. Juli 1724. Bei einer Procession der Katholiken auf dem Jakobskirchhof in **Thorn** entsteht eine Schlägerei; dabei wird ein Jesuitenschüler Stanislaus Lysiecki, der die Schlägerei begonnen hatte, verhaftet. (Thorn. Wochenbl. 1863.)

17. Juli 1724. Das Jesuiten-Collegium in **Thorn** wird von Volkshaufen erstürmt und dabei Vieles verbrannt. (Thorn. Wochbl. 1863.)

19. Juli 1569. **Albrecht Friedrich** wird zu Lublin mit **Preußen** belehnt, wobei auch die Abgesandten des Kurfürsten von Brandenburg die Mitbelehnung erhalten.

20. Juli 1661. Der Rath zu **Thorn** beschließt, den Rector des Gymnasiums **Heinrich Schävius**, weil er in einer gedruckten Disputation philosophiam Aristotelicam und ihre principia verworfen, auch von Aristotele selbst, daß er scholas autoritate sua dementaverit, geurtheilet, zu verwarnen, daß er hinkünftig nicht so schlechterdings philosophiam Aristotelicam verwerfen solle. (Thorn. W. 1863.)

22. Juli 1784. **Friedr. Wilh. Bessel** geb. zu Minden.

23. Juli 1343. König Kasimir von Polen und Hochmeister Ludolf König ratificiren in persönlicher Zusammenkunft den **Frieden von Kalisch**: Polen verzichtet definitiv auf Pommern (d. i. Pommerellen), Kulmerland und Michelau. (Caro, Geschichte Polens II, 257.)

23. Juli 1856. **Heinrich Theod. v. Schön**, Königl. Preuß. Staats-Minister a. D., Ritter des schwarzen Adler-Ordens und Burggraf von Marienburg, † auf seinem Gute **Arnau** bei Königsberg.

24. Juli 1822. **Ernst Theod. Amadeus** (eigentl. **Wilhelm**) **Hoffmann** aus **Königsberg** (1776 d. 24. Jan. geb.), der bekannte Verf. der **Phantasiestücke in Callots Manier**, der **Serapionsbrüder**, der **Lebensansichten des Kater Murr** rc. † als Kammergerichtsrath zu Berlin.

27. Juli 1753. **Christian Jacob Kraus** geb. zu **Osterode** in Ostpreußen.

28.—30. Juli 1656. Dreitägige Schlacht bei Warschau: Sieg der Brandenburger und Schweden über die Polen.

29. Juli 1605. **Simon Dach** zu Memel geb.

30. Juli 1772. **Aug. Wilh. Heidemann** (Oberbürgermeister der Stadt **Königsberg** und Mitstifter der Landwehr) zu Stargard in Pommern geb.

1. Aug. 1252. Gründung der Stadt **Memel**.

3. Aug. 1818. Die Provinzialschule in **Lyck** wird als **Gymnasium** eröffnet. (Hennig.)

5. Aug. 1579. Der ermländische Bischof, Kardinal **Stanislaus Hosius** (**Gründer des Lyc. Hosianum** in **Braunsberg**) † in Capranica bei Rom. (**Zeitschr.** f. d. **Gesch.** und **Alterthumsk.** Ermlands I./356.)

8. Aug. 1460. **Der Marienburger** Bürgermeister **Bartholomäus Blume** wird in Marienburg von den Polen enthauptet, geviertheilt und an die Thore der Stadt genagelt. Ihm zu Ehren ist daselbst im Mai 1864 das **Blume-Denkmal** aufgestellt und am 15. Juni unter dem Augurium des Bürgermeisters Horn feierlich enthüllt worden. Es steht auf einem freien Platze auf dem neüen Wege dem Ritterschlosse gegenüber. Der unterste Sockel hat $10^1/_2$ Fuß im Quadrat, auf welchem sich ein zweiter Sockel von 7 Fuß im Geviert auflegt. Dann kommt der eigentliche Kern des Monuments, ca. 10 Fuß hoch, $3^1/_2$ Fuß stark und mit Zinnen gekrönt. Auf diesem Kern ist eine gothische Spitze, mit Kreuzblumen geziert, welche durch gothische Bogen unterstützt wird. Das ganze Denkmal ist mit Einschluß der Spitze etwa 18 Fuß hoch, von dem Steinmetz Merkel in Halle in rothem Sandstein gearbeitet und trägt folgende Inschriften: Die vordere Seite: „Dem Andenken des Bürgermeisters Bartholomäus Blume, gest. den 8. Aug. 1460." Linke Seite: „Dem kühnen und treuen Kämpfer für deutsches Recht und deutsche Herrschaft wider fremde Willkür und Landesverrath." Rechte Seite: „Zum 400jährigen Todestage des für seine Gesinnungstreue geopferten Mannes die Stadt Marienburg den 8. Aug. 1860." Die hintere Seite soll mit dem Stadtwappen geziert werden. (s. „Die Enthüllung des Blume-Denkmals in Marienburg." Danz. Z. 20. Juni. No. 2476.)

8. Aug. 1736. **Joh. Georg Scheffner** geb. zu **Königsberg**.

12. Aug. 1308. Bischof **Eberhard v. Ermland** stellt das Gründungs-Privilegium der Stadt **Heilsberg** aus. (Cod. dipl. Warm. I. Dipl. S. 246. No. 142.)

12. Aug. 1551 (nicht 1554). **Paulus Speratus**, evangelischer Bischof von Pomesanien, † in **Marienwerder** im 67. Lebensjahre nach 27jähriger Amtswirksamkeit in Preußen und im 22. Jahre seines bischöflichen Amts. (**Cosack**, Paulus Speratus **Leben** und Lieder. Braunschweig, 1861.)

14. Aug. 1841. **Johann Friedrich Herbart** (von 1809 bis 1833 Prof. der Philos. in **Königsberg**) † zu **Göttingen**.

15. Aug. 1863. **Ferdinand Freiherr von Schrötter** † als Geh. Justizrath zu **Marienwerder**.

Universitäts-Chronik 1864.

(Fortsetzung.)

Nro. 70. Amtliches Verzeichniß des Personals und der Studirenden .... für das Sommer-Semester 1864. (18 S. 8.) [60 Docenten (6 theol. — 9 jurist. — 13 medic. — 28 philos. Facult. — 4 Sprach- und Exercitienmeister) und 450 Studirende (120 Theol. — 73 Jur. — 118 Med. — 130 Phil. und 9 Pharm.)]

12. Mai. „Acad. Alb. Regim. 1864. IV." Lobeckii de acyrologia et de diploe dissertationes nunc primum editae quibus orationes ad celebr. memor. viror. ill. Jac. Frid. a Rhod, Frid. a Groeben, Joh. Dit. a Tettau dieb. XXI. et XXIII. Maj. et XXIII. Jun. .... habendas indicit Lud. Friedlaender P. P. O. (8 S. 4.)

28. Mai. Medic. Doctordissert. von Rudolph. Taureck (aus Tilsit): De parasitis integumenti communis. (32 S. 8.)

Bibliographie (1862 und 1863).

(Nachtrag und Fortsetzung.)

Beheim-Schwarzbach, Max., De coloniis a Friderico II. in eos agros deductis, qui in prima partitione regni Polonici ei cesserunt. Pars I. Diss. inaug. hist. Hal. Sax., 1863. (VI und 43 S. gr. 8.)

Bergenroth. Calendar of Letters, Despatches, and State Papers, relating to the negotiations between England and Spain, preserved in the Archives of Simancas and elsewhere. Vol. I. Henry VII. 1485—1509. Edited by G. A. Bergenroth. London, 1862. (CXLVI und 472 S. 8.) [cf. Reinhold Pauli, die Entdeckungen Bergenroth's in Simancas. (Sybel's hist. Zeitschr. 6. Jahrg. 1864. 1. Hft. S. 49—67.)]

Ebinger, Jul., De genetivi apud graecos poetas antiquissimos usu. Caput I. De genetivi vi et natura. Diss. inaug. philol. Kgsbg., 1862. Schubert & Seidel. (38 S. gr. 8.) 1/6 Thlr.

Ernst,*) Lehrer Aug., Republik Chili. Erlebnisse und Betrachtungen daselbst. Mit 4 Illustr. (in Holzschn.) Berlin, 1863. Möser & Scherl. (III u. 121 S. 8.) 12 1/2 Sgr.

Fischel. Odilon-Barrot, die Centralisation. Deutsch von B. Franz. Mit einem Vorwort von Dr. Ed. Fischel. Berlin, 1862. Springers Verlag. (VIII u. 103 S. 8.) 1/2 Thlr.

[**Forster**, Georg.]

Klein, Prof. Karl, Zurückweisung der Tischrede Moleschott's insofern sie G. Forster betrifft. Mainz, 1862. Le Roux in Comm. (10 S. gr. 8.) 2 Sgr.

---

*) Eine kurze Nachricht über die bisherigen Schicksale dieses altpreuß. Autors f. Schulblatt f. d. Volksschullehrer der Provinz Preußen. 1863. No. 30.

Klein, Prof. Karl, G. Forster's letzte Handlungen in Mainz oder die Beschlüsse des in Mainz tagenden Nationalkonvents März 1793. Ebend., 1862. in Comm. (8 S. hoch 4.) 1/6 Thlr.

— — Georg Forster in Mainz 1788 bis 1793. Nebst Nachträgen zu seinen Werken. Gotha, 1863. F. A. Perthes. (XII u. 488 S. gr. 8.) 2 Thlr. 12 Sgr.

Glaser, Prof. Dr. J. C., Ueber die Lage der arbeitenden Klassen unter dem System der individuellen Freiheit. Ein Vortrag. Berlin, 1863. F. Heinicke. gr. 8.

Goldschmidt, Prof. Dr. L., Encyclopädie der Rechtswissenschaft im Grundriss. Heidelberg, 1862. Bangel & Schmitt. (VIII u. 164 S. gr. 8.) 5/6 Thlr.

— — Die deutsche Hansa. [Preußische Jahrbücher hrsg. v. Haym. Mai 1862.]

Hänel, Prof. Dr. Alb. in Kgsbg., die eheliche Gütergemeinschaft in Ostfalen. [Zeitschrift f. Rechtsgesch. hrsg. v. Dr. Rudorff rc. Bd. I. Hft. 3. Weimar, 1862. S. 273—344.]

— — Decisiones consulum Goslariensium. Leipz., 1862. Haessel. (IV u. 50 S. gr. 8.) 16 Sgr.

Hävernick, Dr. Heinr. Andr. Christ., Vorlesungen über die Theologie des Alten Testaments hrsg. von Dr. Heinr. Aug. Hahn. Mit e. Vorworte von Dr. J. A. Dorner. 2. Aufl. m. Anmerkungen u. Zusätzen hrsg. von Dr. Herm. Schultz. Frankf. a. M., 1863. Heyder & Zimmer. (XIV u. 285 S. gr. 8.) 1 1/3 Thlr.

Hagen, Prof. Dr. A., Max von Schenkendorf's Leben, Denken und Dichten. Unter Mittheilungen aus seinem schriftstellerischen Nachlaß dargestellt. Berlin, 1863. Verl. d. Kgl. Geh. Ober-Hofbuchdruckerei. (R. Decker.) (VII u. 251 S. gr. 8.) 1 Thlr.

Hagen, Rechtsanwalt A. v., Die Reform des Notariats in den altpreußischen Provinzen. Stendal, 1863. Franzen & Große. (XII u. 180 S. gr. 8.) 2/3 Thlr.

Hagen, Geh. Oberbaurath Dr. G., Ueber Wellen auf Gewässern von gleichmässiger Tiefe. Mit 1 (Kpfr.-) Taf. [Aus den Abhandlungen der k. Akad. d. Wiss. zu Berlin 1861.] Berlin, 1862. Dümmler's Verl. in Comm. (79 S. gr. 4.) 1 Thlr.

— — Ueber Form und Stärke gewölbter Bogen. Mit 1 Kpfrtaf. (in qu. Fol.) Berlin, 1862. Ernst & Korn. (VII u. 64 S. Lex.-8.) 5/6 Thlr.

Hagen, Dr. Herm. Aug., Bibliotheca entomologica. Die Litteratur über das ganze Gebiet der Entomologie bis zum Jahre 1862. 2 Bde. Mit einem systematischen Sachregister. Leipz., 1862. 63. Engelmann. (I.: XII u. 566 S. II.: 512 S. gr. 8.) 7 Thlr. 10 Sgr.

— — Bibliotheca entomologica, ou Bibliographie systématique de tous les ouvrages, journaux ou brochures publiès sur l' entomologie jusqu' à ce jour. 2 Vols. (Leipz., Engelmann.) Paris, 1862. 63. Rothschild. 28 fr.*)

---

*) Nach Petzholdt Neuer Anzeiger f. Bibliogr. rc. 1863. Hft. 12. [971.] ist es wahrscheinlich, „daß der franzöf. Editeur, nach der in Frankreich leider nur zu oft übli-

[**Hamann**, Joh. Georg.]

Gildemeister, Dr. C. H., Johann Georg Hamann's, des Magus im Norden, Leben und Schriften. Bd. IV. Hamann's Autorschaft ihrem Inhalte nach. Gotha, 1863. F. A. Perthes. (XXVI und 308 S. gr. 8.) 1 Thlr. 18 Sgr. (I—IV: 7 Thlr. 18 Sgr.)

Stein, Prof. Dr. Heinr. v., Johann Georg Hamann. Vortrag, gehalten zu Schwerin am 6. Januar 1863. Schwerin, 1863. Stiller in Comm. (24 S. gr. 8.) 1/6 Thlr.

Hamilton, Aug., Resultate bei Besichtigungen von Brennereien aus der Brennperiode 1861/62 nebst Empfehlung einer in deutschen und außerdeutschen Ländern fast gar nicht gekannten sehr vorzüglichen Kartoffel zur Saat. Kgsb. im Selbstverl. und in Commiss. bei Kirchner in Leipzig. 1862. (8 S. gr. 4.) 3 Sgr.

— — Neue Brennerei-Erfahrungen. Inhalt: Vom Saccharometer. Ebd., 1863. (68 S. gr. 8.) 1/2 Thlr.

— — Dieselben. Nebst zwei unveränderten Ausgaben der neuen offenen Briefe und vielen Tabellen. Ebd., 1863. (152 S. gr. 8.) 1 Thlr.

Handels- und Schifffahrts-Gebräuche in Königsberg in Preußen. Kgsb., 1863. Dr. u. Verlag der Hartungschen Buchdr. (28 S. 8.)

Handtke, F., Wand-Karte der Provinz Preussen, zum Gebrauch für Schulen eingerichtet und nach den besten Quellen entworfen und gezeichnet. 8 Blatt. 3. Aufl. Glogau, 1863. Flemming. Lith. u. color. Imp.-Fol. 2/3 Thlr. auf Leinw. 2 1/3 Thlr.

Handwerker-Verein, Der neue Königsberger, und Herr Polizei-Präsident Maurach. Ein Beitrag zur Geschichte Königsberg im Jahre 1862. Kgsbg., 1862. Dr. und Verlag v. Albert Schwibbe. (24 S. gr. 8.)

Hartung, Geo., Betrachtungen über Erhebungs-Krater, ältere und neuere Eruptivmassen nebst einer Schilderung der geolog. Verhältnisse der Insel Gran Canaria. Mit 2 (lith.) Karten (wovon 1 in Buntdr.) und 5 (lith.) Taf. (in gr 4. und qu. Fol.) Leipz., 1862. Engelmann. (VII u. 108 S. Lex.-8.) 2 Thlr. 24 Sgr.

Hauskalender, Ermländischer, auf das Schaltjahr 1864. Hrsg. von einem Katholiken. 8. Jahrg. (Neue Folge. 1. Jahrg.) Mit vielen Bildern (in Holzschn.) Braunsberg. Verlag von Ed. Peter. (6 Bog. 8.)

---

chen und für die Bibliographie so nachtheiligen Weise, nur den Titel des deutschen Verlagswerkes übersetzt hat." Neben dieser angeblichen franz. Ausg. figurirt in Williams and Norgate's antiquar. Katal. Nr. 11 vom März 1863 auch eine scheinbar englische u. d. T.: „A complete Catalogue of all Books and Papers on Entomology, published since the beginning of the 18th century, by A. H. Hayes." Nicht einmal den Namen hat man richtig drucken können. (Ebd. 1864. Hft. 3. [253.])

Anzeigen.

Im Verlage von **Th. Theile's Buchhandlung** (Ferd. Beyer) in **Königsberg** ist erschienen:

Kantiana. Beiträge zu Immanuel Kants Leben und Schriften. Hrsg. von **Dr. Rud. Reicke**, Custos an der Königl. und Universitäts-Bibliothek. 5 Bog. gr. 8. Brosch. 12 Sgr.

Bei der bevorstehenden Enthüllungsfeier des Standbildes unsers großen Philosophen von Königsberg dürfte für viele seiner Verehrer obige Schrift wegen der interessanten theils unbekannten theils vergessenen Mittheilungen aus und über Kant eine willkommene Gabe sein. Sie enthält u. a. die noch ungedruckte Gedächtnißrede, welche bald nach dem Tode Kants Consistorialrath Wald auf ihn im amtlichen Auftrage als Professor der Eloquenz hielt, zugleich mit den Materialien, aus welchen er schöpfte, meistens in Angaben seiner nächsten Bekannten bestehend, in ganz vertraulicher Weise schriftlich abgegeben. Diese Quelle haben wir in den meisten Fällen als die erste anzusehen, aus welcher zahlreiche Ueberlieferungen über das Leben, die Aeußerungen und die Denkweise Kants geflossen sind.

Juristische Neuigkeiten.

Bei **Ferdinand Enke** in Erlangen ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen des In- und Auslandes zu haben:
in Königsberg bei **Wilh. Koch**

Goldschmidt, Dr. L. (a. o. Prof. der Rechte in Heidelberg), Handbuch des Handelsrechts. I. Band. 1. Abtheilung enthaltend die geschichtlich-literarische Einleitung und die Grundlehren. gr. 8. geh. 2 Thlr. 20 Sgr. oder 4 fl. 36 kr.

In Kurzem erscheint:

Mittermaier, Dr. C. F. (Geh. Rath u. Prof. in Heidelberg), Erfahrungen über die Wirksamkeit der Schwurgerichte in Europa und Amerika, über ihre Vorzüge, Mängel u. Abhülfe. 1. Heft enthaltend die Rechtsprechung durch Geschworne in England, Schottland, Irland, Amerika, Frankreich, Belgien. 8. geh. 28 Sgr. oder 1 fl. 36 kr.

Mit Bezug auf die zu Anfang dieses Heftes mitgetheilte Skizze über den Oberländischen Kanal können wir nicht unterlassen, hier noch nachträglich auf folgende Erscheinungen gleichsam als Ergänzungen aufmerksam zu machen und sie bestens zu empfehlen:

Karte des Elbing-Oberländischen Canals zwischen den Städten Elbing, Liebemühl, Osterode, Dt.-Eylau und Saalfeld. Entworfen und gezeichnet vom Baumeister des Canals, Königl. Baurath George J. Steenke. Lithogr. und hrsg. von Gebrüder Schamberg (jetzt Gustav Mülter), lithographisches Atelier in Königsberg i. Pr. im Jahre 1862. Größtes Folio 20 Sgr. cartonirt 1 Thlr.

Sieben verschiedene Ansichten der geneigten Ebene bei Buchwalde. Elbing, Léon Saunier. 1863. pro Stück 15 Sgr.

Beilage.

Ein Weihnachtsbesuch in der Memel-Niederung.

Touristische Skizze

von

Hugo S.

Es war im Dezember vorigen Jahres, als mir Herr A. in Ruß, dem bekannten Stapelplatz für den Memeler Holzhandel am Rußstrom, eine Einladung sandte, ihn zu besuchen. „Kommen Sie zu Weihnachten, schrieb er, da sind Küche und Keller am vollsten und Gäste dann doppelt willkommen.“ Die Hospitalität des A.'schen Hauses ist lange bekannt und ich hatte sie schon in früheren Jahren genossen. Während der Sitzungsperiode von 1858—60 hatte ich Herrn A. als Landtags-Abgeordneten in Berlin gefunden, wo er zu den Stiftern Jung-Litthauens gehörte; mein Interesse an den parlamentarischen Angelegenheiten befestigte unsere Bekanntschaft. Ich ergriff also freudig die Gelegenheit alte Freunde wiederzusehn, stand am ersten Weihnachtsfeiertage Nachmittags 2½ Uhr auf dem Königsberger Bahnhof und bestieg den Schnellzug nach Insterburg. Mir gegenüber saß ein Herr in mittlerem Alter, der mit einem Bekannten auf dem Perron conversirte. Ein Zeitungshändler ging vorbei und bot seine Waare an. „Ich lese jeden Tag sechs Zeitungen,“ bemerkte mein künftiger Reisegefährte. „Ich beneide Dich nicht um dies Geschäft,“ erwiderte sein Begleiter, „man bekommt doch nichts Erfreuliches dabei zu hören.“ Der Herr spricht mir aus der Seele, dachte ich und war entschlossen von den sechs Zeitungen, welche mein vis à vis sogleich nach Abfahrt des Zuges aus der Tasche holte, keine Notiz zu nehmen. Fort mit aller Politik! war meine Losung — da fielen meine Blicke auf die *** — eine Curiosität! ich hatte das Blatt noch nie gesehen; meiner Bitte darum wurde

freundlich entsprochen. Ich las es durch und gab es zurück mit dem Vorsatz es nie wieder in die Hand zu nehmen. Fast glaubte ich schon in dem Eigenthümer einen Protektor desselben zu erblicken und ergab mich einem resignirten Stillschweigen. Nachdem er jedoch alle übrigen Zeitungen aufmerksam durchblättert oder gelesen hatte, nahm mein Reisegefährte das Exemplar der besagten ***, sah flüchtig auf den Titel und schob es eilig sammt den andern Papieren in seine Reisetasche. Lesen Sie das Blatt nicht regelmäßig? fragte ich etwas vorschnell. „Nein, nur zuweilen," war die von einem leichten Lächeln begleitete Antwort. Ich hatte meinen Mann verkannt. Herr v. X. aus Berlin war ein geborner Ostpreuße und alter Königsberger Student, der Verwandte in Litthauen und Kurland zu besuchen kam. Wir befanden uns bald in angeregtem Gespräch über die Hoffnungen der Nation und die zukünftige Gestaltung des Vaterlandes. Ich erklärte meine Absicht unter gewissen Verhältnissen nach Schleswig-Holstein in den Befreiungskampf zu gehen. Als wir uns Abends in Tilsit trennten, lud mich Herr v. X. freundlich ein ihn in Berlin aufzusuchen, „wenn ich wieder nach dem Westen ginge." Ich versprach es gern dem liebenswürdigen Bekannten, den ich der *** verdankte.

Am andern Morgen wollte ich über den Memelstrom, dessen Wasser mit Treibeis gingen. Die Bootsleute zögerten jedoch mit der Ueberfahrt, so daß ich fast zwei Stunden am Ufer stehen mußte und den Eisgang betrachtend, Gelegenheit hatte, meinen Gedanken über das Schauspiel nachzuhängen. Es war dies meine erste Passage über den Riemen unter ähnlichen Verhältnissen, wie sie vor 8 Jahren bei meinem Uebergang über die Weichsel stattfanden, als ich zum ersten Mal Königsberg verließ, um das westliche Europa zu sehen. Ein Dammriß hatte damals fast den ganzen Werder mit Wasser und Eisschollen gefüllt, so daß man Stunden bedurfte, wo heute Minuten ausreichen um die Eisenbahnbrücken zu passiren. Welche großen und bedeutungsvollen Culturresultate hat die Vollendung der Schienenstraße über diesen Fluß gehabt! Würde eine Eisenbahn über den Memelstrom nicht ebenso wichtig werden? Ich stand vor der Stelle, an welcher auf einem schwankenden Floß der Friede geschlossen wurde, der Preußen von jener Höhe stürzte, auf die Friedrichs des Großen Genie es gestellt. Seinem russischen Nachbar verdankte es der König von Preußen, daß sein Staat

überhaupt erhalten blieb; zum zweiten Mal gab der Kaiser von Rußland, wie früher Peter III, die Chance aus den Händen, Preußen bis an die Weichsel als eigene Provinz zu behalten! Der Erbe des großen Kurfürsten verlegte den Sitz seiner Regierung über den nordischen Strom hinaus nach Memel. Da damals noch keine Chaussee in der Provinz existirte, so ging die Poststraße über die Sandflächen der kurischen Nehrung. Vom Fieber ergriffen mußte die kranke Königin Louise, wie der Leibarzt Hufeland in seinen Memoiren erzählt, auf dem Wege nach jener Stadt in einer Fischerhütte übernachten, durch deren zerbrochene Fenster die Schneeflocken auf ihr Lager fielen! So lange keine feste Brücke über die Memel führt, bleibt der nordwärts von ihr gelegene Zipfel der Provinz materiell und geistig der Invasion preisgegeben, zum dritten Mal würde aber schwerlich ein russischer Fürst so großmüthig sein, ihn wieder freiwillig fahren zu lassen.

Der Hafen von Memel allein wäre für Rußland ein unschätzbarer Erwerb, da er vor den nördlicheren Ostseehäfen den Vorzug hat, daß er nicht leicht zufriert. Durch Herstellung einer guten Wasserstraße auf dem Niemen und von Eisenbahnen, die es mit dem Innern des russischen Reiches verbinden, wird Memel selbst als preußische Stadt ein rasch aufblühender Handelsort werden; würde es aber der Fesseln entledigt, die ihm die russischen und preußischen Zölle noch auferlegen, so könnte es dereinst das Emporium des russisch-nordasiatischen Verkehrs mit dem europäischen Westen sein, da es vor Königsberg den Vortheil unmittelbarer Lage am Meere voraus hat.

Wenn man das breite Flußthal hinter sich hat, geht die Fahrt von Tilsit nach Heydekrug durch Kiefernwälder und Sandhügel, zwischen denen bodenarme Feldmarken und Torfbrücher eingestreut liegen. Der Landbau dieser Gegend ist vorzüglich auf den reichen Graswuchs der Niederung als Futter und Düngermaterial angewiesen. Selbst die zunächst der Grenze gelegenen Gegenden Rußlands, das polnische Szameiten, obwohl theilweise bereits fruchtbarer als der preußische Landstrich gleichen Namens, beziehen erhebliche Quantitäten Wiesenheu von den Ufern der Memel. Man sieht dasselbe oft in winzigen Fuhren, von kleinen erbärmlichen Pferden gezogen, meilenweit hergeholt. Im Allgemeinen ist hier die Bevölkerung, entspre-

chend der geringen Fruchtbarkeit des Bodens, eine sehr arme. Der früher gewinnreiche Schmuggelhandel nimmt von Jahr zu Jahr ab, sodaß auch der Wohlstand der jüdischen Grenzbevölkerung Rußlands, zum Theil in einer durch die polnischen Wirren beschleunigten Weise, ruinirt ist. Die Zahl der größeren Güter zwischen Tilsit und Memel ist eine relativ sehr geringe. Dieselben befinden sich, wie überall in Litthauen, fast nur in den Händen von Deutschen bürgerlichen Standes. Der bäuerliche Besitz ist zum großen Theil noch bei den National-Litthauern, geht jedoch allmählich auch in das Eigenthum von Deutschen über, die mit mehr Kapital und Intelligenz an die Stelle der verschuldeten und durch ihre sprichwörtliche Prozeßsucht ökonomisch zurückgekommenen Ureinwohner treten. Neben dem alten bäuerlichen Element findet sich im Heydekruger Kreise eine relativ bedeutende Zahl kleiner Eigenthümer und Parcellenbesitzer, die sich auf früher fiskalischem Torf- und Haideboden während der letzten 20 bis 30 Jahre angesiedelt haben, sogenannte Chatouller (Chatoullekölmer, Chatoullebauern). Während die Wohnstätten der Großbauern meistens auch nur aus rohen Lehmwänden bestehen, sind die Behausungen dieser Ansiedler oft noch im primitivsten Stil aus Torfstücken aufgebaut, die ziegelartig zu einer Wand übereinander geschichtet, im Laufe des Winters allmählig entfernt und als Feuermaterial benutzt, im Sommer aber wieder ergänzt werden. Der während der ersten Jahrzehnte dieses Jahrhunderts bei der Königsberger Regierung angestellte verdienstvolle Wasserbaudirektor Wutzke hat diese Gegend zutreffend mit der Lüneburger Haide verglichen.*) Es bleibt jedoch noch viel zu thun, um ihr annähernd den Grad von Cultur zu verschaffen, welchen die letztere durch ausgedehnte Anwendung des Kalkmergels in neuester Zeit erlangt. Zwar fehlt es auch hier nicht an Mergellagern, die gewöhnlich schon $1\frac{1}{2}$—2 Fuß tief unter sandigem Lehm anzutreffen sind, doch hat man bisher nur spärlichen Gebrauch von denselben gemacht, fast gar keinen um die zwischen den sandigen Ackerstrichen gelegenen Moore zu cultiviren, wie es in der Lüneburger Haide geschehen.

Von Heydekrug, das seinen Namen von der charakteristischen Boden-

---

*) Bemerkungen über die Entstehung und den gegenwärtigen Zustand des kurischen Haffs und der Nehrung. Preuß. Provinzialblätter 1831. V. S. 127.

formation seiner Umgebungen führt,*) geht die Landstraße nach Ruß bereits durch Wiesenterrains, welche alljährlich vom Rußstrom (Atmat heißt er in seinem unteren Lauf) überfluthet werden. Sind dieselben auch nicht so fruchtbar als die weiter oberhalb gelegenen Plaschkener Wiesen, deren Schlickboden einen stärkeren Thongehalt hat und jährliche Erträge von 50 Centnern Heu auf einem preußischen Morgen giebt, so bilden sie dennoch einen Weidegrund, der ebenso wie die in dem Delta des Rußstromes gelegenen, auch aus grauem Alluvialsande bestehenden Wiesenländereien, eine ähnlich blühende Viehzucht wie in der Nogat-Niederung ermöglicht. Mangel an sorgfältiger Züchtigung und vortheilhaftem Absatz der Milchereiprodukte haben jedoch hier einem Aufschwung dieses Zweiges der Landwirthschaft im Wege gestanden.

Der Marktflecken Ruß, mit einer Bevölkerung von ca. 2500 Seelen, liegt an der Theilungsstelle des nördlichen Memelarmes, der Ruß, in drei Wasserläufe, den Skirwieth, Warrus und Atmat, von denen der letztere für größere Fahrzeuge allein schiffbar ist. Die volkswirthschaftliche Wichtigkeit von Ruß beruht auf seiner Lage an dieser Wasserstraße, auf welcher die Holzflöße, die aus den Wäldern der Gouvernements Minsk und Volhynien herabkommen, nach dem Memeler Seehafen über das kurische Haff weiter geschafft werden. Die nur leicht gearbeiteten polnischen Flöße werden auf diesem Transport in Ruß auseinander genommen und solider construirt, um den Wellen des kurischen Haffs widerstehen zu können. Es werden durchschnittlich in jedem Jahre an diesem Ort durch die Spediteure

*) Die alten Dünenketten, welche den Ort in weitem Bogen umgeben, und sich von der Memeler Chaussee aus sichtbar bis in die Gegend von Prökuls hinziehen, bilden die höchsten Punkte dieses tristen Landstrichs, dessen Habitus von Bennigsen-Förder (Das nordeuropäische und besonders das vaterländische Flachland. Berlin, 1863. S. 11) so treffend schildert: „Der größte Theil dieser, im Vaterlande weit verbreiteten, in sanfter Böschung zu ehemaligen oder noch vorhandenen Wasserbecken sich senkenden, sehr unfruchtbaren, wüstenartigen Bodenflächen, ist durch anhaltende Auswaschungen an flachen Ufern von Landseen und Flüssen entstanden; sie sind schon von fern durch weiße Farbe, durch mangelnde oder nur spärliche Kiefern-, Haidekraut- und Bocksbart-Vegetation zu erkennen; solche Sande sind weiß, da die frühere auswaschende Wellenthätigkeit auch zerstörend und fortführend auf die farbigen Mineral- und schwarzen Humusbeimengungen gewirkt hat; sie sind als „todte Sande" zu bezeichnen, weil sie weder Thon noch Humus in hinreichender Menge führen. Thon- oder Humusgehalt ist aber bekanntlich die Grundbedingung eines Pflanzenkulturbodens."

der Memeler Handlungshäuser Holzmassen zum Preise von $1\frac{1}{2}$ bis 2 Millionen Thalern angekauft. Ein großer Theil derselben wird zur Zeit in Ruß und Memel zu Eisenbahnschwellen verarbeitet, welche nicht bloß nach den westlichen Ländern Europas, sondern selbst nach südamerikanischen und ostindischen Häfen versandt werden. Die Gefahr, der selbst die fester gearbeiteten Holzflöße bei der Fahrt über das Haff unterworfen sind, hat bekanntlich das Projekt einer Kanalverbindung zur Reife gebracht, welche analog dem, was der kleine und große Friedrichsgraben für Königsberg-Pillau sind, den direkten Transport der aus Rußland herabkommenden Flöße und Wittinnen nach Memel ermöglicht. Der Plan zu einem ähnlichen Kanalbau, wie er nun seit einem Jahre im Gange ist, scheint schon zu Ende des vorigen Jahrhunderts aufgestellt worden zu sein, jedenfalls wurde er schon von Wutzke für ausführbar gehalten, wenn auch nicht, wohl mit parteiischer Rücksicht auf Königsberg, befürwortet.*) Die Befürchtungen, welche ich über den Verlust, den der Handel und Wohlstand von Ruß nach Vollendung des Minge-Drawöhne-Kanals erleiden könnte, aussprechen gehört habe, scheinen mir durchaus unbegründet zu sein. Es wird nur die Art des Geschäftes insofern eine andere werden, als künftig

*) l. c. S. 134 sagt er: „Es ist schon in früheren Zeiten zur Verbesserung der Schifffahrt auf dem Haffe der Plan gewesen, die Windenburger Spitze zu durchstechen und einen Kanal durch den flachliegenden aus Torf- und Moorerde bestehenden Boden am östlichen Ufer des Haffs zur Handelsstraße, um darauf mit Wittinnen zu schiffen, nach Memel zu ziehen, aber bis jetzt nicht ausgeführt worden, weil bei diesen Anlagen doch noch mit bedeutenden Schwierigkeiten zu kämpfen ist und für den Staatshaushalt dadurch kein Nutzen erwächst; indem, wenn zwei Dinge in gleicher Wirkung aufgestellt werden, das eine unter günstigeren Verhältnissen überwiegend und dadurch die jetzige Verfassung gestört wird. Dem Staate ist es ziemlich gleichgültig, ob die Wittinnenfahrt, die Schifffahrt mit den großen Stromfahrzeugen aus Rußland und Polen, den Memelstrom hinunterkommend, nach Memel oder Königsberg geht; jedoch würde letztere Stadt, wo Alles seit den frühesten Jahren an auf den russisch-polnischen Handel gegründet ist, sehr leiden. Dieser Gegenstand ist auch noch in neueren Zeiten geprüft worden, und die Ausführung ist, wenn es sonst die Staats- und Communalverhältnisse erlaubten, möglich, worüber die näheren Data leicht aufgestellt werden können. Der Ueberschlag der Kosten zur Ziehung des Kanals von der Windenburger Spitze bis Memel, im Jahre 1820 gefertigt, beträgt 800,000 Thlr. Allein wie kostbar würde dieser Kanal in dem Torfgrunde und wegen der Ueberschwemmung des Bodens vermöge der Rückstaue aus dem Haffe, zu unterhalten sein, und also der Nutzen nicht entsprechend ausfallen, weshalb ich auch in der Sache nicht weiter eingewirkt habe.“

die Spediteure dieses Ortes für eigene Rechnung Ankäufe von Getreide und Rohprodukten in Rußland und Verkäufe in Memel machen werden, insbesondere aber eine größere Zahl von Schneidemühlen, deren gegenwärtig erst 3 in Ruß existiren, anlegen und dadurch mit den Etablissements von Memel in Concurrenz treten werden. Die Anlage von Fabriken mit Dampfmaschinen dürfte gerade hier eine sehr vortheilhafte werden, weil gewaltige Massen eines billigen Brennmaterials in der nächsten Umgebung des Ortes aufgehäuft sind. Die drei großen Torfbrücher:*) das Ekirwiether Moorbruch, zur Oberförsterei Ibenhorst gehörig, der Jodekrander Moor der Oberförsterei Dingken und das Auxtumalbruch, welches zum Theil der Kloschener Forst angehört, zum Theil Eigenthum des Oberfischmeisters Beerbohm ist, bilden eine mehr als 1 Quadratmeile große Fläche mit reifen Torflagern, welche einer viel stärkeren jährlichen Ausbeutung als bisher unterliegen können. Der aus ihnen durch die rohesten Manipulationen in unregelmäßigen Stücken gewonnene Torf hat bei großem Volumen nur einen mittleren Brennwerth; die Quadratruthe dieses Torfbodens wird um 1—2 Thlr. zu beliebiger Ausbeutung verpachtet. Es dürfte sich in allen drei Revieren, namentlich in der Auxtumal, die 18 bis 20 Fuß tiefe Lager enthält, die Fabrikation von Preßtorf oder von Torf-Coaks empfehlen, mit der sich wohl auch Paraffin- und Creosotbereitung vortheilhaft verbinden ließe. Der Verkauf der Waare an Privatunternehmer würde dabei wohl zweckmäßiger sein, als der fiskalische Betrieb. Sollten sich indeß keine kauflustigen Spekulanten finden, so würde der Staat immer noch eine gute Revenue finden, wenn es gelänge ein Produkt herzustellen, welches als Brennmaterial für Eisenbahnlokomotiven benutzt werden könnte. Die Herstellung einer Schienenstraße von Tilsit nach Memel, welche in Aussicht steht und die neben dem Mingekanal dem Memeler Hafen erst seine volle Bedeutung geben wird, würde einen lohnenden Absatz dafür gewiß machen. Zu einer Zeit, in der die Steinkohleneinfuhr von England durch einen

---

*) Den geologischen und botanischen Charakter dieser Moore gedenke ich ein andermal zu schildern. Hier sei nur erwähnt, daß dieselben ihrer Hauptmasse nach, wie das von Schumann in den Neuen preuß. Provinzialblättern beschriebene Remoniener Moosbruch aus sphagnum acutifolium zu bestehen scheinen und wohl überall auf diluvialem Sande ruhen.

Seekrieg gehemmt ist, dürfte es doppelt gerechtfertigt sein, auf den Werth solcher Brennstoffe, die leichter als die Braunkohlenlager der Provinz zugänglich sind, aufmerksam zu machen.

Das große Delta zwischen Ruß und Gilge läßt sich ebenso wie der von den beiden Weichselarmen eingeschlossene Landstrich agronomisch in zwei wesentlich verschiedene Terrains sondern. Die der Theilungsstelle zunächst und höher gelegene Dreiecksspitze hat einen thonigen Schlickboden, in einzelnen Gegenden selbst strengen Lehm (Ziegellehm, Auelehm, No. 21 nach der Klassification von Bennigsen-Förder l. c. S. 10). Diese älteren Alluvionen entstanden eben, wie auch der große Weichselwerder, früher als die mehr sandigen unterhalb gegen die Mündung hin gelegenen, weil der Strom die relativ schweren Lehmmassen eher fallen ließ. Dagegen vergrößert sich die Basis des Delta noch gegenwärtig gerade ebenso wie die Nogat-Niederung durch Bildung von Vorländereien (Kampen an der Nogat, Werdel am Rußstrom genannt). Der Prozeß der Verlandung*) schreitet an beiden Strömen in vollkommen gleicher Weise vor, geht jedoch an der Nogat schneller. Während die Vorländereien dieses Stromes in den letzten hundert Jahren um eine halbe Meile ins frische Haff gerückt sein sollen, haben dieselben nach einer mündlichen Mittheilung, welche mir Beerbohm machte, an der Memel während des gleichen Zeitraums nicht mehr als um etwa eine Viertelmeile zugenommen.**) Der obere Theil des Memeldelta wird, wie der große Weichselwerder, in seiner größeren Fläche als Getreide- oder Wechselland (für Körnerbau und Grasnutzung) bewirthschaftet; nur ein kleiner Umfang davon bildet permanente Wiesen. Da dieser Landstrich seitlich durch Deiche, welche dem Ruß- und Gilgestrom entlang gezogen sind, vor Ueberfluthungen gesichert ist, so bietet sich hier eine handgreifliche Gelegenheit zur Prüfung der Liebigschen Lehre von der Bodenerschöpfung. Die auf dem nördlichen Ufer des Rußstromes gelege-

*) Er ist trefflich beschrieben in der Schilderung des Weichseldelta vom Ober-Amtmann Schwieger in der Festgabe für die XXIV. Versammlung deutscher Land- und Forstwirthe S. 469.

**) Auf der Hennebergerschen Landtafel liegt der Ort Ruß dicht am kurischen Haff, während gegenwärtig die direkte Entfernung davon gegen 3/4 Meile beträgt. Es scheint also in den letzten 3 Jahrhunderten ein ziemlich stetiges Vorwärtsrücken der Alluvionen stattgefunden zu haben.

nen Plaschkener Wiesen sind nicht eingedeicht und werden daher bei jedem Eisgang überschwemmt, der Fluß führt hier noch sehr viel fruchtbare Stoffe, namentlich auch thonige Massen mit sich und die Erträge dieser Grasländereien sind daher ohne jede andere Düngung unverändert geblieben. Die südwärts gelegenen, eingedeichten Kaukehmer Wiesen dagegen, welche nicht überschwemmt und auch nicht künstlich gedüngt werden, ihre werthvollen mineralischen Bodenbestandtheile vielmehr in dem verkauften oder als Dung auf die Getreidefelder geführten Heu beständig ohne Ersatz verloren, haben während der letzten Decennien sehr merklich in ihren Erträgen nachgelassen,*) obwohl es ihnen an Feuchtigkeit ebenfalls nicht fehlt. Der gegen das kurische Haff hin gelegene, der Nogat- und Danziger Niederung entsprechende, aus humosem Sandboden (No. 27, S. 12 des Werkes von Bennigsen), Bruchland und Dünensand (l. c. No. 18) bestehenden Theil des Delta umfaßt ein Stück der Remoniener und die ganze 56,000 magdeburger Morgen große Ibenhorster Forst, das Kirchspiel Kallningken, einen Theil des Kirchspiels Schakuhnen und das ganze Kirchspiel Ruß. Dieser weite Landstrich ist nicht eingedeicht und wird durch die Fluthen des Eisganges oder bei anhaltenden Westwinden durch die Stauwellen**) des Haffes bis auf einzelne Bodenerhebungen unter Wasser gesetzt. Das Wild der Ibenhorster Forst, darunter einige hundert Elenthiere und wohl gegen tausend Rehe, drängt sich dann bisweilen auf dem schmalen Rücken einiger mit Kiefern bestandener Sandhügelketten in dichten Rudeln zusammen und bleibt mehrere Tage hungernd dort stehen. Die Communikation zwischen den Ortschaften, welche an den zahlreichen größeren und kleineren Wasserläufen liegen, geschieht auch außer der Zeit solcher Ueberschwemmungen meistens auf Kähnen. Der Getreidebau der amphibienartigen Bevölkerung beschränkt sich auf wenige höher gelegene Sommerfruchtfelder. Die ausgedehnten Wiesenterrains geben lohnende Heuernten. Auf den vielen kleineren und jenen obengenannten größeren Mooren, wird der An-

*) Mein Gewährsmann für dieses Factum ist Klokow, Landschaftsrath und Grundsteuer-Commissar für den Heydekruger Kreis.

**) Der Unterschied des Wasserstandes am östlichen und westlichen Haffufer beträgt dann, auf die mittlere Haffbreite berechnet, nach Beerbohm's Beobachtungen mehrere Fuß, oft sechs, acht und darüber.

bau der wohlschmeckenden Glanzkartoffel, der Zwiebel und der verschiedensten Gemüse mit reichem Erfolge betrieben. Eine bedeutende Nutzung gewähren die großen im Haff und an den Stromufern unter dem mittleren Wasserstande stehenden, zeitweise über die Wasserfläche hervortretenden Büsche von Rohr (arundo Phragmytes). Mit der Sichel geschnitten und in Bündel gepackt wird dasselbe als werthvolles Material zur Bedachung von Gebäuden durch ganz Litthauen verkauft. Ein solches Dach ist um 10 Jahre dauerhafter, freilich auch erheblich theurer, da das Schock Gebünde (deren jedes von etwa 1 Fuß Durchmesser ist) einen Preis von 2 bis 3 Thlr. hat. Das Abmähen der Binsenfelder, wie es von den Bewohnern der Danziger Nehrung geschieht, um Kuhheu zu gewinnen, scheint am Ausfluß der Memel nicht stattzufinden. Die Anpflanzung mehrerer Weidenarten geschieht nur zur Befestigung der Stromufer oder Anfertigung von Faschinen und grobgeflochtenen Körben. Die rationelle Cultur der eigentlichen Korbweide zu feineren Flechtarbeiten und zur Fabrikation von Korbmöbeln ist noch nirgend im Gange, könnte aber gewiß mit großem Vortheil geschehen und einen wichtigen Artikel für den russischen Handel liefern. Der Plan einer Eindeichung der Niederung gegen das Haff hin soll seit mehreren Jahren von der Staats-Regierung in Betracht gezogen sein und ist mit Benutzung der vorhandenen natürlichen Dünenketten der Ibenhorster Forst vielleicht ausführbar. Ob die Kosten eines solchen Werkes indeß dem Vortheil, den es bringen könnte, entsprechen würden, ist zu bezweifeln. Jedenfalls müßte die Anlage in mehreren Feldern geschehen und die Dünen mit Schleusen versehen sein, welche zur Zeit des Eisganges in den Stromarmen geöffnet werden könnten, da sonst der gewaltige Wasserdruck Dammrisse in Menge verursachen würde und die befruchtende Wirkung der Ueberschwemmungen aufgehoben wäre.

Dem Geologen bietet die Umgebung des kurischen Haffes und der untere Lauf des Memelstromes ein reiches Feld der Beobachtung. Die exactere Wissenschaft hat heute erwiesen, was Wutzke bereits als Resultat praktischer Studien aufstellte, daß das Becken des jetzigen kurischen Haffes eine Bildung der gegenwärtigen Erdentwickelungsperiode ist. Nach dem Diluvium und als sich längst die jetzige Flora und Fauna entwickelt hatte, existirte an der Stelle des Haffs eine Halbinsel, die sich von Windenburg nach Ros-

sitten in die Ostsee erstreckte. „Die Ströme und Flüsse, als der Deimefluß, der Nemonien, der Gilge- und Rußstrom, der Mingefluß u. s. w., schrieb schon Wutzke (l. c. S. 299), scheinen damals ihren Abfluß zwischen Sarkau und Lattenwalde (einem jetzt verschütteten Dorfe auf der kurischen Nehrung) in die Ostsee gehabt zu haben. Auch scheint das kurische Haff mit der Ostsee gleich hinter Cranz, am Anfange des Sarkauer Reviers, wo das fast grundlose Bruch sich vom Haff bis an die schmale Düne zieht, in den frühesten Zeiten im Zusammenhange gewesen zu sein; im gleichen auch nördlich hinter der Posthalterei bei Sarkau, wo sich jetzt noch ein Fluß von der Sanddüne nach dem Haff hinzieht. Der Rußstrom und der Mingefluß scheinen ihrer natürlichen Lage gemäß auf diesen Erdrücken, wodurch die Windenburger Ecke und die Spitze bei Rossitten im Zusammenhange war, vorzüglich gewirkt, solchen nach und nach durchbrochen und sich so ein neues Bett nach der Mündung des Dangestromes hin geschaffen zu haben, wo denn der Ausfluß oder die Mündung ein Ufer der Ostsee zwischen Sarkau und den weißen Bergen, bei dem vormaligen Dorfe Lattenwalde, wegen verminderter Ausströmung nach und nach versandete und die völlige Verlandung (d. h. die Bildung der Nehrung von Rossitten bis Memel) erfolgen konnte." Seither hat Schumann (Neue Preuß. Provinzialblätter 1861) nachgewiesen, daß der Nemonienfluß das alte Bett des Memelstromes darstellt, welcher nach dem Gesetz, welches alle norddeutschen Ströme beherrscht, seine Mündung mit der Zeit immer weiter nordwärts verlegt hat, wobei durch die Gewalt der Stromfluthen die Windenburger Halbinsel durchbrochen wurde. Daß dieselbe vorher auch von der Seeseite, also da, wo jetzt der nördliche Theil des kurischen Haffes liegt, durch den Wogendrang des baltischen Meeres angenagt war, läßt sich nach der noch fortdauernden, wahrscheinlich auf einer allmählichen Senkung des Landes beruhenden Zerstörung der südlichen Ostseeküste mit Sicherheit vermuthen. Noch gegenwärtig wirken die Strömung der Memel und die vom Westwinde gegen das Ufer gepeitschten Wellen des Haffes unterminirend und zerstörend auf die steil abfallenden diluvialen*)

*) Dieselben correspondiren genau den noch bei Rossitten vorhandenen Resten der alten Halbinsel in ihrer Anordnung: Lehm, Lehmmergel, graublauer Schluff. Die

Erdschichten der Windenburger Ecke. Es ist fraglich, ob die auf der äußersten Spitze derselben angelegte Steinpflasterbossirung im Stande sein wird, den weitern Ruin der schmalen Landzunge, auf welcher ein Leuchtthurm mit fixem Licht steht, aufzuhalten. Der Platz, auf welchem zur Ordenszeit das Windenburger Schloß stand, liegt weit im Haff und ist nicht mehr zu ermitteln. Die Stelle der im Jahre 1705 abgebrochenen Windenburger Kirche ist seither ebenfalls im Wasser versunken. Die Neigung des Hauptabflusses der Memel nordwärts zu rücken dauert heute noch fort. Vergleicht man die Landtafel Caspar Hennebergers von 1576 mit den jetzigen Karten, so sieht man, daß der damalige Hauptstrom von der Theilung bei Ruß ab einen geraden, mehr westlichen Verlauf nahm, gegenwärtig aber in einem Bogen erst steil nördlich, dann nordwestlich abfließt. Damals war der Warrusstrom die Hauptmündung der Memel, heute ist es der Atmat. Die Wanderung des letzteren läßt sich auch während des letzten Jahrhunderts constatiren. Stromabwärts von der Ortschaft Ruß liegt auf dem südlichen Ufer des Flußbettes, etwa zweihundert Schritte von ihm entfernt, eine Reihe von Bauerhöfen, die noch vor 30 Jahren dicht am Wasser standen. Im letzten Decennium selbst hat sich an der Umbiegungsstelle des Stromlaufs aus seiner nördlichen in die nordwestliche Richtung auf der Südseite ein Alluvium von mehreren Morgen, ein sogenannter Werdel gebildet, der nur noch bei höchstem Wasserstande überschwemmt wird. Eine beträchtliche Zahl der kleineren südlichen Flußmündungen, welche auf der Hennebergerschen Karte noch verzeichnet stehen, ist seit dem Mittelalter vollständig verlandet, die übrigen werden fast mit jedem Jahre seichter.

Der Fischfang auf dem kurischen Haff und seinen Nebengewässern bildet natürlich eine Hauptnahrungs- und Erwerbsquelle seiner Bevölkerung. Die Ausbeute desselben ist im Mittelalter überall in der Provinz eine weit größere gewesen. Die alten Preußen hielten viele Landseen und Teiche für heilig und gestatteten nicht in denselben zu fischen. Der Orden setzte 39 Fischmeister ein, die zu den angesehensten Beamten gehörten und machte

---

Mergelschicht enthält bei Windenburg nur wenig kleine Kalkstückchen, im Schluff dagegen (der als steiniger Thonmergel nach Bennigsen-Förder zu bezeichnen ist) fand ich 18 pCt. Kalk.

die Fischerei schon zu einem Regal. Nach F. S. Bock*) soll in dem „Culmischen Privilegio" von 1233 den Anwohnern an großen Seen und Teichen die Fischerei „zu Tisches Nothdurft" nachgegeben, der Gebrauch eines großen Netzes, „Niewot" genannt, welches man zur Winterfischerei benutzte, ihnen dagegen untersagt worden sein. Henneberger erzählt in den Erklärungen zu seiner Landtafel (S. 62), daß in dem Krakerorthschen Winkel des kurischen Haffs, dem heutigen Lankfee zwischen Atmat, Minge und dem Auxtumalmoor, ein Fischmeister mit einem Zuge für 1000 Gulden Fische gefangen habe, für jene Zeit gewiß ein hoher Preis! Trotz der schon früh erlassenen Fischerei-Ordnungen, die Bestimmungen über die Größe und Dichtigkeit der Netze, sowie über die Zeit des Fischfanges und die Art des Verkaufs enthielten und häufig revidirt und erneuert wurden, klagte aber schon Leo im Anfange des 16. Jahrhunderts (bei Bock l. c. S. 736) über die Abnahme der Fische in Preußen, Bock sagt zu Ende des vorigen Jahrhunderts: „Denn daß der Segen von Fischen allhier abnehme, bestätigen alle, die eine funfzigjährige Erfahrung haben. — Noch vor 60 Jahren war das Verkehr mit frischen und getrockneten Fischen in Memel viel ausgebreiteter als itzo." Den Grund davon sucht er zum Theil in besonderen Dingen, so tischt er z. B. seinen Lesern das Fischermärchen auf, die Flundern wären am Ausflusse des kurischen Haffes schlechter und seltener geworden, seitdem die russische Flotte im 7jährigen Kriege (1757) die (damals noch armirte) Festung Memel mit ihren Geschützen „geängstet" hätte, etwa wie heut zu Tage manche Leute die Abnahme der Fische allein den Dampfböten zuschreiben. Daß die unwirthschaftliche Behandlung der Fischerei und die nicht genaue Beobachtung der Laichzeit, die freilich für manche Arten auch gegenwärtig noch fehlt, Ursache des im Laufe der Jahrhunderte bedeutend zurückgekommenen Fischreichthums sein müsse, diesen einfachen und allein richtigen Gedanken weist der sonst verdienstvolle Schriftsteller mit der naiven Bemerkung ab, „daß ja zu den Zeiten unserer Voreltern die Laichzeit ebensowenig beobachtet sei; solche auch, da die Fische das ganze Jahr durch in den verschiedenen Arten laichen, nicht mit Genauigkeit kann beobachtet werden, da sonst die Freyheit zu fischen auf zehen

*) Versuch einer wirthschaftlichen Naturgeschichte von dem Königreich Ost- und Westpreußen. (Dessau, 1784.) Bd. IV. S. 692.

Monate müßte eingeschränkt werden." Gegenwärtig ist fast jede Fischgattung im Haff und der Memel in ihrem Ertrage auf besorgliche Weise gesunken. Vom Zander (lucio perca sandra) sagt noch Bock: „im kurischen Haff ist jährlich der größeste und reichlichste Fang und man bekommt ihn in dortiger Gegend zu jeder Zeit, wenn es auch sonst an andern Fischen fehlt. Bei seiner erstaunenden Menge sollte man ihn einsalzen, in Fässer packen und als eine Kaufmannswaare verführen, um einen größern Gewinnst daraus zu ziehen. Nach Inhalt der landesherrlichen Fischereiordnung für das kurische Haff vom Jahr 1589 ist damals schon der Zant gepökelt und in Fässer gepackt worden, da man doch heutiges Tages dieses zu thun unterlässet." Seither ist dieser wohlschmeckende Fisch, wie Fischereipächter und Hausfrauen versichern, bei weitem nicht mehr so häufig. Auch die in den größten Massen gefangenen Stinte (salmo eperlanus) scheinen in ihrem Ertrage abgenommen zu haben. Dieselben finden wegen der Schnelligkeit, mit welcher sie in Fäulniß übergehen, ihre hauptsächlichste Verwendung als Material zur Bereitung von Fischthran. Fast jedes Dorf der Niederung am kurischen Haff fabricirt ihn vermittelst einfacher Auskochung der faulenden Fischkörper. Noch um die Mitte der vierziger Jahre ist derselbe zum Preise von 5 bis 6 Sgr. das Quart verkauft worden, doch zahlt man gegenwärtig wegen des geringen Fanges das Doppelte. Von dem Schnepel (salmo lavaretus) giebt Bock (S. 606) an, daß ganze Tonnen voll von ihm zur Speise auf den Winter eingesalzen würden. Heute wird der Fisch, wie ich gehört habe, nur in solchen Quantitäten gefangen, daß er sofort in frischem Zustande Absatz findet. Aale und Neunaugen sollen ebenfalls weniger zahlreich, als noch vor einigen Decennien, sein. Der Lachsfang wurde früher in viel weiterem Umfange betrieben; gegenwärtig existirt nur noch eine sogenannte Lachswehr im Skirwieth, dem südlichsten Arme des Rußstromes. In den letzten Jahren ist der Fang an dieser Stelle aber ebenfalls sehr bedeutend geringer geworden,*) so daß er

*) Nach den gesetzlich den Fischereipächtern vorgeschriebenen Registern betrug der Lachsfang im Skirwieth:

im Jahre	Stückzahl der Lachse	Erlös dafür
1860	4058	10,929 Thlr. 5 Sgr.
1861	3004	5,682 „ — „
1862	1704	2,712 „ 26 „
1863	688	3,274 „ 17 „

unter den jetzigen Verhältnissen mit Wahrscheinlichkeit ebenso wie der im Mittelalter durch Lachswehren im Pregelstrom betriebene aufhören wird.*) Die Mahnungen August Müllers, es möge der künstlichen Fischzucht eine größere Aufmerksamkeit zugewandt werden,**) dürften gerade hier aufs nachdrücklichste zu wiederholen sein. Bekanntlich kehrt der Lachs immer wieder dahin zum Laichen zurück, wo er geboren ist. Es würde sich daher empfehlen, versuchsweise zuerst in kleinerem Maßstabe, ein Etablissement für Lachszucht an der Theilungsstelle des Rußstromes oder etwas oberhalb derselben, etwa auf der Insel Rageningken anzulegen, welches unter die Leitung des Fischmeisters in Ruß zu stellen wäre. In 5 bis 10 Jahren würde sich der Erfolg eines solchen Unternehmens schon durch die Ausbeute des Fanges im Skirwieth constatiren lassen. Ebenso würde es sich verlohnen einen Versuch mit der künstlichen Zucht des Brassem in dem Lanksee, dicht vor dem Ausfluß des Atmat, zu machen, und mit der Schnepelzucht etwa in dem sogenannten Gilwikteich am Ausfluß des Skirwieth. Da der vermehrte Ertrag einer so gehobenen Fischzucht der gesammten Fischerei im Memelstrom und dem kurischen Haff zu Gute kommen würde, so würde am Zweckmäßigsten wohl der Staat, der diese Fischereien verpachtet und gesetzliche Vorschriften bei denselben macht, auch die Errichtung der Brutanstalten übernehmen. Eine Commission von Sachverständigen, Zoologen und Fischpächtern würde vorher für die Beamten dieser Anstalten eine praktische Instruktion zu entwerfen haben, und die Kosten würden nach einiger Zeit durch die Erhöhung der Fischereipachten gedeckt werden können. Einer Aktiengesellschaft würde man keine bedeutende Kapitalanlage zumuthen können, so lange man ihr nicht, was kaum ausführbar ist, die gesammte Fischerei auf diesen Gewässern verpachtet. Zur Fütterung der jungen Lachs- und Schnepelbrut würden sich die Abfälle der Tilsiter und Memeler Schlächtereien und wohl auch, wenn die Fischer darauf auf-

---

*) Bock (l. c. S. 594) sagt: „An vielen Orten hat auch der Lachsfang in neueren Zeiten gänzlich aufgehört. So hatten ehemals die Altstädter zwo Lachszüge im Pregel den einen oberhalb des Thurms, und den andern innerhalb des Kneiphofs, die seit undenklichen Jahren nicht mehr genutzt werden. . . . . Desgleichen werden in den fürstlich dessauschen Gütern bei der Pregelschleuse von sonderbarer Größe gefangen."

**) E. Kaufmann, Zeitschrift für Acclimatisation. Berlin, 1868. Bd. 1 u. 2.

merksam gemacht würden, die Eingeweide der gefangenen Fische verwerthen lassen.

Die Memel-Niederung ist ein klassisches Jagdterrain; schon als Student machte ich hier meine ersten Streifzüge, und obwohl die „Passion" nicht mehr so groß ist, wie zur Zeit, als Göthes zaubervolles Gedicht „Im Felde schleich' ich still und mild, gespannt mein Feuerrohr" zum ersten Mal in meiner Seele klang, so gehört doch der Pulvergeruch noch zu meinen angenehmsten Genüssen. Die Wasserjagd auf den einzelnen Armen und Zuflüssen des Stromes, wie auf den mit Röhricht besetzten Uferwiesen, lockt selbst den roving Englishman hierher. So war zwei Jahre vor mir der brittische Gesandte, Lord Dudley, noch spät im abscheulichsten Novemberwetter hingekommen. Da Sr. Lordschaft die Gastfreundschaft desselben Hauses genossen und in eben dem Zimmer gewohnt hatte, wo ich einquartirt war, so erhielt ich von der liebenswürdigen Familie meines Wirthes manche Schilderung seiner Sonderbarkeiten neben zweifellosem Lobe seines wahrhaft aristokratischen Wesens. Lord „Buschekopf," unter welchem Titel ihn Kladderadatsch der Geschichte als Krönungsbotschafter aufbewahrt hat, spielte mit stoischem Phlegma Schach, nahm täglich zwei kalte Bäder, schoß sogar zum Schrecken einiger anderer Engländer am Sonntag nach der Scheibe und war dabei von artigen Manieren. Der alte Jäger, welcher den 6 Fuß hohen, eisensehnigen Mann auf der Schnepfenjagd begleitet hatte, beklagte sich trotz seiner eigenen Fuchslunge, daß der Lord den Teufel im Leibe habe; kein Mensch hätte ihm folgen können, kein Graben wäre ihm zu breit oder tief gewesen, ohne Hühnerhund wäre er bis zu den Armen durch Wasser und Sumpf gewatet, um sich die geschossenen Vögel selbst herauszuholen. Er schoß „wunderschön," so lautete das Urtheil des Flurschützen über den Earl of England, den die Chinesen einen rothborstigen Barbaren nennen würden. Mit einer Kabinetsordre in der Tasche, welche ihm erlaubte einen Elchhirsch zu schießen, war Lord Dudley nach Ibenhorst gekommen, hatte mehrere der seltenen Thiere mit Interesse angeschaut, als man ihn aber fragte, warum er nicht schösse, unwillig geantwortet, „ebensogut könne er zwischen seine Viehheerde gehen und einen Stier tödten." Der Kronprinz von Preußen scheint ebenso gedacht zu haben, als er im vorigen Sommer die Forst besuchte. Nachdem ein Rudel

Elche auf einer Wiese zusammen getrieben war, ging er mit der Frau Kronprinzessin am Arm bis zum geeigneten Standpunkt, die geladene Doppelbüchse in der andern Hand. Das hohe Paar stand still und betrachtete die malerische Gruppe, vergeblich harrten jedoch die Forstbeamten auf den Schuß des Prinzen; er behielt sein Rohr gesenkt und blieb, bis ein heraufziehender Gewitterregen zur Umkehr trieb, auf der beide bis auf die Haut durchnäßt wurden. Da ihr Gepäck bis zur nächsten Station vorausgesandt war, so lieh sich die Prinzessin einen Anzug von der Frau Oberförsterin. Weil diese wackere Dame aber in ihren körperlichen Dimensionen der hohen Frau erheblich überlegen war, so soll die Scene einem Maskenscherz nicht unähnlich gewesen sein, denn auch der Prinz mußte seine Kleider mit Hülfe des Oberförsters in umgekehrter Weise wechseln.

Einen Elch in Ibenhorst zu schießen, gehört zur höchsten Art von Sport; die Ermächtigung dazu für den Privatmann erfolgt nur auf besondern „Vortrag" des Finanzministers. In den Annalen des Forstreviers stehen der Herzog von Gotha, der Prinz Friedrich Karl, die Namen der Generalität und des Herrenhauses verzeichnet. Ein habsburger Prinz wird als schwacher Treffer genannt. Der Anblick eines starken Elenhirsches mit aufgesetzten Schaufeln hat etwas Imposantes. Bei der Zahmheit dieses Wildes kann Jemand, der ein solches Thier zuvor nie gesehen, in Besorgniß gerathen, daß es sich mit gefährlicher Absicht dem Menschen nähert, während es doch, wie Jeder, der mit seiner Natur vertraut ist, versichert, nur, wenn es angeschossen nicht mehr von der Stelle kann, den Jäger annimmt, d. h. mit den Schaufeln oder Vorderläufen nach ihm schlägt. Ein Förster, welcher einen General auf dem Pirschgang begleitet hatte, erzählte mir die folgende ergötzliche Geschichte. Beide treffen im Bruch auf eine lagernde Elchfamilie. Das alte Thier*) mit seinen Kälbern wird flüchtig ohne daß der ein wenig abseits liegende Hirsch es bemerkt und bevor dieser die Jäger gewahr wird. Der Förster, nur mit einem Stock versehen, lehnt auf einer Klafter Holz, das Terrain übersehend und die Entwickelung des Schauspiels abwartend. Der General schleicht

*) Die Elchkuh wirft das erste Mal ein Junges, später in der Regel zwei, selten drei Kälber auf einmal.

mit strategischen Wendungen durch ein hohes Röhricht, das ihm die Aussicht benimmt, auf die Stelle zu, wo er seine Beute zu finden meint. Inzwischen fängt der Hirsch an seine Schützlinge zu vermissen, steht auf und trabt suchend umher, sodaß er zufällig seinem Feinde entgegenkommt, bis beide sich auf wenige Schritte nahe sind. Da stutzt plötzlich der Hirsch mit hoch über das raschelnde Rohr erhobenem Haupte auf den erschreckten halbgebückten Jäger herabschauend. In der anscheinend prekären Situation vergißt dieser die Versicherungsklappen am Schloß seines Gewehrs zurückzuschlagen und drückt beide Hähne ab, ohne daß ein Schuß kommt. Der General glaubte sich im Moment dem gewaltigen Thiere wehrlos preisgegeben. Doch der Elch bleibt friedlich stehen und wartet bis der Schütze mit zitternder Hand seinen Irrthum verbessert hat und wirklich losbrennt. Beide Schüsse treffen an unschädlicher Stelle im dicken Fleisch, der Hirsch wendet sich — und verschwindet mit ein paar Sätzen im Dickicht. Trotz seiner Größe und Nahbarkeit ist es nicht ganz leicht, ein Elenthier auf der Stelle zu tödten, da seine dicke Haut die Kraft der Kugel sehr abschwächt und selbst Schüsse in die Eingeweide leicht heilen. Der Schuß durch Herz, Gehirn oder Rückgrat ist allein sicher. Auf den dem Ibenhorster Revier benachbarten Privatjagden werden von gewöhnlichen Sterblichen nicht selten Elche geschossen, welche an verschiedenen Körperstellen in Gestalt eingeheilter Kugeln die Spuren jener privilegirten Waidmannsvergnügungen mit sich tragen. Wie auf das amerikanische moose deer, das mit unserem Elen zu derselben Art gehört, von den Indianern, wird in der Memel-Niederung zur Winterszeit von den Wilddieben die Jagd mit dem Speer geübt. Sie suchen das Thier auf blankes Eis zu treiben, wo es anfangs, so lange sein Huf noch kalt ist, fest eingreift und im schnellsten Lauf ausdauert. Auf Schlittschuhen verfolgt, erhitzt es sich jedoch bald, gleitet aus und stürzt, um von mörderischen Lanzenstichen geräuschlos getödtet zu werden. Wie zahm auch das Elchwild, gleich den übrigen Arten der Gattung cervus wird, wo man es nicht beunruhigt, so bleibt es doch nach häufigen Treibjagden sehr scheu und es ist dann bewundernswerth, mit welcher Leichtigkeit und Schnelle es trotz seines massiven Körpers über Gebüsch und grundlosen Moorboden in gewaltigen Sätzen dahineilt, indem es die Läufe horizontal ausschnellend Halt gewinnt, wo ein Stier von

gleichem Gewicht versinken würde. Ein Rudel von 15 bis 20 Elchen macht die Luft erzittern, als näherte sich ein Reiterregiment im Galopp.

Es war Mitte Januar und an einem der ersten schneidend kalten Wintertage, als ich mich in Begleitung des Försters mit dem Frühroth zu einer Pirschfahrt durch das Skirwiether Revier aufmachte. Das Wild war wegen der plötzlich eingetretenen Kälte sehr rege. Ueber dem weiten mit Haidekraut und niedrigem Kiefergebüsch bewachsenen Moosbruch ging gerade die Sonne auf und ihre ersten Strahlen beleuchteten ein großartiges Thierleben. Ueberall, so weit der Blick reichte, sah man, gleich einer zerstreuten Heerde, Gruppen von Elchen und Rehen in friedlichster Gemeinschaft bei einander stehen, bis der nahende Mensch sie zu flüchtigen Springen trieb. Die Scene veranschaulichte ein Kapitel der Schöpfungsgeschichte, der Pinsel des Malers hätte sie nicht glücklicher antreffen können! Die Ibenhorster Forst mit ihren antediluvianisch aussehenden Bewohnern hat in der That das Interesse eines Meisters gefesselt. Der durch sein Thieralbum als trefflicher Künstler bekannte Graf Krokow hat hier über ein Jahr verweilt, um das Elen in den verschiedensten Stellungen zu zeichnen. Die Resultate dieser Thätigkeit können im Voraus allen Zoologen und Jagdliebhabern empfohlen sein.

Mit der Erinnerung an zwei glücklich durchlebte Wochen kehrte ich um Mitte Januar nach Königsberg zurück. Die preußischen Heerhaufen sammelten sich bereits auf dem Marsche nach Holstein. Der herzoglich Augustenburgische Kriegsminister, der Bruder des dänischen Generals du Plat, schrieb mir bald darauf, „daß die Umstände noch nicht gestatteten, mit der Bildung einer schleswig-holsteinschen Armee vorzugehen." Ich beschloß daher im alten Ostpreußen zu bleiben. Während ich dem Leser diese einfachen Mittheilungen mache, ist der Herr v. X. zu einer einflußreichen Stellung bei den gegenwärtigen Leitern der preußischen Politik berufen und befindet sich in Schleswig. Ich sitze zu Hause und meine Füße ruhen auf dem Fell eines in Ibenhorst geschossenen Rehbocks. Die Haut des Bären Atta Troll inspirirte Heine's dichterische Phantasie. Die meinige hat vor dem Ernst der Gegenwart ihren poetischen Schwung verloren.

Friedrich der Grosse als Philosoph.

Vortrag in der Königl. Deutschen Gesellschaft zu Königsberg am Geburtstage des Königs, den 22. März 1864,

von

Karl Rosenkranz.

Wenn wir die Reihe der Fürsten durchgehen, die sich durch ihre Thaten in der Geschichte der Menschheit einen besondern Namen zu verdienen gewußt haben, so leuchtet uns aus derselben Friedrich der Zweite von Preußen als einer der ruhmvollsten entgegen. Er hat sich einen dreifachen Namen erworben, deren jeder ihn nach einer Seite seiner unsterblichen Wirksamkeit charakterisirt. Die Weltgeschichte nennt ihn den Großen, weil er durch seine Tapferkeit den Staat Preußen nicht nur Oestreich, nicht nur Deutschland, sondern ganz Europa gegenüber zu einer den anderen Großstaaten ebenbürtigen Macht erhob, welche er durch eine weise geordnete Verwaltung im Innern von den Schranken der mittelaltrigen Verfassungen losriß. Sein eigenes Volk nannte ihn den alten Fritz, weil es fühlte, daß er sich seinem Wohl mit tiefstem Ernst widmete. Mit unbedingtem Vertrauen überließ es sich seiner Führung. Oft war er herbe in seinem Betragen und schlug gelegentlich mit seinem Krückstock darein; immer aber wollte er gerecht sein und ließ niemals den Menschen im Könige untergehen. Daher wurde er populär. Er verstand die Bedürfnisse seiner Unterthanen und war unerschöpflich in der Erfindung neuer Befriedigungsmittel. Der Witz, mit welchem er der leeren Eitelkeit und Anmaßung entgegentrat, machte ihn ebenso beliebt, als die Offenheit und Herzlichkeit, mit welcher er sein Gefühl äußerte. Wie viel köstliche Anekdoten sind nicht vom alten Fritz gesammelt und leben noch unter uns fort! Einen

dritten Namen hat ihm die Literatur gegeben. Sie hat ihn den philosophischen König, den Philosophen von Sanssouci genannt. Wie oft finden wir ihn nicht in tausenderlei Beziehungen als solchen erwähnt! Es scheint uns, so bekannt dieser Name ist, nichts Müßiges zu sein, am heutigen Tage uns näher zu vergegenwärtigen, was eigentlich mit ihm ausgedrückt sein soll. Friedrich der Große, der Mann des Volkes, der alte Fritz, war, wie Jedermann weiß, kein Philosoph im Sinne der Schulphilosophen, die ein System begründen und in der Entwickelung der Philosophie einen eigenthümlichen Standpunkt derselben bezeichnen. In welchem Sinn also, fragt es sich, wird er der philosophische König genannt? Es hat Fürsten gegeben, die Anhänger einer Schulphilosophie waren, wie Marcus Aurelius Antoninus, der selbst ein Stoiker war; oder Fürsten, die sehr gelehrt waren, wie Alphons von Castilien; aber einen Fürsten, der, wie Friedrich, als der Philosoph schlechthin gefeiert wird, hat es außer ihm noch nicht gegeben. Er ist hierin einzig. Die Natur hatte ihn mit einer Fülle der manigfaltigsten Talente ausgestattet, denn Friedrich war auch ein genialer Feldherr, Staatsmann und Geschichtsschreiber; er war nicht ohne Talent für Musik und Poesie; aber er war noch mehr, er war auch ein Philosoph, oder richtiger, ein philosophischer König, denn ohne König zu sein würde seine Philosophie gar nicht die Bedeutung haben, die wir ihr in diesem Zusammenhang beilegen müssen; d. h. er dachte nicht nur philosophisch, sondern er beurkundete dies auch in seinen politischen Handlungen.

Um unsern Friedrich als Philosophen richtig zu verstehen, muß man sich zunächst an seine Erziehung erinnern. Er hatte ein melancholisches Temperament und entwickelte sich langsam. Französische Bildung war es, die ihn zuerst bestimmte. Frau v. Rocoules war seine erste Erzieherin, Duhan sein erster Lehrer. Seine Schwester Wilhelmine, die spätere Markgräfin v. Bayreuth, war ihm voraus und reizte ihn durch ihre kaustischen Anregungen. Das Lateinische erlernte er nur sehr mittelmäßig, das Griechische gar nicht und die alten Classiker las er nur in französischen Uebersetzungen, die sehr unvollkommen waren. Aus seiner nächsten Umgebung trat ihm der Geist strenger Kirchlichkeit entgegen, dem er mit seiner geliebten Schwester sich beugen mußte, dem er aber im Innersten sich nicht hinzugeben vermochte. „Alle Nachmittag, sagt die Markgräfin, hielt uns

der König eine Predigt. Sein Kammerdiener stimmte einen Gesang an, den wir alle sangen. Man mußte dieser Predigt mit eben so viel Aufmerksamkeit zuhören, als ob sie die eines Apostels gewesen wäre. Die Begierde zu lachen ergriff mich und meinen Bruder und oft platzten wir heraus. Sofort belegte man uns mit allen Verdammungsflüchen der Kirche, die wir mit renigem und zerknirschtem Gesicht anhören mußten, das wir uns alle Mühe zu erheucheln gaben."

Der Unglaube wurde bei Friedrich der Anfang seiner Philosophie. Wie man auch die Zeugnisse der Geschichte interpretiren möge, so wird man doch aus ihnen nie herauszulesen im Stande sein, daß er ein orthodoxer Christ gewesen, wenn er auch während seiner Gefangenschaft in Küstrin, als das Haupt seines Freundes Katt für ihn auf dem Schaffot fiel, eine vorübergehende Anwandlung von kirchlicher Gläubigkeit zeigte. Er ward und blieb ein Ungläubiger. Die Mode der Zeit betitelte nun allerdings Jeden, der den christlichen Glauben für ein Vorurtheil hielt, der über denselben witzelte und spöttelte, schon einen Philosophen, allein ein so denkender Geist, als der Friedrichs, konnte sich mit solcher Oberflächlichkeit nicht befriedigen, sondern bedurfte eines tieferen Haltes für seine Weltauffassung.

Ein solcher ward ihm zunächst durch die Leibnitzisch-Wolffsche Philosophie. Als er sich mit seinem Vater ausgesöhnt hatte, lebte er bei Ruppin auf dem Schlosse zu Rheinsberg eine Reihe von Jahren im Genuß der Liebe und Freundschaft, der Kunst und Wissenschaft. Es war ein ächtes Musenleben, dessen geistiger Gehalt es rühmlichst von den rohen und sittenlosen Zerstreuungen unterschied, welche damals noch an den Höfen der deutschen Fürsten zu herrschen pflegten. Unter den Freunden, mit denen Friedrich sich hier dem Ideal eines höheren Strebens widmete, war es vorzüglich der Baron v. Suhm, der seine philosophischen Studien theilte. Suhm war in sächsischen Diensten und konnte sich nur vorübergehend in Rheinsberg aufhalten. Friedrich gab ihm den Beinamen des Diaphanen, um die Klarheit und Durchsichtigkeit seiner Rede hervorzuheben. Suhm war ein begeisterter Anhänger der Wolffschen Philosophie, der Friedrich in seinen Enthusiasmus fortzog. Unter seiner Anleitung studirte der Kronprinz die Wolffschen Schriften, die freilich für ihn erst ins

Französische übersetzt werden mußten. Als die Reinschrift der Metaphysik eben vollendet war, hatte sie das Malheur, daß einer von Friedrichs Affen, der unbeaufsichtigt im Zimmer war, sie packte und ins Kaminfeuer warf, wo sie verbrannte. Die Wolffsche Philosophie war die verständig zurecht gemachte Leibnitzsche. Sie hatte unstreitig das Verdienst, Friedrich zu einem geordneten, methodischen Denken zu gewöhnen und ihm fruchtbare und universelle Gesichtspunkte zu gewähren, aber befriedigen konnte sie ihn nicht. Zu seinem Leidwesen ging Suhm als sächsischer Gesandter nach Petersburg. Vergeblich bemühte sich Friedrich ihn von diesem Schritt abzuhalten, weil er die mörderischen Folgen des rauhen Nordens für den zarten und schwächlichen Körper seines Lieblings fürchtete. Mit unendlichem Schmerz empfand er, daß er als ein Kronprinz, der selber Schulden zu machen genöthigt war, ihm keine Stellung bei sich anbieten konnte. Sofort aber, als er König geworden war, rief er ihn wieder zu sich. Suhm folgte auch, mit Aufgebung aller seiner Aemter der zärtlichen Stimme seines Freundes, aber schon auf der Rückreise von Petersburg starb er in Warschau. Wir besitzen noch den rührenden Brief, den er im Vorgefühl des nahen Todes an Friedrich schrieb, der sich seiner hinterlassenen Familie aufs Kräftigste annahm.

Während Suhm in Petersburg war, fiel die Melancholie Friedrichs allmählig in einen düstern Skepticismus. Die Wolffsche Philosophie lehrte das Dasein Gottes, eine continuirliche Schöpfung dieser Welt als der möglich besten, die Freiheit und Unsterblichkeit des Menschen und eine prästabilirte Harmonie der Dinge, durch welche alles Uebel in der Totalität des Weltzusammenhangs zum Guten aufgehoben würde. Friedrich aber fing an, die Freiheit des Menschen zu bezweifeln. Der Fatalismus schien ihm das richtigere System. Es entspann sich hierüber zwischen ihm und Voltaire, der damals in Lothringen auf dem Schlosse Cirey bei Frau von Chatelet lebte, ein Briefwechsel, der von 1736 bis 1738 dauerte, in welchem Voltaire ohne alle Witzelei mit höchstem Ernst und mit bewunderswürdigem Scharfsinn die Nothwendigkeit der Freiheit gegen Friedrichs Einwürfe Schritt vor Schritt vertheidigte. Diese Briefe Voltaire's au prince royal de Prusse werden einerseits stets zu den unzweideutigsten Beweisen gehören, daß Voltaire an die Existenz Gottes und die Freiheit

des Menschen aufrichtig glaubte, anderseits aber auch zu den Beweisen, daß Friedrich es mit seinen Zweifeln nicht leicht nahm, daß es nicht Frivolität, sondern das Suchen der Wahrheit war, das ihn dazu trieb.

1736 verfaßte er eine Schrift: „über den gegenwärtigen Zustand des Europäischen Staatensystems,“ worin er gleichsam das Programm seiner Politik entwarf, indem er der Vergrößerungssucht Frankreichs und dem Streben Oestreichs nach absoluter Herrschaft in Deutschland eine dritte Macht entgegen zu setzen für nöthig fand. Diese dritte Macht konnte nur Preußen sein. Eine solche denkende Auffassung der Geschichte begleitete ihn durch sein ganzes thatenvolles Leben und machte ihn nicht nur zum Geschichtschreiber seiner Zeit und des Hauses Brandenburg, sondern auch zu dem des siebenjährigen Krieges. Dies höhere Bewußtsein zeichnet ihn unter den Fürsten aus, von denen nur zu viele gedankenlos hinleben, während Friedrich Alles, was zu seiner Zeit geschah, Alles, was er selber that, stets mit den höchsten Ideen in Verhältniß setzte und sich über alle Motive seines Handelns eine klare Rechenschaft legte, die ihn immer selbstständig erhielt und ihn niemals, weder von einem Minister, noch von der öffentlichen Meinung abhängig werden ließ. Diese durch das Verarbeiten der Thatsachen zu Gedanken vermittelnde Selbstständigkeit des politischen Urtheils dürfte man wohl vor allen Dingen als den wahrhaft philosophischen Genius in ihm bezeichnen. Er war nicht darin ein Philosoph, daß er ein System cultivirt hätte, sondern darin, daß er alle menschlichen Verhältnisse von universellen Gesichtspunkten aus betrachten lernte und dadurch auch das scheinbar Untergeordnete begeistete. So schrieb er über das Einexerciren des Regiments, das ihm sein Vater gegeben, 1739, den 4. Mai, an den Grafen von Schaumburg-Lippe: „Wir sind hier beschäftigt, Geschöpfe zu Menschen zu machen, die von ihnen nichts, als die Gestalt haben. Wir sind militairische Gesetzgeber, aber nicht weniger mit der Kunst beauftragt, Menschen zu bilden. Dies giebt ein unaufhörliches Studium des menschlichen Geistes, welches die rohen Seelen für den Ruhm empfänglich zu machen, unruhige und meuterische Gemüther unter die Zucht zu beugen und die Sitten von liederlichen, freigeisterischen, ja verbrecherischen Leuten zu fördern bezweckt. So undankbar diese Arbeit scheint, so vollbringt man sie doch mit Vergnügen. Das Phantom, welches man den

Ruhm nennt, dies Idol der Krieger, beseelt und ermuthigt einen wüsten Haufen, der Ordnung und des Gehorsams fähig zu werden."

Als das reiffste Resultat seines Aufenthaltes in Rheinsberg kann man wohl seinen Antimachiavel ansehen, den er durch Voltaire's Vermittelung 1739 in Holland herausgab. Friedrich verwarf die Hypothese, als ob der große Florentiner in einer satirischen Laune nur habe zeigen wollen, was die Fürsten thun können, nicht, was sie thun sollen. Er erblickt in seinem Principe eine teuflische Sammlung der schlauesten Maximen zur Zerstörung der Menschheit. Mit der ganzen Entrüstung einer edeln Jünglingsseele sagt er: „Ich wage die Vertheidigung der Menschheit gegen dies Ungeheuer zu unternehmen, das sie zerstören will. Ich wage es, die Vernunft und die Gerechtigkeit dem Sophisma und dem Verbrechen entgegen zu setzen, und habe meine Betrachtung des Fürsten Machiavels Capitel vor Capitel angestellt, damit das Gegengift sich unmittelbar zur Seite des Giftes finde. Die Ueberschwemmungen, die ganze Gegenden verwüsten, das Feuer des Donners, welches Städte in Asche legt, das Gift der Pest, welches Provinzen verheert, sind der Welt nicht so verderblich, als die gefährliche Moral und die zügellosen Leidenschaften der Könige. Die Plagen des Himmels dauern nur eine Zeit lang; sie verwüsten einige Gegenden und diese obwohl schmerzlichen Verluste stellen sich wieder her, aber die Verbrechen der Könige lassen ganze Völker sehr lange Zeit leiden. Wie beweinenswerth ist die Lage der Völker, wenn sie vom Mißbrauch der souveränen Gewalt Alles zu fürchten haben, wenn ihre Güter der Habsucht, ihre Freiheit der Laune, ihre Ruhe dem Ehrgeiz, ihre Sicherheit der Tücke und ihr Leben der Grausamkeit des Fürsten zur Beute werden. Das ist das tragische Gemälde eines Staates, wo ein Fürst regieren würde, wie Machiavel ihn zu bilden unternimmt."

Mit solchen Gesinnungen bestieg er 1740 den Thron. Eine seiner ersten Regierungshandlungen war, den Philosophen Wolff von Marburg nach Halle zurückzurufen. Wolff hatte bekanntlich den Umtrieben der Pietisten 1728 weichen müssen, weil sie dem Könige, nachdem alle andern Intriguen gescheitert waren, zuletzt eingeredet hatten, daß die Wolffsche Philosophie das Desertiren der Soldaten begünstigen könne. Dadurch ward, wie man richtig berechnet hatte, der Militair liebende König aufge-

bracht und verfügte in seiner Zornaufwallung, daß Wolff bei Strafe des Stranges sein Königreich binnen acht und vierzig Stunden verlassen solle. Wolff ging nach Marburg, wohin er schon früher einen ehrenvollen Ruf erhalten hatte. Als nun alle Akademien sich sofort beeiferten, Wolff durch die schmeichelhaftesten Auszeichnungen anzuerkennen, bereute man in Berlin den gethanen Schritt und setzte eine Commission zur Untersuchung der Anklagen der Pietisten nieder, deren Resultat für Wolff günstig ausfiel. Nun rief man ihn zurück, aber er lehnte beharrlich ab, zu kommen. Als jedoch Friedrich ihm in der ehrenvollsten Weise die Professur in Halle wieder antrug, folgte er dem Ruf des Königs, der aus seinen Werken ein Studium gemacht hatte, kam zurück und lehrte noch vierzehn Jahre.

König geworden, entbrannte Friedrich vor Begierde, auch eine königliche That zu vollbringen, die ihn in die Annalen der Weltgeschichte einzuzeichnen vermöchte. Er fing die schlesischen Kriege an, nicht aus Lust am Kriege, sondern, wie Alexander der Große, wie Cäsar, aus Leidenschaft für den Ruhm und aus Interesse für den Staat, den er regieren sollte. Von diesem Augenblick an ist ein gewisser Umschlag in seiner Denkweise bemerklich, denn der Idealismus von Rheinsberg mußte durch die Erfahrungen, welche er machte, einem nüchternen Realismus weichen, der die Menschen und Dinge ohne alle Illusion auffaßte und der öfter in eine Geringschätzung, um nicht zu sagen, Verachtung der Menschen überging, wenngleich Friedrich nicht aufhörte, auch mitten im Kriegsgetümmel, sich stets der Poesie, der Philosophie, dem Geschichtsstudium und der Freundschaft mit Innigkeit hinzugeben. Freilich starb ihm nicht nur, wie wir sahen, Suhm, sondern er verlor auch seinen Cäsarion, wie er den liebenswürdigen Grafen von Keyserling zu nennen pflegte, und seinen literarischen Gewissensrath Jordan, mit welchem er stets in Briefwechsel blieb und den er sogar einmal sich ins Kriegslager kommen ließ, das jedoch dem schwächlichen Theologen, dem feingebildeten Verehrer des Horaz, dem Bücherliebhaber, nicht sonderlich behagte.

Nach dem Tode dieser drei so zärtlich geliebten Freunde mußte Friedrich sich einsam fühlen und nach neuen Verbindungen suchen. Als er etwas zur Ruhe gelangte, ging er daran, die Akademie der Wissenschaften, die sehr in Verfall gerathen war, wieder herzustellen. D'Alembert, auf

den er gehofft hatte, lehnte es ab, an ihre Spitze zu treten. 1746 gewann er Maupertuis als Präsidenten und berief Franzosen, Schweizer und Deutsche als Mitglieder. Sie ward gleichsam ein kosmopolitisches Institut, welches der größten Freiheit der Untersuchung genoß. Die Namen des Marquis d'Argens, des Philosophen Formey, des Mathematikers und Metaphysikers Lambert, des Aesthetikers Sulzer, des Geschichtsphilosophen Weguelin, u. s. w. können noch jetzt als Zierden derselben genannt werden. Ein Elsasser, Bartholomeß, hat in französischer Sprache die Geschichte der Philosophie geschrieben, wie sie in den Memoiren der Berliner Akademie von Leibnitz bis auf Schelling sich darstellt. Aus dieser trefflichen Arbeit des leider bald nach ihrer Vollendung verstorbenen Philosophen haben wir erst den ganzen Umfang und Werth aller der philosophischen Bestrebungen kennen gelernt, deren Mittelpunkt damals die Berliner Akademie war. Oft hat man es Friedrich verargt, daß er auch La Mettrie berief, der ein entschiedener Materialist und Atheist war, allein man muß nicht übersehen, daß Berlin für alle der Religion oder der Wissenschaft halber Verfolgten als ein Asyl angesehen wurde. Was der große Churfürst mit der massenhaften Aufnahme der französischen Reformirten, Friedrichs Vater mit der Aufnahme der Salzburger angefangen, das setzte er als Schutzherr einzelner Personen fort, wie bei dem Mathematiker Prémonval, bei dem Abbé de Prades, den er zu seinem Vorleser machte, bei dem Juristen Toussaint u. A. Als Rousseau in der Schweiz verfolgt wurde, war es das preußische Neufchâtel, welches ihm Sicherheit bot und wo er ruhig hätte sterben können, wenn seine Therese sich nicht gelangweilt und Lärm angezettelt hätte. La Mettrie ward von den Holländern wegen seiner „metaphysischen Venus" verfolgt und wandte sich an Maupertuis, der seine Berufung bei dem Könige vermittelte. La Mettrie war witzig und in seinem Witz auch cynisch. Er amüsirte den König, der seiner Insolenz viel nachsah. Weil es ihm schien, als ob die Akademie, wie er an Maupertuis schrieb, frömmle und christle, so wollte er vielleicht durch einen frechen Gesellen, wie La Mettrie, einen Gegensatz hervorrufen, das kritische Denken wach zu halten. Erwägt man La Mettrie's materialistische Ostentation und liederlichen Lebenswandel, so war es wohl ein richtiger Tact von Friedrich, wenn er, als La Mettrie 1751 plötzlich an

einer Trüffelpastete starb, selber sein Eloge verfaßte und es durch seinen Secretair d'Arget in der Akademie lesen ließ, denn wer hätte wohl dies Eloge übernommen, oder wer hätte es, falls er es übernommen, ausgeführt ohne entweder zu heucheln oder mit dem Könige in Collision zu gerathen?

Von allen Menschen gestand Friedrich Voltaire das Maximum an Geist und Bildung zu und wünschte ihn dauernd bei sich zu haben. Voltaire war schon 1741 und 1742 als französischer Botschafter in Berlin gewesen. 1750 machte ihn der König zu seinem Kammerherrn und ließ ihn bei sich in Potsdam wohnen. Aber das Verhältniß trübte sich bald und schleppte sich nur künstlich einige Jahre hin, bis Friedrich 1753 ihm die Erlaubniß gab, in das Bad von Plombieres zu reisen. Es war ein Abschied für immer, denn es war unmöglich gewesen, daß sie sich lange hätten vertragen können, weil der König dem Charakter Voltaire's keine wahre Achtung abzugewinnen vermochte und dies gegen Jordan, gegen Algarotti, gegen Maupertuis, auch schriftlich äußerte, was Voltaire nicht verborgen bleiben konnte. Beide waren zu kaustischen Spöttereien geneigt; beide waren von nicht geringem Selbstgefühl durchdrungen. Auch in ihren Ueberzeugungen gingen sie zu weit auseinander, denn dem Skepticismus Friedrichs gegenüber hielt Voltaire immer am Deismus und an der Freiheit des Menschen fest. Als Voltaire z. B. 1751 das Gedicht: „la religion naturelle," verfaßt hatte, erfuhr er vom Könige eine bittere Kritik, auf welche Voltaire nicht weniger scharf erwiderte: „Sire, Sie erschrecken mich. Ich fürchte für mich und für das menschliche Geschlecht, daß Sie trauriger Weise Recht haben könnten. Dennoch wäre es entsetzlich, wenn man sich da nicht herausziehen könnte. Sire, suchen Sie nicht so viel Vernunft zu haben, denn wenn Sie aus Potsdam ein irdisches Paradies machen, so kann diese Welt unmöglich eine absolute Hölle sein. Ein wenig Illusion, ich beschwöre Sie. Würdigen Sie mich, mich auf eine anständige Weise zu betrügen. Ich gebe zu, daß der Artikel über die Gewissensbisse ein wenig problematisch ist, aber jedenfalls ist es besser, mit Cicero, Plato, Marc Aurel zu sagen, daß die Natur uns Gewissensbisse giebt, als mit La Mettrie zu sagen, daß man keine haben darf. Ich begreife sehr wohl, daß, so wenig Alexander als Feldherr der Griechen sich

Scrupel daraus machte, Perser bei Arbela getödtet zu haben, Ew. Majestät keine darüber empfinden, einige impertinente Oestreicher in die andere Welt befördert zu haben. Alexander that seine Schuldigkeit, wenn er die Perser im Kriege tödtete, aber er that sie wahrhaftig nicht, als er seinen Freund nach dem Mahle ermordete."

Die deutsche Philosophie konnte Friedrich doch nur als einen Wolffianismus betrachten, der sich hier und da mit der Moral der Engländer und Franzosen versetzte. Kant widmete ihm 1755 seine „Naturgeschichte des Himmels," deren Gedanken den Kreis der herrschenden Weltanschauung noch nicht durbrachen. Seine Kritik der reinen Vernunft, mit welcher eine neue Epoche der Speculation anhob, fiel erst in das Ende von Friedrichs Regierung, denn sie erschien 1781.

Während des siebenjährigen Krieges 1756—63 milderte sich die melancholische Skepsis Friedrichs durch den harten Kampf, den er mit dem Wechsel des Schicksals durchzustreiten hatte. Der Ernst der Stimmung, der ihn ergriff, spiegelt sich vorzüglich in den Gedichten aus dieser Periode. Er blieb zwar skeptisch, aber ohne Feindseligkeit gegen die Religion, ohne jene Beimischung von Frivolität, womit er sich für die Heuchelei rächte, zu welcher er sich in seiner Jugend verdammt sah. Seine Moral befestigte sich als eine für das Wohl der Gesellschaft conservative und sein lebhaftes Gefühl für das Schöne richtete sich besonders auf den Idealismus des Ruhms. Die Philosophie, meinte er, passe zwar vortrefflich für Vergangenheit und Zukunft, nicht aber zur Bewältigung gegenwärtiger Dinge. Nach der unglücklichen Schacht von Collin schrieb er am 19. Juli 1757 an den Marquis d'Argens, nachdem er den dritten Gesang des Lucrez gelesen: „Mein lieber Marquis! Betrachten Sie mich wie eine Mauer, die seit zwei Jahren durch das Unglück zertrümmert wird. Von allen Seiten bin ich erschüttert. Häusliches Unglück, geheime Gemüthsbewegungen, öffentliches Mißgeschick, Widerwärtigkeiten, die sich vorbereiten, das ist meine Nahrung! Die armen Schüler Epikurs würden jetzt vergeblich eine ihrer Phrasen anzubringen versuchen. Der nächste Monat wird furchtbar werden und Ereignisse liefern, die für mein armes Land sehr entscheidend sein werden. Was mich betrifft, der ich mich mit ihm retten oder untergehen

will, so habe ich mir eine Denkart zurecht gemacht, die sich der Zeit und den Umständen anbequemt."

Besonders interessant sind in dieser Beziehung seine Briefe an die Herzogin von Sachsen-Gotha. Am 17. Mai 1760 schreibt er ihr, daß er sich in seinem Skepticismus derartig einrichte, aus ihm eine seinen Gedanken erträgliche Wohnung zu machen. Er gestatte dem Menschen eine beschränkte Freiheit, zwischen seiner Vernunft und seinen Leidenschaften zu wählen, indem jene eine von der Materie unabhängige Intelligenz voraussetze. Er glaube an einen schöpferischen Gott, aber an einen Gott, der sich nicht um unsere erbärmlichen irdischen Zwiste kümmert, noch um die Armseligkeiten, die uns plagen, bis zu dem Augenblick, wo Rabelais' Viertelstündchen schlägt und wo man das Feld räumen muß. Alles, was hienieden geschieht, sei die nothwendige Folge der Leidenschaften, die den Menschen gegeben sind und die wechselsweise zu ihrem Glück wie zu ihrem Unglück beitragen. Auch handelten die Menschen immer ihrem Charakter gemäß und der große Baumeister kümmere sich so wenig darum, als die Frau Herzogin um einen Maulwurfshügel, der sich in ihrem Garten befinden kann. An einen brutalen Zufall als an einen Zwang der Nothwendigkeit, der uns wie Marionetten handeln ließe, glaubt Friedrich so wenig, daß er einige Mühe haben würde, noch in seinen letzten Tagen Marionette zu werden. „Wenn, sagt er zur Herzogin, die verstorbene Monade Wolffs noch existirte, so würde dieselbe Sie mit einem kleinen Versuch von vier und zwanzig Bänden in Folio bewirthen oder Ihnen nach vielen Citaten der Kosmologie und Theodicee beweisen, daß diese Welt die beste der Welten. Was mich betrifft, der ich nichts davon glaube, und der ich unglücklicher Weise viel Leiden fühle, so könnte ich ihm die Antwort jenes Stoikers geben, dem ein Peripatetiker die Bewegung leugnete und dem er, ihn zu widerlegen, vor der Nase herumging."

Die Aufsehen machenden Schriften der Tagesphilosophie imponirten ihm nicht mehr. Am 10. Februar 1763 schreibt er der Herzogin: „Hume hascht nach Paradoxen und Locke hat ihm die Krücken geliehen, um sich auf einem Boden fortzubewegen, der sich stets seinen Füßen zu entziehen scheint. Der Emile ist ein Haufen von spitzfindigen Visionen, ein Wiederkäuen

von Dingen, die man längst weiß, ausgeschmückt mit kühnen Gedanken und geschrieben in einem ziemlich eleganten Styl."

In dem Grade, als der Salomo des Nordens gegen die Philosophie mißtrauischer ward, wurde er nachsichtiger für das Christenthum und fing an, es zu Gunsten der Moral zu schätzen. Nach ihm war dasselbe ein reiner Deismus, den die Kirchenversammlungen reichlich mit abergläubischen Dogmen ausgestattet und der Ehrgeiz der Priester entstellt hatte. Er schrieb eine Abhandlung: de la superstition et de la religion, worin er nachwies, daß es nicht anders sein konnte. Unaufhörlich wiederholt er, daß der Aberglaube zum Charakter des Menschen gehöre. „Ich bin überzeugt, sagt er, daß, wenn man eine ansehnliche Kolonie von lauter Ungläubigen ansiedelte, dennoch in einer gewissen Zeit bei ihnen Abergläubische entstehen würden. Eine lächerliche Religion schafft man ab und eine weit abenteuerlichere führt man wieder ein. Man sieht Umwälzungen in den Meinungen, aber immer ist es ein Cultus, der dem andern folgt. Die Reformation machte eine große Revolution, aber wie viel Blut, Krieg, Verwüstung für das Wagniß, ein paar Glaubensartikel fallen zu lassen! Welche Wuth würde sich erst der Menschen bemächtigen, wenn man sie alle unterdrücken wollte!"

Weil nach Friedrich aller Cultus ein Aberglaube, weil nach ihm die Wahrheit wenig für den Menschen gemacht und der Irrthum sein Erbtheil ist, so schien ihm, je älter er wurde, der christliche Aberglaube mindestens eben so viel Werth, als jeder andere zu haben und er endigte damit, ihn als Regent gegen die Angriffe der Philosophen zu schützen. Es war das keine Bekehrung, keine Sympathie mit dem Inhalt des Glaubens, sondern gesunder Menschenverstand und Herrscherinstinkt. Zwei Schriften besonders hatten ihm die Augen geöffnet, Bastiani's: Essai sur les préjugés, und Holbach's: Système de la nature, die beide 1770 erschienen. „Was, rief er aus, habe ich denn durch diese Lectüre gelernt? Welche Wahrheit hat sie mich gelehrt? Daß alle Geistlichen Ungeheuer sind, die gestürzt werden müssen; daß der König von Frankreich ein barbarischer Tyrann ist; daß seine Minister Erzschurken, seine Hofleute feige, an den Stufen des Throns kriechende Schufte; daß die Großen des Königreichs unwissende, von Anmaßung aufgeblähte Menschen; daß die französischen Marschälle und Offi-

ziere besoldete Henkersknechte, die Richter abscheuliche Fälscher, die Finanzmänner Spitzbuben, wie Cartouche und Mandrin; die Geschichtschreiber Verderber der Fürsten, die Dichter öffentliche Vergifter sind und daß es im ganzen Staat nichts Weises, Löbliches und Achtungswerthes, als den Verfasser und seine Freunde giebt, die sich mit dem Titel Philosophen bekleiden."

Er schrieb eine scharfe Analyse Bastiani's, schickte sie an d'Alembert und äußerte zu diesem am 17. Mai 1770: „Welchen Zweck setzt sich dieser sogenannte Philosoph bei seinem Werke vor? Die Religion zu ändern? Ich habe ihm gezeigt, daß es unmöglich ist. Will er also ein Märtyrer der natürlichen Religion werden? Das ist stark, denn wenn man jenseits des Grabes nichts zu hoffen hat, so muß man sein hiesiges Dasein so glücklich als möglich machen. Die Ungeschicktheit des Verfassers erscheint hier vorzüglich in seiner Verläumdung der christlichen Religion. Man muß wirklich ein rechter Neuling sein, um ihr Verbrechen zuzuschreiben. Im Evangelium ist gesagt: was du nicht willst, das Andere dir thun, das thue auch ihnen nicht. Nun, diese Vorschrift ist der Inbegriff aller Moral. Es ist daher sehr lächerlich und eine crasse Uebertreibung, zu behaupten, daß diese Religion nur Verbrecher erzeugt. So denkt ein Liebhaber der Weisheit auf seinem kleinen Weinberge, wo er, wie ein Anderer, über die Narrheiten der Menschen und über alle sonderbare und lächerliche Meinungen nachsinnt, die ihnen durch den Kopf gegangen."

Auch Holbach's Materialismus und Atheismus widerlegte er in einer eigenen Schrift: Remarques sur le système de la nature, die aber erst nach seinem Tode gedruckt wurde. Er hatte sie d'Alembert und Voltaire mitgetheilt, der ihn wiederholt darum ersuchte, sie erscheinen zu lassen.

Doch nicht blos negativ verhielt er sich gegen die destructiven Tendenzen der naturalistischen Philosophie, sondern suchte auch selber eine positive Unterstützung für die Moral zu geben, indem er den Essai sur l'amour propre, envisagé comme principe de la morale, schrieb. „Ich kann nicht umhin, sagte er, zu unserer Schande zu gestehen, daß man in diesem Jahrhundert eine seltsame Erkältung in Allem wahrnimmt, was die Reform des menschlichen Herzens und der Sitten betrifft. Man sagt und druckt öffentlich, daß die Moral eben so langweilig, als unnütz ist und

daß man die Welt gehen lassen muß, wie sie geht. Wollte man aber so mit der Erde verfahren, wollte man sie nicht anbauen, so würde sie ohne Zweifel Dornen und Disteln tragen und niemals reichliche Ernten und nützliche Gewächse geben, die uns zur Nahrung dienen." Friedrich ließ seine Schrift in der Akademie vorlesen. Er folgte in ihr dem Vorgange von Helvetius und d'Alembert, welche die Selbstliebe als Moralprincip vertheidigt hatten. So sehr lag ihm die Cultur der Moralität am Herzen, daß er zum Gebrauch des jungen Adels einen eigenen Katechismus der Moral verfaßte, den er in französischer und deutscher Sprache drucken und im Cadettencorps zu Berlin einführen ließ. Er definirt darin die Tugend als eine glückliche Anlage des Geistes, welche uns bestimmt, die Pflichten der Gesellschaft zu unserm eigenen Vortheil zu erfüllen. Das ist nun freilich eine sehr enge und schlechte Definition, allein Friedrichs Ausführung ist besser als sein Princip, denn sie setzt sich jeden Augenblick mit demselben in Widerspruch. Er fordert nämlich Opfer von dem jungen Mann, welche, wie er verkündet, durch den Beifall der Weisen, durch die Erhaltung eines fleckenlosen Rufes, an den er seine ganze Ehre knüpft, durch die unaussprechliche Genugthuung, sich so zu finden, wie man ihn zu haben wünscht, würdig seiner Freunde, würdig seiner Mitbürger, würdig seiner eigenen Zustimmung, belohnt werden. Er entwickelt die Grundsätze, nach denen ein junger Mann von Stande sich benehmen muß, wenn seine Leidenschaften ihn in Versuchung führen. Er schärft die Pflicht der Großmuth, der Dankbarkeit, mit empfindungsvoller Beredsamkeit ein, denn, meint er, es sei schön, Undankbare zu machen, aber nichtswürdig, es zu sein. Für Beleidigungen müsse man ein kurzes, für Wohlthaten ein unvergessendes Gedächtniß haben. Pathetisch ruft er aus: „Es giebt keine Tugend ohne Dankbarkeit. Sie ist die Seele der Freundschaft und der süßeste Trost des Lebens. Sie ist es, die uns mit unsern Eltern, unserm Vaterlande, unsern Wohlthätern verbindet. Nein, ich werde niemals die Gesellschaft vergessen, die mich hat geboren werden sehen; den Busen, der mich gesäugt, den Vater, der mich erzogen, den Weisen, der mich unterrichtet, die Zunge, die mich vertheidigt, den Arm, der mir beigestanden hat."

Sein philosophischer Geist beschäftigte sich namentlich auch mit einer

tieferen Erfassung des Wesens des Krieges. Er machte die Kunst des Krieges zum Gegenstand eines Lehrgedichts in sechs Gesängen. Er arbeitete, um sich Offiziere und Generale heranzubilden, eine Menge Instructionen aus, in denen er mit kurzen Worten die Hauptsache von dem zusammenfaßte, was er aus Nachdenken und Erfahrung über die Kriegführung zu lehren wußte. Er schrieb diese Instructionen französisch nieder, ließ sie dann ins Deutsche übersetzen, aber nur schriftlich vertheilen. Das Original der Principes généraux de la guerre ist erst fast hundert Jahre nach seinem Tode gedruckt. Die Art, wie er darin das Ideal eines Generals zeichnet, erinnert an seine eigene Persönlichkeit. Er setzt vor Allem voraus, daß sein General ein rechtschaffener Mann und guter Bürger ist, weil ohne diese Eigenschaften die Geschicklichkeit in der Kriegskunst eher verderblich als nützlich wird. Ein General soll sich zu verstellen wissen, natürlich, sanft und streng erscheinen, immer mißtrauisch und immer ruhig sein, das Blut seiner Soldaten aus Menschlichkeit manchmal schonen und manchmal verschwenden, mit dem Kopf arbeiten, in eigener Person handeln, verschwiegen, tief, von Allem unterrichtet sein, keine Sache über einer andern vergessen und nichts von den Kleinigkeiten, als unter ihm stehend, vernachlässigen, weil sie oft mit den größten Dingen so nahe zusammenhängen. Ein General ist die Schildwache seiner Armee. Er muß für sie sehen, hören, vorausblicken und allem Uebel, das ihr begegnen könnte, zuvorkommen.

Friedrich hatte den Muth, sich als Schriftsteller der Kritik preiszugeben; ein Schritt, der für einen Fürsten eine ganz andere und viel bedenklichere Tragweite, als für Privatpersonen in sich schließt. Weil er selbst literarisch thätig war, hatte er für die Literatur eine viel innigere Auffassung, als sie sonst den Fürsten möglich ist. Man darf behaupten, daß er ohne sein schriftstellerisches Talent den siebenjährigen Krieg gar nicht durchzuführen vermocht hätte, denn er suchte unaufhörlich durch eine Menge kleiner französisch abgefaßter Schriften auf die öffentliche Meinung zu wirken. Oft konnte er, was er sagen wollte, nur seiner Feder anvertrauen und oft konnte nur er es so sagen, wie es zur Förderung seiner Zwecke gesagt werden mußte. In dieser Unterstützung seiner Kriege und seiner diplomatischen Verhandlungen durch die Presse steht er einzig da. Er

verschmähte dafür keine der Verkleidungen, die damals an der Tagesordnung waren und war unermüdlich. Als er den siebenjährigen Krieg anfing, beschwor er den Schatten Richelieu's aus seinem Grabe hervor, die Sympathie der französischen Nation zu gewinnen. Er schrieb „Briefe eines preußischen Officiers an einen seiner Freunde," worin er das Betragen seiner Feinde mit dem von Räuberbanden verglich. Er schrieb den „Brief eines Secretairs des Grafen von Kaunitz an einen Secretair des Grafen von Cobentzel"; ein „Glückwunschschreiben des Prinzen Soubise an den Marschall Daun"; den Brief eines Schweizers an einen edlen Venetianer und eines Schweizers an einen Genfer"; einen angeblich aus dem Chinesischen übersetzten „Bericht von Phihuhur, Sendling des Kaisers von China nach Europa" u. s. w. Aus Rache an der Pompadour verfaßte er im Lager von Schönfeld den „Brief der Marquise von Pompadour an die Königin von Ungarn, um auf die Abschaffung des Gerichtshofs der Keuschheit anzutragen." Friedrich war nicht bloß sein eigener Feldherr, er war auch sein eigener Publicist.

Oft mußte er den Vorwurf hören, daß er durch seine Kriege das Wohl seines Landes seinem Ehrgeiz aufgeopfert habe, obwohl er sich bewußt war, daß er seine Kriege nur geführt habe, die Größe und den Wohlstand Preußens zu erhöhen, wie dies auch seine Unterthanen, als sie unter seiner einsichtsvollen Verwaltung von dem Elend des Krieges sich erholten, selber anerkannten. Um so empfindlicher wurden ihm die Declamationen der Pariser Philosophen gegen den Krieg, den sie als eine traurige Folge des blutdürstigen Egoismus, ja der Langenweile der Könige darstellten und Friedrich selber, der doch ein Philosoph sein wolle, Inconsequenz und Inhumanität vorwarfen. Dies empörte ihn. Er wurde nun ein um so beredsamerer Vertheidiger des Krieges, als er damit zugleich seine eigene Sache führte. „Unzweifelhaft, sagt er, hat es ungerechte Kriege gegeben. Es ist Blut vergossen, das man hätte schonen sollen und können. Das hindert aber nicht, daß es nicht auch nothwendige, unvermeidliche und gerechte Kriege gebe. Ein Fürst muß seine Verbündete vertheidigen, wenn sie angegriffen werden. Seine Selbsterhaltung verpflichtet ihn, das Gleichgewicht der Macht zwischen den europäischen Staaten durch die Waffen aufrecht zu halten. Solche Kriege zu verschreien und die Herr-

scher, welche sie führen, zu verunglimpfen, beweist mehr Haß gegen die Könige, als Mitleid und Menschlichkeit für die Völker, welche indirect dadurch leiden. Marc Aurel, Trajan, Julian, hörten nicht auf zu kriegen und die Philosophen loben sie dennoch. Warum tadeln sie die modernen Fürsten, hierin ihrem Beispiel zu folgen? Lernt, Ihr Feinde der Könige, Ihr modernen Brutusse, daß die Könige nicht allein Krieg führen, daß die Republiken alle Zeit Krieg geführt haben. Ohne von den alten Republiken zu sprechen, die kriegerischer, als irgend eine Monarchie waren, hat nicht die Venetianische Republik gegen die Genuesische, gegen die Türkei, gegen den Papst, gegen die Kaiser, gegen Ludwig XIV. u. s. w. Krieg geführt? Verkaufen nicht die Schweizer, hierin mehr Schlächter als die Könige, ihre Bürger in den Dienst der Fürsten, die sich schlagen? Von England will ich nichts sagen, denn Ihr wißt aus Erfahrung, ob und wie diese Macht Krieg führt. Die Holländer haben sich seit Gründung ihrer Republik in alle Händel Europa's gemischt. Was Polen betrifft, so frage ich Euch, was dort jetzt vorgeht, was dort in diesem Jahrhundert geschehen ist und ob Ihr glaubt, daß es in stetem Frieden lebe?" Friedrich führt nun weiter aus, daß der Krieg an sich verderblich sei, daß man ihn aber, da er periodisch wiederkehre und da kein Jahrhundert von ihm frei gewesen zu sein sich rühmen könne, als eine der Plagen nehmen müsse, die für die Entwickelung des Universums nothwendig erscheinen. Die stolze Verachtung des Philosophen gegen die Männer des Krieges ist ihm unerträglich und er ruft ihm zu: „Unwürdiger Declamator, muß man Dich erinnern, daß die Künste des Friedens nur unter dem Schutz der Waffen gedeihen; muß man Dir in unserm Jahrhundert beweisen, daß ein Staat ohne tapfere Soldaten, die ihn vertheidigen, eine Beute des ersten, besten Eroberers werden würde? Ja, mein Herr, le soit disant philosophe, Frankreich unterhält große Armeen, weshalb es auch nicht mehr der Unruhe und Verwirrung der Bürgerkriege ausgesetzt ist, die es grausamer als seine auswärtigen Kriege zerfleischten. Was hättet Ihr wohl gesagt, wenn im Lauf des letzten Kriegs die Engländer bis vor die Thore von Paris gedrungen wären? Mit welchem Ungestüm würdet Ihr nicht auf die Regierung losgefahren sein, die für die Sicherheit des Staats und der Hauptstadt so schlecht gesorgt habe!"

Wie die Nothwendigkeit des gerechten Krieges, so vertheidigte Friedrich auch die Größe Ludwig XIV, der jetzt so oft von den Philosophen angegriffen ward, die nach seiner Meinung übersahen, daß er seine Fehler durch so vieles Ruhmwürdige, das er vollbrachte, wieder auslöschte.

So endigte Friedrich mit einer Verstimmung gegen die französischen Philosophen, die nicht selten bis zur Erbitterung stieg. Die deutschen Philosophen in Berlin, Breslau, Königsberg konnte er nicht würdigen, weil sie deutsch schrieben. Doch hatte er von Kant eine sehr vortheilhafte Meinung, welche durch seinen Minister v. Zedlitz unterstützt ward, der ihn hoch verehrte und nach Kräften förderte. Mit d'Alembert und Voltaire blieb er im Briefwechsel. Seitdem der letztere in Ferney sich aller tyrannisch Unterdrückten, aller ungerecht Verurtheilten, aller unbillig Verlassenen, mit ritterlicher Aufopferung annahm, seitdem er für die Cultur seiner Bauern gewissenhaft und väterlich sorgte, erblickte und ehrte er in ihm nicht mehr nur den genialen Schriftsteller, sondern auch den edlen Mitarbeiter an dem Werk der Toleranz und der Civilisation, dem er als der Fürst der Aufklärung par excellence sein Leben geweiht hatte.

Wenn man Friedrich als Philosophen preisen hört, so sind es vorzüglich zwei Punkte, auf welche sich dies Urtheil des großen Publikums zu stützen pflegt. Der eine ist, daß er jedem seiner Bürger die Freiheit gewährt wissen wollte, nach seiner Façon selig zu werden; der andere, daß er sich selbst für den ersten Diener des Staates erklärte.

In Betreff des ersten Punktes war es allerdings nur sein Scepticismus, der ihn dazu bewog, die Religion als ein Recht der Freiheit jedes Einzelnen, als eine Privatangelegenheit, anzusehen. Wie sollte er aber auch politisch weiser in einem Staate handeln, der nicht nur Lutheraner und Calvinisten, Juden und Sectirer aller Art enthielt, sondern der durch Schlesien und Westpreußen auch einen großen Zuwachs von Katholiken empfangen hatte? Mußte nicht der preußische Wahlspruch: Suum cuique, hier ganz besonders zur Anwendung kommen? Diese politische Rücksicht hielt ihn auch von der Veröffentlichung der päpstlichen Bulle zur Aufhebung der Jesuiten in seinem Staate ab; ein Schritt, der gar nicht im Sinn der Fanatiker der Aufklärung war. Er sagte: „Da sind nun die Jesuiten aus halb Europa verjagt. Was mich angeht, so werde ich sie

dulden, so lange sie ruhig sind und Niemand ermorden wollen. Der Fanatismus unserer Väter ist mit ihnen gestorben. Die, welche blind und grausam sind, können noch verfolgen; die, welche aufgeklärt und menschlich sind, müssen duldsam sein. Mir rechne ich es zum Ruhm, die Trümmer der Gesellschaft in Schlesien zu erhalten und ihr Unglück nicht zu steigern, so ein großer Ketzer ich auch bin.“ An d'Alembert, 22. April 1769 und an die Churfürstin von Sachsen unter dem 8. Januar 1774 rechtfertigt er sein Verfahren auch noch durch die Rücksicht auf den Unterricht der Jugend, der in Schlesien durch die Vertreibung der Jesuiten auf Jahre hin sehr empfindliche Verluste erlitten haben würde.

Die religiöse Toleranz Friedrichs entsprang aus seinem Indifferentismus. Sein Bruder Heinrich macht ihm in einem Briefe aus Rheinsberg unter dem 30. November 1781 sehr eindringliche Vorstellungen über die Religion, sofern sie die Moral besonders durch den Glauben an die Unsterblichkeit zu kräftigen vermöge. Er malte ihm die Gefahren aus, denen der Staat verfallen könne, wenn die Macht des Glaubens immer mehr gelockert werde. Friedrich antwortete ihm am 7. Dezember desselben Jahres: „Ich bin tief überzeugt, daß man Jedem die Freiheit lassen muß, zu glauben, was ihm angenehm ist. Man nehme die Unsterblichkeit der Seele an. Ich werde mich nicht widersetzen, unter der Bedingung nämlich, daß man sich nicht verfolge. Was die Sittlichkeit angeht, so werden die augenblicklichen Vortheile des Eigennutzes oder des Ehrgeizes oder der Wollust immer bei Weitem den Sieg über die Strafen eines andern Lebens davon tragen. Die religiösen Meinungen, lieber Bruder, werden ebenso, wie die philosophischen, sich abschwächen, wenn sie nicht beständig von der Furcht vor dem Galgen und der öffentlichen Verachtung unterstützt werden. Man erfinde, was man wolle; man erneuere die Grundsätze des Stoicismus, den Edelmuth der ersten Christen; das Volk wird diese schönen Reden hören, ohne sie zu verstehen und es wird sich rächen, wenn es beleidigt ist; es wird sich erzürnen, wenn seine Gallenblase zu viel Galle in seinen Magen vergießt und es wird sich in der Courtille betrinken, wenn es eine trockene Leber hat. Das, mein lieber Bruder, ist das ungeschmückte Gemälde unserer Gattung. Vielleicht existirt ein uns unbekannter von Engeln oder von Wesen höherer Art als wir bewohnter Himmelskörper,

wo Religion und Moral mehr Effect, als in unserer Welt zu haben vermöchten.“

Weil Friedrich, wenn er auch als Staatsmann den moralischen Gehalt der Religion schätzte und als Philosoph die Existenz eines persönlichen Gottes nicht für unmöglich hielt, doch ohne eigentliche Religion war, so war es ihm auch unmöglich, zwischen sich als Herrscher und zwischen der Gottheit ein ganz apartes Band in der Weise zu erblicken, wie eine mystische Legitimitätslehre zu thun pflegt, welche die Fürsten als Menschen darstellt, denen Gott vor allen übrigen eine ganz besondere Aufmerksamkeit und Sorgfalt zuwende. Friedrich war Rationalist. Er erblickte in seinem Verhältniß zum Staat zuerst und zuletzt die Pflicht, das Wohl desselben in aller Weise zu fördern. Als Fürst sollte und wollte er ganz in den Staat aufgehen, wie er dies in der Abhandlung: sur les formes de gouvernement et les dévoirs des souverains auseinandersetzte. Daß ein Fürst der erste Diener des Staates sein solle, ist von manchen Fürsten gesagt. Auch Tiberius hat es gesagt. Es kommt daher darauf an, wie dies verstanden wird, was Friedrich darunter verstand. Die berühmten Worte, auf die man sich hier zu beziehen pflegt, lauten vollständig so: „Ein Fürst ist der erste Diener und die erste Obrigkeit des Staats. Er ist ihm Rechenschaft von dem Gebrauch schuldig, den er von den Steuern macht. Er erhebt sie, um den Staat mittelst der Truppen, die er unterhält, vertheidigen zu können; um der Würde, mit welcher er bekleidet ist, Nachdruck zu geben; um Dienste und Verdienste zu belohnen; um zwischen den Armen und Reichen ein gewisses Gleichgewicht wieder herzustellen; um die Unglücklichen aller Art zu unterstützen, um in Alles, was den Staat im Allgemeinen betrifft, Größe legen zu können. Hat der Souverain einen aufgeklärten Geist und das Herz an der richtigen Stelle, so wird er alle seine Ausgaben zum Nutzen des Publikums und zum größten Vortheil seiner Völker verwenden.“

Aus dieser Auffassung leitete Friedrich seine Berechtigung ab, Alles zu thun, was er für das Wohl seines Volkes nützlich hielt, das er sein Mündel zu nennen pflegte. Wenn man daher jene Worte, der Fürst solle der erste Diener des Staates sein, in dem Sinne citirt hat, als ob Friedrich sich damit die Stellung eines republikanischen Beamten habe geben

wollen, so irrt man sehr. Friedrich war im Gegentheil von der Unmündigkeit des Volkes so sehr überzeugt, daß er als ein wohlwollender Pädagoge es gelegentlich auch gewaltthätig behandelte, ohne jedoch dem Rechte etwas zu vergeben. Er wollte sein Volk durch die Gewöhnung an ein gesetzliches Handeln zur Mündigkeit erziehen; er wollte es durch das Recht zur Freiheit erheben. Die Schöpfung des Preußischen Landrechts durch die Cabinetsordre vom 11. April 1780 an den Großkanzler v. Carmer war insofern vielleicht diejenige seiner Thaten, die man ganz vorzüglich eine wahrhaft philosophische nennen kann. Wir wollen uns auch hier den Standpunkt seiner Gesetzgebung mit seinen eigenen Worten vergegenwärtigen. Er sagt in der Dissertation sur les raisons, d'établir ou d'abroger les lois: „Sich einzubilden, daß die Menschen alle Teufel sind und sich gegen sie zur Grausamkeit aufzureizen, ist die Vision eines wüthenden Misanthropen; vorauszusetzen, daß alle Menschen Engel sind und ihnen die Zügel schießen zu lassen, ist der Traum eines blödsinnigen Capuziners; hingegen glauben, daß sie weder alle gut noch alle schlecht sind; die guten Handlungen über ihren Werth belohnen, die bösen unter dem Lohn, den sie verdienen, bestrafen; Nachsicht mit ihren Schwächen und Humanität für Alle zu haben, das ist es, wie ein vernünftiger Mensch handeln soll."

Diese Erinnerungen werden uns wohl dargethan haben, in welchem Sinne Friedrich ein Philosoph war. Mit dem Unglauben begann er. Die Wolffsche Philosophie begründete in ihm höhere Ueberzeugungen, methodischeres Denken, und ward ihm zu einem Anhalt auch da, wo er sie längst von sich abgestreift zu haben glaubte. Er fiel von ihrem Dogmatismus in den Skepticismus und ging in diesem sogar bis zu einer gewissen Frivolität fort, deren Cynismus jedoch durch den Ernst des Schicksals während des siebenjährigen Krieges vernichtet ward. Der Glaube an die Existenz Gottes und an die Freiheit des Menschen fing an, sich wieder bei ihm zu befestigen und die Consequenzen des Skepticismus im französischen Materialismus und Atheismus fingen an, ihn zu empören. Er reagirte gegen sie theils kritisch, theils durch eine Moral, die er politisch fruchtbar zu machen strebte. Das war der Gang, den er in der Philosophie nahm. Vor allem aber offenbarte er seinen philosophischen Geist in der Größe seiner politischen Handlungen als Eroberer, als Staatsmann,

als Organisator, als Gesetzgeber, weil jede derselben das gereifte Resultat einer kritischen Analyse war, durch welche er sich von allen Vorurtheilen, auch von dem für die Philosophie seiner Zeit, befreite. Und diese geistige Selbstständigkeit, diese mit höchster Energie der That gepaarte universelle Kritik, diese nur aus philosophischer Bildung entspringende rationelle Würdigung, Abwägung und Lösung aller Verhältnisse, sie ist es, derentwegen der große Friedrich unter allen Fürsten zugleich als der Philosoph von Sanssouci völlig eigenthümlich dasteht; sie ist es, die unserm Staat jenen Trieb zum freien Forschen und Denken als innerst bewegende Seele eingepflanzt hat, welche sich in immer neuen Versuchen philosophischer Systeme verjüngt, denn ein Staat, dessen größter König selber ein Philosoph gewesen, muß auch die Heimath der Philosophie sein und bleiben.

Die Bewegung des altpreussischen Handels im letzten Decennium *)

von

E. Wichert,
Stadtrichter.

Die Bedingungen, unter denen die Provinz Preußen (Ost- und Westpreußen) überhaupt Handel im Großen und namentlich Seehandel treibt, sind so eigenthümliche, daß ihre speciellere Darlegung hier vorausgeschickt werden muß, wenn der Inhalt der nachfolgenden Artikel nicht zwar unsern Lesern aus dem Kaufmannsstande (sie brauchen darüber schon lange keine Aufklärung mehr, da sie Jahr aus Jahr ein die praktischen Wirkungen nur zu sehr fühlen!) wohl aber unsern übrigen Lesern in und außerhalb der Provinz völlig verständlich werden soll, was wir doch der Tendenz dieser Zeitschrift gemäß, als einen Hauptzweck dieser Arbeit bezeichnen müssen. Ihre Kenntniß giebt gewissermaßen den Schlüssel zur Lösung vielfacher scheinbarer Widersprüche zwischen den Resultaten, die sich aus dem Umfang der Geschäfte und der schließlichen Abrechnung, aus der Höhe der gemachten Verwendungen und den Erfolgen davon, aus den in Bewegung gesetzten Capital- und Arbeitskräften und dem damit erzielten Gewinn, aus imposanten Zahlenreihen und deren eigentlichem Facit ergeben. Wer wäre nicht, um hier nur ein Beispiel anzuführen, geneigt an sehr bedeutende Ergebnisse zu glauben, wenn er hört, daß sich der Werth des Exports für Danzig in den drei aufeinanderfolgenden Jahren 1860,

*) Die vorliegende Arbeit stützt sich auf die amtlichen Jahresberichte der Vorsteherämter der Kaufmannschaften und Handelskammern von Memel, Tilsit, Königsberg, Elbing, Danzig und Thorn.

1861 und 1862 von 20 auf 25 und endlich gar auf 28 Millionen gesteigert hat; und doch giebt der Bericht des letzten Jahres als wahres Schlußresultat den paradox klingenden Satz: „fast scheint es: je größer die Umsätze, desto weniger lohnend die Gewinne!" Dieser Satz enthält nun zwar kein allgemeingültiges Prinzip, aber daß er auch nur allen Ernstes aufgestellt und was übler ist, mit zahlreichen Erfahrungen aller unserer Handelsstädte belegt werden kann, ist gewiß schon auffallend genug und verlangt eine Erklärung, die nicht allein in den allgemeinen Conjuncturen des Welthandels zu begründen ist, wie bedeutend dieselben auch immerhin mitwirken mögen. Damit der Handelsstand Preußens von einem wirklich lohnenden Jahre berichten könne, müssen vielerlei Faktoren der Rechnung günstig zusammenstimmen: möglichst frühe Eröffnung und möglichst später Schluß der Stromschifffahrt, gute Ernte und reichliche Zufuhr bei mäßigen Preisen, lebhafte Nachfragen im Auslande, angemessene Frachten, kleine Lager, reichlicher Import und günstiger Absatz desselben nach den Hinterländern, sichere politische Lage, guter Stand der Valuta in Rußland und Polen u. s. w. Kaum das eine oder andere Jahr wird der Mehrzahl dieser Voraussetzungen völlig genügen. —

Die natürliche Lage der Provinz Preußen macht dieselbe zur Betheiligung am Seehandel in hohem Grade geeignet. Lang hingestreckt an der südöstlichen Bucht der Ostsee, welche durch den Sund in Verbindung mit der Nordsee und dem atlantischen Ocean steht, sind ihre (im Gegensatz zu den nördlicher gelegenen) fast ununterbrochen offenen Häfen in den Stand gesetzt, die Ausfuhr des Ueberschusses an Produkten zu vermitteln, welche das viele tausend Quadratmeilen große preußische, polnische und russische Flachland in reichem Maaße hervorbringt und auf den Hunderte von Meilen durchströmenden, durch Nebenflüsse und Canäle wieder mit andern Flußgebieten in Verbindung gebrachten, in die Ostsee mündenden großen Flüßen, Memel (Niemen) und Weichsel bis nach den preußischen Seeplätzen zu transportiren vermag, der kleineren, lediglich für die Provinz bedeutsamen Wasserstraßen nicht einmal zu gedenken. Diese großen Gebiete sind naturgemäß darauf angewiesen, den Absatz ihrer Erzeugnisse, namentlich Holz und Getreide, durch unsere Ostseehäfen vermitteln zu lassen und ihren Bedarf an Salz, Heringen, Steinkohlen, Manufaktur-

und Kolonialwaaren über dieselben zu beziehn. An dieser Produktion und an diesem Bedarf betheiligen sich viele Millionen Menschen und es ist daher soweit kein Grund ersichtlich, weßhalb unsere Hafenstädte· Memel, Königsberg-Pillau, Elbing und Danzig-Neufahrwasser nicht ebenso gut Welthandelsplätze sein und werden sollten, als andere geographisch gleich günstig situirte Orte auf der Erde. Wenn sich dennoch jährlich die Klage wiederholt, daß wir weit hinter unserer natürlichen Aufgabe zurückbleiben, so müssen die Gründe in andern Verhältnissen gesucht werden, die jene Vortheile beeinträchtigen oder gar aufheben.

Zunächst sind freilich jene genannten Wasserstraßen in ihrem gegenwärtigen Zustande in mancher Beziehung mangelhaft und leisten somit nicht das, was sie versprechen. Sowohl der Niemen als die Weichsel scheinen von Jahr zu Jahr mehr zu verflachen und leiden in warmen Sommern wenigstens stellenweise so sehr an Wassermangel, daß selbst flachgehende Fahrzeuge nur halbe oder drittel Ladung einnehmen können, dennoch auf den Untiefen sitzen bleiben und oft Wochen lang an der Weiterreise gehindert sind.*) Die Folge davon ist, daß die Zufuhren nicht regelmäßig eintreffen, daß die Seetransportschiffe lange auf Ladung warten müssen, daß Liegegelder entstehn, daß die auf die Waare gegebenen Vorschüsse ungebührlich lange verzinst werden müssen, daß oft die günstigsten auf den Absatzmärkten auftauchenden Conjuncturen verpaßt werden und daß aus allen diesen unberechenbaren Zufällen eine Unsicherheit hervorgeht, welche Speculation fast unmöglich macht. Eine Regulirung dieser Strombetten erscheint daher dringend erforderlich. Dazu würde aber freilich gehören, daß nicht nur die preußische Regierung, wie alljährlich geschieht, durch Baggerungen und Buhnenbauten den dringendsten Klagen

*) Der Thorner Bericht pro 1859 sagt darüber: „Man kann das keine Schifffahrt nennen, wenn ein Kahn sich von Sand zu Sand durch Gräben, welche der Kahnführer sich im Flußbett schaffen muß, fortschleppt und nach Monaten mit verdorbener und auf zwei bis drei Lichterfahrzeugen abgelichteter Ladung seinen Bestimmungsort erreicht, oder, wie dies schon vorgekommen ist, ein oder zwei Jahre in der obern Weichsel, oder in den Zuflüssen derselben versommert!“ — Der Niemen befindet sich jenseits der preußischen Grenze in sehr vernachläßigtem Zustande aber auch diesseits bedarf er dringend der Korrektion auf der ganzen 6 Meilen langen Strecke oberhalb Tilsits von Butehnen bis Schmaleningken und der Vertiefung der Ausflüsse des Remonien und der Gilge ins kurische Haff. (Königsb. B. 1863.)

abzuhelfen suchte, sondern daß auch die russische Regierung Verwendungen im Großen machte um die Stromschifffahrt sicher zu stellen. Die Jahre 1855 und 1856 lehrten, zu welcher Ausdehnung der Handel, namentlich Danzigs bei besserer Benutzung der gegebenen Wasserstraßen führen könnte. Damals waren die russischen Häfen im schwarzen Meer blokirt und Südrußland sah sich daher genöthigt, seine Produkte über Danzig auszuführen. In der That ist die Wasserverbindung der Ostsee mit dem schwarzen Meer sogar auf zwei von der Natur vorgezeichneten Wegen möglich, einmal mit Benutzung der Flüsse Weichsel, San und Dniestr, welche beide letztere durch einen Canal zu verbinden wären, mit dem Ausgangspunkt Odessa, dann vermittelst der Flüsse Weichsel, Bug, Pinsker-Canal, Pripet und Dniepr mit dem Ausgangspunkte Cherson. Reiche, namentlich zum Getreidebau sehr geeignete Länder, denen nur der günstige Abfluß für ihre Produkte fehlt, würden dadurch für den Welthandel nutzbar gemacht werden können, und nicht minder erheblich wäre der Vortheil einer direkten Wasserverbindung zwischen der Ostsee und dem schwarzen Meer für den Austausch orientalischer und mitteleuropäischer Produkte. Da diese Wasserstraße außerdem durch den Pripet, Oginski-Canal und die Szara mit dem Niemen in Zusammenhang steht, so würden unter Umständen auch Königsberg und Memel an diesem Handel Antheil haben können. Eine so bedeutende Perspective würde die allerdings vorweg nöthige Regulirung der nach Preußen auslaufenden Flüße eröffnen.

Auch so würden freilich diese großen Verkehrsstraßen noch nicht allen preußischen Häfen unbedingt zu gute kommen. Einige derselben haben noch ihre Separatforderungen zu stellen. So hatte bisher Memel Verbindung mit dem Niemen nur durch Vermittlung des kurischen Haffes und sah wegen der gefahrvollen Schifffahrt auf demselben sämmtliche auf jenem Flusse aus dem Innern Rußlands heruntertreibenden mit Getreide beladenen Wittinnen*) ihren Weg durch den Friedrichsgraben, die Deime und den Pregel nach Königsberg nehmen, während der Transport der nur lose zusammengefügten Holzflöße um die s. g. Windeaburger-Ecke, eine am Ausfluß des Stromes in das Haff vorspringende steinige Landzunge, jähr-

*) Mehrere hundert Fuß lange, flache und unbehilfliche Fahrzeuge, nur zu Zwecken der Schifffahrt auf Flüssen geeignet.

lich bei plötzlich eintretendem Sturme große Opfer kostete. Diesen Nachtheilen soll nun durch einen seit dem vorigen Jahre auf Staatskosten in Angriff genommenen Canal (den Minge-Schmeltelle-Canal) Abhilfe geschafft werden.*) — Elbing andererseits, schon seit fast zwei Jahrhunderten durch das übermächtige Danzig mehr und mehr von dem Handel mit Polen abgedrängt, und dadurch auch in der Betheiligung beim Seehandel mehr und mehr beschränkt, klagt mit Recht, daß seine Stromschifffahrt in Folge der Coupirung der Nogat durch den neuen, die Weichsel mit der Nogat verbindenden Canal leidet, welcher überdies so reißenden Strom hat, daß die Fahrt für Kähne nur mit großer Gefahr, für Holzflöße unmöglich wird. Die Nogat geht dadurch völliger Versandung entgegen und hört auf für Elbing Handelsstraße zu sein. Der Weichsel-Haff-Canal kann dafür nicht entschädigen, weil der früher unbedeutende Weg von Marienburg aus mit Benutzung desselben 15 Meilen lang wird und dabei wegen der Fahrt über Haff gefährlich ist. Dieser Weg wurde zudem Jahre lang durch die in Folge der Ueberschwemmung von 1855 vor dem Hafen eingetretenen Verflachung für größere Fahrzeuge fast unbrauchbar. Der rührige Handelsstand Elbings sucht seit 1861 in der bestmöglichsten Ausbeutung des oberländischen Canals mit vielem Erfolge auf andern Gebieten eine Entschädigung.**) — So lähmend diese Verhältnisse aber

*) Das Nähere darüber enthält die Denkschrift über Memels Seehandel, den Minge-Schmeltelle-Canal u. die Zweigbahn Insterburg-Tilsit-Memel aus dem Jahre 1862.

**) Ueber das Sinken und Steigen des Elbinger Strom- und Haffverkehrs und über den Einfluß des oberländischen Canals darauf mag folgende Tabelle Auskunft geben:

	Haff- und Stromfahrzeuge gingen		Canalfahrzeuge gingen außerdem	
	ein:	aus:	ein:	aus:
1854	949	1102		
1855	937	1005		
1856	1002	978		
1857	689	744		
1858	581	721		
1859	545	639		
1860	458	588		
1861	876	868	767	?
1862	1079	853	1064	1312
1863	1171	933	2279	1410

Der oberländische Canal führte 1861: 5023, 1862: 6739, 1863: 7903 Last Getreide zu.

auch ein- und mitwirken mögen, der eigentliche Grund, weßhalb der Handel Altpreußens noch immer nicht den naturgemäßen Aufschwung nehmen und namentlich nicht lohnendere Resultate berichten kann, ist an anderer Stelle zu suchen. Mit einem Worte: Die politische Grenze zwischen Preußen und Rußland-Polen ist zugleich im Laufe der Zeit zur traurigsten Grenzsperre für den Handel dieser Länder gemacht, und schneidet in unnatürlicher und schädlicher Weise die Hinterländer des Handels von den Häfen, auf welche sie angewiesen sind, und die Häfen von ihren ergiebigsten Bezugsquellen ab. Der schmale, nordwärts in eine Spitze auslaufende Küstenstreifen, welcher das preußische Gebiet faßt, ist für sich selbst nicht groß und produktiv genug, um einer Reihe von Seehäfen Gelegenheit zu geben, sich als Plätze für den Welthandel zu behaupten; er hat naturgemäß die Aufgabe, den Verkehr zwischen den von der See abgeschnittenen russisch-polnischen, von den Flußgebieten der Weichsel und des Niemens durchströmten Flachländern mit überseeischen Märkten zu vermitteln. In richtiger Würdigung dieser Verhältnisse haben daher schon die ältesten noch in der Ordenszeit abgeschlossenen Verträge stets darauf gedrungen, daß die Grenze dem Handel offen bleiben müsse. Nicht das geringste Motiv, weßhalb sich Lande und Städte in Preußen in der Mitte des 15. Jahrhunderts dem Orden abwandten und eine innigere Verbindung mit dem damals noch mächtigen und das Ordensland fast gänzlich umspannenden Polen suchten, lag in der Rücksicht für das Gedeihen des preußischen Handels. Im Thorner Frieden von 1466 wurde ausdrücklich bestimmt, daß der Kaufmann sowohl in des Königs als in des Ordens Landen völlige Sicherheit genießen und daß außer den bereits vorhandenen und gewohnten Zöllen nirgendswo dem Kaufmann neue Abgaben aufgebürdet werden sollten. Ebenso wurde im Frieden zu Krakau 1525 freier Handel zugesichert und bestimmt, daß ohne die Genehmigung beider Theile keine neuen Zölle eingeführt werden dürften. Seitdem ist das polnische Preußen wieder mit dem ehemals herzoglichen Theil vereinigt, die Republik Polen hat aufgehört zu existiren, aber Rußland umspannt nun die Provinz mit einem dreifachen Cordon von Grenzwächtern und stellt fast unübersteigliche Zollschranken zwischen

beide Länder. „Die Lage der Stadt," heißt es in dem Danziger Bericht pro 1854, „am Ausflusse der in ihrem ganzen Laufe durch das Königreich Polen schiffbaren Weichsel, die Thatsache, daß dieser Fluß die einzige Wasserstraße des Binnenlandes Polen zur See bildet, würde Danzig zu einer importirenden Handelsstadt ersten Ranges erheben, wenn nicht seit dem Wiener Congreß alle jene Verabredungen unberücksichtigt geblieben wären, welche dort durch die Schlußakte als feststehende Grundsätze für den Verkehr Preußens mit Polen stipulirt wurden, und welche ihren Ausdruck fanden durch die zu Wien am 3. Mai 1815 und zu St. Petersburg am 19. Dezember 1818 geschlossenen Verträge. Wie dieselben eine abgabenfreie Schifffahrt, eine uneingeschränkte Handelsfreiheit, eine Belebung und Erleichterung des Durchgangshandels festsetzten, wie der auf sie folgende Handelsvertrag vom 11. März 1825 „trotz des aufrichtigen Wunsches jene Bestimmungen der Wiener Schlußakte in Ausführung zu bringen" nur wenige unbedeutende Beschränkungen den früheren Verträgen hinzufügte — das ist männiglich bekannt. Aber was ist im Laufe von 29 Jahren aus diesen Verabredungen geworden? Das s. g. Chausseegeld von 15 Sgr. pro Ctr., welche die bedeutendsten Handelsartikel auf der Weichsel als Abgabe zu entrichten haben, das Verbot für preußische Kaufleute, in Polen ihre Waaren selbst zu verkaufen, das Einfuhrverbot von Thee und Tabak, das Ausfuhrverbot von Gold und Silber, abgesehen von den hohen Zöllen, die einem Einfuhrverbot gleich kommen, alles sind Maßregeln, welche einen irgend erheblichen Handelsverkehr nach Polen für preußische Kaufleute unmöglich machen." Diese Klagen, die übrigens keineswegs allein Danzig betreffen, sind gerecht aber nicht einmal erschöpfend. Der Colonial-Waaren-Import leidet, weil die Transito-Zölle nach Polen für Preußen höher sind, als für das Gebiet jenseits der Oder. Jahrelang andauernde Ausfuhr-Verbote*) für alle Getreidegattungen, außer Weizen, aus Polen, beeinträchtigten wesentlich den Handel in diesem wichtigsten Brauche. — Einer der wichtigsten Tauschartikel gegen polnische Produkte bildete von alter Zeit her das Salz. Königsberg machte in früheren Jahrhunderten in diesem Artikel ein wahrhaft großartiges Geschäft.

*) So 1853, 1854, 1855.

Seit aber 1782 der Handel mit Salz in Preußen zum Staatsmonopol erklärt wurde, hörten die Klagen über die Beeinträchtigung unserer Kaufmannschaften durch die Aufrechthaltung dieser namentlich auch der preußischen Rhederei schädlichen*) Maßregel nicht auf, und eine theilweise Besserung trat erst wieder ein, als Anfangs der vierziger Jahre wenigstens der Handel mit Transit-Salz nach Rußland und Russisch-Polen freigegeben wurde. Seitdem hat sich namentlich Memel dieser Branche mit vielem Erfolg (was wenigstens die Steigerung des Geschäftsumfangs anbetrifft) angenommen und gezeigt, eines wie schnellen und großartigen Aufschwungs der Handel bei freiem Verkehr fähig ist. Während dort zu der Zeit, als das Monopol noch vollständig bestand, jährlich Alles in Allem ca. 18400 Ctr. Salz eingeführt sind, finden sich später in fast ununterbrochener Steigerung in den Importlisten an Transitsalz notirt

1851 —	286,668	Ctr.	
1852 —	250,947	„	
1853 —	682,145	„	
1854 —	1,286,762	„	} außergewöhnlich günstige Jahre we-
1855 —	1,666,962	„	} gen der Blokade der russischen Häfen.
1856 —	423,343	„	
1857 —	433,947	„	
1858 —	467,380	„	
1859 —	607,593	„	
1860 —	707,551	„	
1861 —	558,030	„	im Werthe von 200,000 Thlr.
1862 —	739,722	„	„ „ „ 258,900 „
1853 —	867,089	„	„ „ „ 310,000 „

[Kön]igsberg dagegen fand allerdings unter wesentlich anderen Verhält[nisse]n**) den Handel mit Transitsalz für sich im Allgemeinen wenig gewinn[bringend], zuletzt geradezu verlustbringend und schränkte denselben mehr und [meh]r ein. Es führte 1851 noch 150,448 Ctr. Salz zum Transit ein,

*) Der Rheder begnügt sich natürlich lieber mit einer geringen Fracht für eine Salzladung, als daß er für Ballast sowohl im Lade- als Löschorte Kosten treibt.

**) Königsbergs Rhederei ist unbedeutend, was hier namentlich in's Gewicht fällt.

1856 nur noch 62,007, dann in den folgenden Jahren 31,154—19,988 bis 18,620 Ctr., endlich 1860 noch einmal das bedeutende Quantum von 263,568 Ctr. und dann in den drei folgenden Jahren gar nichts mehr. Andererseits — und das ist gerade an dieser Stelle von Wichtigkeit — fällt dieser Handelszweig für Danzig gänzlich aus, weil nämlich der Handel mit Salz im Königreich Polen ebenfalls Staatsmonopol ist. Es ist anzunehmen, daß Danzig andernfalls ein noch beträchtlicheres Salzgeschäft als Memel machen würde, da die Verhältnisse beider Städte in der hier zutreffenden Beziehung ähnlich sind, beide namentlich ein stets gangbares Tauschmittel gegen Holz brauchen und eine große Rhederei zu unterhalten haben, welche Rückfrachten von Salz aus England (Liverpool) und dem Mittelmeer dem Ballast vorziehen muß. Danzig hat sich daher schon wiederholt darüber beklagt, daß ihm das Geschäft mit Transitsalz entgeht und damit eine Beschränkung auferlegt ist, unter der nicht einmal die andern preußischen Handelsstädte leiden. — Daß Tilsit, nach Verlegung der früher über die kurische Nehrung und Memel führenden Poststraße nach Rußland dorthin via Tauroggen durch den Speditionshandel rasch aufgeblüht, diesen wichtigen Erwerbszweig in den letzten Jahren wieder eingebüßt hat, ist eine Folge der 1860 erfolgten Eröffnung der Eydtkuhner Eisenbahn; aber unabhängig davon ist der von Jahr zu Jahr fortschreitende Verfall seines Handels mit Manufactur- und Colonialwaaren über die Grenze, welcher hauptsächlich den lästigen und auch durch den neuen Tarif keineswegs beseitigten russischen Zollverordnungen zuzuschreiben ist. Am meisten leidet aber unter diesen traurigen Verhältnissen Thorn, einst eine wichtige Hansastadt und eine der drei großen Städte des königlichen Preußens, deren Internuntien im polnischen Reichstage den Sitz vor den Abgeordneten des Adels hatten und Könige wählten. Das Engrosgeschäft mit Colonial-, Manufacturwaaren und Spirituosen nach Polen ist immer unbedeutender geworden und auch der sonst lebhafte Kleinhandel hat nicht entfernt die Ausdehnung genommen, die ihm bei offener Grenze sofort werden würde. Die Zufuhr von Getreide ist durch Ausfuhrverbote und Durchfuhrzölle behindert worden und selbst dem Personenverkehr sind zeitweise fast unüberwindliche Schranken gesetzt. Diese Hindernisse waren für Thorn um so lästiger, als ihm durch das Eingehen

der festen Brücke*) über die Weichsel die regelmäßige Verbindung mit dem für diesen Ort wichtigen Kujawien für den größten Theil des Jahres abgeschnitten war, das in Folge dessen die engere Beziehung zu Bromberg suchte.**) Ueberall an der Grenze entlang hat die Zollsperre an Stelle eines geordneten kaufmännischen Verkehrs den Schmuggelhandel provocirt, der, abgesehn davon, daß er die Grenzbevölkerung demoralisirt, wegen seiner Beschwerlichkeit und Unsicherheit nur sehr geringen Ersatz zu geben vermag und überdies mehr dem jenseitigen Empfänger als dem hiesigen Kaufmann Nutzen bringt. Man muß das Treiben an der Grenze mit eigenen Augen beobachtet haben, um sich einen Begriff von der Verwilderung machen zu können, die es in alle Zustände bringt. —

Es ist aber noch nicht einmal die Grenzsperre allein, die den kaufmännischen Verkehr mit Rußland und Polen so überaus schwierig macht. Nicht weniger drückend für denselben sind die dortigen Geld- und Creditverhältnisse, sowie die Unsicherheit des Rechtszustandes im Nachbarlande. Am Eingehendsten und so ziemlich alle vereinzelten Klagen der Uebrigen zusammenfassend, spricht sich darüber der Thorner Bericht pro 1859 folgendermaßen aus: „Da Silber- und Goldmünzen aus Polen nicht ausgeführt werden dürfen, daselbst in geringen Quantitäten existiren und Silber-Courant von neuem Gepräge als gewinnbringender Artikel zum Einschmelzen unter der Hand exportirt wird, so haben die Bewohner Polens zur Deckung ihrer Waarenbedürfnisse nur polnische und russische Banknoten, deren Cours schon in Folge der schlechten Finanzverhältnisse des Nachbarstaates daselbst unter pari steht und diesseits der Grenze bis auf 15 pC., ja in gedrückten Geschäftszeiten bis auf 25 pC. Verlust hinabsinkt. Bei einer solchen Einbuße an seiner Geld-Valuta schränkt sich der jenseitige Consument in seinen Ausgaben natürlich auf das Aeußerste ein. Zudem dürfen die russischen Banknoten bei Strafe der Confiskation weder aus- noch in ihre Heimath zurückgeführt werden und geschieht dieses, da das Handels-

*) Endlich im Jahre 1863 mit einem Kostenaufwand von 75,000 Thlrn., welchen die Stadt aus ihren Mitteln bestritten hat, wieder hergestellt.

**) Ueber diese und andere Mißstände spricht sich die Denkschrift: „Die Stadt Thorn, ihre gesunkenen Handels- und Verkehrsverhältnisse und die Mittel zur Abhilfe derselben“ aus.

bedürfniß mächtiger als das Verbot ist, auf dem illegalen und kostspieligen Wege des Schmuggels. Das Verbot ist auch eine jener Maßregeln des russischen Gouvernements, welche an sich zwecklos nur den Handelsverkehr beider Staaten meistens zum Nachtheil des russischen Finanz-Fiskus drücken. — Die polnische Valuta hat sich seit etwa 10 Jahren im Course wesentlich verschlechtert. Das Silbergeld ist in Polen so knapp, daß selbst die Bank in Warschau nicht im Stande ist, ihre Banknoten in Silber umzutauschen und kommt sie somit ihrer gesetzlichen Verpflichtung nicht nach. Diese Entwerthung der polnischen Valuta hat ihre Ursache in dem verminderten Export von Getreide und Wolle, in den gesunkenen Preisen, namentlich des Getreides, in dem Mangel von Silbergeld, ferner in den den Geldverkehr hemmenden Gesetzen, in der im Uebermaß angewandten Ausgabe von Noten, in den überaus schwerfälligen Formen für den Verkehr und endlich in der geringen Aufmerksamkeit, welche Seitens des jenseitigen Gouvernements der Entwickelung der materiellen Verhältnisse geschenkt wird. Das Bank-System befindet sich auf einer niedrigen Stufe der Ausbildung, das Disconto-Geschäft ist unbedeutend, dabei sind zahlreiche und kostspielige Beamte angestellt, welche vom Handel wenig verstehen und auch kein geschäftliches Interesse haben. Die Zollgesetze sind über die Maßen intrikat, der Tarif sehr weitläufig und in vielen Positionen die Bezeichnung der Waare undeutlich und zweifelhaft. Die Gewerbegesetze sind dem Aufblühen der Gewerbethätigkeit hinderlich, namentlich die Einrichtung von Gilden, wozu noch eine sehr hohe Gewerbesteuer kommt. Der Postversand für Gelder ist theuer, langsam und unsicher. Baare Rimessen mit der Post von und nach Polen sind dadurch, sowie durch das theure Porto, durch den gänzlichen Mangel an größeren Apoints über 25 Rubel in polnischen Banknoten und durch die Bestimmung erschwert, daß das Geld in Gegenwart der Postbeamten verpackt werden muß.“ Und an einer andern Stelle: „Daß die Geschäfte mit Polen riskant sind, ist eine alte Erfahrung, und die Sicherheit derselben beruht einzig und allein auf persönlichem Vertrauen. Wohl ist es dem hiesigen Geschäftsmanne möglich, in Polen Recht zu suchen, allein die Prozesse sind außerordentlich theuer und langwierig. Hiezu kommt noch, daß, wenn ein Erkenntniß erstritten ist, die Vollstreckung desselben in der Executionsinstanz nur dann möglich wird, wenn

der Kläger den ausführenden Beamten häufiger und besser honorirt, als der Verklagte. Ja, befindet sich bereits das Executionsobjekt in den Händen des Executors oder des Gerichtes, so ist die Herausgabe oder Verwerthung desselben schwer und langweilig zu erlangen, da die Controlle über die Unterbeamten sehr lax ist und das Gericht auch nichts umsonst thut. Dieser mangelhafte Rechtsschutz ist einer für beide Theile, die diesseitigen und die jenseitigen Staatsangehörigen gewinnbringenden Handelsverbindung in hohem Grade hinderlich und hat derselbe zur Folge, daß das Rechtsbewußtsein in der Handelswelt Polens nicht derjenigen Auffassung entspricht, welche sich in Preußen ausgebildet hat. —"

Alles, was hier mit Bezug auf den Handelsverkehr zwischen Preußen und Polen gesagt ist, trifft mindestens ebenso stark auch den Verkehr mit dem eigentlichen Rußland. Machen sich diese Mißstände zunächst auch in besonderem Grade für den Waarenhandel fühlbar, so leidet darunter doch auch das Getreide- und namentlich das Holzgeschäft mit, welches stets die Veranlagung bedeutender Vorschüsse an die Lieferanten nöthig macht, für welche keine irgend genügende Sicherheit vorhanden ist. Der Rechtsschutz ist in Rußland wo möglich noch geringer, als im Königreich Polen.

Dieses vorausgeschickt, wird sicher die Thatsache nicht mehr überraschen, daß Handelsgebiete, die zehn und mehr Mal größer sind als die Provinz Preußen, den Häfen, auf welche sie von Natur angewiesen sind, nicht einmal das Quantum von Produkten zuführen, welche diese selbst für die Ausfuhr liefert, und daß der Import von seewärts eingeführten Artikeln dorthin ebensowenig die Höhe des Consums der Provinz erreicht. Eine vollständige Zusammenstellung dessen, was über die Grenze kommt und geht, läßt sich freilich ohne Einsicht der zollamtlichen Listen nicht geben und auch das Verhältniß, nach welchem sich unser See-Import auf die Provinz und das russisch-polnische Hinterland vertheilt, aus den kaufmännischen Berichten nicht mit Sicherheit entnehmen; wohl aber geben diese Berichte wenigstens für einige Branchen Auskunft über dasjenige Waarenquantum, welches aus Rußland und Polen direkt nach den Hafenplätzen gekommen ist, während sich freilich wieder nicht ermitteln läßt, wie viel von den aus der Provinz zugeführten Produkten in Folge des Zwischenhandels der kleinen preußischen Grenzstädte ursprünglich dem jenseitigen

Gebiete angehörte.*) Dabei sind namentlich wieder zwei Artikel von besonderer Wichtigkeit: Holz und Getreide. Der Holzhandel stützt sich nun allerdings sowohl in Memel als in Danzig (Königsberg kommt bei dieser Branche sehr wenig in Frage) fast, wenn nicht ganz allein auf die russische und polnische Abkunft, und der jährliche Durchschnittswerth derselben mag sich für Memel auf ca. 2½, für Danzig auf ca. 4 Millionen Thaler belaufen.**) Aber bei dem Getreidehandel, dieser für unsere Provinz viel wichtigeren Branche, stellt sich ein ganz anderes Resultat heraus. Geben wir, um dasselbe zu ermitteln, zunächst eine Uebersicht über den gesammten See-Export an Getreide und Saat seit dem Jahre 1853, um die Vergleichungszahlen zu gewinnen. Nach den Berichten haben seewärts exportirt in Lasten:

	Memel,	Königsberg,	Elbing,	Danzig
1853	7682	28,273	4859	52,219
1854	16,333	30,214	2949	25,349
1855	9837	33,196	1926	19,756
1856	5331	27,629	459	17,404
1857	5828	51,401	2274	55,532
1858	4913	60,563	4628	58,981
1859	9545	69,464	4535	62,011
1860	26,556	89,080	4149	100,903
1861	13,586	100,725	7013	113,239
1862	5415	78,057	4408	136,585
1863	13,825	87,281	6400	131,113
mithin durchschnittlich pro Jahr:				
	10,805	59,626	3964	69,377 Last.

Nimmt man nun an, daß sämmtliches aus Memel exportirtes Getreide aus Rußland, der ganze seewärtige Export Elbings aber aus dem Inland zugeführt ist, was zulässig erscheint, da die Kreise Memel und Heyde-

*) Letzteres Quantum ist jedenfalls nicht bedeutend, da es bisher den meisten Grenzstädten an geeigneten Communikationsmitteln fehlte, selbst die im Inlande aufgekauften Produkte angemessen zu befördern.

**) Der Werth des Exports stellt sich, wie unten nachgewiesen werden wird, durch die Verarbeitung der Hölzer in den Seestädten selbst wesentlich höher.

trug nicht einmal so viel zum Verkauf bringen können, als die Stadt Memel consumirt und andererseits Elbing wegen der schlechten Wasserverbindung nur noch geringe Beziehung zu Polen hat, so ist nur noch das Verhältniß für die Häfen Königsberg und Danzig näher festzustellen. Leider sind hier die Königsberger Berichte nicht vollständig; sie geben die Verhältnißzahlen nur für die Jahre von 1859 ab. Um zugleich für eine andere Seite des Vergleichs die Unterlage zu geben, machen wir folgende Aufstellung:

	Danzig.		Königsberg.	
	Gesammter Export.	Abkunft aus Rußland u. Polen.	Gesammter Export.	Abkunft aus Rußland u. Polen.
1853	52,219	21,999		
1854	25,349	9,938		
1855	19,756	9,928		
1856	17,404	12,756		
1857	55,532	31,167		
1858	58,981	39,802		
1859	62,011	33,905	69,464	25,622
1860	100,963	48,858	89,080	31,070
1861	113,239	51,377	100,725	30,984
1862	136,585	71,355	78,057	26,747
1863	131,113	ca. 66,000*)	87,281	31,863

Die Durchschnittszahl giebt daher für Danzig 69,377 : 36,099 oder ungefähr 2 : 1, sodaß also etwas mehr als die Hälfte des aus Danzig exportirten Getreides in Polen und Rußland gewachsen ist. Nimmt man an, daß für Königsberg das Verhältniß zwischen dem Export von einheimischem und russischem Getreide in den Jahren 1853—58 dem in den Jahren 1859—63 gleich gewesen ist, so erhält man durch eine einfache Proportion für die 11 Jahre 1853 bis 1863 die Durchschnittszahlen: 59,626 : 20,542 oder ungefähr 3 : 1, sodaß also die Zufuhr aus Rußland nur etwa $1/3$ des Gesammtexports ausgemacht hat. Es wären dann im ganzen aus der Provinz exportirt durchschnittlich für die letzten 11 Jahre:

*) Die Zahl ist ungenau. Der Bericht giebt nur die Abkunft zu Wasser auf 46,939 Last an. Da die Eisenbahn aber im Ganzen 39,565 Last zugeführt hat, so war ungefähr die Hälfte davon obiger Summe zuzurechnen.

	überhaupt:	russisch-polnisch:
aus Memel:	10,805	10,805
aus Königsberg:	59,626	20,542
aus Elbing:	3,964	
aus Danzig:	69,377	36,099
in Summa	143,772	67,446 Last,

sodaß also die Provinz selbst weit mehr als die Hälfte vom gesammten Export hergegeben hat.*)

Aus dem durch die Grenzsperre gehemmten Verkehr ergiebt sich nun für einige unserer Hafenplätze zugleich ein sehr beklagenswerthes Mißverhältniß zwischen dem See-Export und See-Import. Dasselbe

*) Zieht man überall nur den Durchschnitt der auch für Königsberg sichern 5 Jahre 1859—63, so erhält man ein sehr ähnliches Schlußresultat. Danach sind exportirt:

	überhaupt:	russisch-polnisch:
aus Memel:	13,785	13,785 Last
aus Königsberg:	84,921	29,257 „
aus Elbing:	5,301	
aus Danzig:	108,782	54,299 „
in Summa:	212,789	97,341 Last,

also gleichfalls nicht die Hälfte auswärtiges Getreide. Bei Danzig und Königsberg ist das Verhältniß wieder wie ca. 2 : 1 und 3 : 1. — Dabei ist freilich nicht außer Acht zu lassen, daß die polnische Zufuhr nach Danzig überwiegend aus Weizen besteht, also werthvoller ist, als die aus dem Inlande.

Für Danzig folgt hier zugleich noch eine andere Zusammenstellung, die insofern interessant ist, als sie nicht nur das Verhältniß der Zufuhr aus Rußland, Polen und der Provinz, sondern auch das Verhältniß der Wasser- und Eisenbahn-Zufuhr aus dem Inlande für jedes Jahr anzeigt. Danzig bezog an Getreide und Saat:

	aus Rußland u. Polen:	aus der Provinz:	davon zu Wasser:	durch die Eisenbahn:
1853	21,999	24,504	14,854	9,650 **)
1854	9,238	16,989	6,721	5,618
1855	9,928	16,709	7,816	6,883
1856	12,756	14,131	5,164	6,267
1857	31,167	31,707	16,667	5,440
1858	39,802	33,794	11,716	15,793
1859	33,905	32,702	13,767	12,733
1860	48,858	55,386	20,858	21,903
1861	51,377	68,533	35,851	23,611
1862	71,355	73,707	41,073	24,834 Last.

Für 1863 fehlen die conformen Zahlen im Bericht.

**) Für dieses Jahr incl. Landzufuhr.

wächst in dem Grade, wie die einzelnen Häfen mehr oder weniger auf den Handel mit russisch-polnischen Produkten angewiesen sind, sodaß unzweifelhaft gerade diese Beziehung den Grund des Mißverhältnisses hergiebt. Memel hat die schwierigste Lage. Sein preußisches Hinterland, ein schmal auslaufendes, noch dazu durch den nicht festüberbrückten Memelstrom von dem fruchtbareren Theile Littauens abgeschnittenes, noch nicht einmal durch Kommunikationswege genügend zugänglich gemachtes Dreieck von wenigen Meilen Breite, bereichert seinen Export sehr wenig und befindet sich nicht in der Lage dem Importgeschäft der Stadt in irgend ausgedehntem Maße Nahrung zu geben. Memels Exportgeschäft ist daher, zumal in der stark vertretenen Holzbranche, gänzlich von der russischen Zufuhr abhängig, und sein Importgeschäft muß daniederliegen, wenn die nahe Grenze demselben wegen der Schutz- und Prohibitivzölle so gut wie verschlossen ist. Demgemäß betrug denn auch für ein früheres Jahr, für welches nach dieser Seite hin eine Berechnung aufgestellt würde,*) der Werth des gesammten Imports nur etwa ein Achtel vom Werthe des Exports, ein gewiß sehr beachtenswerthes, aber keineswegs erfreuliches Resultat. Noch 1853 ist der Werth des Exports auf 9 Millionen, der Werth des Imports dagegen nur auf 1 Million taxirt. Eine neuere Berechnung für das Jahr 1862 hat den Werth des Imports auf 1,508,356 Thlr. und den Werth des Exports auf 6,116,646 Thlr. angegeben, also die Verhältnißzahl 1 : 4 herausgebracht, aber die Besserung ist nicht so bedeutend, da die frühere Aufstellung den Werth der Ausfuhr zu ca. 8 Millionen annahm. Endlich giebt der Bericht pro 1863 den Werth des Imports auf 3,212,900 Thlr., den des Exports auf 6,578,700 Thlr. an, bezeichnet aber selbst die Zahlen für den Export in diesem und für den Import im vorigen Jahre nicht als ganz zuverlässig, sodaß sich nur der Schluß ziehen läßt, daß in neuerer Zeit im allergünstigsten Falle der Werth der Importen höchstens die Hälfte des Werths der Exporten erreicht habe, was allerdings als ein bedeutender Fortschritt, aber lange noch nicht als ein günstiges Resultat anerkannt werden könnte. Wir glauben nicht weit fehl zu gehn, wenn wir für den Durchschnitt der letzten 10 Jahre die Verhältnißzahl von 1 : 4

*) Vgl. die Denkschrift über Memels Seehandel u. s. w.

als maßgebend annehmen. — Danzig hat in seinen letzten Berichten (die früheren geben darüber keine Auskunft) folgende Werthangaben gemacht:

Werth	des Imports:	des Exports:
1860	5,259,816 Thlr.	20,860,830 Thlr.
1861	5,468,310 "	25,229,715 "
1862	5,685,345 "	28,382,846 "
1863	5,226,081 "	23,022,761 "

Das Verhältniß ist also 1860 wie 1 : 4, verschlechtert sich aber 1862 auf 1:5 und beträgt nach dem Durchschnitt dieser 4 Jahre 5,334,988:24,374,038, also etwa 1 : 4½. Der Durchschnitt von 10 Jahren dürfte jedoch umgekehrt, wie bei Memel, hier die Zahlen einander mehr nähern (1 : 2 oder schlimmstenfalls 1 : 3), da an Getreide seit 1860 jährlich mehr als das doppelte Quantum früherer Jahre exportirt ist, der Import aber nicht sehr erheblich zugenommen hat. Auch so ist schon das Mißverhältniß groß. — Bei Elbing kommt der See-Import sehr wenig in Betracht; nähere Daten fehlen darüber. Königsberg endlich nimmt eine exceptionelle Stellung ein, indem der Werth seiner See-Importen den Werth seiner See-Exporten bedeutend übersteigt. Ersterer betrug nämlich im Jahre 1863 nicht weniger als 22,151,000 Thlr., letzterer dagegen nur 11,380,000 Thlr., der Export daher nur etwa die Hälfte des Imports. In den letzten Jahren vorher muß die Differenz noch auffallender gewesen sein, da der Werth der Getreideausfuhr damals mehrere Millionen höher war, als 1863.*) Leider fehlen für die früheren Jahre Angaben darüber gänzlich, und da Königsberg seit 1859, was den Umfang seines Handelsverkehrs anbetrifft, einen kaum glaublichen Aufschwung genommen hat, so dürften die obigen Zahlen für die Vorjahre kaum einen nur irgend zuverlässigen Rückschluß gestatten. Nur so viel dürfte mit Grund zu behaupten sein, daß der Werth des See-Imports den des See-Exports wohl stets erheblich überstiegen hat.**) Dies bestätigt aber gerade unsern oben aufgestellten Grundsatz. Denn Königsberg ist gerade derjenige Handelsplatz,

*) Bericht von diesem Jahre S. 19.

**) Für die Jahre 1845—53 findet sich in den früheren Berichten folgende, für die Ermittelung des Verhältnisses zwischen dem Ex- und Import zur See jedoch nicht brauchbare, aber in anderer Beziehung höchst interessante Zusammenstellung:

der verhältnißmäßig am wenigsten von Rußland und Polen abhängig ist. Sein Holzhandel ist überhaupt unbedeutend (der Werth der gesammten Seeausfuhr betrug 1863 nur 12,000 Thlr.) und seine Getreidezufuhr von dort macht nur etwa den dritten Theil der Gesammtausfuhr aus. Andererseits hat gerade Königsberg vermöge seiner günstigen Lage in der Mitte der preußischen Seeküste den überwiegend größten Theil der Provinz, also das Inland, zu seinem Hinterlande, kann mithin seine See-Importen dorthin ungehindert durch Zollschranken absetzen. Auch giebt ihm selbst für den russisch-polnischen Handel seit einigen Jahren die Eydtkuhner Bahn, welche in gewissem Sinne auch die Grenzsperre durchbrochen hat, einen immensen Vorsprung vor den andern Häfen, und ebenso ist ihm die Concurrenz Stettins weniger drückend, als Danzig. Würde für Königsberg die russich-polnische Grenze offen sein, so würde sein Geschäft noch in ganz anderem Umfange wachsen!

In sehr nahem Zusammenhange mit dem Mißverhältniß zwischen Export und Import steht die anfangs auffallende Erscheinung, daß in die preußischen Häfen so beträchtlich mehr Schiffe mit Ballast ein- als auslaufen, und daß ein ganz unverhältnißmäßig großer Procentsatz sämmtlicher einlaufender Schiffe Ballastschiffe sind. Die Tabelle, welche wir zur Prüfung dieser Angabe aufstellen können, ist leider nicht ganz vollständig, dürfte aber gleichwohl mehr als hinreichend sein, unsere Behauptung zu bestätigen.

	Werth des Exports zur See und stromwärts nach Polen und Rußland:	Werth des Imports seewärts und von Polen u. Rußland stromwärts:
1845	2,600,000 Thaler	5,650,000 Thaler
1846	5,200,000 „	4,250,000 „
1847	6,100,000 „	6,500,000 „
1848	4,600,000 „	4,700,000 „
1849	4,100,000 „	5,500,000 „
1850	7,000,000 „	6,800,000 „
1851	6,700,000 „	6,760,000 „
1852	3,900,000 „	7,000,000 „
1853	6,400,000 „	7,200,000 „

Dann findet sich eine Lücke bis zum Bericht von 1863. Hier, also nur 10 Jahre später, finden sich an gleicher Stelle folgende Zahlen:

1863	30,370,500 Thaler	42,083,000 Thaler

eine Vergrößerung um das sechs- und siebenfache!

Es gingen Schiffe ein für:	Memel		Königsberg		Danzig	
	überhaupt	mit Ballast	überhaupt	mit Ballast	überhaupt	mit Ballast
1853	984	?	1009	?	1739	?
1854	1766	?	1145	?	?	?
1855	1620	599	1321	?	?	?
1856	833	411	1187	?	1429	565
1857	809	498	1305	?	1892	1081
1858	815	492	1607	445	1738	?
1859	835	438	1574	277	1848	1029
1860	976	539	2059	534	2535	1529
1861	864	477	1975	596	2699	1610
1862	876	410	1982	592	3151	2030
1863	904	417	1799	379	3103	1912

Es ergiebt sich daraus, daß von sämmtlichen eingegangenen Schiffen bei Memel etwa die Hälfte, bei Danzig sogar etwa drei Fünftheil, bei Königsberg ungefähr ein Viertheil Ballastschiffe gewesen sind. Königsberg erscheint hier wieder ganz besonders begünstigt, und ist es in Wirklichkeit noch mehr, als diese Verhältnißzahlen andeuten, wenn man berücksichtigt, daß die in diesen Hafen einlaufenden Ballastschiffe überwiegend kleine dänische Fahrzeuge von geringer Lastenzahl sind, während bei Memel und Danzig die großen Holzschiffe hauptsächlich mitrechnen. Für Memel stellt sich das Verhältniß etwas günstiger, als für Danzig, weil es beträchtliche Massen Salz zum Transit zu importiren im Stande ist und damit die Schiffsräume füllt, wenn auch der Werth der Ladungen gegen andere Importen nicht beträchtlich ist. — Dagegen gingen Schiffe aus:

	von Memel		von Königsberg		von Danzig	
	überhaupt	mit Ballast	überhaupt	mit Ballast	überhaupt	mit Ballast
1853	1007	3	1014	?	1756	?
1854	1615	26	1064	?	1502	?
1855	1691	38	1334	?	1235	?
1856	945	70	1211	?	1427	104
1857	811	12	1327	?	1843	27
1858	834	16	1589	23	1787	53
1859	859	9	1603	12	1835	44
1860	986	20	2052	10	2565	33
1861	843	10	1972	22	2649	24
1862	886	10	1949	80	3179	24
1863	930	7	1822	45	3065	29

Es waren also von sämmtlichen ausgegangenen Schiffen bei Memel und Danzig nur ca. 2 pC., bei Königsberg sogar nur ca. $1^2/_3$ pC. Ballastschiffe. — Stellt man nun auch billig in Rechnung, daß der Import namentlich von Colonial- und Manufakturwaaren weniger Raum beansprucht und dabei werthvoller ist als unser Export von Holz, Getreide u. s. w., so bleibt doch die Differenz noch immer groß und gleicht sich auch dem Werthe nach nicht einmal aus, wenn man sämmtliche Häfen zusammenfaßt, da sich in diesem Falle beispielsweise für das Jahr 1863

	der Export	der Import dagegen
Memels auf	6,578,700 Thaler,	3,212,900 Thaler,
Königsbergs auf	11,380,000 "	22,151,000 "
Danzigs auf	23,022,761 "	5,226,081 "
in Summa	40,981,461 Thaler,	30,589,981 Thaler

berechnet, sodaß ein Unterschied von über 10 Millionen zum Nachtheil des Imports hervorgeht.*) —

(Fortsetzung folgt.)

*) Sehr richtig giebt Danzig im Bericht von 1860 die Folgen dieses Mißverhältnisses dahin an, daß die Ausgleichung der Valuten, welche für bezogene Waaren zu remittiren, für die ausgeführten zu trassiren sind, am Platze nicht stattfindet; für ³/₄ der letzteren der Erlös in Landesmünze gegen Provision auswärts gesucht werden müsse und der Handel die ganze Frachtdifferenz zu tragen habe, welche sich zu Ungunsten des Orts dadurch herausstelle, daß ³/₅ aller eingehenden Schiffe in Ballast, also ohne Eingangsfracht den Hafen suchen müßten. Auch der Stromverkehr leide darunter, da viele Kähne unbeladen bis ins Innere Polens gehen müßten, um Produkte abzuholen.

Kritiken und Referate.

Joh. Georg Hamann's Leben und Schriften. Von Dr. C. H. Gildemeister. Vierter Band. Hamann's Autorschaft ihrem Inhalte nach.

A. u. d. T.: J. G. Hamann's Autorschaft ihrem Inhalte nach. Von Dr. C. H. Gildemeister. Gotha. Perthes. 1863.

In der Biographie Hamann's hat Gildemeister die Schriften desselben in so weit berücksichtigt, als es darauf ankam, ihre genetische Entstehung darzulegen. Ihrem Inhalte nach konnte er sie dort nicht erschöpfend behandeln. Dazu ist der vorliegende Band bestimmt. Er soll uns Hamann, den Schriftsteller, den Theologen und Philosophen, den Gelehrten, den Philologen und Pädagogen, seine Ansichten über Politik, seine Stellung zur Naturforschung, seine Wirksamkeit als Aesthetiker und Kritiker vorführen. Für jede dieser Thätigkeiten und Lebensäußerungen sucht der Verfasser die Principien und Grundanschauungen Hamann's klar und rund auszusprechen und durch ausführliche Belegstellen aus dessen Werken zu erweisen.

Hamann verdient ohne Zweifel eine so umfassende Betrachtung. Wer zur Zeit seines Lebens von den hervorragendsten Geistern so geachtet und von zahlreichen Parteien so verketzert worden wie er, hat sicherlich, auch wenn die nächste Generation ihn vergaß, etwas geleistet, das werth ist, in dem Bildersaal der Zeiten aufgefrischt und gelesen zu werden. Sein Streben, in ursprünglicher, innerer Erfahrung die Wahrheit zu erkennen, und sein Muth, was ihm für Wahrheit galt, einer Welt gegenüber zu vertreten, mit der er sich in entschiedenem Widerspruch wußte, machen ihn

ehrwürdig, auch wenn man zu überschauen meint, daß sein Weg mit dem Pfade der Wahrheit nicht zusammenfällt, sondern ihn hier berührt, um sich schnell von ihm zu entfernen, hier begleitet, um für lange Zeit von ihm abzuschweifen, und dort durchschneidet, um sich in die Wüsteneien des Irrthums und Aberglaubens zu verlieren. Doch sind bekanntlich die Irrthümer eines großen Geistes oft belehrender als die Wahrheiten eines kleinen, und es ist möglich, daß die Nachwelt den Magus des Nordens besser wird zu brauchen wissen, als seine Mitwelt, die ihn — es kann nicht zu oft wiederholt werden — dazu verwandte, täglich von 7 oder 8 Uhr Morgens bis zum Abend mit einem Buche in der Hand auf dem Packhofe in Königsberg Schildwache zu halten.

Auch scheint uns die Anlage des Buches zweckmäßig genug, um die Meinung zu widerlegen, daß Hamann absolut unverständlich sei. Er spricht durch das ganze Buch selbst, und an den meisten Stellen so, daß der Sinn seiner Worte mit Hilfe einiger Bibelkenntniß und Alterthumskunde von einem gesunden Verstande kann gefaßt werden. Freilich bleibt es trotzdem zweifelhaft, ob seine Auslassungen ihm viele gründliche und ausdauernde Leser verschaffen werden. Denn nicht wenige werden ihm die Ueberhebung, mit der er Spinoza und Hemsterhuys behandelte, wenn er sagte, die euklidische Schale des einen und die platonische des anderen sei ihm so verdächtig, daß er seine morschen Zähne an ein paar tauben Nüssen nicht mißbrauchen möge, mit gleicher Ueberhebung vergelten wollen. Und sie werden ihre Ueberhebung zu bemänteln wissen. Denn die Bemühung, Verständliches zu bieten, hat den Verfasser, wie uns dünkt, mitunter Sätze auszuziehn veranlaßt, die in den Augen jedes unbefangenen Kritikers das Urtheil vertragen, daß ihre apokalyptische Schale, wenn sie auch zu durchdringen sei, doch, trotz der Härte und Rauheit, die ihr einmal anhafte, einen Kern enthalte, der die Anstrengung, sich desselben zu bemächtigen, nur ungenügend belohne.

Immerhin aber muß das Verdienst des Verfassers, bescheidenen Literaturfreunden den Zugang zu Hamann's vieldeutigen Orakeln und geheimnißvollen Urworten ermöglicht oder erleichtert zu haben, ungeschmälert bleiben. Sein Unternehmen war, wie er selbst einräumt, gewagt. Hielten sich doch Lessing und Göthe nie dessen gewiß, daß sie Hamann überall verstän-

den! Ihr Zweifel aber schreckte nicht sein Vertrauen. Er hoffte den Zusammenhang jeder Hamannschen Schrift im Allgemeinen so wie der einzelnen unter einander erfassen und sich in jenen Mittelpunkt von Hamanns Innenleben versetzen zu können, aus dem die Strahlen seines Geistes über die verschiedensten Fächer des Wissens hervorbrechen. Denn er glaubte den Grund entdeckt zu haben, weshalb er besser im Stande wäre, zu dem vollen Verständniß Hamann's zu gelangen, als jene Herren. Abgesehen nämlich von den äußeren Bedingungen, welche heute das Eindringen in den Sinn der Werke Hamann's erleichtern, erkannte er in der Verschiedenheit ihres religiösen Standpunkts die innere Ursache, welche ihnen den Hauptschlüssel zur Einsicht in die Weltanschauung ihres großen Zeitgenossen vorenthielt. Demnach ist die Gleichheit oder Aehnlichkeit zwischen Hamann's und des Verfassers religiösen Anschauungen hauptsächlich das, was dem letzteren für das Verständniß des ersteren vor ihnen einen Vorzug gab.

Diese Gleichheit oder Aehnlichkeit des religiösen Standpunkts erklärt des Verfassers Urtheil über Hamann. Wie freudig man auch die Größe Hamann's, sein Streben nach Erkenntniß, seinen Muth im Kampfe mit seiner Zeit, wie bereitwillig man auch die Sorgfalt und Liebe, mit welcher die Biographie desselben gearbeitet worden, ja selbst die Zweckmäßigkeit ihrer Anlage und Darstellung anerkennen möge: das Urtheil des Verfassers über die Leistungen seines Helden kann man unmöglich theilen, wenn man nicht mit ihm unter demselben einseitigen religiösen Gesichtspunkt den Maßstab anzulegen gewillt oder im Stande ist. Die individuelle religiöse Sympathie hat Ueberschätzung herbeigeführt. Sie hat bewirkt, daß er Hamann über Lessing, Kant und Göthe erhebt, daß er ihn Bacon an die Seite stellt, daß er ihm Talente beilegt, die derselbe nicht besessen, ihm Thaten zuschreibt, die er nicht vollbracht.

Individuelle Gefühle, wenn nicht die Vernunft ihren Erguß einschränkt, bilden Quellen von Vorurtheilen, und jede Religionsansicht, wenn nicht die Humanität allein ihren Inhalt bestimmt, erzeugt Religionseifer, vorurtheilsvoller Eifer aber kann nicht vergleichen, ohne zu bevorzugen, nicht preisen, ohne herabzusetzen. Was ist es anders, als parteiische Bevorzugung hier und ungerechte Herabsetzung dort, wenn über unsere prometheischen

Volksbildner, unsere nationalen Propheten, man darf sagen, über die Weltreformatoren, deren zukunftsreiche Ideen ihre langsam, aber unwiderstehlich auf die Umgestaltung der Gesellschaft, des Staats, der Kirche hinwirkende Macht in den Köpfen, geschweige denn in den Herzen und Handlungen der Menschen zu üben kaum begonnen haben, Gildemeister S. 114 seines Buches so sich vernehmen läßt: „Von allen großen Männern des vorigen Jahrhunderts hat keiner wie Hamann sein Zeitalter überragt. Es soll damit der hohen, wunderbaren geistigen Begabung vieler unter ihnen, dem Genie Goethe's, dem bewundernswürdigen Scharfsinn Kant's, der kritischen Schärfe Lessing's und dem umfangreichen Wissen Herder's kein Abbruch geschehn, und ihre ausgezeichneten Verdienste in hohen Ehren bleiben, allein sie alle haben mehr oder weniger der Zeit ihren Tribut dargebracht. Nur Hamann stand völlig unabhängig von ihr da und wurde eben deßhalb ihr Märtyrer.“ Es ist unmöglich, die Männer, welche vermöge ihrer natürlichen Begabung und ihres sittlichen Charakters eine isolirte Ausnahmsstellung unter den Sterblichen einnahmen, ohne Versehrung ihrer Würde, ohne Beeinträchtigung ihrer Verdienste mit einander zu vergleichen. Sie sind unvergleichlich. Jeder von ihnen ist einzig in seiner Weise, ein nicht classifizirbares Exemplar. Er gehört keiner Gattung oder Species des Menschengeschlechtes an, eben weil er jeder derselben mit einer Seite seiner Eigenthümlichkeit in eminentem Grade angehört. Er macht für sich eine Art aus. Wenn man nun trotzdem die Unvergleichlichen vergleicht, die in ihrer Art Einzigen einer bestimmten Ordnung einreiht, so verweilt man entweder bei einzelnen Aeußerungen ihres Wesens, die keinen adäquaten Ausdruck ihrer wahren Größe liefern, oder man überschlägt die Gesammtsummen ihres Daseins, ihrer Vermögen, Beweggründe, Thaten und schätzt, was unschätzbar ist, — unschätzbar, weil es entweder unter den Gaben und Gütern der Natur nur seinen eigenen Werth, oder auf dem Gebiet des sittlichen Lebens seinen Werth nur in sich selbst hat. Beide Mißgriffe zugleich hat Gildemeister sich zu Schulden kommen lassen, wenn er an Lessing die kritische Befähigung, an Kant den Scharfsinn, an Goethe das Genie bewundert und alle drei Hamann unterordnet, indem, seiner Meinung nach, keiner von ihnen, wie dieser, sein Zeitalter überragte, jeder mehr oder weniger seiner Zeit ihren Tribut

darbrachte, nur er, — er allein von seiner Zeit unabhängig dastand, eben deshalb ihr Märtyrer!

Was sollen diese Lobsprüche bedeuten? Inwiefern nur Hamann gebühren? Es überragt sein Zeitalter, wer die Probleme, die sich aus der gährenden Tiefe desselben an das Licht ringen, obschon die große Menge der Mitlebenden sie nicht ahnt, sei es instinctiv, sei es mit hellem Bewußtsein erfaßt und theoretisch oder praktisch löst. Es zollt seiner Zeit keinen Tribut, wer sich von den Vorurtheilen derselben frei erhält und ihnen zum Trotz sein Zeugniß für die Wahrheit ablegt. Es ist unabhängig von seiner Zeit, wer ebenso wenig ihre Gunst sucht oder verschmäht, als ihren Haß flieht oder herausfordert, sondern jene wie Sonnenwetter und diesen wie Hagelschlag bei seiner öffentlichen Wirksamkeit hinnimmt. In diesem Sinne sind unserer Ansicht nach Lessing, Kant, Göthe und ebenso sehr Schiller über ihre Zeit hinaus gewesen. Gildemeister denkt anders. Er läßt seine Meinung leicht errathen. Freilich giebt er keinen Grund zu der Annahme, daß er jene Männer der Bewerbung um die Gunst, der Scheu vor der Mißgunst ihrer Zeit bezichtigen wolle; aber aus dem Zusammenhange, in welchem die in Rede stehende Stelle auftritt, ergiebt sich, daß er nicht anerkennt, sie hätten die Probleme ihres Zeitalters gelöst, richtig gelöst, daß er nicht anerkennt, sie hätten sich von den Vorurtheilen desselben frei erhalten.

Seine Versagung dieser Anerkennung, sein mittelbarer Tadel gründet sich auf ihre Stellung zur Offenbarung. Weil sie in dem Streite über das Verhältniß zwischen Vernunft und Offenbarung andere Paniere erhoben, weil sie in Bezug auf Gotteserkenntniß und Moral andere Principien vertraten, als Hamann, und weil dessen Ueberzeugungen nach dieser Seite hin Gildemeister für den allein richtigen Ausdruck der Wahrheit ansieht, wird jener als der ächte, alle seine Zeitgenossen überragende „Weisheitsheld“ des 18. Jahrhunderts gepriesen.

Hamann hielt daran fest, daß die Offenbarung, wie sie in den Schriften des alten und neuen Testaments gegeben, die reine Erkenntniß Gottes erschließe und jede andere Offenbarung desselben, die in der Natur und die in der Menschheit, auslege und erkläre, daß diese geoffenbarte Gotteserkenntniß die Bedingung der wahren Selbsterkenntniß und wahren Selbst-

liebe sei, und daß die wahre Selbsterkenntniß und Selbstliebe das Grundprincip der Moral bilde. Er verachtete die philosophische Gotteserkenntniß. „Alles, was die Philosophie über Gott und die Natur schwatzt," sagte er, „kommt mir so abgeschmackt vor, ist so ekel als das Gewäsche des Gesindes über ihre Herrschaft auf dem Fisch- und Fleischmarkt." Daß dieses Bekenntniß nicht das Lessing's, Kant's, Göthe's war, brauchen wir nicht weitläufig auszuführen. Lessing wußte, daß jeder Mensch ohne Offenbarung zur Erkenntniß Gottes, zu dem Streben, sich die würdigsten Begriffe von ihm zu machen, zu der Rücksichtsnahme auf diese würdigsten Begriffe bei allen seinen Handlungen und Gedanken, nach dem Maße seiner Kräfte, aufgelegt und verbunden sei, daß die Offenbarung nichts gebe, worauf die menschliche Vernunft, sich selbst überlassen, nicht auch kommen würde, daß Speculationen über das göttliche Wesen, unsere Natur, unsere Verhältnisse zu Gott, die schicklichsten Uebungen des menschlichen Verstandes überhaupt seien, so lange das menschliche Herz überhaupt höchstens nur vermögend sei, die Tugend wegen ihrer ewigen glückseligen Folgen zu lieben, und daß die Zeit eines neuen ewigen Evangeliums, die Zeit der Vollendung kommen, gewiß kommen werde, wo der Mensch das Gute thue, weil es das Gute ist. Kant machte nicht die Gotteserkenntniß, viel weniger die geoffenbarte Gotteserkenntniß zur Bedingung der Sittlichkeit, sondern die Sittlichkeit zur Bedingung der Gotteserkenntniß, welche, gegründet auf Postulate der praktischen Vernunft, wie unerweislich auch immer für die theoretische Vernunft, doch hinlänglich verläßlich wäre. Göthe endlich, bei aller Hochachtung vor der Bibel, vertieft sich, Spinoza folgend, in das Eins und Alles der Gott-Natur, so daß er statt heißem Wünschen, wildem Wollen, statt läst'gem Fordern, strengem Sollen Sich Aufzugeben für Genuß erklärte.

Jeder hat das Recht, zwischen diesen Anschauungen für sich zu entscheiden; und wenn Gildemeister auf Hamann's Seite tritt, so ist sein Bekenntniß zu ehren, wie jedes aufrichtige und uneigennützige, weil jedes auf Grund ursprünglicher Erfahrung und gewissenhafter Prüfung eine freie Nothwendigkeit kann geworden sein. Nur darf wer für Hamann oder für Lessing, für Kant, für Göthe Partei ergreift, nicht den Schein annehmen, als ob die Ansicht, die er adoptirt, so erhärtet worden, daß die von

ihr abweichenden als ausgemachte Irrthümer zu betrachten seien. Nur darf wer über Irrthum und Wahrheit einen Spruch fällt, nicht vergessen, daß die Wahrheit da zu finden ist, wo die eigene Erkenntniß, wie tapfer, wie unnachgiebig auch vertheidigt, keine Schranke für das allgemeine Verständniß nicht nur, sondern für eine so tiefe Durchbringung der ihr entgegengesetzten bildet, um diese als Mittel zur Förderung des inneren Lebens, zur Aufklärung der Vernunft, zur Besserung des Herzens gebrauchen zu können. Daß eine solche Duldung möglich ist ohne den Wahn, jede Erkenntniß sei als relative gleich wahr und gleich falsch, bedarf keiner Erörterung. Wer sich dergleichen Erwägungen nicht verschließt, wird sich schwerlich zu der Behauptung bemüßigt finden, Lessing, Kant, Göthe hätten ihrer Zeit Tribut gezollt, Hamann, wie keiner von ihnen, sein Zeitalter überragt, — Hamann, der in Bezug auf die Philosophie Kant's mit stolzer Demuth erklärte, reine Vernunft und guter Wille wären für ihn Worte, deren Begriff er mit seinem Sinn nicht erreichen könne, und gegenüber der Philosophie Spinoza's kaum mehr als den Spott bald über den „Spinnenbewunderer," bald über „den cartesianischen Teufel im Gewande des mathematischen Lichts" bereit hatte.

Wenn die Ueberschätzung, die maßlose Bewunderung einmal im Zuge ist, so ist nicht abzusehn, wo sie aufhört. Es braucht daher nicht Staunen zu erregen, wenn Gildemeister im Hinblick auf den Zustand der Wissenschaften um die Mitte des vorigen Jahrhunderts folgendermaßen sich äußert: „Der damalige Zustand der Literatur war fast in allen Fächern ein sehr trauriger. Bacon hat für England mit umfassendem Geist in seinem berühmten Werke de dignitate et augmentis scientiarum das ganze weite Gebiet der Wissenschaften durchforscht und ihre Mängel dargethan, auch Mittel zur Abhilfe angegeben. Auf seine Weise hat auch Hamann Deutschland und seiner Literatur eine ähnliche Wohlthat erzeigt." Sicherlich darf nicht in Abrede gestellt werden, daß Hamann das Verhältniß der Gelehrsamkeit, Philosophie und Poesie zu einander geistreich mit dem Wort bezeichnet: wir haben an der Natur nichts als Turbatverse und disjecti membra poetae; diese zu sammeln ist des Gelehrten, sie auszulegen des Philosophen, sie nachzuahmen, oder noch kühner, sie in Geschick zu bringen des Poeten bescheiden Theil," daß er das Wesen der Poesie

richtig erkannte, wenn er ausrief: „Poesie ist die Muttersprache des menschlichen Geschlechts," daß er auf die lebendigen Quellen alles poetischen Schaffens hinwies, wenn er vom Dichter Genie und Leidenschaften verlangte, daß er ein tiefes Schauen in Natur und Geschichte zugleich verrieth, wenn er erklärte: „Die Naturkunde und die Geschichte sind die zwei Pfeiler, auf welchen die wahre Religion beruht. Der Unglaube und Aberglaube gründen sich auf eine seichte Physik und seichte Historie." Ihn deswegen aber mit Bacon zusammenstellen heißt vergessen, daß Bacon nicht blos sinnige und ergiebige Bemerkungen über die mannigfaltigen Zweige des Wissens hinwarf, sondern auch in die Naturforschung eine Methode einführte, welcher, wie ungenügend er selbst sie auch angewendet, doch in den folgenden Jahrhunderten bis auf unsere Tage hin die wissenschaftliche Empirie ihre glänzendsten Entdeckungen verdankt hat. Wollte man jedoch entschuldigend darauf hindeuten, daß Gildemeister Hamann nicht den Bacon Deutschland's genannt, sondern ihm nur das Verdienst beigelegt habe, in seiner Weise Deutschland eine Wohlthat erzeigt zu haben, ähnlich der, welche Bacon England erzeigte, so ist zu erwidern, daß Aehnliches leisten als Bacon bedeute: nicht das leisten, was Bacon leistete, und Bacon ähnlich sein bedeute: nicht Bacon sein. Denn in der Sphäre, in welcher sich die mit Bacon rangirenden Geister bewegen, wird jeder Unterschied des Grades zugleich ein Unterschied der Eigenschaft.

Unsere Behauptung schließlich, daß Gildemeister Hamann Talente beilegt, die derselbe nicht besessen, bezieht sich auf Stellen wie die folgende, in welcher dessen eigenthümliche Schreibweise geschildert werden soll: „Es war eine Prophetenstimme, die in der Wüste erscholl, die bald holde, liebliche Worte voll Balsam und Stärkung für die Mühseligen und Beladenen sprach, bald Donnerworte voll niederschmetternden Ernstes gegen die Feinde der Wahrheit schleuderte. Dabei stehen ihm alle Waffen zu Gebote, die sich nur in der Rüstkammer des menschlichen Geistes auffinden lassen." Hamann's Schreibweise scheint uns fast die am wenigsten rühmenswerthe Aeußerung seines Wesens. Sie ward von Göthe bekanntlich „eine sonderbare Sprachhülle" genannt, und sie kann, wenn man ein Wort Hamann's gegen ihn selbst kehren will, nicht unpassend als „ein Gemisch von Pathos und Schwulst," mindestens aber als künstlich und gesucht bezeich-

net werden. Von den Waffen, die sich in der Rüstkammer des menschlichen Geistes auffinden lassen, stand ihm ohne Frage jene Einfachheit und Abgemessenheit des Ausdrucks nicht zu Gebote, deren zweischneidige Schärfe Lessing's Polemik bei dem Angriff wie bei der Abwehr erprobt hat. Wer aber jener Waffe entbehrt, ist außer Stande, „die Lügengespinnste der Sophistik“ zu zerstören, auch wenn er „den Heldengeist eines Weltweisen“ besitzt, den wir Hamann abzusprechen entfernt sind.

Emil Arnoldt.

Steffenhagen, Dr. Aem. Jul. Hugo, De inedito iuris Germanici monumento, quod codice manu scripto bibliothecae civitatis Elbingesis, no. 5 quarto, continetur. Regimonti Borussorum. Prostat apud Gräfe & Unzer. 1863. (30 S. 8.)

Die Verpflanzung der christlich-germanischen Kultur nach dem heidnischen Preußen durch die Deutschordensritter bereitete in jenem Lande auch im Rechtsleben dem deutschen Elemente eine dauernde Stätte. Die schriftstellerischen Aufzeichnungen des geltenden Rechtes, welche seit dem Anfange des XIII. Jahrhunderts in Deutschen Landen zu Tage traten, wurden auch in unserem Preußen heimisch, und auf ihrem Grunde entstand hier eine Reihe neuer Kompilationen und Bearbeitungen. Ein solches unserem engeren Vaterlande angehöriges Rechtsbuch ist der Gegenstand obiger Schrift, die es genau beschreibt und auf seine Quellen zurückführt.

In einer einzigen, nicht nach 1470 verfertigten Handschrift der Elbinger Gymnasial-Bibliothek erhalten, besteht das Rechtsbuch aus 67 Kapiteln nebst einer Vorrede. Es ist nicht eine „besondere Form“ des Rechtsbuches nach Distinctionen, wie man ehedem glaubte, sondern aus verschiedenen Quellen geschöpft, hauptsächlich aus dem Landrecht des Schwabenspiegels, der in Altpreuß. Rechtsbüchern mehrfach benutzt wurde. Daß das Werk in Preußen entstand, wird durch eine Stelle der Vorrede zweifellos, wo es heißt: wir alhir Im lande tzu prussen. Die Zeit seiner Abfaßung läßt sich mit Sicherheit nicht bestimmter begrenzen, als durch die Jahre 1338 und 1470; vielleicht fällt sie nicht nach 1402 oder 1394.

Nachträglich möge bemerkt werden, daß die auf pag. 20 abgedruckte Stelle, deren Quellen unermittelt geblieben sind, aus dem Magdeburg-Görlitzer Recht v. 1304 art. 9 herstammt. Sie weicht jedoch zu Anfang von ihrer Vorlage in ähnlicher Weise ab, wie das Magdeburger Schöffenrecht der Uffenbach'schen Handschrift in dem entsprechenden cap. 73 (Wilda Rhein. Mus. für Jurispr. VII, 365,) womit eine andere Form des Magd. Schöffenrechtes in der noch unbekannten Danziger Handschrift H. S. B. XVIII. C. 16. 4. cap. 65 übereinstimmt.

S—n.

August Wolf's gesammelte und nachgelassene Schriften. Dresden bei R. Kuntze. 1864.

Die vorliegende Sammlung enthält die Werke eines Dichters, der in seiner Heimath Königsberg gelebt und gedichtet hat und doch selbst dem gebildeten Publikum so gut wie unbekannt geblieben ist. Das öffentliche Leben vermochte nicht ihn in seine gefährlichen Strudel zu ziehen, und selbst im Privatleben glich seine Existenz mehr dem einsamen vom Blitze getroffenen, als dem zum Lichte gesellig strebenden Baume. Was er publicirt hat, beschränkt sich auf ein Bändchen Jugendlieder. Von einem stehenden Verleger, seiner Werke hat er nie etwas gewußt. Denn — so sagt er selber:

Guter Gott, verlegt! ich habe
Ja nicht einmal was geschrieben!
Alles was ich wollte machen,
Ist Gedanke nur geblieben.

So ist es denn gekommen, daß seine „Werke" nur einen mäßigen Band füllen. Und doch ist in ihm der ganze Inhalt eines reichen, erschütternden Dichterlebens niedergelegt; es offenbart sich darin nicht bloß ein tragisches Menschenschicksal, sondern auch ein so eminentes Dichtervermögen, daß wir das stolze Wort: Er war unser — mit dem lebhaften Wunsche aussprechen, es hätte ein gütigeres Geschick sein Dasein bestimmen, die vielversprechende Blüthe seines Geisteslebens zu voller Pracht mögen entfalten lassen.

Hier sind die Keime zu allem enthalten, was einen echten Dichter charakterisirt: Glühendes Gefühl, Schönheitssinn, lebhafte Phantasie und Meisterschaft in der Form. Wenn wir dennoch überall nur Fragmente vorfinden, so liegt der Grund in der eigenthümlichen Geistesanlage unseres Dichters, welcher sein ganzes Leben lang jenen häßlichen Wurm nicht los wurde, welchen wir Speculation nennen; jenes Ungeheuer das, wie in dem arabischen Märchen, zeitlebens auf dem Nacken eines Wanderers sitzt, den Fliehenden nicht verläßt, den Ruhenden doppelt peinigt. Dabei pocht das Herz jugendlich frisch, die Pulse fliegen und das Auge sucht die blinkende Frucht am Baume des Lebens. Umsonst, der Dämon lastet auf dem Träger, der endlich unter ihm zusammen bricht. Die Speculation umrankt unseres Dichters Leben, wie der Epheu den Baum. Wem es vergönnt gewesen einen Blick in dieses Menschendasein zu werfen — und der Verfasser dieser Zeilen nannte sich des Dichters Freund — erkannte mit Schaudern wie Zweig um Zweig an dem so üppigen Lebensbaume verdorrte, wie tiefe Resignation an die Stelle freudigsten Wachsthums trat, wie der Versuch, Blüthen, Früchte zu tragen matter und matter wurde, wie endlich der Stamm gestorben war, man wußte kaum wann.

Er begriff die Welt nicht; er erblickte in ihrem Getriebe keine Harmonie; das Böse als die Schattenseite des Guten fand für ihn keinen Platz darin. Er sprach das schreckliche Wort aus: Ein Böser macht die Welt böse. Der Religion frühzeitig entfremdet, erkannte er die Nothwendigkeit einer solchen nicht bloß an, er schrieb jenen prachtvollen Excurs über sie, der mit den Worten beginnt: „Eine Religion ist durch nichts zu ersetzen, durch kein Denken, keine Philosophie." Aber er vermochte nicht weiter durchzubringen, er dichtete das „Gebet eines Atheisten." Eine practische Thätigkeit stand ihm nicht weniger ferne. Er hat — wie Lenau — in allen vier Facultäten studirt, aber das Wissen ekelte ihn an. Er hat rein mechanische Arbeiten auszuführen versucht. Vergebens. Dabei vermochte er die Leere des Lebens nicht durch bloßes Denken und Dichten auszufüllen, er verlangte fortwährend nach einer Thätigkeit, die ihn sich als einen Theil der lebendigen Menschheit empfinden ließ, nach einer Lebensstellung, an welche sich das dichterische Genie anklammern kann, wie die Blüthe an den stützenden Baum.

Er fand diesen Halt nicht. Werden wir uns da noch wundern, wenn wir jetzt nur fragmentarischem Trümmerwerk begegnen, vereinzelten Versuchen? Sie muthen uns an wie die Fragmente mancher alten Dichter und scheinen uns im ersten Augenblicke unlösbare Räthsel. Wenn wir aber näher herantreten, sie ordnend aneinander reihen, dann bilden sie eine Mosaik von einer wunderbaren Harmonie der Farbe, von einer Einheit des schöpferischen Gedankens, wie die Werke weniger Dichter sie bieten, die einen die prachtvollsten Zeichnungen zur Schau tragend, die andern grau in grau gemalt, alle aber getaucht in das ureigene Herzblut des Dichters. Hier ist nichts gekünstelt, nichts gemacht. Die Dichtung ist immer ein Theil des Dichters selber und von seinem Werke genährt.

Darum diese erschütternde Wahrheit in jedem auch dem kleinsten Gedichte. Ob sie unsterbliche sein werden diese Gedichte, darüber ließe sich rechten; aber es wird niemand daran zweifeln, daß sie bis in die tiefste Seele bewegen. Sei es der Schrei des Verhungernden nach Leben, des Dürstenden nach Wahrheit, oder die verhallende Klage und stumme Resignation des Leidenden, immer klingt es aus ihm wie der Ruf des Löwen in der Wüste, oder des sterbenden Hirsches in der Wildniß. Und dann wieder jene sonnenhellen, entzückenden Liebesgedichte, jene Schilderung des Meeres und „des größt' und schönsten Bildes," der Sternennacht! „O bist Du wie ich Dich träume" — „Wie sehr ich auch geliebt" — das sind Lieder, die sich nicht bloß zur Composition eignen, sondern sich wie Musik an das Herz legen und einen unendlichen Zauber hauchen gleich Nachtviolen.

Das „Lied des Alten," der die verlorene Jugendzeit beklagt, kann es wohl schöner gesungen werden? Welche Färbung und Dämmerung in dem Liede „im Einschlummern!"

Es ist wahr, manche dieser Gedichte gemahnen an Lenau wie an Heine, andere — namentlich die Oden an Göthe. Aber giebt es einen einzigen neuern Dichter, der sich von diesen Einflüßen frei bewahrt hat? Ihnen entgehn, heißt es nicht dem Schönsten entsagen?

Weht durch die lyrischen Gedichte hie und da ein seliger, zuweilen selbst ein sinnlich lebensheiterer Ton, so breitet sich dafür über die dramatischen Gedichte durchweg ein dunkler Schleier.

Die Dichtung, welche jetzt den Titel „Leben eine Tragödie" führt,

hieß ursprünglich „Gott.“ Später nannte Wolf sie „die Götter,“ auch bloß Julia. Er hat sie auf das Andringen seiner Freunde in dreien Tagen geschrieben. Wem dieses wunderbar erscheinen sollte, möge erwägen, daß Wolf's Arbeit fast nur eine Gedankenarbeit war, und daß im gewissen Sinne seine Werke fertig seinem Haupte entsprungen sind. Nirgends ist des Dichters vernichtende Weltanschauung so erschütternd, man kann fast sagen, so gräßlich in die Erscheinung getreten. Julia, eine Vestalin in Rom, ist von einem gefangenen Karthager bei einer Procession gesehn worden; er liebt sie und entführt die ihn wieder liebende, sich aus der Einförmigkeit ihres Daseins hinaussehnende. Auf Afrikas Küste, in Gemeinschaft mit den in Liebestaumel umherschweifenden Anbetern der Astarte feiern sie ihre Vereinigung. Aber die Liebesgöttin Astarte ist nur die heitere Seite des Lebens; auf der andern steht der Gott Moloch, zu dessen Tempel Alle wandeln müssen, welche der Göttin gehuldigt, und aus deren Mitte ein Opfer erkoren wird, um in den glühenden Armen des stierköpfigen Gottes zu enden. Die Menge harrt erwartungsvoll, Julia schaudernd und kaum wissend. Sie ist das Opfer. „Vollbracht“ lautet das letzte Wort, und wir wenden uns entsetzt ab wie bei einer Hinrichtung.

Von der Tragödie Karl der Fünfte hat der Dichter uns den ersten Akt geschrieben, von Aristodemus gar nur ganz kleine Bruchstücke. Wenn nicht Alles täuscht, so lag hier ein würdigster, der Anschauung des Dichters ganz entsprechender Gegenstand der Bearbeitung vor, und wir beklagen daher doppelt den Mangel der Vollendung.

Aber der Dichter hat uns selber gesagt, warum er so wenig geschrieben, und wer es wissen will, der lese den „Stern der Schönheit,“ die zweite der „nicht wahren“ Geschichten, die mit ihrer heitern, humoristischen Einkleidung lehren, was ein Poet aus der einfachsten Fabel von der Welt Alles machen kann.

Als objectivirtes Kunstwerk nimmt die dritte der Novellen „eine dunkle Begebenheit“ die erste Stelle unter den Werken des Dichters ein. Antonio ein junger Maler geräth dadurch, daß er einem Fremden verspricht, täglich an einem gewissen Palazzo vorüber zu gehen und denselben zu betrachten, in Situationen, die ihn aufs ernstlichste bedrohen, ihn schließlich dem Tode nahe führen und seinen ganzen Charakter umwan-

deln. Alles ohne die Lösung der verworrensten Fäden auch nur anzudeuten; dunkel, räthselhaft von Anfang bis zu Ende; und von einer Spannung, daß der Leser nicht zu athmen wagt. Dabei scheint Alles vollkommen klar, durchsichtig; uns befremdet nicht ein Umstand aber wir verstehen keinen einzigen. So ohne Lösung schließt die Novelle, die uns so recht zeigt, was der Dichter leisten kann, wenn er nur ein Mal aus seinen subjectiven Anschauungen heraus tritt.

Zürnen wir ihm darum nicht, daß er sonst immer nur er selbst geblieben. Er ist ein echter Dichter nnd ein solcher ist im gewissen Sinne willenlos wie die Pflanze, welche auch nur eine bestimmte Blüthe hervorbringen kann. Ihm hat ein grausames Schicksal sogar die schönste, die ureigenste Blüthe zu treiben verwehrt; nur Versuche zu solchen hat er gewagt; und wenn uns der Duft derselben berauscht, so vergessen wir darüber den tödtlichen Thau, der auf der herrlichen Pflanze liegt und sie rettungslos dem frühen Tode preisgegeben hat.

L. P.

Der kaufmännische Verein in Königsberg.

In der großen geistigen Bewegung der Neuzeit, in welcher die gährenden Massen der Umgestaltungsideen so sehr das Herz der Allgemeinheit in Anspruch genommen, daß die einzelnen Richtungen Gefahr laufen, vernachlässigt zu werden, ist es ein erfreuliches und wohlthuendes Zeichen der durchbrechenden Gesundheit, wenn die Jugend jene ernsten Verfechtungen auf dem Gebiete des Staatslebens dem überlegenen Alter überläßt, und sich mehr auf die einzelnen noch brach liegenden Felder wirft und sie mit kräftiger Hand urbar zu machen sucht. Es ist die richtige und rechte Erkenntniß, wenn die aufstrebende Jugend ihre Aufgabe darin sieht, auf die einzelnen Richtungen in der Gesammtheit ihrer Umgebung vorzüglich ihr Augenmerk zu richten und daran die Thatkraft des strebenden Geistes zu bewähren.

In diesem Sinne wirkt seit vier Jahren der hiesige kaufmännische Verein, dessen Leistungen ein klares Zeugniß von der Fülle der ihm innewohnenden Lebenskraft ablegen. Hauptzweck des Vereins ist Belehrung

und Geselligkeit unter seinen Mitgliedern zu fördern. Daß ein solches Institut für die jüngere Kaufmannschaft ein dringendes Bedürfniß war, beweist die stets wachsende Mitgliederzahl und die rege Theilnahme, deren sich die wöchentlichen Versammlungen zu erfreuen haben. War die Vorzeit in ihrer Weise nicht müssig, solche Institute ins Leben zu rufen, so waren dieselben doch theils im Laufe einer gleichgültigen Zeit zerfallen, theils den veränderten Verhältnissen nicht mehr angemessen und sind daher in ihrem Fortbestande gänzlich wirkungslos. — Eine Kenntniß von der kaufmännischen Literatur und dem Gesammtgange des Verkehrslebens zählten früher nicht zu den unentbehrlichen Erfordernissen eines gebildeten Kaufmannes, daher genügten volksmäßig gehaltene Vorträge über allgemein zugängliche Gegenstände. Anders wards in der neuesten Zeit, in welcher das kaufmännische Leben durch den Fortschritt der Verkehrsverhältnisse und der in der Wirklichkeit sich immer mehr geltend machenden, Handel und Gewerbe von beengendem Zwange befreienden Grundsätze eine gänzliche Umgestaltung erfahren und darnach ringt einen neuen festen Boden zu gewinnen; da mußte es nothwendig das Anliegen eines jeden Einzelnen sein, selbst zur Bildung eines Urtheiles über die verschiedenartigen Bestrebungen zu gelangen, wie sie sich in der einschlägigen Literatur und den betreffenden Gesetzen bekunden, einen Ueberblick über den Zustand des inländischen und ausländischen Handels sich verschaffen zu können. Allein die Schriften, welche diese Kenntniß vermitteln, sind zu zahlreich, als daß dem Einzelnen die Erwerbung derselben zugemuthet werden könnte, und es bedarf auch einer größeren Vorbereitung, um mit richtigen Blicken sie zu würdigen, deßhalb thut ein Sammelplatz noth, an welchem diese Schriften möglichst reichhaltig zu finden sind, zugleich aber auch Führer, welche zu einer richtigen Würdigung der Verhältnisse und der Literatur verhelfen. — Aus diesem Grunde bestimmte §. 2 des Statutes, die Zwecke des Vereins werden angestrebt einerseits durch Unterhaltung, durch vorzugsweise fachwissenschaftliche Vorträge, Halten geeigneter Zeitschriften und Errichtung einer Bibliothek, anderseits durch öftere gesellschaftliche Vergnügungen. Es hat nun der Verein im Laufe seines Bestandes seinem Zwecke vollkommen entsprochen und mittelbar wie unmittelbar auf die Gesammtkaufmannschaft heilsam und fördernd gewirkt. Die Bibliothek

enthält 613 Bände der besten Werke der schönen Wissenschaften (200), der Geschichte (81), Geographie und Reisen (117), Naturwissenschaften (39), Handel, Gewerbe, Rechtswissenschaft, Volkswirthschaft (180), und wird stark benutzt; die Vorträge sind sehr besucht und finden rege Theilnahme, und die Besprechung der laufenden commerziellen Handelsfragen hat auch manches Gute auf's Neue angeregt und zu gedeihlichem Austrage gefördert. So zum Beispiel ist die jetzige größere Ausführlichkeit des Jahresberichtes des Vorsteheramtes der Kaufmannschaft indirekt das Werk des Vereins, da er die Mängel der früheren Berichte einer sorgfältigen Erörterung unterwarf und zuerst an die Oeffentlichkeit zog. Das Wiegen des Getreides, welches sich immer mehr Bahn bricht, ward nach allen Seiten hin mehre Male gründlich besprochen und schon vor drei Jahren dringend empfohlen. Mehrere jüngere Mitglieder des Vorsteheramtes der Kaufmannschaft fanden im Kreise des kaufmännischen Vereins den ersten öffentlichen Boden, auf welchem sie mit ihren richtigen, praktischen Ansichten auftreten konnten — und die Aufmerksamkeit auf sich lenken. —

Die rasche Entwickelung des Vereins von dem geringen Anfange einer Vereinigung von 19 gleichgesinnten Personen bis zu seiner heutigen Anzahl von beinahe 500 Mitgliedern legt das beste Zeugniß für seine Zweckmäßigkeit und Nothwendigkeit ab und berechtigt zu der Erwartung, daß fernere Beitrittserklärungen die vorhandenen Kräfte bedeutend verstärken werden, um den geistigen Fortbildungstrieb der jüngeren Kaufleute mit noch größerer Sorgfalt zu pflegen, und den wechselseitigen Einfluß, den die fördernden und die geförderten Kräfte auf einander üben, immer mehr zu beleben. Hauptsächlich nach diesem Maße hat der verstorbene Geheimrath Schnell gleich vom Anfang an die Wirksamkeit des Vereins bemessen, als er gleich im ersten Jahre dem Vereine seine Mitgliedschaft entgegen trug und sie durch rege Betheiligung an den Vorträgen bethätigte, wodurch er auch in dieser Beziehung ein Muster der Nacheiferung für die ältere Kaufmannschaft geworden, welche bald erkannte, daß die 10 Paragraphen des Vereinsstatutes nur die Mittel zu einem höheren Zwecke seien, der jährliche Geldbeitrag von 2 Thlr. 20 Sgr. das Mittel zur Ausführung der Statuten, und daß die Mittel nur regeln nicht fesseln wollen. Aber wesentlich gefördert wurde das Streben des Vereins durch die materielle

Unterstützung, welche ihm das Vorsteheramt der Kaufmannschaft durch Bewilligung des Lokals im Junkerhofe für die Versammlungsabende und zur Aufstellung der Bibliothek, und durch seinen Anschluß an den Verein gewährte; dadurch hat es kundgethan, daß es Theil nehme an den Bestrebungen des Vereins und sie zu fördern gewillt sei. Und der Verein kann auch jetzt und für alle Zukunft des Eifers der Einzelnen nicht entbehren, wenn irgend etwas Großes geleistet werden soll. Als Mitglied des Vereins ist jeder nur ein Beitragender, zu einem Wirkenden erhebt ihn die eigene freie Thätigkeit. — Möge daher in Zukunft jeder Beitretende in Gleichgesinnten den Eifer für das wecken, was der Verein erstrebte, dann wird die Theilnahme ein Panier werden, um welches diejenigeu sich sammeln, die der Aufmunterung bedürfen, und die anerkannte Leistung wird mit doppelter Gewalt anziehen und zu weiterer Vervollkommnung beseelen.

Jz.

Mittheilungen und Anhang.

Die schöne Dorothee.

Volkslied aus der Elbinger Niederung, mitgetheilt von R. Dorr.

Es freit' ein wilder Wassersmann
Vom Berge bis über die See!
Er freit nach der Königin von Mohrenland,
Der schönen Dorothee!

Von Gold ließ er eine Brücke baun
Vom Berge bis über die See!
Darauf sollt' sie spazieren gehn,
Die schöne Dorothee!

Darauf ging sie so manchen Gang
Vom Berge bis über die See!
Bis daß sie in das Wasser sprang,
Die schöne Dorothee!

In dem Wasser lebte sie sieben Jahr,
Von dem Berge bis über die See!
Bis daß sie sieben junge Söhne gebar,
Die schöne Dorothee!

Vier waren von dem wilden Wassersmann,
Von dem Berge bis über die See!
Drei gehörten der Königin von Mohrenland,
Der schönen Dorothee!

Einst saß sie bei der Wieg' und sang,
Von dem Berge bis über die See!
Da hörte sie in Engelland den Glockenklang,
Die schöne Dorothee!

Da frug sie den wilden Wassersmann,
Vom dem Berge bis über die See!
Ob sie nach Engelland zur Kirche könnt' geh'n,
Die schöne Dorothee!

Und als sie nach Engelland zur Kirche hereinkam,
Vom dem Berge bis über die See!
Da neigte sich Alles, was darinnen war,
Vor der schönen Dorothee!

„Was neigt ihr euch, ihr lieben Leut'?
„Von dem Berge bis über die See!
„Ich bin eines wilden Wassermanns Weib,
„Die schöne Dorothee!

Und als sie aus der Kirche kam,
Vom dem Berge bis über die See!
Da nahm er das Messer und stach sie durch,
Die schöne Dorothee!

Und wo ein Tropfen Bluts hinsprang,
Von dem Berge bis über die See!
Darauf ein Engel saß und sang,
Von der schönen Dorothee! *)

Ein ähnliches Portrait Kants.

Die Aufstellung der Statue Kants hat wieder die Aufmerksamkeit auf unsern großen Landsmann gelenkt, und glaubte ich nicht blos seinen Verehrern unter den Männern der Wissenschaft, sondern überhaupt allen preußischen Patrioten einen Dienst durch die photographische Vervielfältigung eines Portraits von Kant zu erweisen, das mein Vater, der im Jahre 1843 verstorbene Geheime Regierungsrath Jachmann in Königsberg,

*) Augenscheinlich eine Verstümmelung und Modification des bekannten Volksliedes: Der Wassermann. „Es wollt ein Wassermann freien gahn" — mit den beiden Refrains: „Von der Burg bis an die See" — und: „Die schöne Agnese." Vergl. Simrock, die deutschen Volksbücher. Bd. 8. No. 1. u. Anmerkung S. 595. — Das ältere Lied schließt damit ab, daß der Wassermann eine Theilung des siebenten Kindes zu gleichen Stücken vorschlägt, Agnese aber erklärt: „Und eh' ich mir lasse mein Kind zertheil'n, viel lieber will ich im Wasser bleib'n," sodaß also die Mutterliebe über die Sehnsucht nach der Erde siegt. Auch ist Agnese dort, weit verständiger, die Tochter des Königs von England. D. Hrsg.

besaß und für das einzige wirklich ähnliche erklärte, das er kenne. Und in der That war meines Vaters Stimme wohlberechtigt, da er von seinem sechszehnten Jahre an mit Kant bekannt war, und in sehr nahen Beziehungen zu demselben bis an sein Lebensende blieb. Durch seinen ältern Bruder, den nachmals in Königsberg beliebten Arzt, der damals Kants Amanuensis war, bei demselben eingeführt, würdigte dieser ihn bald seines ganz besondern Vertrauens und Umganges, und in einem der Schrift meines Vaters über die Kantische Regilionsphilosophie vorgedruckten Vorwort Kants erklärt dieser selbst, daß er durch dasselbe „das Siegel der Freundschaft gegen den Verfasser zum immer währenden Andenken diesem Buche beifügen wolle.“ Auch daß mein Vater, von Kant selber dazu aufgefordert, sein Biograph geworden, ist bekannt. Ein Portrait Kants hatte er von diesem selbst zum Geschenk erhalten, und nach ihm sind diese photographischen Abbildungen gemacht. Dieses Portrait erklärte mein Vater für das Werk eines gewissen Vernet, ohne etwas Näheres über denselben angeben zu können. Nach den Untersuchungen des Professor A. Hagen war dieser Vernet ein geborner Berliner und als Miniaturmaler am Ende des vorigen Jahrhunderts nicht unbekannt; er pflegte auf Pergament zu malen, worauf auch dieses Portrait gemalt ist. Wahrscheinlich verfertigte er dasselbe bei seiner Durchreise nach Rußland und rühren von ihm noch andere Portraits bekannter Königsberger aus jener Zeit her.

Ich habe Obiges über das nähere Freundschaftsverhältniß meines Vaters zu Kant angeführt um darzuthun, daß sein Urtheil über die Aehnlichkeit eines Portraits Kants durchaus entscheidend war; der beste Beweis aber für die Aehnlichkeit des in Rede stehenden Portraits dürfte der Umstand sein, daß Kant selber es meinem Vater geschenkt hat. Mein Vater erklärte dasselbe, wie gesagt, für vollkommen ähnlich, und wurde mir dies von andern Männern, die Kant genau gekannt hatten, bestätigt. Unter diesen führe ich namentlich Dr. W. Motherby an, der Jahre lang Kants Tischgenosse gewesen. Wem daher daran liegt, ein ähnliches Portrait von Kant zu besitzen, den mache ich auf die photographischen Abbildungen aufmerksam, die ich nach dem Vernetschen Original von Glinsky in Elbing durch die Buchhandlung von Leon-Saunier daselbst habe anfertigen lassen.

Reinhold Jachmann.

Shakspeare-Feier in der Provinz.

Thorn.

Die Shakspeare-Feier in Thorn wurde eingeleitet durch einen am 16. April in der Aula des Gymnasiums vom Gymnasiallehrer Fritsche gehaltenen Vortrag, worin der Vortragende die merkwürdigen Schicksale erzählte, die des Dichters Werke in seinem Vaterlande erlitten, und eine Uebersicht der kritischen und dramaturgischen Bemühungen gab, durch die seine Schauspiele nach einer Periode gänzlicher Vergessenheit und Mißachtung in England, bei weitem mehr aber in Deutschland wieder eingebürgert wurden.

Die eigentliche Festfeier am 23. April bestand aus der Aufführung von „Viel Lärmen um Nichts" durch Dilettanten. Es läßt sich viel gegen ein solches Unternehmen sagen, und jedem Dilettantentheater werden gewisse Mängel stets anhaften. Andrerseits stählt ein so großes Unternehmen, wie die Aufführung eines Shakspeareschen Stückes auch die Kräfte von Dilettanten, falls sie nur die Sache beim rechten Ende anfassen. So schien es, als ob bei dieser Gelegenheit keine Mühe gespart war, und als ob sich die Spieler durch zahlreiche Proben und liebevolles Studium ihrer Rollen, die einem Jeden freilich nach mancherlei Experimenten erst anvertraut worden sein sollen, ganz in die Sache hineingelebt hätten. Fehlten hervorragende Leistungen der Mimik, wie man sie von Devrients hätte erwarten können, so war doch jeder auf seinem Platze und das Ensemble ging so vortrefflich, daß manche stehende Bühne sich hätte ein Exempel daran nehmen können. Man sah den Spielern auch der kleinsten Rollen das Behagen an, mit dem sie sich bei der Sache zurechtfanden. Die Ausstattung war so reich, wie wir Thorner sie noch nicht gesehen hatten, und die Anmuth der mitspielenden Damen ließ nichts zu wünschen übrig. Dem Stück voran ging ein humoristischer Prolog, gesprochen in der Tracht der Shakspeareschen Zeit. Die Schlußworte des Lustspiels wurden von einem Epilog unterbrochen, der der enthüllten Büste des Dichters (nach der Roubillacschen Statue über Lebensgröße) den Lorbeerkranz aufsetzte. Auf die Aufführung folgte ein zahlreich besuchtes Souper im Ressourcensaale, wo unser verehrter Mitbürger Bogumil Goltz die Tischrede zum

Gedächtniß des Dichters hielt. — Da der Ertrag der Aufführung für die preußischen Verwundeten in Schleswig bestimmt, aber noch nicht einmal die Kosten (gegen 300 Thlr.) derselben gedeckt waren, wurde am nächsten Dienstag eine zweite Aufführung veranstaltet, die ebenso gut, wenn nicht besser, als die erste, verlief. Beide Male verließ das Publikum sehr befriedigt das Haus und wir glauben zuversichtlich, daß diese Festfeier die Kenntniß und Lectüre des größten Dichters germanischen Stammes an unserm Orte wesentlich gefördert und dadurch am besten ihren Zweck erfüllt hat.

ð

Correspondenz aus Elbing.

Anfangs Juni 1864.

Schön haben wirs an schönen Sommertagen vor unsern Thoren, das ist keine Frage und vielleicht erzeige ich manchem Leser dieser Blätter für den Fall, daß er unsere Stadt einmal besucht, einen Dienst, wenn ich einige Bemerkungen über die interessantesten Punkte unserer reizenden Umgegend hier niederschreibe. —

Elbing liegt genau an der Stelle, wo der aus dem Drausensee durch die Niederung abfließende Elbing zum erstenmale ganz nahe an die sanft abfallende Westseite unseres Höhenzuges herantritt und zwar liegt die Stadt auf der rechten Seite des Flußes.*) Höhe und Niederung geht hier fast unmerklich in einander über. Sobald der Fluß die Stadt verläßt, tritt er sogleich wieder mit beiden Ufern in die Tiefniederung ein und in ihr verweilt sein Lauf bis zur Einmündung ins Haff. Kaum haben wir die Neustadt durchschritten, so führen uns drei Chausseen allmälig, ohne uns je zum Klettern zu nöthigen, mit jedem Schritt einer schönern Aussicht über die weit ausgebreitete Niederung entgegen. Mit tiefer Wehmuth gedenken die ältern Elbinger der Zeiten, als der Wald bis in die unmittelbare Nähe der Stadt reichte. Das ist heute freilich anders. Doch auch noch jetzt bedarf es nur eines Spaziergangs von einer halben Stunde, um in den gastlichen Schutz der grünen Waldbäume zu gelangen. Wenn wir auf der Dambitzer Chaussee wandern, kommen wir zunächst an den reizenden Lustort „Weingrundforst.“ Das Gasthaus liegt tief im Grunde, in eine Thalsenkung geschmiegt; terassenförmig steigt der Garten, an der Wand des Berges auf und eine Allee führt am Rande der Anhöhe entlang zu der sogenannten Aussicht, die in der That Lieblichkeit mit Anmuth in hohem Grade paart, besonders, wenn man sie in den Morgenstunden genießt.

---

*) Es ist sonderbar, wie in so ausführlichen geographischen Handbüchern, wie Daniel's, Unrichtigkeiten, wie diese vorkommen können. Da lesen wir B. 3. p. 813: „Elbing liegt am linken Ufer der Elbing. Die Speicherinsel liegt auf der rechten Seite des Flußes.“ Beides ist gerade umgekehrt.

Der Blick schweift über den schilfreichen Drausensee bis zu den fernen, im Süden den Horizont begrenzenden Christburger Höhen; wie ein silbern Band windet sich der Elbingfluß durch üppig grüne Wiesen, sein linkes Ufer ist mit Einzelgehöften und Gruppen hoher Weiden und Pappeln geziert. Dann unterbricht der vorspringende Berg die Aussicht, aber eben dadurch bleibt diesem Bilde der Charakter einer überaus zarten idyllischen Lieblichkeit und Ruhe gewahrt. Die Landschaft bietet dem Blicke den ganzen stillen Zauber dar, wie ihn See und Fluß, üppiges Grün und die Weide mit ihren leichten, in der Luft verschwimmenden Laubmassen einer Gegend zu verleihn im Stande sind.

Durch die tiefe Dambitzer Waldschlucht mit ihren grünen Matten und schattigen Buchenwänden gelangen wir auf den Thunberg, eine entwaldete rings abfallende Höhe mit einer Gruppe von Eichenbäumen auf der Kuppe und einem seitwärts gelegenen Gasthaus. Dies ist der höchste Punkt vor dem Walde; die Stadt liegt uns zu Füßen und die weite Aussicht umfaßt rechts sogar einen Theil des Haffes. Von hier bis zu dem Lustorte Vogelsang sind wenige Schritte. Vogelsang aber bietet vor dem Gasthause eine Rast unter mächtigen, alten Buchen- und Ahornstämmen mit fast der gleichen Aussicht. Man kann von hier, wie vom Thunberg, an klaren Tagen die Marienburg deutlich sehen und selbst die Danziger Höhen treten auf der rechten Seite des Horizontes ziemlich bestimmt hervor. Steigt man in die Schlucht hinab, so findet man einen der reizendsten Waldpfade. Ziemlich weit zieht sich die Schlucht nach Nordost. Längs dem Bache, der sie durchfließt, führt ein breiter, wohlerhaltener Fußweg, bald auf die eine bald auf die andere Seite des Baches hinüberbiegend. Die Schlucht selbst gewinnt allmälig an Breite und wird, je weiter man vordringt schöner und malerischer. Die günstig gelegenen Punkte an den Rändern sind für die Anschau ins Thal gelichtet und mit Ruhebänken versehen. Etwa in der Mitte der Schlucht überragt der Johannisberg seine Umgebungen; von dem darauf erbauten Belvedere hat man die weiteste Ausschau. Den schönsten Theil dieser Waldpartie bildet das Ende der Schlucht. Der höchste Punkt auf der diesseitigen Wand ist für die Besucher bequem gemacht und hat den Namen „Wilhelmshöhe." Von der Wilhelmshöhe sieht man in einen weiten Thalkessel, der vom dichtesten Walde bedeckt ist. Ein lautes Echo antwortet dem Rufenden und träumerische Waldeinsamkeit füllt die ganze Umgebung. Zwei andere besuchte Punkte im Walde sind rechts von der Vogelsanger Schlucht der Geizhals, ein tief liegendes, lang und schmal sich hinziehendes Wasserbecken im dichten Walde und links von der Schlucht der Seeteich. Letzterer, in dessen Uferschilf gelegentlich noch die Wildente und der Reiher ihr Wesen treiben, ist nicht nur wegen seines zu bescheiden oder zu anspruchsvoll klingenden Namens merkwürdig, sondern auch durch eine Sage, die das Landvolk über ihn erzählt. Hier soll durch Zauber ein Schloß versunken sein, natürlich auch mit ihm eine schöne Prinzessin. Wer den Muth und auch die Lust in sich findet, an diesem Teiche drei auf einander folgende Nächte zu durchwachen, erlöst die Schöne und wird Herr ihrer Schätze und ihrer Hand. Vielleicht verlohnte sichs doch! —

Hübsche Waldpartbien findet man nach Preußisch-Mark und Güldenboden hin noch genug, doch kann man diese nicht mehr gut zur Elbinger Umgegend rechnen. Die meisten Schönheiten aber, bisweilen von wahrhaft großartigem Charakter, entfaltet die Waldlandschaft auf den Strandbergen am Haff von Reimansfelde bis Cadinen. Der Park und der Wald des Gutes Cadinen sind mit ihren hundertjährigen Baumriesen, die mit verschwenderisch großartiger Pracht über unsern Häuptern ragen, wahrhaft zauberhaft und die Aussicht von der Höhe beim Dorfe Lenzen auf das Haff und das seitwärts ausgebreitete Tiefland dürfte auch anderswo ihres Gleichen suchen.

Somit hätte ich Ihnen die nennenswerthesten Punkte unserer Umgegend vorgeführt, auf die der Elbinger wohl mit Recht etwas stolz sein darf. Natürlich fehlt es unsern Lustorten im Sommer keineswegs an Concerten und musicalischen Vergnügungen, wenn es irgend der neidische Himmel gestattet. Noch in diesem Monate erwartet uns das Johannisfest, das nach altem Brauche in Vogelsang und auf dem Thunberge gefeiert wird. Dann sieht die Spitze des Thunbergs die von christlichen Händen entzündeten Feuer Thors auflodern und die hier früher hausenden Götter der alten Preußen mögen mitleidsvoll mit blaßen Nebelgesichtern aus dem benachbarten Walde herüberschaun auf ein Schauspiel, dessen Sinn denen, die es bereiten, entschwunden ist und bei dem die buntgedrängte Menge nicht an lettische, noch an germanische oder christliche Götter denkt.

Doch da habe ich schon der Zukunft vorgegriffen und die Befugnisse eines Berichterstatters überschritten. Ich trete daher den Rückzug an, um einen Blick auf unsere Wintervergnügungen zu werfen. Um denselben geistigen Inhalt und ästhetische Form zu verleihen, hat es hier weder an Kräften noch an gutem Willen gemangelt. Das Elbinger Publikum ist ein dankbares, das alle Bemühungen, ihm Kunstgenüsse zu bereiten, anerkennt. Besonders pflegt es jede gelungene musikalische Leistung mit regem Beifall aufzunehmen. An genußreichen Produktionen in der Tonkunst hat es denn auch in diesem Winter nicht gefehlt; näher darauf einzugehen, würde jedoch zu weit führen. Dagegen will ich ein Wort von den Leistungen unserer Bühne sprechen. Es ist die Aufgabe der Schauspielkunst, wie jeder andern, das vollendet Schöne vorzuführen. Aber der ungeheure Aufwand an materiellen Mitteln und bedeutendem Talent, der dazu gehört, führt es mit sich, daß nur die großen Städte unter günstigen Umständen vollendete Darstellungen von Meisterwerken zu sehen bekommen. Muß man so auf die höchsten, selbst höheren Bühnengenüße von vorneherein im Innern der Provinz verzichten, so sollte doch an jede theatralische Vorstellung die Anforderung gestellt werden, daß sie bildend und veredelnd auf die Massen wirkt. Wie vielfach und schwer gegen diesen Grundsatz gerade in den Metropolen gesündigt wird, ob unsere Possenfabrikanten oder das Publikum, das ihre Produkte mit Gier verzehrt, oder ob eine nicht zu rechtfertigende Speculationswuth der Theaterregieen die meiste Schuld daran trägt, soll hier nicht erörtert werden. In den Hauptstädten pflegt wenigstens die Aufführung jener miserablen Produkte tadelfrei zu sein. Aber wenn in den kleinern Städten der Provinz Gesellschaften arbeitsscheuer Leute

beiderlei Geschlechts umherziehen und zwischen erbärmlichen Coulissen, in lumpigen Garderoben dem bethörten, geprellten Volke in einer Reihe sogenannter Vorstellungen die widerwärtigste Unnatur in jeder Beziehung vorführen und dadurch die gesunden, verständigen Vorstellungen der Zuschauer verwirren, dann muß man sich fragen, ob der Staat für die Wohlfahrt seiner Angehörigen nicht besser sorgte, wenn er diese sogenannten Schauspieler zu nützlicheren Beschäftigungen anhielte. — Da stehen wir in Elbing in der Mitte.

Die Gesellschaft des Herrn Theaterdirektor Radicke hat die Ansprüche, die wir zu machen berechtigt waren, in der Regel erfüllt, zuweilen sogar in erfreulicher Weise übertroffen. Besondere Anerkennung verdiente Fräulein Julie Rottmayer die nicht allein stets den Ruf ihres feinen, gewandten Soubretten-Spiels wahrte, sondern in der Darstellung einzelner Rollen dem Zuschauer jenen erhöhten Lebensgenuß bereitete, der die Frucht wahrer Kunst sein soll. Ihre Therese Krone's füllte stets das Haus. Mag man über die historische Treue in der Zeichnung von Raimunds „Jugend" denken, wie man will, von Fräulein Rottmayer dargestellt, war Therese Krones eine poesievolle Gestalt, deren Erscheinen das Gemüth mit der wohlthuenden Sympathie ergriff, die von echten Künstlernaturen auszugehen pflegt. — Von Gästen war das Auftreten des Hofschauspielers Herrn Carl Porth bemerkenswerth. Ebenso sehr, wie durch sein vortheilhaftes Aeußere gewann er durch sein Spiel die Gunst des Publikums. Wahrhaft vollendet gab er die Rolle des Franz im Götz. Die Abschiedsscene von Adelheid und das Geständniß des Mordes vor dem sterbenden Weißlingen waren Bilder, die dem Zuschauer durch ihre markerschütternde Wahrheit Bühne und Schauspieler vergessen ließen und mit ihrer furchtbaren Schönheit dem Gemüthe unauslöschlich sich einprägten. Dagegen fand ich, daß es Herrn Porth in den andern bedeutenden Rollen, die er darstellte, nie ganz gelang, die Eigenthümlichkeiten seiner Persönlichkeit abzustreifen. Ein Egmont darf nicht an den Petruchio erinnern, den man wenige Abende vorher gesehen hat. Die Saison wurde durch eine Reihe von Opernvorstellungen geschlossen, für die Herr Radicke die nöthigsten Kräfte herbeigezogen hatte. Freilich fehlte der Chor, doch erfreuten die Damen Hofrichter und Hülgerth durch anmuthige Erscheinung und wohllautende Stimme.

Geistige Genüsse anderer Art wurden uns geboten in den Vorträgen des Realschuldirektor Kreyßig über die neueste italienische Geschichte. Aus den früheren Vorträgen des Redners über Shakspeare, Göthe und im vorvorigen Winter über Amerika wußten die Elbinger, welche Genüsse sie in diesen Unterhaltungen erwarten durften. Es waren dies eben nicht wissenschaftliche Vorträge im gewöhnlichen Sinne. Die Ergebnisse umfangreicher gründlicher Studien wurden uns in künstlerischer Form vorgeführt. Die Gabe des Redners, die großen Vorgänge der Geschichte nicht bloß nebeneinander, sondern ineinander, in ihrem lebendigen, organischen Zusammenhange zu schauen, hauchte seinen Geschichtsbildern dramatisches Leben ein und dann wurden diese historischen Gemälde in einer Sprache dargestellt, der die wirksamsten und geschmackvollsten Mittel der Rhetorik verschwenderisch zu Gebote standen. —

Neben all diesen heitern und ernsten geistigen Bewegungen offenbarte sich während des Winters in Elbing ein reges Leben in einer Menge von Vereinen. Fast könnte man dieses Vielerlei eine Zersplitterung der Kraft nennen. Besonderes Lob verdient der Gewerbeverein wegen seiner gediegenen Bestrebungen. Noch zweier Vereine muß ich gedenken, weil sie eine allgemeine sociale Tendenz haben: ich meine den Bürgerverein und den Arbeiterverein.

Der Bürgerverein, jetzt im zweiten Jahre seines Bestehens, vereinigt im Winter eine Anzahl von etwa dreihundert Mitgliedern zu Besprechungen über communale Angelegenheiten, wichtige Zeitfragen und die verschiedensten Gegenstände von allgemeinem Interesse. Wenn er, wie wir hoffen, ein immer kräftigeres Leben entfalten wird, dann werden wir in ihm stets eine reiche Quelle frischer, geistiger Anregung besitzen. — Der allgemeine Arbeiterverein wurde im verflossenen Winter gestiftet und entspricht einem ernsten Bedürfnisse der Stadt. Einmal vermehrt sich der Stand unserer Fabrikarbeiter beständig; dieselben werden daher gebieterisch auf eine geistige Vereinigung mit breiter Basis hingewiesen; dann aber, und dieses Moment ist ebenso wesentlich, thut unserer übrigen arbeitenden Bevölkerung eine geistige Disciplin und eine größere Werthschätzung geistiger Interessen dringend Noth. Unter einem Theil derselben ist eine bedenkliche Hinneigung zu materiell-communistischen Vorstellungen nicht zu verkennen und nur einem allgemeinen Arbeiterverein kann es bei intelligenter Leitung gelingen, die richtigen Begriffe von der Würde und dem Segen der Arbeit, da wo sie fehlen, zu verbreiten. Trotz mancher, nicht unerheblichen Hindernisse ist der Verein in gedeihlichem Wachsthum begriffen. Eine nothwendige Folge seiner Gründung und Ausbreitung war die Gründung einer allgemeinen Volksbibliothek, die bereits einen recht ansehnlichen Bestand von Büchern belehrenden und unterhaltenden Inhalts aufzuweisen hat. —

Um das Bild unseres geistigen Lebens vollständig zu machen, muß ich endlich noch mit einem Worte unseres Schulwesens gedenken. Seit dem Jahre 1840 hat das Elbinger Schulwesen einen enormen Aufschwung erhalten. Im genannten Jahre bestand das Gymnasium mit 6 Klassen; mittlere Schulen gab es keine; niedere 4 mit je 2 Klassen und 12 mit je einer Klasse. Gegenwärtig besitzt Elbing an höheren Schulen außer dem Gymnasium eine Realschule erster Ordnung mit 11 Klassen und eine höhere Töchterschule mit 7 Klassen; ferner haben wir zwei Mittelschulen mit je 6 Klassen, eine für Knaben und eine für Mädchen und endlich 8 Elementarschulen mit je 4 Klassen. Die Schulklassen sind also seit 1840 von 26 auf 68 vermehrt und diese wirklich organisirt. Diese neue Organisation, namentlich die mit so vielen und bedeutenden Schwierigkeiten verbundene Umwandlung der ein- und zweiklassigen Elementarschulen in vierklassige ist vornehmlich das Werk eines Mitgliedes der Schuldeputation, des Gymnasial-Director Benecke, eines um die Förderung und Hebung des städtischen Schulwesens hochverdienten Mannes; freilich waren die städtischen Behörden stets bereit, die für so umfangreiche Reformen nöthigen, bedeutenden Mittel zu gewähren. — Auch das Turnen findet in Elbing

freundliche Pflege. Gegenwärtig ist eine große Turnhalle im Bau begriffen, die dem Turnverein und sämmtlichen Schulen zur Turnstätte dienen soll.

Gestatten Sie mir nun zum Schluß noch einige kurze Bemerkungen über unsere commerziellen und individuellen Verhältnisse. Es scheint, daß Elbings frühere Bedeutung als Handelsstadt nicht wiederkehren wird. Die Versandung der Nogat hat eine Hauptader des Verkehrs geschlossen und die Ostbahn hat der Elbinger Umgegend bequeme und immer offen stehende Absatzweige nach Königsberg und Danzig geöffnet. Ferner wird für die Offenhaltung und allmälige Vertiefung des Fahrwassers durch Baggerung zwar kräftigst gesorgt, allein die jährlichen Alluvionen im Haff sind so bedeutend, daß die größten Anstrengungen kaum mehr als ein Erhalten des Vorhandenen erzielen können, und große Schiffe vermögen immer nur bei sehr hohem Wasserstande in die Stadt und zur See zu gelangen.*) So wird selbst unter den günstigsten Constellationen, die eintreten können, der direkte Handel kaum je die einstige Bedeutung erreichen. Im vorigen Jahre gestalteten die niedrigen Preise und die zweifelhaften politischen Verhältnisse das Getreidegeschäft überdies ungünstiger, wie in frühern Jahren.

Allerdings hat der oberländische Canal ein früher ziemlich abgeschlossenes und doch recht bedeutendes Hinterland mit Elbing in einen regen Verkehr gesetzt, auch wird der vom letzten Kreistage beschlossene Bau von vier neuen Chausseen — darunter eine in das den größten Theil des Jahres bisher ganz abgesperrte große Werder nach Tiegenhof — die Umgegend mit der Stadt noch bequemer verbinden; aber alles das wird vornehmlich doch nur der immer lebhafter und kräftiger sich entwickelnden Industrie zu Gute kommen. Der Maschinenbau hat für unsere Stadt bereits große Dimensionen angenommen. Die Fabrikgebäude Schichau's nehmen allein eine ganze Straßenfront ein. Es beschäftigten die Maschinenbau-Anstalten von F. Schichau, G. Hambruch, Vollbaum & Co., Steckel und Hotop im vorigen Jahre allein ca. 7—800 Arbeiter. Zweihundert Arbeiter fanden in den Leinen- und Baumwollen-Waaren-Webereien und Bleichereien und der Papier-Fabrik G. E. Thiel's Verwendung.

Man fürchtet nun von einer Seite bereits die Umwandlung Elbings in eine Fabrikstadt; die alt und arbeitsunfähig gewordenen Arbeitermassen würden der Stadt zur Last fallen. Aber aufhalten lassen wird sich diese Entwickelung doch nicht. Elbing ist durch seine Lage zum geistigen, wie industriellen Mittelpunkt der umliegenden Territorien bestimmt. Sein freundliches Aussehen und die hübschen Umgebungen haben in den letzten Jahren viele Rentiers vom Lande mit bedeutenden Capitalien in die Stadt gezogen. Geld genug zu Unternehmungen aller Art ist da. Die Erkenntniß der richtigen Ver-

*) Nach dem Bericht der Aeltesten der Kaufmannschaft für 1863 stehen dem Elbinger Hafen wesentliche Verbesserungen bevor, so daß direkte Verbindungen über See künftig in größeren Schiffen und billiger als bisher werden geschehen können. S. Bericht, p. 12.

wendung und günstige Prospecte werden in vielleicht nicht ferner Zeit die gewerbliche Thätigkeit hier in ganz neue und überraschende Bahnen lenken. Dann wird durch Versorgungsvereine und andere Institute der Art auch für die unbrauchbar gewordenen Arbeiter gesorgt werden, wie es eben auch in andern Fabrikstädten geschieht.

Δ

Provinzial-Geschichts-Kalender.

16. Aug. 1820. Kriegsrath **Joh. Georg Scheffner** † zu **Königsberg** 84 Jahre alt.

18. Aug. 1743. **Ein Königl.** Diplom bestätigt die Errichtung der **Königl. Deutschen Gesellschaft zu Königsberg.** (Pr. Archiv 1793. S. 853.)

20. Aug. 1820. Feierliche Bestattung **Joh. Georg Scheffners** auf dem von ihm mit dem eisernen Landwehrkreuz geschmückten **Galtgarben** in Samland.

21. Aug. 1768. Dr. **Joh. Gust. Kranz**, Generalarzt in Königsberg, geb. zu **Marienfelde** bei **Pr. Holland.**

23. Aug. 1725. **Georg Christoph Pisanski**, Rector der Kneiphöfschen Schule, der berühmte altpreußische Literarhistoriker, geb. zu **Johannisburg** in Pr.

24. Aug. 1816. Eröffnung des **medicinischen Klinikums in Königsberg.**

25. Aug. 1807. **Christian Jacob Kraus**, Prof. der prakt. Philos. und der Cameralwissenschaften bei der hiesigen Universität, an welcher er zuerst auch Staats- und Finanzwissenschaft lehrte, † in **Königsberg.** Sein Grab auf dem Kneiphöfschen Kirchhofe ist durch einen mit 4 Linden umpflanzten großen gebrochenen Granitstein bezeichnet, auf den sein Hauptfreund, der Landhofmeister Hans von Auerswald, folgende von dem spätern Bischof von Ermland, Prinzen von Hohenzollern, gemachte Inschrift setzen ließ: **Justus et Sapiens**
Patriae profuit.
(Scheffner's Leben S. 309.)

27. Aug. 1618. **Albrecht Friedrich**, der blödsinnige Herzog v. Preußen, †. In Folge dessen vereinigt Kurf. Johann Sigismund Preußen mit Brandenburg.

28. Aug. 1703. Ein Königl. Rescript befiehlt, daß die Judengemeinde in **Königsberg** einen beständigen christlichen Aufseher in der Person des Professors der morgenländischen Sprachen bei ihrem Gottesdienst haben sollte, dem dafür ein Gehalt von 100 Thaler ausgesetzt wurde. (Hennig.)

30. Aug. 1840. **Ludwig Rhesa**, Consistorialrath und Professor, † zu **Königsberg** 63 Jahre alt.

1. Sept. 1791. Die erste Generalversammlung der **physikalisch-ökonomisch. Gesellsch.** auf dem Landschaftshause in **Mohrungen.** (Altpr. Monatsſch. 1864. S. 172.)

2. Sept. 1635. Der **Waffenstillstand** zwischen Polen u. Schweden (s. 26. Sept. 1629) wird auf 20 Jahre verlängert (zu **Stuhmsdorf**).

7. Sept. 1764. **Stanislaus Aug. Poniatowski** wird zum **König v. Polen** gewählt.

8. Sept. 1686. **Michael Lilienthal**, Diaconus in der Altstadt, Mitglied der Berliner Akad. d. Wissensch. u. Prof. Honor. der Kaiserl. Akad. zu Petersburg, Verfasser u. Herausgeber sehr vieler Schriften, in **Liebstadt** geb.

9. Sept. 1333. Der Hochmeist. **Luther v. Braunschweig** und der **Orden** einigen sich mit dem Bischof **Johannes von Samland** über den Bau des **Doms zu (Kneiphof) Königsberg**. (**Faber**, Taschenbuch von Königsberg S. 41.)

10. Sept. 1529. **Erhard v. Queiß**, Bischof von Pomesanien, † zu **Pr. Holland** an der englischen Schweißkrankheit. (**Cosack**, P. Speratus Leben S. 94.)

11. Sept. 1729. **Joh. Gotthelf Lindner**, Kirchenrath, Dr. d. Theol., Prof. d. Dichtkunst in Königsberg (seit 1764), Director der Kgl. Dtsch. Ges. u. Pastor im Löbenicht, Verfasser vieler Schriften, Hamann's Jugendfreund, geboren zu Schmolsin bei Stolpe.

12. Sept. 1230. Gregor IX. bestätigt zu Anagni dem **deutschen Orden** auf die Bitte des Herzogs Konrad v. Masovien die von diesem zu Cruswiz gemachte Schenkung des **Kulmerlandes** u. **Preußens**. (**Watterich**, Gründung des deutschen Ordensstaates in Preußen.)

14. Sept. 1807. Geheimrath **von Elditt**, Domherr des Hochstifts zu Halberstadt, anonymer Verf. der lange Zeit **Kant** zugeschriebenen „Betrachtungen über das Fundament der Kräfte ꝛc.“ (Kgsb., 1784) † 74 Jahre alt.

16. Sept. 1631. Der ermländische Domherr **Johann v. Preuck**, der Stifter des Collegium Warmiense zu Rom, † in Oliva. (Ztschr. f. d. Gesch. u. Alterthumsk. Ermlands. II. S. 279.)

18. Sept. 1848. **Hans v. Auerswald**, preuß. General, Abgeordneter im Frankfurter Parlament, wird in Frankfurt a. M. ermordet.

19. Sept. 1801. **Karl Gottl. Fischer**, Pfarrer bei der Kirche des großen Hospitals im Löbenicht, ein Freund Scheffners, bekannt durch seine Homilien, † zu **Kgsbg**.

23. Sept. 1809. **Georg Ernst Sigism. Hennig**, Consistorialrath, Dr. u. Professor d. Theol., Präsid. d. Kgl. Dtsch. Gesellsch., Pastor im Löbenicht, Verfasser des Preuß. Wörterbuchs, † 60 Jahre alt zu **Königsberg**.

24. Sept. 1349. Der Hochm. **Heinrich Dusemer** verleiht der Stadt **Soldau** Stadtrecht. (Cod. dipl. Pruss. IV. No. 2.)

26. Sept. 1629. Gustav Adolf schließt zu **Altmark** (bei **Stuhm**) einen 6jährigen **Waffenstillstand** mit Polen.

27. Sept. 1818. Aufstellung des eisernen Landwehrkreuzes auf dem **Galtgarben**. („Scheffners Kreuzeserhöhung.“)

28. Sept. 1772. Die Vertreter des Bischofs und des Kapitels von **Ermland leisten zu Marienburg** dem Könige von Preußen den Eid der Treue. (Zeitschr. f. d. Gesch. und Alterthumsk. Ermlands. II. S. 631.)

29. Sept. 1297. Der Landmeister **Meinhard v. Querfurt** ertheilt der Stadt **Pr. Holland** ihr Privilegium. (Cod. dipl. Pruss. II. No. 34.)

30. Sept. 1785. **Friedr. Sam. Bock** † zu **Kgsbg.** 64 Jahre alt. (s. 20. Mai 1716.)

Universitäts-Chronik 1864.

(Fortsetzung.)

6. Juni. **Bekanntmachung** der von den Facultäten gestellten vier Aufgaben zur Bewerbung um die von dem Comité ehemaliger Universitäts-Genossen zur Verfügung gestellten vier Prämien à 100 Thlr. Ablieferungstermin 24. Juni 1865. Prämien-Vertheilung 20. Juli 1865.

1. Theol. Facult.: Oratio dominica quo tempore in consuetudinem ecclesiasticam primum venerit, inquiratur, et qua ratione ad nostram usque aetatem adhibita sit, adiecta crisi edisseratur. (lat.)
2. Jurist. Facult.: Die allmälige Ausbildung der Obervormundschaft ist aus der Geschichte des Römischen und Deutschen Rechtes zu entwickeln. (deutsch oder lat.)
3. Medic. Facult.: Experimentelle Untersuchungen über die Wundheilung und Regeneration der Nerven, nach Durchschneidung und Ausscheidung derselben, mit besonderer Rücksicht 1. auf das Verhalten des peripherischen Theils eines durchschnittenen Nerven; 2. auf etwaige Differenzen zwischen den Vorgängen an sensibeln und an motorischen Nerven; 3. auf die Möglichkeit, die Wundfläche eines durchschnittenen Nerven mit derjenigen eines andern zur Verwachsung zu bringen, und, nach günstigem Erfolge eines solchen Versuchs, auf die Struktur und Funktion des verwachsenen Nervenstammes; 4. auf die Umstände, welche die Regeneration der verletzten Nerven fördern, erschweren oder gänzlich verhindern. (deutsch.)
4. Philos. Facult.: Lebens- und Glaubens-Ansichten und Studien des Reisebeschreibers Pausanias. (lat. oder deutsch.)

20. Juli. Jahrestag der Einweihungsfeier des neuen Universitäts-Gebäudes. Prämien-Vertheilung.

29. Juli. Jurist. Doctordissert. von Carol. liber baro de Goltz: Commentatio ad l. 86 D. ad legem Falcidiam. (54 S. 8.)

Lyceum Hosianum in Braunsberg.

20. Juni. Theol. Habilitationsschrift von Anton. Pohlmann, SS. Theol. Dr. et P. P. O. D., Sancti Ephraemi Syri Commentariorum in sacram scripturam textus in codicibus vaticanis manuscriptus et in editione Romae impressus. Commentatio critica. Particula altera. Brunsbergae, 1864. Ed. Peter. (81 S. gr. 8.)

28. Juli. Philos. Habilitationsschrift von Frider. Michelis, Philos. Dr. ejusdemque in Lyc. Hos. Brunsberg. Prof. extr., De Aristotele Platonis in idearum doctrina adversario Commentatio critica. Brunsb., 1864. (J. R. Huye.) (36 S. gr. 8.)

Bibliographie (1862 und 1863).

(Nachtrag und Fortsetzung.)

Feldt, Dr. Laur., Observationes de fulminibus cum tonitribus Brunsbergae ab anno 1830—1847 et ab anno 1852—1862 institutae. Brunsb., 1863. (S. 3—9.) 4.

Fritsche, Herm., Deutsches Flottenlied für vierstimmigen Männerchor, compon. von Wilh. Hirsch. Magdeburg, 1862. Heinrichshofen'sche Musikalien-Hdlg. 8 Sgr.

Gerkrath, Lud., De connexione, quae intercedit inter Cartesium et Pascalium, Commentatio. Brunsbergae, 1863. (S. 3—20.) 4.

[Graudenz.]

Pervenger, de, Le siége (simulé) de Graudenz en 1807 (1862). Paris, 1863. J. Corréard. 2 fr.

Heermann, Gust., Pfarrer in Neuteich, Der Gustav-Adolph-Verein als eine Gemeinschaft am Evangelium. Festpredigt gehalten bei der Provinzial-Versammlung des Gustav-Adolph-Vereins in Thorn am 1. Juli 1863. (Der Ertrag ist für die Liebesgabe der nächstjährigen Provinzial-Versammlung in Memel bestimmt.) Thorn, 1863. Dr. u. Verl. v. E. Lambeck. (IV u. 10 S. gr. 8.) 1 Sgr.

Heinel, Pred. Dr. Ed., Gedrängte Uebersicht der vaterländischen Geschichte, als Hilfsbuch zur Erlernung derselben für Schüler und als Anhang der Geschichte Preußens für das Volk und die Jugend. 12. verm. Aufl. Kgsbg., 1862. Unzer. (III und 71 S. 8.) 3 Sgr.

Helm, G., Ueber die Preußische Hypotheken-Versicherungs-Aktien-Gesellschaft. Ein Vortrag, gehalten im landwirthschaftlichen Vereine zu Zoppot am 7. November 1862. Danzig, 1862. Konst. Ziemssen. (24 S. gr. 8.) 6 Sgr.

Hendewerk, Pfarr. zu Heiligen-Kreuz, Lic. Dr., Der Idealismus des Christenthums. Kgsbg., 1862. Koch. (20 S. gr. 8.) 5 Sgr.

— — Orthodoxie und Philosophie. Ebd., 1863. (IV u. 38 S. gr. 8.) 6 Sgr.

Hennenberger's, Caspar, grosse Landtafel von Preussen. In 9 Blättern. [Erste Ausg. vom J. 1576.] Von Neuem in der Grösse des Originals hrsg. durch die physikalich-ökonom. Gesellschaft zu Königsberg i. Pr. im Jahre 1863. Photolithogr. qu. gr. Fol. Kgsbg. Koch in Comm. 2 Thlr.

Hennig, Pfarr. Joh. Heinr., Altar-Rede, gehalten in der Kirche zu Mohrungen am Veteranen-Feste, den 17. März 1863. Mohrungen, 1863. Rautenberg. (14 S. 8.) 1½ Sgr.

Herder's, Joh. Gottfr., sämmtliche Werke. Zur schönen Literatur und Kunst. 5—13. Bd. [Volksbibliothek, Deutsche. 3. Reihe. Lfg. 63. 71. 75. 79. 83. 87. 91. 95. 99. 101. 103. 105. 107. 109. 111. 113. 115. 117. Stuttgart, Cotta. Leipzig, Göschen. 1862. 63. gr. 16. à 4 Sgr.

Herder, J. G., Philosophie de l'histoire de l'humanité, traduit de l'allemand par Emile Tandel. Tom. I—III. (Bruxelles) Paris, 1862—63. Firmin Didot frères. à 5 fr.

Von und an Herder. Ungedruckte Briefe aus Herders Nachluß. Hrsg. von **Heinr. Düntzer** und **Ferd. Gfr. v. Herder**. 3. und letzter Theil. Herders Briefwechsel mit Knebel, Karl v. Dalberg, Joh. Frdr. Hugo v. Dalberg, einzelne Briefe an Herder, ungedruckte Gedichte u. Uebersetzungen Herders &c. &c. Leipzig, 1862. Dyk. (354 S. gr. 8.) 2 Thlr.

Dibbits, Dr. J. E., Herder beshouwd als theoloog, inzonderheid als verklaarder van den bijbel. Eene historisch-theologische studie. Utrecht, 1863. T. de Bruyn. (X und 293 S. 8.) 1 Thlr. 25 Sgr.

Herrendörfer, E., Der Mann mit dem ganzen Willen. Drei Reden über Johann Gottlieb Fichte zu Ehren seines hundertjährigen Geburtstages gehalten. Nach der stenographischen Aufzeichnung von R. Levitus in Tilsit. Der Mehrertrag ist für die in Rammenau, dem Geburtsorte Fichte's, gegründete Fichte-Stiftung bestimmt. Tilsit, 1862. Im Selbstverl. des stenograph. Vereins. (R. Levitus.) (56 S. gr. 8.) 10 Sgr.

v. **Heyden**, Frdr., Das Wort der Frau. Eine Festgabe. Mit 7 Illustr. (in Holzschn. und Buntdr.) v. W. Georgy. 11. Auflage. Leipzig, 1863. (1862.) Brandstetter. (XXXVIII u. 187 S. gr. 16.) In engl. Einb. m. Goldschn. 2 Thlr.

— — Dasselbe. 12. Aufl. Ebd., 1863. (1862.) (X u. 170 S. 4.) In Seide geb. m. verziert. Schnitt. 6 Thlr.

Hildebrandt. Verzeichniß der Geistlichen der Diöcese Culm, welche nach vorangegangener Vorbereitung im hiesigen Bischöflichen Clerical-Seminar vom Oktober 1850 bis zum Schlusse des Jahres 1862 die heilige Priesterweihe empfangen haben. Angefertigt vom Seminar-Director Aug. Hildebrandt. Pelplin, 1862. Im Selbstverlage. (20 S. 8.)

—. Wiadomości niektóre o dawniejszym archidyakonacie pomorskim a teraz znacznéj części dyecezyi Chełmińskiéj podane przez X. Augustyna Hildebrandta. (Czysty dochód przeznacza się dla bractwa św. Bonifacego i św. Wojciecha.) Pelplin, 1862 r. Własnym nakładem. Czcionkami A. W. Kafemana w Gdańsku. (80 S. gr. 8.) 10 Sgr.

Hildebrandt, Otto, Oberbootsmann der Königl. Marine, Praktisches Lehrbuch für junge Seeleute. Mit Genehmigung Sr. Königl. Hoheit des Prinzen Adalbert v. Preußen, Oberbefehlshaber der Marine &c., hrsg. von . . . Im Selbstverlage des Verfassers,

Danzig, 1863. Druck v. A. W. Kafemann. (XII u. 181 S. gr. 8. m. 5 Steintaf. u. 4 Bl. Erläuterungen in gr. 8., 4 u. q. Fol.) 1 Thlr. 20 Sgr.

Hinz, C. G., Pfarr., Die alte gute Sitte in Altpreußen. Ein kirchlich-sociales Sittengemälde, aus amtlichen Berichten zusammengestellt. Kgsbg., 1862. Gräfe & Unzer. (VIII u. 140 S. 8.) 18 Sgr.

Hirsch, Dr. Aug., Handbuch der historisch-geographischen Pathologie. II. Band. 1. Abth. Erlangen, 1862. Enke. (326 S. Lex.-8.) 1 Thlr. 22 Sgr. [I—II, 1.: 5 Thlr. 2 Sgr.]

Hirsch, Gymn.-Prof. Dr. Theod., Geschichts-Tabellen zum Auswendiglernen. 4. Aufl. Danzig, 1862. Anhuth in Comm. (31 S. gr. 8.) cart. 1/3 Thlr.

— — Pommerellische Studien. 1. Das Kloster Zuckau im 13. u. 14. Jahrh. [Aus den Neuen Preuß. Provinzial-Blätt. abgedruckt.] Kgsbg., 1853. (Danzig, Anhuth.) (71 S. gr. 8. m. 1 Tab. in qu. Fol.) 13½ Sgr. [cf. Hinrichs Verzeichniß 1862. I. S. 117.]

Hirschfeld, Otto, De incantamentis et devinctionibus amatoriis apud Graecos Romanosque. Dissert. inaug. philol. Kgsbg., 1863. Schubert & Seidel. (46 S. gr. 8.) 6 Sgr.

Hoffheinz, G. T., Hofpred., Die Verfassung, eine Lebensfrage der evangelischen Kirche der Gegenwart, beantwortet von . . . Kgsbg., 1862. Theile. (27 S. 8.) 5 Sgr.

Hoffmann, Stephan, Griechische Grammatik für Quarta und Tertia. Neustadt Westpr., 1863. Dr. u. Verl. von H. Brandenburg. (Danzig, Anhuth.) (2 Bl. u. 116 S. gr. 8.) 18 Sgr.

Herkel's Dr. Johs., Reden und Abhandlungen hrsg. von Prov.-Schulrath Dr. Carl Heiland. Berlin, 1862. Reimer. (XXXV u. 391 S. gr. 8.) 1⅔ Thlr.

Horn, C. H. F., Superint. in Schwetz, Die Heilsveranstaltungen Gottes zur Wiederbringung des gefallenen Menschen. Vorlesung zum Besten des Evangelischen Johannis-Stifts zu Danzig am 28. Januar 1862 gehalten. Danzig, 1862. C. Ziemssen in Comm. (18 S. gr. 8.) 4 Sgr.

— — Herr, gieb Dein Gericht dem Könige! Herr, gieb Deinem Volke Frieden! Predigt, gehalten zur Feier des Geburtstages Sr. Majestät des Königs Wilhelm am 22. März 1862 in der Stadtkirche zu Schwetz. Kgsbg., 1862. Schultz'sche Hofbuchdruckerei. (7 S. gr. 8.)

Husen, Eduard, Die Erbin von Cottagesdale, oder Mawdin und Childron. Charakterbild in 5 Aufzügen. Den Bühnen gegenüber als Manuscript gedr. Auf rechtmäßige Weise und nur allein zu beziehen durch die Theater-Agentur von Entsch & Engel in Berlin. Danzig, 1862. Dr. d. Schroth'schen Offizin. (68 S. 8.)

Jachmann. 50 der neuesten und beliebtesten Cotillon-Touren. Zum besseren Verständniß bearbeitet von E. Jachmann, Tanzlehrer in Danzig. (Danzig, 1863. Druck von A. Schroth.) (16 S. gr. 8.)

Jacobson, Prof. Dr. Jul., Ein neues und gefahrloses Operations-Verfahren zur Heilung des grauen Staares. Berlin, 1863. Peters. (VI u. 65 S. gr. 8.) 2/3 Thlr.

Jacoby, Dr. Johann, Gotthold Ephraim Lessing der Philosoph. Berlin, 1863. Guttentag. (65 S. 8.) 1/3 Thlr.

cf. **Stahr**, Adolph, G. E. Lessing. Sein Leben und seine Werke. Verm. u. verb. Volks-Ausg. 2. Aufl. Theil II. Berlin, 1863. Guttentag. XI. Buch. Lessing der Philosoph.

Lessings Christenthum und Philosophie gegen Dr. Johann Jacoby. Ein gründlicher Nachweis, daß dem Dr. Jacoby selbst die Anfangsgründe der Philosophie fehlen. Berlin, 1863. Heinicke. (63 S. 8.) 10 Sgr.

— — Das Königliche Wort Wilhelms I. Ein Gedenkblatt für das Volk. Hrsg. von Dr. Joh. Jacoby. Hamburg, 1863. Meißner. (16 S. 8.) 1 Sgr.

— — Sind die Mitglieder des Herrenhauses Volksvertreter? Vortrag in dem Vereine der Verfassungsfreunde am 21. März 1863 gehalten. Königsberg, 1863. Theile. (12 S. gr. 8.) 2 1/2 Sgr.

(— —) Das Ministerium Polignac vor dem Pairsgerichtshofe. Kgsbg., (1863.) Dr. u. Verl. v. A. Schwibbe. (15 S. gr. 8.)

(— —) Dasselbe. Leipzig, 1863. O. Wigand. (15 S. gr. 8.) 2 Sgr.

Jaskinia Beatusa. Powieść dla wszystkich czytelników szlachetnie myślących zwłaszcza dla młodzieży. Wolny przekład z niemieckiego. Dwa tomy z dwoma stalorytami. Wydanie drugie. Thorn, 1862. E. Lambeck. (175 u. 144 S. 12. mit 2 Kupf.)

Inventarium omnium et singulorum privilegiorum, literarum, diplomatum, scripturarum et monumentorum quaecunque in archivo regni in arce Cracoviensi continentur per commissarios a sacra regia majestate et republica ad revidendum et connotandum omnes scripturas in eodem archivo existentes deputatos confectum anno d. MDCLXXXII cura bibliothecae Polonicae editum. Lutetiae Parisiorum typis L. Martinet, Berol. et Posnaniae 1862. B. Behr. (XV u. 483 S. Lex.-8.) 3 Thlr.

John, Prof. Dr. Rich. Ed., Kritik des preußischen Gesetz-Entwurfes über die Verantwortlichkeit der Minister, nebst einem Gegen-Entwurfe. [Aus der „Allgem. deutschen Strafrechtszeitung" abgedr.] Leipzig, 1863. Barth. (77 S. gr. 8.) 1/2 Thlr. 2. unveränderte Aufl. Ebd., 1863.

Jolowicz, Dr. Henry, British diamonds. A standard selection from the modern english poets, chiefly living. Dresden, 1863. Ehlermann. (XX u. 280 S. gr. 8.) 3/4 Thlr.

Jordan, Wilh., Uhland als Sagenforscher. Vortrag gehalten bei der Gedächtnißfeier im Hochstift zu Frankf. a. M. [Deutsche Vierteljahrs-Schrift. 26. Jahrg. Juli—Sept. 1863. No. 103. S. 172—198.]

Jung, Alexander, Rosmarin oder die Schule des Lebens. Roman. In fünf Theilen. 1. Theil. Leipzig, 1862. Brockhaus. (XX u. 328 S. 8.) 2. Theil. Ebd., (IV u.

289 S.) 3. Th. Ebd. (IV u. 345 S.) 4. Th. Ebd. (IV u. 276 S.) 5. Th. Ebd., 1862. (IV u. 330 S.) à 1⅓ Thlr.

Jung, Artur, De fato Aeschyleo. Dissert. inaug. philol. Kgsbg., 1862. (Schubert & Seidel.) (IV u. 54 S. gr. 8.) 8 Sgr.

Just, Frid., De arcubus supernumerariis qui in iride observantur. Dissert. math.-phys. Kgsbg., 1862. (Schubert & Seidel.) (27 S. gr. 4. m. 1 Steintaf.) ½ Thlr.

Ich bin ein Preusse!

Novelle

von

Franziska Schwerin.

Die Wintersaison war vor der Thüre und begehrte Einlaß mit Diners und Soupers, maskirten und unmaskirten Bällen, die nach altem Brauch in ununterbrochener Reihenfolge an einander hängen sollten, gleich den Ringen einer Kette, und wie sie dazu bestimmt, bald dem Einen ein Schmuck, bald dem Andern ein Druck zu sein. Die jungen Damen der haute volée hatten freilich zumeist nur ein Verständniß für die erste Bedeutung und schüttelten mißbilligend den Kopf über die Härte und Abgestorbenheit des Alters, das die zweite, und nur die zweite hervorhob, so daß manche zärtliche Mutter denn doch die Nothwendigkeit erkannte, in ernster Zwiesprache dem Gatten begreiflich zu machen, wie entschieden nothwendig es sei, die Jugend zu durchtanzen. Und die Hausväter ließen sich überzeugen und schlossen die bedeutungsvolle Unterhaltung mit der denkwürdigen Frage: „Wann wird bei uns getanzt?"

Auch der Freiherr von Heergarten hatte so gefragt, und seine Gemahlin hatte entschieden, daß gleich nach dem Weihnachtsfest die Uebersiedelung nach der Hauptstadt vor sich gehen müsse. Sei doch überhaupt ein Winter auf dem am Ostseestrande gelegenen Gute zu schwer, theils durch die oft tagelang tobenden Stürme, theils durch den Mangel standesgemäßer Nachbarschaft, und träte doch Valeska binnen Kurzem in ihr neunzehntes Lebensjahr, ohne eine Saison anders, als aus den Mittheilungen hauptstädtischer Freundinnen zu kennen! so meinte sie.

„Und Otto?" fragte der Freiherr, „ist es nicht bedenklich, den Unter-

richt eben jetzt zu unterbrechen, wo nach zahllosen Unannehmlichkeiten und Plackereien mit Gouvernanten und Hauslehrern, nun endlich durch den neu ins Amt eingetretenen jungen Pfarrer in dem Jungen Lust und Liebe zum Lernen erwacht ist? Der Pfarrer scheint die Sache sehr ernst zu nehmen und wird eine mehrmonatliche Unterbrechung sehr ungern sehn! und wenn ich auch selbstverständlich keinen Gelehrten aus dem Jungen machen, sondern ihn einfach für's Cadettencorps vorbilden will, so ist dazu mit seinen elf Jahren am Ende doch die höchste Zeit!" „Ich habe das Alles schon vor Dir bedacht, lieber Heergarten!" entgegnete seine Gemahlin, „und bei Gelegenheit meiner Weihnachtseinkäufe in Königsberg mit Frau v. Ravensberg darüber gesprochen! Sie hat mir ihre Vermittelung zugesagt und der Brief von ihr, den die heutige Posttasche für mich enthielt, erwähnt eines jungen Mannes, der die erforderlichen Eigenschaften besitzen dürfte, um die Wintermonate hindurch Ottos Unterricht zu leiten! Er hat mit glänzenden Zeugnissen die Königsberger Universität verlassen, hat nach Erlangung des Doctordiploms einige Jahre hindurch eine Hauslehrerstelle in einem gefürsteten russischen Hause — ich glaube in Petersburg — bekleidet und wird also jedenfalls einen gewissen Grad von Tournüre sich angeeignet haben! und ich meine, wir könnten, um ihm denselben zu erhalten, ihm ein Zimmer in unserm Hause und einen Platz an unserer Tafel anbieten. Er wird jedenfalls sehr dankbar dafür sein!" „So meinst Du, daß wir in deinem Hause wohnen?" „Jedenfalls! Ich muß Dir nur gestehen, daß ich deshalb so sehr die Erneuerung des Miethscontracts mit Banquier Lerchenheim widerrieth, weil ich hoffte, Dich, guter Mann, für die städtische Wintersaison zu gewinnen! Mein Haus steht, wie Du weißt, jetzt seit Michaeli leer, ich habe unter der Hand Anordnungen getroffen, die nöthigen Reparaturen vorzunehmen, und der erste Buchhalter meines verstorbenen Vaters, dem ich die Aufsicht übertragen, weil er, wie Du weißt, in der Kneiphöffschen Langgasse geblieben, und gerade unserm Hause gegenüber für die Firma Werner & Söhne thätig ist — hat die Sache zu meiner vollsten Zufriedenheit ausgeführt! Die Räume sehen jetzt sehr elegant und hübsch aus, und die Decoration mit Möbeln, Teppichen, Kronen und Wandleuchtern, wie die Anschaffung des nöthigen Porzellan- und Krystallgeräthes wird, meine ich, mit 2000 Thalern gemacht sein!"

„So soll das Alles neu angeschafft werden?“ „Natürlich! wie denn sonst? Sollen wir etwa das Innere unseres Hauses per Achse nach Königsberg hin- und wieder zurückschaffen?“ „Das wäre allerdings sehr beschwerlich; indessen scheint mir doch die von Dir genannte Summe für den Zweck ein wenig hoch!“ „Hoch? Ja, weil Du eben nicht so weit siehst, als ich! Ich sehe eine Reihe interessanter Abende, eine Anknüpfung interessanter Verbindungen, und schließlich einen interessanten Brautstand, der zu einer glücklichen Ehe führt! Frau v. Ravensberg hat mir Winke gegeben und Namen genannt, die ich nicht vergessen werde, und es könnte sich dann ja wohl ereignen, daß dies Mobiliar und Hausgeräth eine anderweite Verwendung fände!“ „Du denkst sehr weit!“ „Eben nur so weit als vier Monate reichen! Wir haben heute den ersten Dezember und bis zum ersten April kann Manches geschehen sein!“

Der Freiherr seufzte und schwieg. Er hatte, seitdem er das Ziel seines Strebens, die Hand einer reichen Banquierstochter errungen, in diesem seufzenden Schweigen oder schweigenden Seufzen so große Fortschritte gemacht, daß man ihn beinahe einen Virtuosen darin nennen, und nur bedauern mußte, daß er diese Meisterschaft nicht für eine edlere Kunst gespart. Genug — er übte sie auch jetzt und trat mit einer gewissen todesmuthigen Entschlossenheit wenige Wochen später die Reise in die Residenz an. Valeska war sehr vergnügt. Die Tochter des Oberpräsidenten hatte, zum Zweck des Gebrauchs von Seebädern, schon einmal einen Sommer in ihrem Hause verlebt und sich bei dieser Gelegenheit ihr zu fester Freundschaft verbunden, die ein lebhafter Briefwechsel bis heute genährt. Was konnte da köstlicher sein, als solch ein Aufenthalt in der Hauptstadt, als solch eine Gelegenheit zu täglichem Sehen und Sprechen, zu täglichem Austausch der Gefühle und Gedanken, wie die Jugend sie so sehr bedarf. Der Oberpräsident war seit langen Jahren Wittwer, zwei seiner Töchter verheirathet, Natalie, die jüngste, und sein, man sagte geistesschwacher, Sohn somit viel sich selbst überlassen; das erleichterte den Verkehr mit ihnen sehr und Valeska verlangte eben jetzt um so mehr danach, als seit geraumer Zeit Nataliens Briefe einen fast schwermüthigen Ernst athmeten, dessen Grund zu erforschen Valeskas liebendes Herz wie ihre weibliche Neugier gleich sehr verlangte. Bald war man eingerichtet, denn

der Reichthum ist ein Zauberer, der überall Feenhände in Bereitschaft hat, die nur seines Winkes harren, und der so manche Thüren und Thore öffnet, die sonst wohl fest verschlossen bleiben würden. Das visitenmachende Kleeblatt von Eltern und Tochter hatte denn auch über ein solches Verschließen nicht zu klagen. Man empfing sie mit Auszeichnung, freute sich unendlich der lang ersehnten Bekanntschaft und nannte den Gewinn derselben ein unverlierbares Glück. Valeska lächelte zwar mit der Ungläubigkeit, die hier der Ausdruck einer reinen unverdorbenen Natur war, aber sie fand es doch köstlich amüsant, und gedachte mit Wonne der Soiréen, die man in Aussicht stellte, und vor allem des Tanzes, den sie leidenschaftlich liebte. Die Unterrichtsangelegenheit Ottos berührte sie wenig, sie meinte, er sei ja noch ein kleiner dummer Junge, der Zeit genug zum Lernen habe, doch war es ihr ganz recht, als sie von dem Engagement des Dr. Delbrück mit der Hinzufügung hörte, daß er auch für sie wöchentlich zwei Literaturstunden übrig haben werde. Sie entwarf sofort Pläne für Nataliens Mitbetheiligung daran und eilte zu ihr um sie dafür zu gewinnen.

„Dr. Delbrück?“ frug Natalie hastig, „warum der? wie kommst Du darauf?“

„Nun, weil er erstens Ottos Lehrer wird, zweitens in unser Haus zieht, drittens mir Stunden geben, und viertens, wie Mama sagt, ein sehr steifer kalter Mensch sein soll, der sie mir gewiß entsetzlich langweilig macht, wenn du sie nicht beleben hilfst!“

„Ich?? wo denkst Du hin! — Unmöglich! — — doch vielleicht! — später — — ich will mirs überlegen!“

„O bitte, sage Ja!“ schmeichelte Valeska, „wie reizend ist es, daß Du dann schon bestimmt zweimal die Woche zu mir kommst! Ich habe ja mein eigenes Zimmer und will schon sorgen, daß die Stunde möglichst verkürzt wird! Ist dann nur erst der langweilige Mensch fort, dann plaudern und lachen wir nach Herzenslust und dann sollst Du auch wieder fröhlich werden, wie Du es sonst warst!“

„O nein! nein!“ rief Natalie in Thränen ausbrechend, und Valeska frugte erschrocken: „Sag'! was ist es denn, das Dich so traurig macht? Sorgst Du um den kranken Bruder? Oder ist Dein Vater nicht gut zu Dir? Oder haben böse Menschen Dich gekränkt? Oder was ist es sonst? Sieh!

mir kannst Du Alles sagen! Ich will Dir Alles tragen helfen und will verschwiegen sein, wie das Grab!" Sie hatte den Arm um der Freundin Hals gelegt und zog schmeichelnd die Hand herab, die das Gesicht verhüllte. Natalie aber entzog sich der zarten Berührung, fuhr hastig mit dem Tuch über die Augen, und sagte:

„Es ist nichts! — laß mich — ich bin krank in Sorge — — des Bruders Gemüthsleiden greift mich an — macht mich nervöse — Du wirst das begreiflich finden, wenn Du weißt, wie sehr ich ihn liebe." —

„Der Arme!" sagte Valeska theilnehmend.

„Ja wohl! der Arme!" wiederholte Natalie und fügte aufstehend hinzu: „Dr. Delbrück ist übrigens seit einem Jahre bemüht, den schwachen kranken Geist zu wecken und zu beleben! und wir können ihm nicht dankbar genug dafür sein!" „So kennst Du ihn?" rief Valeska, „o das ist doppelt schön! Dann mußt Du zu meinem Vorschlag Ja sagen! Oder ist er gar zu langweilig? gar zu pedantisch?" fügte sie kleinlaut hinzu.

„Er ist Philosoph! und somit den Frauen wenig zugänglich — ich habe kaum ein Urtheil über ihn, als das der Dankbarkeit für seine Sorgfalt und Treue! Auch Richard hängt an ihm — — das ist genug! Ueber Deinen Plan aber sprechen wir ja wohl später noch einmal! Jetzt erzähle mir von Euren Visiten! Ich höre gar zu gern Deinem Plaudern zu!" Und damit nahm sie ihre Arbeit und Valeska folgte der Aufforderung und meinte, nach Hause gehend, die Freundin doch noch nie so angeregt gesehen zu haben, als eben heut.

Wenige Tage später zog Dr. Delbrück in das Heergartensche Haus, und Valeska war dessen sehr froh, weil der in seiner Unthätigkeit sie durch alle erdenklichen Tollheiten belästigende Bruder nun plötzlich immer beschäftigt und immer unter Aufsicht war. Von den Literaturstunden war nicht weiter die Rede, da Modeliteratur und Ballstunden den Tag vollständig ausfüllten und Tüll und Gage, Band und Blumen das kleine Köpfchen so in Anspruch nahmen, daß ein anderes Studium keinen Platz in ihm gewann. Otto aber schwärmte für den neuen Lehrer und hatte während der Mahlzeiten tausend Fragen an ihn, bis die Mama ihm eine ernste Strafpredigt über sein vorlautes Wesen hielt, die zur Folge hatte, daß auch Delbrück seine Fragen damit abschnitt, daß das ja bleiben könne,

bis sie allein seien. Er selbst verharrte in ernster Schweigsamkeit und es vergingen zwei volle Wochen, ohne daß Valeska ein Wort mit ihm gewechselt. Auch Frau v. Heergarten fand es für gut, ihn bei Tische völlig zu ignoriren, und ihr Gemahl, seit einer Reihe von Jahren daran gewöhnt, ihr Verhalten als den Maßstab des seinigen zu betrachten, hatte ebenfalls nur selten ein Wort für ihn. Sein angeborner Adelstolz fand hier in der Hauptstadt die reichlichste Nahrung, wo ein Zusammenfluß des Beamten- und Landadels die Gesellschaft beherrschte, und den Worten und Thaten der Gesammtheit, wie jedes Einzelnen die aristokratische Färbung gab, die sich schwerer schildern, als erkennen läßt. Herr von Heergarten fühlte sich unendlich wohl in dieser Atmosphäre, und war um so mehr bestrebt, sich in ihr zu erhalten, als seine Heirath eben in diesen Kreisen manch schweren Tadel erfahren und ihn mit Verfehmung bedroht hatte. Eben deshalb war er denn auch lange der Gesellschaft fern geblieben und eben deshalb schwankend gewesen, ob die Carnevalsgedanken seiner Frau auch jetzt wohl glückliche zu nennen seien. Doch die Erfahrungen der ersten Woche sprachen dafür, man empfing ihn und die Seinen mit Auszeichnung und schien zum Vergeben und Vergessen geneigt, wenn nur die Familie der Frau keine Ansprüche daran mache, als Schweif des Kometen v. Heergarten einzutreten, wie ein guter Freund des Barons ihm leise zuzuflüstern für gut fand. Das also mußte vor allem strenge im Auge behalten und jede Berührung mit Leuten vermieden werden, die diese glücklich vergessenen und beseitigten Beziehungen aus dem Grabe hervorholen könnte. Eine flüchtig hingeworfene Aeußerung des Dr. Delbrück hatte gleich in den ersten Tagen verrathen, daß der Geburtsname seiner Mutter mit in diese beseitigte Familie hineingehöre, und der verständnißreiche Blick, den die beiden Ehegatten sich bei dieser Entdeckung zuwarfen, zeugte von dem Entschluß, zwischen ihm und ihnen eine Schranke aufzubauen, die trotz des täglichen Miteinanderseins doch eine unübersteigliche bliebe. Valeska ahnte von dem Allen nichts. Sie war von jeher der mütterlichen Familie fern gehalten und Namen und Verhältnisse, die damit zusammenhingen, lagen somit ganz aus dem Bereich ihres Denkens und Wissens. Der Doctor in seinem fast düstern, wortkargen Wesen, war ihr sehr wenig interessant und wenn sie auch bei der ersten Begegnung zu entdecken

meinte, daß er schöne geistvolle Augen habe, so war doch auch dieser rein äußerliche Eindruck schnell wieder verwischt.

Frau v. Heergarten hatte beschlossen, durch eine glänzende Soirée schon im Voraus das Fest zu verdunkeln, mit dem, wie in jedem Jahre, so auch in diesem der Oberpräsident der Provinz den 18. Januar feierlich beging, und sie wählte dazu den 14., den Geburtstag ihres Mannes, obgleich Valeska sorgte, daß Natalie den augenblicklich bettlägerigen Bruder nicht verlassen und somit bei dem ersten Ball ihres Hauses fehlen werde. Die Eltern meinten aber, darauf keine Rücksicht nehmen zu können und so wurden denn die Einladungen vom Stapel gelassen und alle nur erdenklichen Kräfte in Thätigkeit gesetzt, um für Auge, Ohr und Gaumen etwas zu schaffen, das bezaubernd und zur Bewunderung hinreißend wirkte. Der Morgen des nach all diesen glücklich beseitigten Vorbereitungen endlich anbrechenden denkwürdigen Tages wurde von weitausgreifenden Gratulationen, mit denen weder Geber noch Empfänger irgend einen tieferen Gedanken verknüpfte, vollständig ausgefüllt und als Graf S. und Präsident P., Baron R. und General K., die letzten, nun endlich auch gegangen, befahl die Baronin anzuspannen, um noch einmal mit dem Gärtner die Blumendecoration der Tafel, wie den Kopf- und Kleidschmuck für Valeska zu besprechen und selbst in Augenschein zu nehmen. Ihr Gemahl, von Rührung, Dankbarkeit u. s. w. erschöpft, zog sich in sein Zimmer zurück und Otto hatte Erlaubniß bekommen, die jungen Offiziere, die darum gebeten, zu einer erfrischenden Eisfahrt nach Holstein zu begleiten. Auch Valeska wollte schlafen, doch ihr Zimmer war überheizt, der kleine Sopha mit Toilettengegenständen für den Abend überdeckt und diese Unbehaglichkeit der Umgebung, wie die Aufregung der letzten, und die erwartungsvolle Spannung auf die kommenden Stunden raubte ihr den Schlaf und trieb sie ruhelos aus einem Zimmer in das andere. Im kleinen Eßsaal warf sie sich endlich auf den Divan, zog müde und frostig die Füße in die Höhe und Mamas Shawltuch über sich und schloß noch einmal die Augen. Kaum aber zog es wie leises Träumen über sie hinweg, als die Thüre rasch geöffnet und ein starker Männerschritt hörbar wurde. Erschrocken fuhr sie empor und runzelte fast unwillkürlich die Stirn, als sie Dr. Delbrück vor sich stehen sah. „Mein Gott! wen suchen Sie?“ sagte sie mit

einem von innerem Aerger beherrschten Ton, „Sie wissen doch, daß Otto nicht zu Hause ist!“

„Ja wohl!“ entgegnete er sehr ruhig, „doch Ihre Frau Mutter hat den Wunsch ausgesprochen, die Namenzettel zum Arrangement der Tafel von meiner Hand geschrieben zu sehn! Ich habe diesen Wunsch erfüllen zu müssen geglaubt! — — vergeben Sie die Störung!“

„Vergeben Sie!“ rief Valeska aufspringend und trat ihm hastig entgegen. „Ich glaube wahrhaftig, ich wachte nur halb und sah in Ihnen, Gott weiß, wen — — nur nicht unsern — — lieben Hausgenossen!“

Delbrück verbeugte sich stumm und wollte gehen, Valeska aber sagte bittend: „Müssen Sie schon? Ach in meinem armen Kopfe ist ein solches Gewirre und in meinen Füßen eine solche Unruhe, daß ich gar zu gern noch eine Weile plaudern möchte! Und es ist nun Niemand da — als Sie!“

Delbrück wandte sich um und sagte lächelnd: „Und ich, mein gnädiges Fräulein, habe plaudern nie gekonnt — und — daß ich es offen sage — auch nie gewollt! Das Leben erschien mir immer zu kurz und das Wort des Menschen zu schön dazu!“ Valeska wurde glühend roth; sie gedachte der faden Plaudereien, mit denen sie die Mahlzeiten zu würzen pflegte, und in ihre Seele kam etwas wie Scham, während sie doch kleinlaut sagte: „Wir armen Mädchen wissen aber doch eigentlich nichts, als Dinge, die den Männern — wie soll ich sagen — sehr oberflächlich vorkommen! und deren Besprechung sie — Plaudereien nennen! Ich besonders — bin so wild gewesen — habe so schlechte Lehrer gehabt — nun bin ich erwachsen — nun fühle ich wohl — — wie wenig ich weiß!“

„Die Erkenntniß eines Mangels ist der erste Schritt zum Besitz!“ entgegnete Delbrück, „sie lehrt uns die Quellen suchen, die überall sprudeln, wo der Mensch sie sehen und benutzen will!“

„Um Gotteswillen, Sie wollen doch nicht, daß ich jetzt noch lernen soll? jetzt, wo ich so viel, so sehr viel zu thun habe?“ rief Valeska und hob, wie bittend, die Hände zu ihm empor.

„Wollen? O gnädiges Fräulein, ich will garnichts!“ entgegnete Delbrück bescheiden, „ich sage nur, daß es überall Quellen giebt, die den Dürstenden erquicken! Doch — — Sie haben keine Zeit!“

„Sie spotten, Dr. Delbrück! Das ist nicht recht von Ihnen — aber

sagen Sie selbst, was kommt für die kurzen Stunden eines Tages Alles zusammen! — Die vielen Visiten — doch wenigstens drei Stunden! — Das viele Tanzen — doch wenigstens sechs Stunden! Das viele Müdesein — doch wenigstens zehn Stunden, und dann doch auch die Toilette — nun vier bis fünf Stunden gehören gewiß dazu! wahrhaftig, ich wüßte nicht — nein, nein! es ist ganz unmöglich!"

„So möchte ich diese, so sehr beanspruchte Zeit nicht noch mehr verkürzen!" sagte Delbrück sich verbeugend und ging.

Valeska blieb eine Weile sinnend stehen, dann fuhr sie mit der Hand über die Stirn und sagte leise: „Ich weiß nicht, wie mir ist! — Da lobe ich mir doch das Plaudern! Das macht fröhlich! und — — dieses Mannes Worte — dieser Ton — — dieser Blick — haben mich ganz verstimmt! Er ist gewiß ein recht pedantischer Gelehrter — ein Bücherwurm — ein Weiberfeind — was weiß ich! was gehts mich auch an, was er ist! Mag Otto von ihm lernen! Ich bedanke mich dafür! Aber er kann doch auch freundlich sein! Das Lächeln, mit dem er sagte: Plaudern habe ich nie gekonnt! sah so kindlich aus — so gut — so milde! — —" Die Mutter trat ein, der Gärtnerbursche folgte, Valeska mußte Blumen wählen für Kleid und Haare, dann kam der Friseur, dann die Jungfer, dann, als dieselbe kaum ihr Werk beendet, die Tochter des Generals P., die, da ihre Mutter krank geworden, sich in den mütterlichen Schutz von Frau von Heergarten begab, und nun mußten die beiden Mädchen doch gegenseitig die Toiletten bewundern, die gewählten Farben gegen einander halten, die Stoffe vergleichen, Hoffnungen und Befürchtungen für den Abend austauschen — dann erschienen die Gäste, dann ertönte der erste Geigenstrich, und dann war das wirre Durcheinander, das man „Ball" getauft, im vollsten Gange. Stunden waren darüber hinweggegangen und eine hatte der anderen erzählen können, daß Alles sehr glänzend, sehr geschmackvoll und sehr amüsant sei, und das Heergartensche Ehepaar sich sonne in der allseitigen Befriedigung, die es in den Mienen und Worten der Gäste fand. Valeska galt natürlich für heute als die Königin des Festes und war dieser Auszeichnung unsäglich froh, und die strahlende Heiterkeit ihres lieblichen Gesichts, wie die rosigen Wolken, in die sie sich gehüllt, und die Rosen an Haupt und Brust, machten sie so recht zu dem Bilde einer

Göttin der Freude. Todtmüde von den hinreißenden Verschlingungen einer Masurka, zu denen eines jungen Polen leidenschaftliche und doch graziöse Gewandtheit sie geführt, zog sie sich hinter die noch in staunender Bewunderung zusammengedrängte Menge zurück, lehnte den Kopf an die Wand und schloß die Augen, um ihrer Aufregung Herr zu werden. Ihr Athem flog, ihre Pulse klopften, der Schweiß rann in Perlen von ihrer glühenden Stirn, ihr war zu Muthe, wie noch nie in ihrem Leben, als sich zart und leise etwas um ihre Schultern schmiegte, was sie unglaublich wohlthuend berührte. „Ach, Dr. Delbrück, Sie?“ sagte sie aufblickend, „ich habe garnicht daran gedacht, daß Sie auch hier sind! Wie kamen Sie denn zu diesem Tuch?“

„Ich habe es mir von Ihrer Jungfer geben lassen!“ erwiderte er, „Sie hätten den Tod haben können von diesem rasenden Tanz!“

„Ja, wirklich rasend!“ sagte sie tief aufathmend, „ich will auch nie wieder tanzen — ich verspreche es Ihnen!“

„Mir?? o! wie käme ich dazu!“ entgegnete er ernst, „doch Sie haben ein Leben, mein gnädiges Fräulein! ein Leben, das Ihnen nur einmal gegeben wird, und wahrlich doch zu etwas Anderem, als um es mit einem Tanz in die Schanze zu schlagen!“

„Ach, Sie haben wohl nie getanzt?“ sagte sie bittend zu ihm aufblickend.

„O doch!“ entgegnete er, „in früher Jugend viel und gern! Jetzt freilich schon lange nicht mehr! Es bringt eben jedes Alter uns eine besondere Aufgabe und in dem meinen muß es die Arbeit sein! Dürfte ich Sie aber wohl bitten, diesen Platz zu verlassen! Das nahe Fenster bringt einen unvermeidlichen Zugwind, der für Ihren augenblicklichen Zustand Gift ist!“

Valeska erhob sich und sagte anmuthig lächelnd: „Ja wir wollen uns nach einem besseren umsehen! Ich bin ein artiges Kind und folge Ihnen gern! Kommen Sie! helfen Sie mir suchen!“

Delbrück aber trat zurück und winkte Otto herbei, mit dem Bemerken: er möge der Führer seiner Schwester sein, indeß er dem Diener sagen wolle, daß er dem Fräulein eine Tasse Thee bringe.

„Der unhöfliche Mensch! der Pedant!“ sagte Valeska zu sich selbst, aber — „der gute, der gütige Mann!“ sagte eine andere Stimme und sie

nahm des Bruders Hand und später sogar die Tasse Thee, weil er es doch in seiner Sorge um sie gewollt. Delbrück aber ließ sich nicht mehr sehen und Otto sagte, er sei auf seinem Zimmer und arbeite. „In dem meinen muß es die Arbeit sein!“ klang es in Valeskas Seele, und — wie kam es doch, daß ihr der Tanz nicht gefiel, daß es ihr so erschien, als wenn die Lampen dunkel brannten, als wenn wirbelnder Staub ihr den Athem beklemmte, als wenn überhaupt eine erdrückende Luft im Zimmer sei. Und doch hatte sie sich eben auf diesen Ball so sehr gefreut. „Ich habe zu viel getanzt! ich will morgen recht lange schlafen!“ sagte sie zur Mutter, und warf Blumen und Bänder zur Erde und huschte unter die Decke, und barg den Kopf in die Kissen, aber der Schlaf wollte nicht kommen, und über sich hörte sie Schritte, und in ihren Ohren summten unaufhörlich die Töne der Masurka, gemischt mit einer Stimme, die da sprach: Und in dem meinen muß es die Arbeit sein.

Es war eine grausige Nacht; der Sturm tobte, dichte Schneeflocken schlugen gegen das Fenster und auch das arme kleine Herz da unter der Decke schlug ungestüm und konnte nicht zur Ruhe kommen, bis die Wintersonne endlich spät und mühsam die schneeschweren Wolken durchbrach. Der Morgen verging mit verschiedentlichen Visiten, die Erkundigung über das Ergehen der Gastgeber einziehen und gesellschaftliche Huldigungen darbringen wollten. Valeska aber versicherte, nicht sichtbar werden zu können, da ein unerträglicher Kopfschmerz sie hindere Toilette zu machen. Die Mutter rieth auf ihrem Zimmer zu bleiben, wohin sie ihr das Mittagessen schicken wolle, aber Valeska sprach hastig dagegen und meinte, oben im kleinen Eßsaal sei die reinste und angenehmste Luft. Als die Eßglocke ertönte, prüfte sie noch rasch mit einem Blick in den Spiegel, ob der rosa Morgenrock und das Häubchen mit rothen Bändern auch wohl ein ganz klein wenig hübsch seien und der Erfolg dieser Prüfung glitt mit dem rosigsten Lächeln über ihr Gesicht. Man setzte sich — auch Dr. Delbrück trat ein, nahm nach flüchtiger Verbeugung Platz und blieb ernst und schweigsam, wie man es nun schon seit Wochen an ihm gewohnt war. Heute aber bedrückte dieses Schweigen Valeska ganz unsäglich und machte sie vollständig unfähig, den mehrfachen Aufforderungen Ottos und der Eltern zu folgen und auch ihren Beitrag zu den scherzhaften Mittheilungen

über die Ereignisse des gestrigen Abends zu liefern. Sie athmete so schwer, wie unter einer Last, so daß die Mutter besorgt fragte, was ihr fehle. „Ich bin übermüdet!“ sagte sie, „weiter nichts! ein wenig Ruhe wird mir gut thun!“

„Nun, so gönne sie Dir! daß Du doch nur ja zum achtzehnten gesund bist!“ sagte die Mutter, „was würde der Oberpräsident denken, wenn wir fehlten oder wenn sein kleiner Liebling nicht zum Tanzen aufgelegt wäre!“

„Und Dein Masurkatänzer!“ ergänzte der Vater, „er versicherte, daß er sich jetzt schon auf die Wiederholung des für ihn eigenthümlichen Genusses, fern vom Vaterlande eine solch gewandte Gefährtin zu finden, freue!“

„So wird die Freude vergebens sein!“ entgegnete Valeska rasch, — „ich tanze nicht wieder mit ihm! ich habe es — — versprochen!“

„Versprochen?? und wem denn?“ fragte der Vater neckend, „ist einer Deiner Verehrer eifersüchtig darauf?“

Valeskas Blick streifte flüchtig über Delbrück hinweg, ihr wars, als müsse sie dem seinen begegnen, er aber schien ganz in den Anblick eines gegenüberhängenden Bildes vertieft und so sagte sie kleinlaut: „Mir selbst versprach ich es! Der Tanz gefällt mir nicht!“

„So, so! man kennt das schon!“ lachte der Vater, und die Mutter meinte, es sei nicht wohl thunlich, daß ein so großes Talent, als Valeska gerade für diese schmiegsamen und graziösen Tänze habe, sich in der Gesellschaft verstecken solle, wo es nur eben noch so große Bewunderung erregt habe.

„Und diese Bewunderung freute Dich auch! laß es nur gut sein! mein Töchterchen!“ sagte der Vater und legte ihr prüfend die Hand unters Kinn, aber Valeska entzog sich ihm, denn ihr wars, als füllten sich ihre Augen mit Thränen, sie wußte nicht warum und woher. —

Der Nachmittagsschlaf hatte sie gestärkt und sie erwachte froh und heiter und tadelte sich selbst ob ihrer Verstimmung am Vormittag, und als es Abends ein Plauderstündchen gab, fragte sie hingeworfen, ob denn von den Literaturstunden gar nicht mehr die Rede sein solle. Die Mutter, des wiedergewonnenen Wohlseins der Tochter innig froh, nahm den in dieser Frage versteckten Wunsch lebendig auf und meinte, das sei ja Alles zu arrangiren, sobald nur Natalie erst wieder aus dem Hause könne.

„Ich sehe nicht ein, warum ich unter Nataliens Unlust leiden soll!" sagte Valeska rasch, „wenn sie den Trieb zur Fortbildung, der mich beseelt, nicht kennt, so ist das schlimm genug, kann aber doch unmöglich auf mich von Einfluß sein! Die wenigen Wochen unsers Hierseins sind ohnehin so schnell vorüber, warum sie also nicht nützen nach Möglichkeit! um so mehr, als solche Literaturstunden jetzt so entschieden zum guten Ton gehören, daß ich mich eigentlich schon oft geschämt habe — — darin — — so unwissend zu sein!"

Valeska hatte den letzten Satz zögernd und mit ungewisser Stimme hervorgebracht; sie wußte ja, daß er eine Lüge war, und daß ihr dieselbe das Blut in die Wangen trieb. Doch sie hatte schlau der Mutter schwache Seite ins Auge gefaßt und — ihr Ziel in so weit erreicht, als die Sache mit Dr. Delbrück besprochen werden sollte.

„Er ist doch der schwerfälligste Pedant, den die Erde trägt!" sagte dieselbe Tags darauf, „er sollte es sich zur Ehre schätzen, durch den Unterricht einer der ersten jungen Damen der Gesellschaft mehr und mehr in diesem Kreise bekannt zu werden, und hat nichts als steife Versicherungen, daß durch Stundengeben in verschiedenen Schulen, wie durch eine der Beendigung entgegenreifende — ich weiß nicht philosophische oder theologische — Arbeit, seine Zeit zu sehr beansprucht sei! Als ob Zeit Geld wäre, von dem sich leben läßt!"

„So sagte er: Nein?" frug hastig Valeska.

„Nun wenigstens doch so gut als Nein!" entgegnete die Mutter, „ich weiß kaum, ob er uns die Ehre anthun wird, sich noch anders zu besinnen!"

„Der Abscheuliche!" fuhr Valeska auf, und sich rasch fassend, wiederholte sie noch einmal — — „der abscheuliche Crepp will und will heute keine hübschen Falten geben! Ich weiß garnicht, warum ich mich so quäle, das Kleid wird ohne diese Rosetten ganz eben so gut aussehen!"

„Nun, nun, das wohl nicht, mein Töchterchen!" sagte die Mutter. „Noch in der letzten Soirée hat Gräfin Y. die geschmackvollen Crepprüschen Deines Kleides bewundert, und gemeint, daß nichts so anmuthig und dabei so noble und elegant aussähe, als diese duftigen Garnituren! und nun das Haus des Oberpräsidenten! und das Ordensfest! — — Du mußt schon ein wenig Mühe nicht scheuen!"

„Gut daß Du dieses Hauses gedenkst!" entgegnete Valeska rasch aufstehend; „ich muß Natalien heute noch einen Besuch machen und sehen, wie es mit dem Kranken steht!" Damit warf sie hastig die Arbeit zur Seite und ging.

„Das Kind wird nervöse!" sagte Frau von Heergarten kopfschüttelnd zu ihrem Manne, „das wird zum Sommer eine Badereise geben! ich sehe es voraus und will doch den Medizinalrath aufmerksam machen, daß Valeskas Zustand sehr an den der Gräfin Y. erinnert, und somit die Vermuthung nahe läge, daß beiden der Gebrauch der gleichen Heilquelle hilfreich sein möchte. Apropos, lieber Mann! suche doch zu erforschen, welche Sorte der Medizinalrath am liebsten trinkt! wir müssen, nothgedrungen, unsern Keller etwas plündern für ihn! Er kommt so fleißig und ist gar zu liebenswürdig, der alte gute Mann!"

Die Mahlzeiten der nächstfolgenden Tage verliefen in höchst unerquicklicher Wortkargheit. Frau v. Heergarten versuchte das Geschütz pikirter Andeutungen und ihr Gatte das der vornehmsten Herablassung gegen den Doctor, der, wie immer, schwieg; Valeska war in entschieden gereizter Stimmung, saß müde und abgespannt und hatte geröthete Augen — — von dem gesellschaftlich hellen Kerzenlicht — — meinte die Mutter. So kam der 18. Januar. Hin- und Herrollen der Equipagen — Visitentoiletten — Parade — Diner bei dem kommandirenden General — Alles in vorgeschriebener oder doch althergebrachter Weise — und dann Abends die ganze Militair- und Beamtenwelt zum Ball in den elegant decorirten Sälen des alten Königl. Schlosses, dessen einer Flügel die oberpräsidentliche Dienstwohnung schon damals war und noch ist. Der derzeitige Oberpräsident, ein geistig hochbegabter und durch Wissen und Wollen gleich ausgezeichneter Mann, war in dem Bereich seiner amtlichen Thätigkeit sehr geliebt und auch in der Gesellschaft von denen hochgeschätzt, denen die Liebenswürdigkeit und Humanität seines Wesens, und die Anerkennung, die er allen geistigen Vorzügen bereitwillig gönnte, zu gute kam. Man wußte, wie sein unermüdliches Streben dahin ging, nicht nur die seiner Verwaltung anvertraute Provinz nach allen Richtungen hin zu heben, sondern auch durch seinen Einfluß nach oben, Institutionen ins Leben zu rufen, die dem preußischen Volksleben Frische und Kräftigung verleihen und

seine Gediegenheit und Tüchtigkeit zur Geltung zu bringen vermöchten. Es gehört nicht hieher, näher zu beleuchten, welche Bahnen er sich vorgezeichnet und welche Schritte er zur Verwirklichung seiner Ideale gethan hatte. Der enge Rahmen einer Novelle, in den wir eine längst begrabene Begebenheit fassen und noch einmal lebendig machen wollen, gestattet eben nur ein aus zusammengedrängten Skizzen sich formendes und zu klarer Anschauung darstellendes Bild, das die weit dahinterliegende Vergangenheit, aus der es sich entwickelt, wie die Zukunft, auf die es hinarbeitet, unberührt läßt. So weit, wie oben geschah, mußte aber die Andeutung über das Leben und Streben dieses Mannes sich ausdehnen, weil es seinen Einfluß übte auf das Schicksal dessen, den unsre besondere Vorliebe zum Helden dieser novellistischen Mittheilung bestimmt hat.

Die alljährlich sich wiederholende krönungsfestliche Soirée im Hause des Oberpräsidenten nahm denn auch dieses Mal ihren gewöhnlichen Verlauf — man tanzte, schwatzte und naschte so viel, als der Zwang der Glacéehandschuhe, wie der Roben und Uniformen es gestattete, bis dann endlich die elegante Abendtafel an kleinen und größeren Tischen und Tischchen arrangirt und die Gesellschaft nach Neigung und Weltstellung in kleine Gruppen zusammengefügt wurde. Natalie war eine ungemein anmuthige und graziöse Wirthin, die an den Bällen ihres eigenen Hauses sich nicht selbsttanzend betheiligte, sondern mit anziehender und gewinnender Aufmerksamkeit der Unterhaltung der älteren Herren und Damen sich hingab. Zur Erholung von dieser angreifenden Verpflichtung hatte sie Valeska und zwei junge Ehepaare ihres näheren Umganges für einen kleinen runden Tisch in einer Zimmerecke gewonnen und während die beiden Männer — der eine als Arzt, der andere als Geschichtsforscher der Königsberger Universität angehörig — sich bald in eine wissenschaftlich gelehrte Unterhaltung vertieft, und die jungen Frauen zwischen sich noch einem Stuhle Raum gegönnt hatten, auf dem der alte joviale Regierungsrath P., der Günstling aller Damen, Platz genommen, und als unbesiegbarer Hagestolz die Pfeile seines Witzes und seiner unerschöpflichen Laune abschoß, gönnten die beiden Freundinnen sich Zeit, vom Herzen zum Herzen zu plaudern.

„Ei! ei! Du unachtsame Wirthin! lässest mir da einen unsrer liebsten Gäste einsam im Fenster stehn!" sagte da plötzlich der Oberpräsident, wäh-

rend er mit Dr. Delbrück zu seiner Tochter herantrat, „ich sollte Dir eine Strafe dictiren und gebe Dir statt dessen die Belohnung seiner Unterhaltung! Dafür werde ich mir Euren Dank erbitten!" Damit schob er einen Stuhl zwischen die beiden Mädchen — der Doctor aber verbeugte sich und sagte bescheiden: „Excellenz häufen Güte auf Güte! doch möchte ich es kaum wagen, durch mein Dazwischentreten der Unterhaltung der beiden jungen Damen eine andere Richtung zu geben!"

„Nun, junger Freund," sagte der Oberpräsident in einem Tone, der zwischen Ernst und Scherz schwankte, „ich denke, Sie lassen es einmal dabei, daß diese beiden Mädchen zu den besseren ihres Geschlechtes gehören, die die gediegene Unterhaltung eines denkenden Mannes jedem mädchenhaften Geplauder vorziehn!" Damit wandte er sich zum Gehen, während Delbrück Platz nehmend entgegnete: „Darüber kann in mir wohl kein Zweifel aufkommen! Der Zweifel gehört nur der Frage, ob der Ballsaal der geeignete Ort zu ernster Unterhaltung ist?"

„Wollen Sie uns täuschen oder täuschen Sie sich selbst, Dr. Delbrück?" fragte Natalie ernst, „ich meine doch zu wissen, daß Ihre Schätzung der Frauen im Allgemeinen nicht der Art ist, um ihnen eine Unterhaltung Ihres Wollens und Vermögens zu gönnen!"

„Meine Schätzung der Frauen?" entgegnete Delbrück befremdet, „Mein gnädiges Fräulein, ich weiß nicht, wodurch ich diesen Vorwurf verdiene — oder mir zugezogen habe? Denn als Vorwurf betrachte ich die Voraussetzung einer Gesinnung, die in diesem besondern Fall nur in einem unedlen Charakter Boden finden könnte."

„Ich meine, der Charakter des Mannes hat damit nichts zu thun, daß sein Selbstbewußtsein ihn so hoch über die Frau erhebt, daß er aus dieser Höhe herab den engen schmalen Lebensweg, den sie zu gehen hat, ganz aus den Augen verliert!" sagte Natalie.

„Wenn das so wäre, so würde es nach meiner Anschauung unedel sein!" entgegnete Delbrück, „denn auf diesem engen schmalen Wege erblüht ja des Mannes höchstes und reinstes Glück! sei es nun als Sohn oder als Bruder oder als Gatte!"

„Ach Natalie!" sagte Valeska leise und legte ihre Hand auf die der Freundin, „mußt Du nicht aber zugestehn, daß die Mädchen unsrer Tage

daß ihre dazu thun, um diesen Weg so zu verengen, daß es oft des ächten Mannes kaum würdig ist, ihn zu sehen? Sie interessiren sich nur für allerlei Nichtigkeiten, und allerlei Tand, während es doch gewiß nöthig ist, auch als verständiger Mensch noch zu lernen und sich fortzubilden, um vernünftige Worte für vernünftige Gedanken zu haben. Ich habe freilich noch so wenig Mädchen hier wirklich kennen gelernt, aber wenn ich Dir offen gestehen soll, mir gefällt keine als Du! und weil ich Dir so gerne ähnlich werden möchte an Wissen und Verstand, so schmerzt es mich, daß — daß — —" Sie zögerte, Delbrück und Natalie sahen sie fragend an, und als letztere sagte: „Nun? mein liebes Herz? was schmerzt Dich denn?" vollendete sie: „Daß mir Niemand helfen will dazu!"

Natalie streichelte ihr liebevoll die erglühenden Wangen und sagte sanft: „Wo nur ein Lernenwollender ist, da wird es gewiß auch nie an einem Lehrenwollenden fehlen!" und Delbrück fügte hinzu: „Und wohl dem Lehrenden, dem solch sehnsüchtiges Verlangen des Lernenden entgegenkommt! da hat sein Mühen den sichersten Erfolg!"

Valeskas Augen ruhten gesenkt; jetzt schlug sie sie voll und groß zu ihm auf und sagte rasch und fast heftig: „Das ist nicht schön von Ihnen, Dr. Delbrück, daß Sie auch so allgemeine Redensarten hinwerfen, wie andere Männer! und doch nicht eine kleine Stunde Ihrer Zeit einer solch sehnsüchtig Verlangenden widmen wollen!"

Delbrück fuhr mit der Hand über die Stirne und sagte dann ruhig: „Wenn Sie, gnädiges Fräulein, diesen Vorwurf in Verbindung bringen mit der kürzlich an mich gestellten Aufforderung Ihrer Frau Mutter, so gestehe ich allerdings, daß ich Bedenken getragen habe, meine Zeit noch mehr zu zerstückeln, als es jetzt schon für mich nothwendig geworden ist! Wir Männer, denen die Pflege der Wissenschaft durch Neigung, wie durch Schicksal anvertraut ist, haben uns die Früchte derselben mit unermüdlichem Kampf, mit unablässiger Arbeit zu erringen! allerdings sind sie des Schweißes der Edelsten werth, aber sie fordern auch das ganze Herz und die ganze Kraft!"

„Das ganze Herz?" sagte Valeska aufgeregt, „o dann hat auch Papa ganz Recht, wenn er sagt, daß die Philosophen alle Egoisten sind! ja daß man überhaupt durch viel Wissen immer egoistisch wird! Nein, wenn ich

mich, daß der gelehrte Mann so hartherzig wäre, dann will ich doch lieber noch viel tausendmal unwissend sein, als ich schon bin!"

„Valeska!" sagte Natalie im Tone leisen Tadels, „entweder Du scherzest, und dazu ist eigentlich der Gegenstand zu ernst! oder Du meinst es zu ernst für eine Sache, die doch nur gesellschaftliche Conversation ist! Dr. Delbrück hat mit so liebevoller Sorgfalt der geistigen Unterstützung meines armen Bruders sich hingegeben, daß ich dadurch das Zeugniß empfangen habe, daß wenigstens nicht alle Philosophen — hartherzige Egoisten sind!"

„Ich that nicht mehr, als meine Pflicht, mein gnädiges Fräulein!" entgegnete Delbrück, „und die wachsende Theilnahme, mit der Ihr Herr Bruder dem jedesmaligen Gegenstande der Besprechung folgt, ist mir ein so herrlicher Lohn, daß ich keinen schönern wüßte!"

„Und wir dürfen hoffen, daß Sie den Unterricht noch einige Jahre fortsetzen?" fragte Natalie.

„Meine Zukunft — gehört dem heranwachsenden Geschlecht, gehört der Jugend, auf der die Hoffnung jedes Menschenfreundes ruht! Ich muß erwarten, in wie naher oder ferner Zeit man von diesem Wollen und Können in mir Gebrauch zu machen gedenkt!" erwiderte Delbrück bescheiden, aber dennoch mit Selbstgefühl.

„So müßte ich eigentlich meine Privatwünsche den Wünschen für das Wohl des Allgemeinen unterordnen? und mich freuen, wenn Sie uns bald entzogen würden! Denn ich glaube gewiß, daß Ihr Wollen und Können, wie Sie sagen, Sie zu einem gesegneten Führer der Jugend machen wird und muß!" sagte Natalie, und Valeska fügte hinzu: „Ja, auch Otto lernt gern, und Mama meint, er mache große Fortschritte!"

„Er ist allerdings ein strebsamer, tüchtiger Knabe und nur in seiner körperlichen Entwickelung mehr zurückgeblieben, als es sonst bei Landknaben zu sein pflegt. Ihr Herr Vater sollte darauf denken, durch Turn- und später auch Schwimmübungen seinen Körper zu kräftigen," entgegnete Delbrück, „seinen wissenschaftlichen Studien würden dadurch freilich wöchentlich einige Stunden entzogen, inzwischen glaube ich gewiß, daß diese scheinbaren Verluste durch den allseitigen Gewinn paralysirt werden würde!"

„Gewiß, gewiß! und was würden Sie mit diesen erübrigten Stun-

den verzeihen?“ fragte Valeska rasch und schlug dabei die großen blauen Augen, halb schelmisch lächelnd, halb schüchtern bittend, zu ihm auf, und vor dem Zauber dieses Blickes und dem Klange dieser kindlich süßen Stimme brach das Gebäude seiner festen Entschließungen zusammen, und die Gefahr vergessend, an die ihn noch vor wenig Tagen das mächtige Schlagen seines zum erstenmal berührten und geweckten Herzens gemahnt, und die zu fliehen er so fest entschlossen war, sagte er: „Mein gnädiges Fräulein, ich würde sie Ihnen zur Verfügung stellen!“ Kaum aber, daß das rasche Wort seinen Lippen entflogen, zeigte die hell aufleuchtende Freude in Valeskas holdem Zügen, welche Versuchung er damit für sich heraufbeschwor, und um ihr, wenigstens so viel, als nach dem Geschehenen noch möglich, entgegen zu arbeiten, sagte er sehr ernst: „Ihre Frau Mutter sprach, wie mich dünkt, von einem Zirkel junger Damen, der sich an diesen Literaturstunden zu betheiligen wünscht! soll derselbe sehr groß sein?“

Valeskas Gesicht überflog ein Zug der Enttäuschung, und sie sagte abwehrend: „Zirkel? O ums Himmelswillen nicht! Es war nur von mir allein — oder nein, von mir und meiner Freundin die Rede! Nicht wahr, Natalie? jetzt schlägst Du es uns nicht ab?“

Natalie, die während dieses ganzen Zwiegesprächs durch den jovialen alten Herrn zur Betheiligung an einer Neckerei mit der jungen Professorfrau gezwungen worden war, wurde durch Nennung ihres Namens wieder davon erlöst und hörte nun, was indeß geschehen. Sie zögerte eine Weile mit der Antwort, als ohne Valeska ihre Hand ergriff und bittend sagte: „Du hast es mir neulich abgeschlagen, Du hast gesagt, es sei unmöglich — Du hast, ich glaube gar, dabei geweint — —“ entgegnete sie rasch: „Laß das, Liebe! das waren damals Gründe — — die jetzt gehoben sind! Jetzt will — — ichs gern versuchen, ob ich mich bestimmt — zwei Stunden wöchentlich von Hause entfernen kann!“ und zu Delbrück gewendet, fügte sie hinzu: „Haben Sie Dank für Ihre Bereitwilligkeit zur Hinopferung Ihrer Zeit an Frau von Heergartens Wünsche! Sie wird sehr erfreut sein!“

Er verbeugte sich stumm — — und — — allgemeines Gläserklingen, Stühlerücken, Füßescharren — die Tafel war aufgehoben, der Tanz begann

von Neuem. Der junge Pole, und mit ihm eine Schaar Schaulustiger, bestürmte Valeska, um eine Masurka von ihr zu gewinnen; doch sie verweigerte sie standhaft und hatte den ihrer Eitelkeit schmeichelnden Vorwürfen gegenüber nichts, als das anmuthigste Lächeln ihres strahlenden Gesichts. Diese Strahlen waren auch am nächsten Morgen noch nicht erloschen, sie entzückten die Mutter und machten sie bereit, dem fröhlichen Kinde zu Liebe die „Pedanterien des Herrn Doctor“ zu vergeben und seine „endlich gnädige Gewährung“ gnädig anzunehmen. Otto war auf dem Gipfel des Glücks und betrieb mit Ungestüm die Anfertigung des Leinenkittels, dieses ächten schönen Turnerschmucks, und Herr v. Heergarten fügte sich in das ganze Arrangement und meinte, es könne allerdings nicht geleugnet werden, daß auch körperliche Gewandtheit ein Vorzug ächter Aristokratie sei. So schien — und war auch Alles glücklich und befriedigt — nur Delbrück nicht. Zwar trieb es ihn, wenn die verhängnißvolle Stunde nahte, in ahnungsschwerer Hast hin und her, zwar klopfte sein Herz wie in sehnsüchtiger Freude, wenn sie nun endlich schlug, zwar war es ihm wahrster Genuß, im Gegensatz zu Nataliens reichem Geist und ihrer klaren und sichern Auffassung in Valeskas kindlichem Gemüthe einen Boden zu finden, der sich verlangend der Saat öffnete, die sein Wort darin auszustreuen suchte, aber dennoch sagte ihm jede neue Stunde, daß er die Wonne des Lehrenden — des Lernenden Geist mit lebendigem Wissen zu erfüllen — hier nur mit der Ruhe seines eigenen Herzens sich erkaufen könne. Frau v. Heergarten hatte sich in ihrer Eigenschaft als Ehrendame dieser Versammlung bald sehr unbehaglich gefühlt und gemeint, daß der würdige Ernst, der Natalie in Folge ihrer Lebensstellung eignete, ja auch hier Schutz und Stütze genug sei; ihre Entfernung war allen dreien gleich wohlthuend, der Verkehr gewann dadurch an Unbefangenheit, wie an Tiefe, der Uebergang von den Werken der Dichter und Schriftsteller, alter und neuer Zeit zu dem Geist, der sie geschaffen, und zu den ewigen, weltbewegenden und welterlösenden Gedanken, die in ihnen niedergelegt, ward mehr und mehr erleichtert — aus den 2 Stunden wöchentlich wurden 4 — endlich, weil doch die so kurze Zeit ernstlich ausgekauft werden müsse, täglich 2. Einige derselben wurden auf den Spätnachmittag in das oberpräsidentliche Haus verlegt, nach der Beendigung blieb man zusammen und

setzte, durch die geistige Frische und Tiefe des Hausherrn veranlaßt, das, was lehrend und lernend eben vorgelegen, nun in belebter, ernst durchdachter Unterhaltung fort. — Die höchsten Lebensfragen wurden erörtert, die bedeutungsvollsten Erfahrungen geprüft und mit heiligem Entschluß und freudigem Vertrauen ein Stein nach dem andern zu dem Bau einer schönen geister- und völkerbeglückenden Zukunft zusammengefügt.

„Ew. Excellenz schaffen in Ihren Gedanken ein großes, ein herrliches Werk!" sagte einst Delbrück, „möchte die Menschheit ihnen Gestalt und Leben geben!"

„Wir wollen nicht sagen: die Menschheit!" entgegnete der Präsident, „wir wollen sagen: unser Volk! und wollen dabei auf die Männer rechnen, die aus diesem Volk hervorgegangen, und lehrend, bildend und erziehend in seiner Mitte stehn!" Er legte die Hand auf Delbrücks Schulter und fügte, ihn ernst anblickend, hinzu: „Ihre Berufsthätigkeit scheint beschränkt und unbelohnend, und dennoch ist sie eine von denen, die auch in ihrer äußern Gestalt an das Wort des Herrn erinnert: Wie mich der Vater sendet, so sende ich Euch!"

Beide Männer sahen einander ins Auge, beide schwiegen, Valeska aber, von ihren Gefühlen beherrscht, sprang auf, ergriff des Präsidenten Hand und drückte einen heißen Kuß darauf. Er legte, väterlich gütig, die Hand unter ihr Kinn und sagte, das rosig erglühte Gesichtchen emporhebend: „Und unsre Jungfrauen sollen uns dieses Leben des Kampfes schmücken, nicht nur durch ihre Liebe, sondern auch durch ernstes Streben unser Wollen zu begreifen und unser Kämpfen zu verstehn. Das ist ihre Aufgabe und das ist unsre zuversichtliche Hoffnung, mit der wir sie erziehen und — lieben!" Er küßte sie auf die Stirne und reichte Natalien die Hand, die sich tief ergriffen an seine Brust schmiegte. Delbrück stand von ferne, aber aus seinen feuchten Augen leuchtete ein heiliges Feuer, und von seinen stummen Lippen strömte ein heiliges Gelübde, und beides fand den Weg — hinauf.

Die Festlichkeiten nahmen indeß ihren gewöhnlichen Gang. Man stand so recht inmitten der Faschingszeit, zu deren Verherrlichung man immer Neues und immer Pikanteres erdachte, um so hier im hohen Norden es dem Südländer an Narrethei gleichzuthun. Glücklicherweise gabs

die denkbar spätesten Ostern und als nun endlich doch — scheinbare Stille eintreten mußte, kam scharfes Frostwetter der vergnügungslustigen Menge zu Hilfe und es gab köstliche Eisbahn und in dem am Pregel belegenen Holstein eben so köstliche Waffeln und einen Saal, in dem es sich zur Noth ganz hübsch tanzen ließ, ohne daß die Einwohnerschaft der Hauptstadt es eben wissen durfte. Der 31. März, dieser, dem derzeitigen Militairstande hoch bedeutungsvolle Tag, sollte über alle Hoffnungen und Befürchtungen, die er erregte, durch eine glänzende Schlittenfahrt hinweghelfen. Die Offiziere waren darin übereingekommen, bei der Wahl ihrer Dame dieses Mal das Loos entscheiden zu lassen und zufrieden zu sein, wie es Männlein und Weiblein zusammenfügen wolle, und so ward denn für diesen Nachmittag aus Valeska und jenem uns schon bekannten jungen Polen ein Paar. Er, wie sie, hätten wohl anders über sich verfügen mögen — er, weil er es ihr nicht vergeben konnte, daß sie ihm durch ihre Standhaftigkeit die Gelegenheit raubte durch seinen Nationaltanz zu glänzen, den unter allen Damen Königsbergs sie allein graziös und anmuthig zu tanzen verstand, und sie, weil seit Wochen nur ein Name in ihrem Herzen und nur ein Bild vor ihren Augen stand, und dieser eine Mann, von dem Beides erzählte, durch Neigung, wie durch Geburt dem Kreise und seinen Lustbarkeiten, in dem sie lebte, fern und fremde blieb. Sie liebte das Schlittenfahren leidenschaftlich und mußte es sich immer und immer ausmalen, wie entzückend es wäre, an der Seite dieses einen Mannes über die glitzernde Eisfläche dahingleiten und einmal, o nur ein einzigmal auf eine kurze Stunde mit ihm allein sein zu können. Dann — meinte ihr jugendlich wünschendes und hoffendes Herz — würde doch einmal die ernste strenge Zurückhaltung weichen, in der er ihr jetzt immer gegenüberstand, dann würde sie doch einmal ein Wort hören, das ihr den Weg öffnete in sein Herz, dann würde doch einmal ein Blick seines Auges ihr sagen, ob in diesem Herzen nicht auch ihr Name stehe, wie in dem ihren der seine. „Unsere schöne Stunde muß heute ausfallen!" sagte sie zu Delbrück, der in das Unterrichtszimmer trat, wo sie sich an Ottos Büchern etwas zu schaffen machte, „freuen Sie sich der gewonnenen Zeit?"

„Ich weiß nicht, ob sie, in Ihrem Sinne gemeint, ganz gewonnen sein wird!" entgegnete Delbrück, „der Herr Oberpräsident wie sein Fräu-

kein Tochter nehmen, wie ich höre, nicht Theil an der Fahrt, so werde ich denn aufs Schloß und erwarten, ob sie vielleicht über mich bestimmen will!“

„Natalie??“ rief Valeska, und der Ton dieses einen Wortes hätte dem Seelenkundigen verrathen, daß es der Dämon der Eifersucht sei, der ihn hervorgerufen — dann aber stockte sie, eine glühende Röthe tauchte in ihrem Antlitz auf und verschwand hinter einer leichten Blässe, während sie, Ottos Bücher wieder ordnend, es hinwegwandte und leise bittend hinzufügte: „Es wäre wohl schön, wenn Sie mit der Fortsetzung auf mich warteten, da Sie doch wissen, welche Freude ich daran habe.“ „Aber so gehe doch!“ rief Otto ungeduldig dazwischen, „Dr. Delbrück hat mir versprochen, die Stunde heute recht pünktlich zu schließen, damit ich die Schlittenversammlung mit ansehn kann, und nun versäumst Du uns so unnöthigerweise!“

Hätte Valeska während ihrer letzten Worte aufgesehen, so würde sie in Delbrücks Augen ein entzücktes Aufleuchten wahrgenommen und vielleicht geahnt haben, was er sich selbst kaum zu gestehen wagte — ein Moment aber und Alles war wieder vorüber, und er sagte zu sich selbst: „Thor! der Du bist! an eine solche Möglichkeit auch nur zu denken! Sie ist eben ein Kind, das die Hand nach Allem ausstreckt und Alles haben will! so also auch diese, ihr nun heute versagte Stunde.“ Valeska aber saß wenige Minuten später am Schreibtisch, und die kleine Hand flog über das Papier, und sie faltete es zusammen und schmeichelte mit ihrer süßesten Stimme dem alten Kutscher, daß er das Briefchen doch aufs Schloß bringen möge, da der Diener von Mama verschickt und die Sache dringend sei.

Mit bebenden Fingern erbrach sie die Antwort und las: „Könnte etwas meine Abneigung an der heutigen Parthie Theil zu nehmen überwinden, so wäre es Deine so warme und dringende Bitte, Du liebes, liebes Herz! Ich verspreche Dir, sobald mein Vater aus der Session kommt, ihn zu fragen, ob er nicht noch anspannen lassen und mich zu seiner Dame annehmen könne. Es ist das zwar gegen den gewöhnlichen Gebrauch, daß ein Mädchen das Engagement mit einem jungen Offizier zurückweist, um dann die Schlittendame ihres alten Papa zu werden, aber es haben auch nicht viele Mädchen einen solchen Vater, der so köstlich

zu sprechen und eine solche Freundin, die so zärtlich zu bitten weiß. Um dieses seltenen Glückes willen kann ich ja wohl auch etwas thun, was den Leuten absurde und ungewöhnlich erscheint! Also auf Wiedersehn!" In Valeskas Seele kam etwas wie Scham — — sie hatte doch wohl das Herz der Freundin getäuscht — — sie hatte — — doch nein, wie hätte sie wohl die Wahrheit sagen können — — diese süße, stille, heilige Wahrheit, die so tief in ihrem Herzen ruhte, daß sie sie keinem, keinem Menschen zu zeigen vermochte. Und liebte sie denn Natalien nicht wirklich aus voller Seele? — freute sie sich denn nicht wirklich auch heute mit ihr zusammen sein zu können? Nein, nein! sie hatte sie doch nicht getäuscht und durfte recht glücklich, recht vergnügt über das Gelingen ihrer unschuldigen kleinen List sein.

Um zwei Uhr Nachmittags war auf dem inmitten der Stadt belegenen Königsgarten das regste Leben. Die Schellengeläute klangen melodisch in einander, die Peitschen knallten lustig, phantastisch geschmückte Vorreiter sprengten hin und her, und die Schlittenequipagen wetteiferten in der Eleganz der Ausstattung und in der Schönheit der mit farbigen Roßschweifen geschmückten Pferde. Die Offiziere in feinster Gallatoilette mit Federhut und lose über die Schulter geworfenem Mantel schienen der scharfen Kälte Trotz bieten zu wollen, und waren nur in ritterlicher Galanterie bemüht, ihre Damen durch Decke und Fußsack dagegen zu schützen, und als nun endlich die nach Nummern geordnete Reihenfolge der Schlitten bestimmt war, und sich der endlos lange, elegante Zug in Bewegung setzend, nach einer Paradefahrt durch die Hauptstraßen der Stadt, die Eisfläche des Pregels erreichte, und es nun in scharfem Trabe hinausging in die frische, wie mit tausend Diamanten besäete Winterlandschaft, da konnte auch Valeska nicht anders, als in kindlichem Entzücken ausrufen: „Es ist doch gar zu wunderschön!" Nach eingenommenen Erfrischungen war Tanz und Unterhaltung ungemein belebt, sodaß es zehn Uhr wurde, ehe man an die Heimfahrt dachte, und als man endlich Anstalten dazu traf, stampften die Pferde ungeduldig und konnten nur mit Mühe zu ruhigem, die geordnete Reihenfolge einhaltendem Schritt gezwungen werden. Der junge Pole, auf die Unbändigkeit seiner muthigen Rosse und auf die Gewandtheit, mit der er sie lenkte, etwas stolz, hatte zur Rückfahrt die letzte Nummer, und

als man zur Stadt kam, meinte er, es müsse ein köstliches Vergnügen sein, in der Carriere allen Schlitten vorbeizujagen und auf dem bestimmten Sammelplatz als der erste alle Uebrigen zu empfangen. Valeska wagte zwar einen schüchternen Einwand, doch die Besorgniß weiblicher Furchtsamkeit willen verlacht zu werden, ließ sie schweigen, und so ging's in rasender Carriere an den in ruhigem Geleise bleibenden vorüber, die Straßen entlang, die in zum Theil sehr mangelhafter Beleuchtung, oft nur durch Schneelicht erhellt, dalagen. Valeska verlor fast den Athem — sie wußte selbst nicht, ob aus Schnelligkeit des Fahrens oder aus Angst — sie legte ihre Hand bittend auf die ihres Führers — aber umsonst — wollte oder konnte er nicht mehr darauf achten — noch eine Weile ging's immer schneller und schneller — dann ein scharfes Einbiegen in ein dunkles Gäßchen — ein Anprallen des Schlittens an den Eckstein — dann ein Angstschrei aus Valeskas Munde — — dann — — — — — In dem engen, matt beleuchteten Zimmer eines kleinen Häuschens erwachte sie. Ein dumpfer Druck in den Schläfen und ein heftiger Schmerz des rechten Fußes rief ihr das Geschehene ins Gedächtniß, sie richtete sich mühsam auf und sah in das angstvolle Gesicht eines jungen Mädchens, das neben ihr stand. „Ach gottlob, Sie leben!" sagte eine weiche, sanfte Stimme, liegen Sie doch nur ganz ruhig! Die Mutter ist schon zum nächsten Arzt gegangen und muß gleich wieder hier sein!" „O die entsetzliche Fahrt!" klagte Valeska leise, „mein Fuß muß gebrochen sein! er brennt gar zu sehr!" Dann aber schloß sie die Augen und lag wie betäubt, bis des Arztes Herumtasten an dem schmerzhaften Knöchel sie wieder zur Besinnung brachte. Er erkannte eine starke Quetschung und Verrenkung, legte einen Verband an und verordnete, da er auf dem Wege zu einem schwer Kranken war, sofortige Herbeischaffung eines Wagens, der die Leidende so bald als nur möglich nach Hause und in geeignete Behandlung und Pflege bringe. Damit ging er und auch die Alte eilte fort, der Tochter die Bereitung eines Glases Limonade auftragend, zu der sie schon das Nöthige in die Küche gelegt habe. Valeska sah im Zimmer umher. Am Ofen stand ein Tischchen mit dürftig brennender Lampe, einer aufgeschlagenen Bibel und einer Parthie feinen Weißzeugs nebst Nähutensilien, und daneben zwei altmodische Stühle und ein Spinnrocken; und an dem Fensterchen,

dessen Läden von außen geschlossen waren, hingen Schnüre von Bernsteinperlen verschiedener Größe, an einigen Kreuze und Herzchen, wie man es in den Bernsteinhandlungen zu sehen gewohnt war. Außerdem gab es nur noch einen gewaltigen Nußbaum-Kleiderschrank und ein eben so gewaltiges Himmelbett; aber über dem Ganzen lag ein Hauch des Friedens und der Stille, der mit wunderbar wohlthuender Macht zu Baleska's Herzen sprach. „Wie hübsch und freundlich Ihr hier lebt!“ sagte sie zu dem Eintretenden, „hier die Spuren des Fleißes und dort die des Schmucks.“ „O der ist nicht der meine!“ sagte das junge Mädchen, „den muß ich verkaufen und bekomme manchen Tag ein hübsches Stück Geld, weil eben jetzt der Bernsteinschmuck so in der Mode ist und ich wohlfeiler sein kann, als die großen Kaufleute.“ „Und die Einnahme ist wohl zur Aussteuer bestimmt?“ fragte Baleska scherzend. Das Mädchen erröthete und sagte dann nach einigem Zögern: „Ja wohl! mein Bräutigam hat sie dazu bestimmt; wir haben schon eine hübsche Summe zusammen!“ Baleska wollte eben noch mehr fragen, als die Mutter mit der Kunde eintrat, der Wagen sei da. Sie trug eilfertig die Kissen ihres Bettes hinaus, um eine bequeme Lagerung für den kranken Fuß herzurichten, und während Baleska nach mehrfach schmerzhaften Versuchen den Fuß auf die Erde zu bringen, mit Entsetzen daran dachte, daß es ihr völlig unmöglich sein würde, in den Wagen zu kommen, hörte sie plötzlich einen männlichen Schritt in der Thür und des jungen Mädchens freudigen Ausruf: „Ah Max! Du noch so spät! Das ist herrlich! nun kannst Du der armen Dame helfen!“ Baleska blickte auf, und Delbrück stand ihr gegenüber. „Stützen Sie sich auf mich, mein gnädiges Fräulein!“ sagte er, und bot ihr ehrerbietig den Arm; doch Baleska wurde todtenbleich und zitterte am ganzen Körper, so daß das junge Mädchen angstvoll rief: „O Max, lieber einziger Max, sie hält es nicht aus!“ Einen Augenblick stand er unschlüssig, dann aber sagte er ernst und entschieden: „Mein gnädiges Fräulein, Sie können nicht gehen, darum muß ich Sie tragen!“ und hob sie mit starkem Arm auf, trug sie hinaus und bettete sie sanft und sicher in den Wagen. Es war nur ein Augenblick, daß die geliebte Gestalt an seinem Herzen ruhte, daß er den Athem ihres Mundes an seiner Wange fühlte, daß er das liebe, von Thränen gefüllte Auge so unmittelbar dem seinen gegenüber

sah, aber dennoch hat er noch nach langen Jahren dieses kurzen Augenblicks mit stiller und heiliger Freude gedacht! Langsam folgte er dem langsam fortrollenden Wagen.

Der junge Pole hatte, nachdem ihm endlich das Bewältigen der wilden Rosse gelungen, die Kunde von dem unglückseligen Ereigniß den Eltern hinterbracht, und Herr v. [illegible] nebst Equipage und Bedienten standen zur Abholung der Tochter bereit, als sie vor dem Hause anlangte. So ging [illegible] still und ungesehen ins Haus die Treppe hinauf in sein einsames Zimmer. Waliska aber hatte für den Zorn des Vaters und das Wehklagen der Mutter nichts als das flehentliche Bitten, sie allein zu lassen, da der Fuß ja verbunden und Schlaf und Ruhe dringendes Bedürfniß für sie sei. In Wahrheit aber wollte sie nur allein sein mit ihren stürmenden und tobenden Gefühlen, mit dem entsetzenvollen Gedanken: „Er ist verlobt!“ Es war ihr, als könne sie ihn nicht ertragen und nicht fassen, als könne sie ihn garnicht einmal ausdenken; als müsse ihr armer Kopf zerspringen und ihr wundes Herz zerreißen, und als gäbe es nur eine Rettung: Sterben! Sterben! Jetzt erst fühlte sie, wie heiß, wie glühend sie den Mann geliebt, jetzt erst wußte sie, daß sie auf seine Liebe gehofft und an sie geglaubt hatte; jetzt erst gestand sie sich, daß es ein, wenn auch unnennbares Etwas in seinem Sein und Wesen gegeben, das sie zu diesem Glauben berechtigt, das mit leisem Schmeicheln zu ihr gesprochen hatte: „Er liebt Dich, o ich glaube an ihn!“ Und nun plötzlich, plötzlich Alles hin — dieses süße Hoffen, dies liebe stille Vertrauen — dieses feste Glauben an sein Herz und seinen Charakter! Nun war er auch nur so wie andere Männer, nun hatte er ein Spiel mit ihrem Herzen getrieben, das vielleicht zu offen, zu unverhüllt sich ihm gezeigt — nun hatte er sie vielleicht verlacht, verspottet — in den Augen seiner Braut! Wie ein schneidend Schwert fuhr dieser Gedanke durch ihre Seele, alle ihre Pulse klopften, ihr Kopf brannte, ihr ganzer Körper glühte fieberhaft. Thränen wären eine Erleichterung dieses qualvollen Zustandes gewesen, aber ihre Augen blieben heiß und trocken und starrten unverwandt hinaus, wie in eine starre endlose Wüste.

Der alte Medizinalrath schüttelte am andern Morgen [illegible] den Kopf und forschte [illegible], wer das Blut so aufgeregt habe. Dann

löste er den Verband und murmelte etwas zwischen den Zähnen, was wie „Narr" und „Dummkopf" klang, verordnete kalte Umschläge, dunkles Zimmer, tiefste Stille, verschrieb Recepte und ging polternd die Treppe hinab.

Frau v. Heengarten, die seine Art kannte, wußte, daß es um ihre Tochter bedenklich stand und rang verzweiflungsvoll die Hände. Valeska aber ließ Alles mit sich geschehen und hatte kein Lächeln, keinen Blick und kein Trosteswort für sie. Still und regungslos, wie der Arzt es gefordert, lag sie da und hatte auf die Frage, wie es ihr gehe, immer nur die eine Antwort: „Es thut so weh! so sehr weh!"

Wochen waren vergangen, das Osterfest war vorüber und des alten Medizinalraths Antlitz hellte sich auf. Die Gardinen durften etwas zurückgeschoben werden, und als Valeska die kleine, schmal gewordene Hand auf die seine legte und mit flehender Stimme bat: „Darf ich Natalie sprechen?" da kratzte er sich zwar ärgerlich den Kopf und meinte, die Weiberfreundschaften seien ein Unsinn! aber Fräulein Natalie sei eben kein gewöhnliches Weib und darum werde er mit ihr sprechen. Ihr gestand er denn nun, daß an einen ungehemmten Gebrauch des Fußes für Valeska wohl niemals wieder zu denken sein werde, daß aber das nervöse Fieber gehoben und ein kleiner Besuch gestattet sei. So trat sie denn am andern Morgen leise in das Krankenzimmer, schloß die Thüre, kniete vor dem Bette hin und sagte milde: „Du liebes armes Herz! du hast so viel leiden müssen!" Da, von dem Doppelsinn dieser Worte getroffen, wie beim Anblick der Freundin, die all die schönen unvergeßlichen Stunden mit ihr getheilt, in tiefster Seele erschüttert, schlang Valeska beide Arme um den schlanken Hals und rief, in krampfhaftes Schluchzen ausbrechend: „Sie wissen's ja nicht! daß ich nie mehr gesund werden kann!" Immer tiefer barg sie das Gesicht an ihrer Schulter, immer heißer und immer unaufhaltsamer strömten ihre Thränen und immer sanfter drückte Natalie [illegible] sich und sprach Worte des Trostes und der Beruhigung.

„Du verstehst mich nicht!" schluchzte Valeska, „und Du kannst es ja auch nicht wissen, daß nicht nur mein Fuß, nein, daß mein Herz gebrochen ist! Aber ich will es Dir sagen! Du sollst es wissen, weil ich's allein nicht tragen kann. O Natalie! Natalie! kannst Du's denken — er hat eine Braut — und ich habe ihn so sehr geliebt! ja — ich liebe ihn

noch — und muß daran sterben!" „Valeska! liebes gutes Mädchen! ich verstehe Dich nicht!" sagte Natalie bittend, „wer hat eine Braut? — ich weiß von keiner Verlobung! Du bist krank! Dich quälen Phantasieen."

„O daß es wäre!" schluchzte Valeska, „doch ich habe sie ja gesehen — gesprochen — das liebe reizende Mädchen — sie hat es mir selbst gesagt!"

„Nun denn, so fasse Dich, Du Gute! und sage mir, von wem Du sprichst?" schmeichelte Natalie, und Valeska rief schmerzlich: „Du fragst? Giebt es denn noch einen andern Mann als ihn?" Natalie zuckte zusammen, sie richtete sich mühsam empor, löste leise Valeskas sie umschlingende Arme, legte sie sanft in die Kissen zurück und sagte mit mühsam gefestigter Stimme: „So ist es Delbrück? Ja freilich, das begreife ich."

„Nicht wahr?" schluchzte Valeska, „ach Du mußt es ja wissen und gewiß, er weiß es auch, und das tödtet mich." „Du irrst! ich wußte es nicht! ich hatte keine Ahnung von dem — was doch so natürlich ist!" sagte Natalie „und so wird es ja auch wohl ihm verborgen geblieben sein! Nun aber erzähle! sage mir Alles! es wird Dir ein Trost sein, und ich kann jetzt Alles hören!" Und die Freundinnen sprachen lange, lange — bis der Arzt kam und über die verweinten Augen schalt und mit dem Ausruf, daß auf die Weiber, selbst auf die besten, doch kein Verlaß sei! Natalien zur Thüre hinausschob.

Der Präsident war noch in der Session, als sie nach Hause kam, der Bruder in seinem Zimmer mit Schnitzeleien beschäftigt, die er gern und kunstgerecht trieb, und — der Herr Doctor — sagte der Diener — habe für den Vormittag abgesagt und werde Abends kommen.

„Gottlob!" hauchte sie leise und ging in ihr Zimmer. Dort saß sie lange, lange, das Antlitz in die Hände gedrückt, als wollte sie es schamhaft verbergen, vor sich selbst. Die letzten Wochen zogen an ihr vorüber, mit Erinnerungen, die sie noch vor wenigen Augenblicken zu den schönsten und hoffnungsreichsten ihres Lebens gezählt und in denen sie jetzt nur die Wirkungen eitler Selbsttäuschung erkennen mußte, vor der sie sich so sicher geglaubt. Seit sie Delbrück kannte, hatte auch die Macht seiner bedeutenden Persönlichkeit nicht nur ihren Geist, sondern auch ihr Herz erfaßt, und die klare Erkenntniß dieses bezwingenden Eindrucks hatte ihr das strenge Fernbleiben zur Pflicht gemacht, das sich in ihrem ersten Gespräch über

ihr mit Valeska fand, gab. Später hatte sie äußeren Einwirkungen nachgebend, in dem lebendig angeregten Verkehr mit ihm, sich durch das Verhältniß der Lernenden, dem Lehrenden gegenüber, so sicher gewahrt gefühlt, daß sie unbefangen sich dem Genuß hingeben zu dürfen glaubte, um so mehr, als der von ihr so hoch verehrte Vater jede Gelegenheit ergriff, um den Gewinn zu rühmen, den eine solch sittlich reine und charactervolle Persönlichkeit, wie die Delbrücks, ihrer Umgebung zu bringen im Stande sei. Da kam Valeskas Krankheit und mit ihr eine Unterbrechung des so lieb gewordenen Tageslaufs, und nun war es Delbrück, der entgegen seiner sonst fast scheuen Zurückhaltung jetzt täglich eine Veranlassung suchte und fand, eine Begegnung mit Natalie herbei zu führen, die zu bald längerer, bald kürzerer Unterhaltung Gelegenheit bot. Und Nataliens Herz empfand diese Absichtlichkeit und gab sich fast unbewußt dem süßen Zauber dieses Empfindens hin. Jetzt auf einmal war die Binde von ihren Augen gefallen, jetzt auf einmal *wußte* sie, *warum* er gekommen, warum ein Moment ihrer Besprechung stets seine Frage nach Valeskas Befinden gewesen war. Und da barg sie das von Schamröthe überfluthete Gesicht in ihre Hände und sagte leise vor sich hin: „Er ist rein von Schuld, sie ist *mein*, *mein* allein! und Gottlob, sie wird auch mein bleiben, wird keinen Andern treffen, als nur *mich*!“ und da ward es still, ganz still in ihr und in dieser lautlosen Stille sargte sie ein und trug zu Grabe die liebe heilige Gestalt, in der die Zukunft sich ihr verkörpert hatte und kehrte dann heim von dem schweren Gange mit dem freudigen Entschluß, für die beiden ihr so theuern Menschen der irdische Schutzgeist zu sein. Schon am nächsten Tage suchte sie jenes kleine Häuschen auf, um einen einfachen Bernsteinschmuck zu kaufen und den Dank Valeskas zu überbringen, was wunderbarer Weise bis jetzt noch immer unterblieben war. Mutter und Tochter waren innig erfreut zu hören, daß es besser gehe, da Max zeither immer so betrübende Kunde gebracht, und wenn es freilich auch sehr zu beklagen sein würde, wenn die junge schöne Dame etwa lahm bliebe, so wäre doch die Beseitigung der Lebensgefahr schon eine große Freude. „Und wer ist der Max, der Ihnen so theilnehmend freundlichen Bericht gebracht?“ fragte Natalie das junge Mädchen und suchte während dessen unter dem vorgelegten Schmuck. „Mein Bruder!“

sagte das junge Mädchen und setzte lächelnd hinzu: „Sie würden freilich nicht wissen, daß er [illegible] gewiß eine gütige Dame, [illegible] gehört [illegible] „Doctor Delbrück?“ frug Natalie rasch und schaute beiden Frauen prüfend in's Antlitz, und die Alte trat einen Schritt vor und entgegnete bescheiden, aber doch mit einem [illegible] mütterlichen Stolzes: „Ja! und Dr. Delbrück ist mein Sohn!“ Ein Gefühl heiliger Freude zog durch Nataliens reine Seele und ihre Züge umfangen [illegible] reichte sie der alten Frau beide Hände und sagte bewegt: „Gesegnete Mutter!“

„Ja wohl gesegnet!“ sagte die alte Frau und eine Thräne trat in ihr Auge, „gesegnet wie eine Mutter es nur sein kann!“ Natalie mußte nun Platz nehmen, mußte sich erzählen lassen, mußte hören, wovon ihre Seele so ganz erfüllt war, und erfuhr dabei gleichzeitig, daß Marie, so hieß das Mädchen, eines jungen [illegible] Braut [illegible] gebeten, für die [illegible] dem Publikum zum Verkauf zu bieten. Ihre übrige freie Zeit verwerthete sie durch Nähen und Sticken, und [illegible] auf Grund tüchtigen Fleißes auf eine baldige Vereinigung. Was hätte jemals diese Kunde geeignet sein können, Valeskas Gesundheit zu kräftigen und [illegible] Sie erholte sich wunderbar und konnte bald Bett und Krankenzimmer verlassen, freilich nur um in ruhender Stellung auf dem Sopha still auszuharren, da für den Gebrauch des Fußes noch gar keine Aussicht war. Aber Valeska versprach Geduld und Ruhe, ließ sich tragen und betten, wie der Arzt es wollte und harrte mit glückseligem Lächeln der Mittagsstunde entgegen, die heute zum erstenmal wieder Alle im Wohnzimmer vereinigen sollte. Die Eltern ahnten von dem wahren Grunde dieser stillen Seligkeit nichts, vielmehr war Frau v. Heergarten eigentlich in Empörung über die „Herzlosigkeit Delbrücks, der nicht ein einzigmal die Aufmerksamkeit gehabt hätte, nach ihrer Tochter zu fragen, und dem es wahrscheinlich also auch heute sehr gleichgültig sein würde, die lang Entbehrte wieder in ihrem Kreise zu sehn.“

Was war es doch, das in Valeskas Seele sprach: diese Herzlosigkeit ist Schein? Hatte Nataliens zarter reiner Sinn das leise Wort gefunden,

das der Hoffnung Raum ließ, ohne sie doch zu nähren? oder gab es eine Brücke, auf der ein Herüber und Hinüber möglich und ein Begegnen unvermeidlich ist, wie auch Verstand und Klugheit sich sträuben, und wie hoch auch die Schranken scheinen, die die Welt zwischen den Herzen aufgebaut?

Valeska hatte dem Präsidenten die Erlaubniß abgeschmeichelt, Natalie heute bei sich behalten zu dürfen. Ihr war so selig bange zu Muthe, sie mußte die geliebte Freundin an ihrer Seite haben, sie mußte ihrer schützenden Nähe gewiß sein! Und nun war der Tisch an ihren Ruheplatz gerückt, und die Eßglocke ertönte, und die Thüre öffnete sich, und Delbrück trat ein. Ein Augenblick des Entzückens brach leuchtend hervor aus Beider Augen und überwältigte siegend, was an Zweifeln und Fürchten, was an Wollen und Kämpfen hinter ihnen lag. Natalie stand von ferne und schaute still hinein in dieses heilige Werden. Ihre Hände waren gefaltet, und ihre Lippen sprachen, wie im leisen Gebete: „O möchte die Welt nicht daran rühren!“ Delbrück faßte sich zuerst, er sprach einige Worte der Freude über des Fräuleins Genesung und des Bedauerns über den Unfall, der so gefahrvoll geworden sei, und sie konnte nichts erwidern, als: „Jetzt aber geht es mir sehr gut!“ Dann aber übernahmen die Eltern und Natalie die Unterhaltung; die ersteren ahnungslos, die letztere aber in dem Bewußtsein, daß schweigendes Schonen jetzt die einzig mögliche Sprache für die beiden Glücklichen sei.

(Schluß folgt.)

Die Bewegung des altpreussischen Handels im letzten Decennium

von

E. Wichert,

Stadtrichter.

(Fortsetzung.)

Wenn trotzdem und alledem der Handel Altpreußens im letzten Jahrzehnt und namentlich in den letzten 4 bis 5 Jahren an Ausdehnung sehr erheblich gewonnen hat, wenn fast bei allen Branchen erfreuliche Fortschritte zu bemerken sind, wenn hier und dort die vorhandenen Hafenanlagen und Lagerräume unzureichend geworden sind für den Schiffs- und Waarenverkehr, so ist dieses erstaunliche Resultat allerdings zum großen Theil guten Erndten, verbesserten Communikationsmitteln, der gesteigerten Produktion unserer Landwirthschaft und dem durch erhöhten Wohlstand hervorgerufenen größeren Verbrauch von Waaren aller Art, nicht weniger aber der unermüdlichen Thätigkeit, Rührigkeit und Betriebsamkeit, der unverwüstlichen Geduld und unablässigen Zähigkeit unseres Handelsstandes zu danken. Die Uebersicht über den Verlauf des Geschäfts in den einzelnen Jahren wird dies noch in helleres Licht stellen. Wie wenig Unterstützung bis vor Kurzem unser Handel durch den Staat gehabt hat, würde schon die oberflächlichste Vergleichung mit dem, was für die westlichen Provinzen geschehn ist, klar legen. Wie lange hat's gedauert, bis die Ostbahn in Angriff genommen wurde; wie lange hat Danzig auf eine Schienenverbindung mit Warschau warten müssen? Memel hat noch bis heutigen Tag keine sichere Aussicht durch eine Zweigbahn nach Tilsit-Insterburg aus einer Isolirung gerettet zu werden, die es diesem von Natur ganz besonders bevorzugten Hafenplatze mehr und mehr unmöglich macht, mit andern

Ostseehäfen zu concurriren. Die Eisenbahn Königsberg-Lyck, bestimmt das fruchtbare bisher aufs Aeußerste vernachlässigte Masuren in den Handelsverkehr zu ziehn, ist erst in diesem Jahre angefangen, die Bahn Thorn-Osterode-Königsberg noch Projekt. Danzig und Königsberg haben noch heute keine Eisenbahnverbindung mit ihren Häfen Pillau und Neufahrwasser. Die Wasserwege sind theilweise in schlechter Beschaffenheit. Selbst an Chausseen mangelt es noch in vielen Kreisen. Dennoch ist auch auf diesem Gebiet an Stelle der früheren Gleichgiltigkeit überall Regsamkeit und Wetteifer getreten; wo der Staat nicht helfen wollte oder konnte, hat die Privatspekulation zugegriffen; wo die einheimischen Kapitalien mangelten, sind fremde zugeführt, ein Fortschritt zum Bessern ist überall erkennbar, und die Früchte von dem bisher Geleisteten schon deutlich zu bemerken. Um den Einfluß der vermehrten und verbesserten Communikationsmittel auf den Handel der Provinz nachzuweisen, mögen hier im Voraus einige kurze Notizen Platz finden. Wie erheblich die Zufuhr Elbings durch den oberländischen Kanal gewonnen hat, ist schon oben durch Zahlen dargelegt. Thorn verhofft (im Bericht pro 1861) von der Eröffnung der Bahnstrecke Bromberg-Thorn eine neue Aera für Handel und Gewerbthätigkeit der Stadt und weist schon 1862, nachdem die Eisenbahn von Thorn bis Warschau dem Verkehr übergeben worden, eine erhebliche Erweiterung des Speditionsgeschäfts und sogar eine Vermehrung der Bevölkerung nach. Aus der Anmerkung S. 440 ergiebt sich, daß die Zufuhr von Getreide auf der Eisenbahn nach Danzig fast constant seit 1853 von ca. 5000 auf ca. 25,000 Last gestiegen ist. Durch die Ostbahn sind an Waaren

im Jahre:	für Elbing ein-	ausgeführt:	für Königsberg ein-	ausgeführt:
1855			506,598 Ctr.	326,977 Ctr.
1856	202,115 Ctr.	205,010 Ctr.	?	?
1857	211,090 „	234,117 „	?	?
1858	158,185 „	178,969 „	572,400 „	281,376 „
1859	205,833 „	198,502 „	583,806 „	277,036 „
1860	209,249 „	262,108 „	1,010,648 „	418,425 „
1861	296,538 „	216,104 „	1,197,042 „	622,834 „
1862	356,583 „	237,731 „	1,556,864 „	803,064 „
1863	326,476 „	284,471 „	1,889,685 „	1,010,429 „

Die [illegible] Steigerung ist namentlich bei Königsberg, besonders seit Eröffnung der Eydtkuhner Bahn, eine ganz [illegible].

Nicht gleichen Schritt damit hat die Stromschifffahrt gehalten, obgleich auch hier vermehrte Lebhaftigkeit nicht zu verkennen ist. Nach der oben für Elbing aufgestellten Liste ergiebt sich sogar ein erheblicher Rückgang, bis der oberländische Kanal, als neues Communikationsmittel eine Wendung zum Besseren giebt. Memel zeigt nur 1863 die genaue Zahl der in diesem Jahre in die Dange eingelaufenen und in den Holzgärten am Haffe entlöschten Kähne auf 2332 mit ca. 100,080 Last Waaren aller Art an. Es treten dazu ca. 200 Tourfahrten der Dampfschiffe. Nach der schon früher in Bezug genommenen Denkschrift ist der Durchschnitt der ein- und ausgegangenen Binnenfahrzeuge jährlich je auf ca. 2000, ohne besonders merkliche Steigerung, anzunehmen. Für Königsberg ergiebt sich aus den Berichten folgende Tabelle:

Es gehen	durch den Holländer Baum Binnenfahrzeuge ein:	aus:	aus Rußland Wittinnen ein:	Boydaks ein:	Karapken ein:
1853	2508	2498	86	23	13
1854	2729	2547	58	38	14
1855	2936	2782	117	29	50
1856	2497	2675	143	27	28
1857	2999	3114	121	20	31
1858	2667	2644	132	25	26
1859	3062	3124	195	38	25
1860	2949	2940	?	?	?
1861	3068	2991	?	?	?
1862	2727	2684	?	?	?
Durchschnitt	2810	2806			

Die Durchschnittszahlen werden in den einzelnen Jahren nur um etwa 1/7 überstiegen oder zurückgelassen und eine regelmäßige Zunahme ist nicht ersichtlich. Diese Zahlen drücken jedoch keineswegs den ganzen Stromverkehr Königsbergs aus, sondern geben nur die Zahl der haffwärts auf dem Pregel in der Stadt aus- und eingegangenen Fahrzeuge an. Der Bericht pro 1863 notirt die Zahl der überhaupt eingegangenen Binnenfahrzeuge auf nicht weniger als 9298, für die früheren

Jahre fehlen die Angaben darüber, jedoch auch ein Schluß auf die Steigerung des Verkehrs zu Wasser nicht gemacht werden kann. — Bei Danzig sind allerdings seit 1856 bedeutende und sehr regelmäßige Fortschritte merklich. Die Weichsel abwärts sind nämlich in die Stadt eingegangen:

	Stromfahrzeuge:	Dampfschiffe:	Holztraften:
1856	1623		1735
1857	2568		1669
1858	2679		742
1859	2737		?
1860	3229	158	1852
1861	3811	163	1953
1862	4126	136	2741
1863	4123	191	1472

Hier zeigt sich bei den Stromfahrzeugen eine Vermehrung um erheblich mehr als das Doppelte in nur 8 Jahren. —

Gehen wir nun auf den See-Verkehr über, so scheint es passend zunächst die eigenen Transportmittel der Provinz für diesen Zweck einer Betrachtung zu unterziehn. Die altpreußische Rhederei ist verhältnißmäßig sehr bedeutend, hat sich aber seit 1853 nicht wesentlich erweitert, und fast andauernd mit so ungünstigen Frachtpreisen und so hohen Heuern zu arbeiten gehabt, daß nur zu verwundern ist, wie sie sich gleichwohl auf der früheren Höhe erhalten und sogar noch mäßige Fortschritte machen konnte. Die folgende Tabelle giebt darüber specielle Auskunft.

Es besaßen Schiffe am Schluß der resp. Jahre:

	Memel			Königsberg			Elbing			Danzig		
	S.*)	D.**)	m. Last.	S.	D.	m. Last.	S.	D.	m. Last.	S.	D.	m. Last.
1853	86	4	19,619	37	2	5,144	7	4	1,946	107	3	24,904
1854	90	4	19,578	34	?	4,991	8	4	2,304	101	3	25,951
1855	94	5	20,289	29	?	4,565	6	7	2,015	105	3	26,080
1856	94	6	19,589	31	?	4,659	5	8	1,774	104	4	27,919
1857	89	5	19,778	29	?	4,077	4	9	1,384	112	8	31,786
1858	90	5	20,864	22	?	3,614	6	9	1,752	121	9	32,817
1859	92	6	20,096	24	?	3,731	7	9	1,655	107	11	28,947
1860	90	5	19,927	23	?	4,005	7	8	1,631	108	11	29,207
1861	93	4	20,170	19	3	3,964	6	8	1,459	116	10	32,506
1862	95	5	21,101	19	3	4,009	7	11	1,708	128	11	[illegible]
1863	85	5	19,769	19	1	3,662	9	11	1,933	123	13	34,765

*) S. = Segelschiffe. **) D. = Dampfschiffe.

Der Durchschnitt pro Jahr ergiebt daraus:

für Memel	für Königsberg	für Elbing	für Danzig
96 S. mit 20,071 Lst.	27 S. mit 4277 Lst.	15 S. mit 1776 Lst.	119 S. mit 30,035 Lst.

mithin für die gesammte preußische Rhederei:
257 Schiffe mit 56,159 Lasten Tragfähigkeit.

Ein Vergleich der Rhedereien zwischen den einzelnen Städten ergiebt, daß Danzig absolut die meisten und größten Schiffe (durchschnittlich von ca. 250 Lst.) Elbing die wenigsten und kleinsten Schiffe (durchschnittlich ca. 126 Lst.), relativ dagegen, d. h. im Verhältniß zum Umfange ihres Handels, Memel die größte, Königsberg die kleinste Rhederei besitzt. Bei Memel hält überdies jedes Schiff durchschnittlich ca. 209, bei Königsberg nur ca. 158 Lasten. (Die Dampfschiffe sind überall mitgerechnet.) Danzig besitzt Schiffe bis zu 600 Last Tragfähigkeit. Zu bemerken ist, daß nicht die ganze preußische Rhederei für die hiesigen Häfen beschäftigt ist, sondern großentheils Verdienst in fremden Meeren sucht.*)

Für die Bewegung des Seeverkehrs in den einzelnen Häfen giebt nachstehende Zusammenstellung ein anschauliches Bild. Danach sind eingegangen in:

	Memel		Königsberg		Elbing		Danzig	
	Schiffe	m. Lasten	Schiffe	m. Lasten	Schiffe	m. Lasten	Schiffe	m. Lasten
1853	984	129,591	1009	49,372			1739	
1854	1766	208,984	1145	78,658			?	
1855	1620	203,851	1321	106,469			?	
1856	833	116,079	1187	73,734			1429	
1857	809	119,237	1305	88,481			1892	218,454**)
1858	815	109,612	1607	94,610			1738	
1859	835	107,837	1574	97,412	68	1452	1848	
1860	976	120,552	2059	113,698	86	1972	2535	
1861	864	108,768	1975	125,242	57	1503	2699	
1862	876	107,849	1982	106,807	101	3020	3151	
1863	904	101,802	1799	108,148	143	4051	3103	
Durchschnitt	1017	130,329	1542	94,785	?	?	?	?

*) Wir können hier nicht unerwähnt lassen, daß es auch die Schiffsbaukunst in den preußischen Hafenstädten zu den schönsten Erfolgen gebracht hat. Elbing allein hat in den Jahren 1853—62 nicht weniger als 31 Segelschiffe (darunter viele Barken und ein Vollschiff von 597 N.-Last), 17 Dampfböte (darunter mehrere eiserne und 2 Dampf-Kanonenböte) und eine beträchtliche Anzahl Flußfahrzeuge gebaut.

**) Davon jedoch nur 82,700 Last Güter, dagegen 130,754 Last Ballast. Auch bei den andern Städten ist der Ballast in die Lastenzahl eingerechnet.

Dagegen sind ausgegangen aus:

	Memel		Königsberg		Elbing		Danzig	
	Schiffe	m. Lasten	Schiffe	m. Lasten	Schiffe	m. Lasten	Schiffe	m. Lasten
1853	1007	134,880	1014	52,355	93	5281	1756	
1854	1615	189,073	1064	70,647	64		1502	
1855	1691	214,180	1334	112,325	[illegible]		1235	
1856	945	125,407	1211	78,027			1427	
1857	811	118,487	1327	90,373	112	3914	1843	218,400
1858	834	114,753	1589	92,461	151	5344	1787	
1859	859	111,955	1603	98,425			1835	
1860	986	123,070	2052	115,814	112	4577	2565	
1861	843	104,970	1972	124,718	168		2649	280,706
1862	886	110,722	1949	107,202	139	5324	3173	325,415
1863	910	104,981	1822	110,177	199	7504	3065	307,965
Durchschnitt	1036	131,998	1540	95,639	?	?	2077	?

Leider sind diese Tabellen für Elbing und Danzig lückenhaft, sodaß sich auch keine gleichmäßigen Durchschnittszahlen finden lassen. Dennoch lassen sich auch so einige allgemeine Schlußfolgerungen ziehen. Bei Memel zeigt sich im Schiffsverkehr, die beiden wegen des russischen Krieges außergewöhnlichen Jahre 1854 und 1855 abgerechnet, kein erhebliches Schwanken der Zahlen aber auch kein Fortschritt. Wenn 1863 die Zahl der ausgegangenen Schiffe um 44 größer ist, als 1862, so ist die Lastenzahl um ca. 6000 geringer, und das Jahr 1853 übertrifft beide Jahre und alle Vorgänger an Zahl der Schiffe und Lasten. Bei Königsberg ist bis 1860 eine erhebliche Steigerung bemerklich, von da ab ein allmäliges Zurücksinken; doch bleibt die Differenz zwischen 1853 und 1863 noch immer ca. 800 Schiffe und ca. 60,000 Lasten. Elbing erfährt in der Schiffszahl, nicht aber in der Lastenzahl eine Vermehrung. Danzig endlich schreitet wenigstens seit 1855 constant (bis auf das letzte Jahr) und mit schnellen Schritten fort, nur bleibt die Lastenzahl in ihrem Anwachsen gegen die Zunahme der Schiffszahl zurück. Ein Vergleich zwischen den Häfen unter einander zeigt, daß nur die Schiffszahl in Verbindung mit der Lastenzahl ein Resultat für den Umfang des Verkehrs nach dieser Seite hin zu geben vermag. Obgleich z. B. aus Königsberg-Pillau durchschnittlich über 500 Schiffe jährlich mehr ausgelaufen sind, als aus Memel, so übertrifft die Lastenzahl der Memeler Schiffe doch die der Königsberger um ca. 35,000 Last. Im Jahre 1860 führten 2052 Schiffe aus

Königsberg noch nicht ein so großes Quantum Güter aus, als nur 986 Schiffe aus Memel. Das Uebergewicht auf Seiten der Lastenzahl ist bei Danzig noch größer. Aber auch aus beiden Zahlen zusammen läßt sich auf den Umfang des Geschäfts noch kein sicherer Schluß machen; von wesentlichstem Einfluß ist vielmehr die Beschaffenheit der hier und dort ausgeführten Waaren und das Volumen und der Werth derselben. Hier müssen wir bei den eingelaufenen Schiffen schon die Ballastschiffe in Abzug bringen, wonach sich die Verhältnißzahlen bei den einzelnen Häfen erheblich anders stellen würden. Auch fallen 100,000 Ctr. Colonialwaaren anders ins Gewicht als 100,000 Ctr. Salz oder Steinkohlen. Bei der Ausfuhr andererseits sind Memel und Danzig in der Lastenzahl hauptsächlich wegen des Holzhandels so weit vor Königsberg voraus, welcher sehr große Schiffsräume beansprucht. Einen ungleich größeren Werth als Holz hat aber Getreide, womit vorzugsweise Königsberg seine kleineren Schiffe füllt. Da der Getreide- und Holzhandel die wichtigsten Branchen des altpreußischen Handels überhaupt bilden, so wird eine tabellarische Zusammenstellung der aus den einzelnen Häfen ausgegangenen Holz- und Getreideschiffe erwünscht sein, obgleich dieselbe wegen Ungenauigkeit der Berichte große Lücken läßt.

Es sind Schiffe ausgegangen:

	aus Königsberg		aus Memel			aus Danzig		
	überhaupt	m. Getr.	überhaupt	m. Holz	m. Getr.	überhaupt	m. Holz	m. Getr.
1855			1691	570	277			
1856			945	499	94	1427	930	284
1857			811	544	84	1843	959	776
1858			834	574	82			
1859			859	559	166	1835	771	933
1860	2052	1430	986	536	299	2565	1061	1399
1861			843	495	195	2649	1068	
1862	1724	1376	886	574	175	3179	1261	1847
1863	1822	1508	930	546	168	3065	1177	1785

Danach waren bei Königsberg 3/4 und mehr sämmtlicher ausgelaufener Schiffe mit Getreide beladen. Für Memel ergeben die Durchschnittszahlen dieser 9 Jahre: Schiffe überhaupt 976, davon mit Holz beladen 544, mit Getreide 171, mithin über die Hälfte Holz- und weniger als

$^1/_5$ Getreideschiffe. Bei Danzig endlich läßt sich nach obigen Zahlen annehmen, daß von sämmtlichen Schiffen etwas weniger als die Hälfte mit Holz, etwas mehr als die Hälfte mit Getreide befrachtet wären, doch schwankt das Verhältniß in den einzelnen Jahren bedeutend, und ein genauer Durchschnitt für wenigstens 10 Jahre würde sicher die Zahl der Getreideschiffe erheblich herabdrücken. Vergleicht man zugleich die Lastenzahl, so stellt sich das Verhältniß theilweise noch auffälliger. Königsberg exportirte nach dem Durchschnitt der Jahre 1853—63 überhaupt jährlich 95,639 Lasten und darunter allein an Getreide und Saat 59,626, also fast $^2/_3$; Memel dagegen überhaupt 131,998 Last und darunter nur 10,805 Last Getreide und Saat, mithin nur $^1/_{12}$, dagegen ca. 90,000 L. Holz. Danzig hat z. B. 1862 überhaupt 325,415 Last Güter ausgeführt, und darunter nur 136,585 Last Getreide und Saat, also noch nicht $^2/_5$ in einem der besten Getreidejahre. Der Rest fällt größtentheils auf Holz. —

Nach der Flagge sind von fremden Nationen hauptsächlich Engländer, Holländer, Dänen, Norweger und Schweden bei uns ein- und ausgegangen, also Schiffe derjenigen Länder, welche Getreide und Holz resp. eins oder das andere davon brauchen. Es sind eingegangen:

	Engländer in			Holländer in			Dänen in			Schweden und Norweger*) in		
	Memel	Königsberg	Danzig	Memel	Königsberg	Danzig	Memel	Königsberg	Danzig	Memel	Königsberg	Danzig
1853		89			97			147			185	
1854		95			196			138			163	
1855	417	172		161	266		135	83		124	143	
1856	261	156		55	158		55	230		43	136	
1857	216	163		42	143		38	282		46	156	
1858	149	126		61	201		85	439		53	187	
1859	116	153	254	54	167	187	66	355	350	68	168	151
1860	132	154	369	57	187	305	110	635	452	68	202	204
1861	104	197	466	54	193	308	97	462	476	77	288	293
1862	108	146	580	60	134	297	76	571	790	102	336	278
1863	94	187	497	55	125	303	87	401	698	129	336	316

*) Jedoch weit überwiegend Norweger.

Daraus zeigt sich für Memel (das ungewöhnliche Kriegsjahr 1855 außer Rechnung gelassen) eine stete und sehr beträchtliche Abnahme der englischen und eine ziemlich constante Zunahme der dänischen und schwedisch-norwegischen Schiffe. Bei Königsberg und Danzig dagegen wächst ungefähr die Zahl der Schiffe dieser einzelnen Nationen mit der Zahl der überhaupt eingegangenen Schiffe in gleichem Verhältniß. Welchen Grund das seltenere Erscheinen der englischen Flagge in Memel gehabt hat, sind wir außer Stande anzugeben; so viel aber steht fest, daß der Handel dieser Stadt mit Großbritannien nicht gelitten hat, denn die Zahl der dorthin abgeladenen Schiffe ist sich bisher stets ziemlich gleich geblieben und hat in jedem Jahr ungefähr 55 pCt. der überhaupt abgeladenen Schiffe betragen, ein Verhältniß, das von keinem der andern Städte erreicht wird. England ist unser erheblichster Markt für Holz und Getreide, namentlich Weizen. Von letzterem Artikel gehen z. B. bei Danzig durchschnittlich fast 5/6 des ganzen jährlich exportirten Quantums dorthin. Bei Königsberg ist das Verhältniß nach dem Durchschnitt der Jahre 1858—60 wie 17 : 11. Die russische Flagge ist in unsern Ostseehäfen, wegen der Gleichartigkeit der Handelsinteressen, ein seltener Gast (das Maximum ist bei M. 21, bei K. 14, bei D. 28). Ebenso kommen belgische und amerikanische Schiffe kaum in Betracht. Auch Franzosen sind nur in geringer Zahl eingelaufen (Maximum bei M. 16 i. J. 1855, also im russischen Kriege, bei K. 12, bei D. 15; der Durchschnitt ist unvergleichlich geringer). Auch die Abladungen dorthin sind nicht stark und nur bei Danzig einigermaßen namhaft (1860: 103 Sch., 1861 sogar 218 Schiffe). Der Verkehr mit jenem Lande würde viel bedeutender gewesen sein, wenn nicht eine sehr unbillige und ungleiche Belastung der französischen Schiffe mit Hafenabgaben in preußischen Häfen, und demzufolge auch umgekehrt bestünde, worüber bereits vielfache Klage geführt ist. Ein französisches Schiff zahlt in preußischen Häfen 6 Mal mehr Ungelder, als ein englisches und ähnlich geht es den preußischen Schiffen in französischen Häfen. Ein Schifffahrtsvertrag mit Frankreich ist dringendes Bedürfniß.

Ehe wir eine Schilderung derjenigen Einflüsse versuchen, welche in jedem einzelnen Jahr für die Bewegung des altpreußischen Handels maßgebend gewesen sind, schicken wir gewissermaßen als statistische Grundlage

und zur leichtern Vergleichung noch eine Zusammenstellung von Zahlen für die wichtigsten Export- und Import-Artikel geben. Wenn wir hier, wie überall in diesem Aufsatze, nur den See-Export und -Import berücksichtigen, so beschränken wir uns zwar, ein vollständiges Bild von der Bewegung unseres Handels geben zu können, insofern die ganze Provinz in ihren verschiedenen Zwischenstationen dabei als betheiligt gedacht werden muß, geben aber zu bedenken, daß die Seestädte den größten Theil dessen aufnehmen, was entweder auf tausend Wegen durch die Provinz dorthin geleitet ist, oder wieder auf tausend Wegen in die Provinz und über die Grenzen derselben hinaus fortgeleitet wird. Daß es in diesem Aufsatze nicht möglich ist, jeden einzigen Aus- und Einfuhr-Artikel nachzuweisen, bedarf wohl kaum der Erwähnung.

Die Liste der Getreide-Ausfuhr haben wir schon oben angegeben, und gezeigt, wie bedeutend dabei die Provinz selbst betheiligt ist. Vielleicht schien zu sehr. Wenigstens giebt es sehr achtbare Volkswirthe, die von der massenhaften Ausfuhr von Getreide der Landwirthschaft für die Zukunft keine ersprießlichen Folgen versprechen, da dem Boden seine beste Kraft für immer entführt und keine genügende Entschädigung in Dungmitteln wiedergegeben wird.*) Die Provinz bezahlt den größten Theil ihrer nothwendigen Importen mit Getreide, was auf die Dauer zu einer völligen Aussaugung des Bodens führen muß. Leider kann von einem erheblichen Aufschwunge unserer Industrie keine Rede sein, so lange die

*) Das Quantum künstlichen Düngers, das der Provinz zugeführt worden, ist in der That im Verhältniß der Massen von ausgeführtem Getreide äußerst gering. An Guano sind eingegangen in Centnern:

	bei Elbing:	Königsberg:	Danzig:
1853		9,988	
1854		13,743	
1855		16,860	10,731
1856	700	14,000	12,288
1857	800	27,000	2,986
1858	wenige hundert	9,735	1,131
1859	fast gar nichts	16,792	
1860		13,142	
1861		9,984	
1862		13,269	
1863		17,711	

russisch-polnische Grenzsperre uns den natürlichen Markt für die Erzeugnisse derselben entzieht, und so lange auch im deutschen Zollverein das Schutzzoll-System maßgebend bleibt, dem vor einigen Jahren 8 unserer Zucker-Raffinerieen zum Opfer gefallen sind. Ein Handelsvertrag mit Rußland dürfte noch lange zu den frommen Wünschen gehören. — Welchen Aufschwung der Getreidehandel in den letzten 10 oder 11 Jahren genommen hat, macht die erwähnte Tabelle klar. Für Memel freilich sind die Zahlen sehr schwankend; seine Anstrengungen, den vorhandenen Hindernissen zum Trotz, auch diese Branche zu cultiviren, sind nur ausnahmsweise von erheblicherem Erfolge begleitet gewesen. Doch ergiebt auch hier der Durchschnitt der Jahre 1859—63 ein viel höheres Jahresquantum als der Durchschnitt der früheren Jahre, selbst das ungewöhnlich günstige Jahr 1854 mitgerechnet. Königsberg hat bis 1861 incl. fast ununterbrochene Zunahme nach dem Verhältniß von 28 : 100; von da ab wird dieser Höhepunkt in den beiden folgenden Jahren nicht mehr erreicht, aber das Jahr 1863 übertrifft das Jahr 1853 doch noch immer um das Dreifache. Elbing hält kaum mit Memel gleichen Schritt. Danzig endlich geht 1853—56 von ca. 52,000 bis auf ca. 17,000 Last zurück, steigert dann aber rasch und ununterbrochen seine Ausfuhr bis auf ca. 136,000 Last i. J. 1862 und 131,113 Last i. J. 1863, also ebenfalls etwa um das Dreifache. Diese Fortschritte sind in die Augen fallend.

Was das Verhältniß der einzelnen Getreidearten zu einander anbetrifft, so wird es hier genügen, die beiden wichtigsten Gattungen, Weizen und Roggen, bei den beiden wichtigsten Getreideplätzen Königsberg und Danzig zu vergleichen. Königsberg hat nach dem Durchschnitt der Jahre 1853—63 jährlich

überhaupt:	darunter Weizen:	Roggen:
59,626 L.	17,433 L.	21,185 L.

exportirt, also weniger als 1/3 Weizen und mehr als 1/3 Roggen. Das Verhältniß von Weizen zu Roggen ist etwa wie 4 : 5, wenn man das Gesammtresultat ins Auge faßt, war es jedoch in den einzelnen Jahren ein wesentlich anderes. Bis zum Jahre 1857 nämlich übertraf die Weizenausfuhr die Roggenausfuhr um das drei- und vierfache; dann erst zeigt sich eine stets anwachsende Steigerung zu Gunsten des Roggens. Während

das Minimum der Weizenausfuhr 1856: 7419 Last, das Maximum 1861: [illegible] Last ist (also Steigerung um etwas mehr als das Vierfache) beträgt das Minimum und Maximum der Roggenausfuhr in denselben Jahren [illegible] und [illegible] Last; (also Steigerung um das Sechszehnfache.) Bei Danzig ist das Verhältniß der Gesammtausfuhr zur Weizenausfuhr wie [illegible]: 5, wenn man das Mittel aus den Jahren seit 1853 zieht, es war aber für die Jahre 1853—57 wie 4 : 3 (oder genauer 17 : 13), sodaß also auch hier die Vergrößerung des Exports an Getreide, wenn auch in viel geringerem Grade als bei Königsberg, der vermehrten Roggenzufuhr zuzuschreiben ist. Danzig bleibt noch immer für Weizen Hauptplatz. — An [illegible] wird verhältnißmäßig am meisten Memel ausgeführt. —

Für die zweite Hauptbranche unseres Handels, Holz, wird es im Allgemeinen genügen, den zehnjährigen Durchschnitt (1853—1862) für die Hauptartikel anzugeben und Bemerkungen daran zu knüpfen. Dies ist um so zulässiger, als sich an beiden Plätzen, Memel und Danzig, nur bei wenigen Artikeln eine erhebliche Steigerung nachweisen läßt, das fortwährende Schwanken der Zahlen bei den übrigen aber die Annahme rechtfertigt, daß der Handel auf diesem Gebiet zwar durch Einflüsse kalter oder flauer Winter, hohen oder niedrigen Wasserstandes in den Flüssen, günstige und ungünstige Conjunkturen berührt wird, aber im Allgemeinen keiner viel bedeutenderen Ausdehnung fähig ist, wenn auch die nun schon mehr als 50 Jahre alten Prophezeihungen von dem nothwendigen gänzlichen Aufhören derselben wegen Ausrodens der russisch-polnischen Wälder noch immer nicht eintreffen wollen. Die Durchschnitte ergeben für

	Kieferne und fichtene Balken:	Mauer-Latten:	Fichtene u. tannene Dielen und Planken:	Masten und Spieren:	Eisenbahnhölzer:	Eichene Planken und Enden:	Eichene Balken, Wagenschoß u. s. w.:	Eichene Stäbe:
Memel	134,955	5,413	1,179,898	2,508	175,457	520	11,925	31,935
Danzig	201,265	34,054	356,742	5,295	712,075	107,871	28,900	14,297
Summa d. Ausfuhr	336,220	39,467	1,536,640	7,803	887,532	108,391	40,825	46,232

Man überzeugt sich durch einen Vergleich dieser Zahlen leicht, daß Danzig Memel fast in allen Zweigen überlegen ist; nur bei fichtenen und tannenen Dielen und Planken, sowie bei eichenen Stäben hat Memel bedeutend die Vorhand. Es kommt dies daher, weil Memel eine erheblich größere Quantität von seiner Abkunft als Danzig zum Export auf den Schneidemühlen-Etablissements verarbeitet, wodurch dann zugleich der Werth beträchtlich erhöht wird. Letzterer ist durchschnittlich bei Danzig auf 5, bei Memel auf 3½ bis 4 Millionen anzurechnen. Was bei Danzig hauptsächlich ins Gewicht fällt, sind die eichenen Balken, Planken und Eisenbahnhölzer. — Eine augenfällige Ausdehnung des Handels läßt sich eigentlich nur bei der Branche Eisenbahnhölzer wahrnehmen; hier ist der Bedarf immer im Zunehmen.

Es exportirten

	Memel:	Danzig:
1853	61,299 Stück	480,216 Stück
1854	56,368 „	572,551 „
1855	51,120 „	476,811 „
1856	179,580 „	490,0[illegible] „
1857	209,537 „	6[illegible]5,0[illegible]4 „
1858	152,271 „	652,[illegible] „
1859	189,477 „	504,447 „
1860	455,551 „	877,[illegible] „
1861	138,468 „	1,198,[illegible] „
1862	264,906 „	1,252,044 „
1863	244,311 „	1,306,125 „

Das Jahr 1863 übertraf den obigen Durchschnitt bei Memel nur in den Rubriken Mauerlatten (um mehr als das Doppelte), Dielen und Planken (unbedeutend) und Eisenbahnhölzer; bei Danzig in den Rubriken Balken, Mauerlatten, Spieren, Eisenbahnschwellen und eichenen Balken zum Theil bedeutend.

Gehen wir noch einige andere der wichtigeren Ausfuhrartikel kurz durch. In Lumpen macht Memel das größte, fast von Jahr zu Jahr an Umfang steigende Geschäft, nächstdem Königsberg.

Es exportirten

	Memel:		Königsberg:	
1853	39,645	Ctr.	1,007	Ctr.
1854	50,211	„	7,648	„
1855	50,605	„	23,378	„
1856	31,026	„	9,210	„
1857	52,527	„	24,523	„
1858	65,998	„	34,857	„
1859	74,147	„	27,382	„
1860	78,181	„	36,579	„
1861	85,843	„	44,556	„
1862	96,674	„	[illegible]	„
1863	130,266	„	96,885	„

In den einheimischen Fabriken ist außerdem ein nicht unbedeutendes Quantum jährlich verbraucht, so allein in Tilsit, wo eine Fabrik mit vielem Erfolge arbeitet, zwischen 7 und 10,000 Ctr., in einem Jahre sogar ca. 12,000 Ctr. — An Knochen führten aus

	Memel:		Königsberg:		Danzig:	
1853	11,6[illegible]	Ctr.	14,705	Ctr.	ca. 15,000	Ctr.
1854	26,8[illegible]	„	35,043	„	30,000	„
1855	45	„	20,662	„	18,000	„
1856	3,0[illegible]	„	4,900	„	8,000	„
1857	2,8[illegible]	„	18,821	„	10,000	„
1858	29,2[illegible]	„	33,823	„	20,000	„
1859	25,500	„	24,073	„	26,000	„
1860	14,[illegible]	„	9,511	„	17,000	„
1861	2,007	„	9,972	„	[illegible]	„
1862	[illegible]	„	[illegible]	„	(18,000	„)
1863	7,761	„	[illegible]	„	10,500	„

Das Schwanken der Zahlen bei diesem Artikel ist auffallend, er[klärt] sich aber aus der sehr unregelmäßigen und oft durch widrige Umstände [illegible] Zufuhr. Im Allgemeinen sind die Jahre 1854, 1858 u. [illegible] für alle drei Häfen die günstigsten. Im letztgenannten Jahre hat Elbing einen nicht unerheblichen Posten von 4,908 Ctr. notirt.

Das Geschäft in Flachs, Hanf und Heede liegt fast ganz in den Händen der Memeler und Königsberger Kaufleute. An Flachs ist [illegible] ausgeführt:

	aus Memel:		von Königsberg:
1853	169,182 Ctr.		10,789 Ctr.
1854	707,878 "		44,251 "
1855	1,334,502 "	incl. Hanf	141,519 "
1856	810,200 "	und Heede.	56,289 "
1857	193,482 "		54,485 "
1858	104,464 "		40,530 "
1859	80,382 "		19,698 "
1860	45,524 "		46,861 "
1861	75,243 "		10,880 "
1862	79,914 "		63,020 "
1863	73,264 "		14,990 "

Wenn hiernach Memel sehr bedeutend das Uebergewicht hat, so ist doch zu bemerken, daß hier nur den Seeexport angegeben ist und daß bei Königsberg noch in manchen Jahren sehr beträchtliche Quantitäten, welche [illegible] oder per Bahn nach Schlesien, Böhmen und weiter [illegible] ausgeführt sind (1853 ca. 14,000 Ctr., 1857 und 58 ca. 36,000 Ctr., 1862 ca. 25,000 Ctr., 1863 ca. 40,000 Ctr.), zugerechnet werden müssen, wenn die Gesammtausfuhr ermittelt werden soll. Auch klagt Memel, daß ihm [illegible] seinen Flachshändlern vom Hafe zu Wege [illegible] entgehen und ihren Weg per Bahn nach Königsberg nehmen, so daß der Werth der Königsberger Ausfuhr den der Memeler bedeutend übertrifft. So giebt für das Jahr 1863 Memel den Werth von 73,264 Ctr. auf 880,000 Thlr.,

Königsberg " " " 14,990 " " 557,600 "

an, und der Werth der Königsberger Gesammtausfuhr, welche dem Quantum nach der Memeler nicht gleichkommt, ist auf 1,260,100 Thlr. berechnet. Mit Recht wird beklagt, daß so bedeutende Massen von Rohmaterial, welche bei günstigeren Verhältnissen von der inländischen Industrie [illegible] verarbeitet werden könnte, ausländischen Fabriken zugeführt werden muß. Die Erhöhung der Grenzsperre würde diesen Handelszweig [illegible] Gegend der Provinz bald auf ein Minimum reduciren. Das Quantum von

Hanf und Heede, was außerdem ausgeführt wird, berechnet sich im Ganzen auf ca. 40—50,000 Ctr. jährlich im Durchschnitt.

Der Export von Leinöl ist überall schwankend, bei Memel zwischen 242 Ctr. i. J. 1856, 6,755 Ctr. i. J. 1863 und 9,765 Ctr. i. J. 1854 (durchschnittlich von 10 Jahren 5000 Ctr.), bei Königsberg zwischen 954 Ctr. i. J. 1858, 21,900 Ctr. i. J. 1863 und 30,495 Ctr. i. J. 1855, bei Elbing zwischen ca. 2000 Ctr. i. J. 1862 und ca. 13,000 Ctr. i. J. 1858. Die Danziger Berichte geben die Fabrikation im Maximum auf ca. 25,000 Ctr. (in den Jahren 1854 u. 59), die Verschiffungen auf durchschnittlich 4—5000 Ctr. an. Im Allgemeinen läßt sich eine Verminderung der Ausfuhr constatiren.

Nach dem Durchschnitt der 10 Jahre 1853—62 sind ferner jährlich an Oelkuchen ausgeführt: von Memel 58,681 Ctr., von Königsberg 86,810 Ctr., von Elbing 20,464 Ctr. (see- und stromwärts). Danzig führte 1857 noch 24,530 Ctr. aus, 1860 nur noch 6,760 Ctr. 1862 ein ganz unbedeutendes Quantum. Bei Memel und Königsberg ist trotz erheblichen Schwankungen ein Ab- oder Zunehmen im Ganzen nicht zu constatiren; bei Elbing dagegen eine Abnahme, die jedoch in den letzten Jahren nicht wächst. Ein sehr beträchtliches Quantum zu der Memeler und Königsberger Ausfuhr von Leinöl und Oelkuchen hat Tilsit hergegeben, dessen Fabriken nach dem Durchschnitt von 10 Jahren jährlich ca. 20,000 Ctr. Oel und ca. 60,000 Ctr. Kuchen producirt haben. Auch hier ist jedoch eine beträchtliche Abnahme von 40,000 Ctr. Oel und 150,000 Ctr. Kuchen i. J. 1853 auf 9200 Ctr. Oel und 31,300 Ctr. Kuchen i. J. 1862 ersichtlich.

Von größerer Bedeutung ist das Geschäft in Häuten und Fellen, wozu Rußland und Polen jedoch einen nicht geringen Beitrag steuern. Königsberg hat in guten Jahren (1858 und 1862) allein an Kalbfellen 5—600,000 Stück umgesetzt, Memel (1861, 59, 60, 63, 54, 56 in dieser Folge steigend) 189,400 bis 405,690 Stück seewärts exportirt. Andere Jahre sind freilich dagegen sehr zurückgeblieben. (So Memel 1857 nur 2000 Stück.)

Von besondern Ausfuhrartikeln sind noch zu erwähnen für Danzig das berühmte Doppelbier, wovon jährlich 20—44,000 Achtel-Tonnen ausgeführt sind, und für Elbing Mehl, wovon aus dortigen Fabriken durchschnittlich jährlich 20,000 Ctr. die Stadt verlassen haben. Fast das Doppelte ist in manchen Jahren fabricirt.

Wenden wir uns nun zu den seewärtigen Importen, so kann Salz hier übergangen werden, da die näheren Daten dafür schon an einer andern Stelle angegeben sind. An Steinkohlen sind in fast ununterbrochener Steigerung eingeführt in Memel 1853: 450,000 Ctr., 1863: 641,300 (1862 sogar 955,000 Ctr.), in Königsberg 1853: 229,980 Ctr., 1863: 720,000 Ctr. (1862 sogar 976,339 Ctr.), in Danzig 1853: 936,901 Ctr., 1862: 2,220,449 Ctr. und 1863: 2,185,848 Ctr. Das erhebliche Anwachsen dieser Zahlen erklärt sich leicht aus dem sich mehr und mehr steigernden Verbrauch für die städtischen Gasanstalten, Fabriken und Eisenbahnen. — An Heringen (überwiegend aus Norwegen) kamen nach dem Durchschnitt der Jahre 1853—62 jährlich ein in Memel 25,321, in Königsberg 78,398, in Danzig 83,533 Tonnen. Eine Steigerung ist namentlich in den letzten Jahren bemerklich.*)

Eine besondere Aufmerksamkeit verlangt die Zufuhr von Eisen, weshalb wir dafür eine möglichst vollständige Tabelle folgen lassen. Wie sehr die hohen Eisenzölle die Verwendung dieses nothwendigsten Materials für die Zwecke der Landwirthschaft und Industrie erschweren und hindern, ist bekannt und oft genug öffentlich beklagt. Wenn gleichwohl im Ganzen eine beträchtliche Zunahme des Imports nachweisbar ist, so darf dies als ein gutes Zeichen für den sich in der Provinz mehr und mehr steigernden Verbrauch angesehn werden. Es führten ein in Centnern:

	Memel	Königsberg				Danzig	
	Eisen überhaupt:	Roh- und Brucheisen:	Schmiede-Eisen:	Letzteres vom Zollvereinslande:	vom Auslande:	Altes Schmelz-Eisen:	darunter Roheisen:
1853		54,534	30,954	28,628	2,326	115,719	30,000
1854		44,222	28,190	27,370	820	96,966	26,560
1855		75,358	34,685	29,611	5,074	115,931	42,840
1856	13,221	92,526	56,291	31,238	24,058	124,163	40,000
1857	2,674	85,906	45,152	26,612	18,440	146,972	20,400
1858	9,728	78,424	38,569	28,428	10,141	107,947	18,820
1859	12,714	61,914	47,861	39,735	8,126	121,207	26,824
1860		101,798	65,094	42,539	22,555	98,804	22,200
1861	11,557	100,900	105,133	63,680	41,453	132,478	32,690
1862	22,034	78,208	86,490	77,802	8,688	74,398	57,808
1863	59,329	94,403	117,206	98,029	19,177	88,642	71,900

*) 1863 in derselben Reihenfolge 48,808; 144,395 und 88,265 Tonnen.

Diese Tabelle giebt jedoch nur eine Uebersicht über die Einfuhr zur See. Außerdem sind aber noch stromwärts und per Bahn nicht unbeträchtliche Quantitäten zugegangen. Königsberg berechnet dieselben 1863 auf mindestens 20,000 Centner, sodaß seine Gesammtzufuhr mindestens 231,600 Ctr. zum Werthe von 865,000 Thlr. betragen hat.*) Die jährliche Gesammtzufuhr aller Häfen läßt sich nach dem Durchschnitt der letzten 5 Jahre auf ca. 400,000 Ctr. schätzen. Elbing allein hat sein Verbrauchsquantum in den Jahren 1855 und 1856 auf ca. 50,000 Ctr. angegeben und später wahrscheinlich noch gesteigert, da die Zahl der Arbeiter in den Maschinenbauanstalten seit jener von 400 auf 700 gestiegen ist. Königsberg dürfte etwa 3/4 seiner Einfuhr selbst consumirt haben, da 1863 der Werth der Einfuhr auf 865,000 Thlr., der Werth der Ausfuhr 198,000 Thlr angegeben ist (wovon, wenn man das Binnenland im Auge hat, noch 17,000 Thlr. für die Ausfuhr zur See abgehn).

Was die Einfuhr von Colonial-Waaren anbetrifft, so ist dieselbe bei Memel, die beiden wegen des russischen Krieges ganz ungewöhnlichen Jahre 1854 und 1855 ausgenommen, nur gering zu nennen; viele Artikel fallen in den meisten Jahren ganz aus. Im letzten Jahre wurden 242 Kisten Thee, 10,000 Ctr. Rohzucker und 929 Ctr. Kaffee eingeführt. Die Königsberger Berichte geben erst seit 1861 die speciellen Zahlen an. Danach sind durchschnittlich in den letzten 3 Jahren importirt: 26,102 Ctr. Kaffee, 20,189 Ctr. Reis, 3078 Ctr. Baumwolle, 1037 Ctr. Harz, 4437 Ctr. Farbehölzer und 59,597 Ctr. Thee. Eine Steigerung ist nur bei Kaffee und Thee bemerklich, bei letzterem Artikel allerdings in immensem Grade. Sehen wir von den Jahren des russischen Krieges ab, welche allerdings eine Einfuhr von ca. 27,000 resp. 58,000 Ctr. Thee nachweisen, so hat schon das Jahr 1856 nur noch 9000 Ctr., erst 1861: 13,909 Ctr., dann aber 1862: 72,599 und 1863 gar 92,284 Ctr. im Werthe von etwa 8 Millionen Thaler. Der Gesammtwerth der eingeführten Colonialwaaren ist 1863 auf mehr als 10 Millionen angegeben. — Für Danzig ergeben die zehnjährigen Durchschnittszahlen eine ungefähre Einfuhr von

*) Eisen- und Stahl-Waaren sind in demselben Jahre zum Werthe von 757,000 Thlr. eingeführt.

23,000 Ctr. Kaffee, 18,000 Ctr. Reis, 8000 Ctr. Baumwolle, 12,000 Ctr. Harz, 5000 Ctr. Farbehölzer, fast überall mit großen Schwankungen in den einzelnen Jahren und ohne ersichtliche Steigerung bei irgend einem Artikel. Der größte Theil aller dieser Waaren (außer Thee) ist in der Provinz selbst verbraucht.

(Schluß folgt.)

Kritiken und Referate.

Der Rosengarten des Scheikh Muslih-eddin Saʿdi aus Schiras. Aus dem Persischen übersetzt von G. H. F. Nesselmann. Berlin. Weidmannsche Buchhandlung 1864. (VIII und 312 S.)

Muslih-eddin Saʿdi, einer der berühmtesten persischen Dichter, wurde, nach der muthmaßlichsten Combination, geboren in Schiras, der Hauptstadt der Provinz Fars, im Jahre 1164 und starb daselbst im Jahre 1263, also in dem hohen Alter von 99 Jahren als Scheikh oder Vorsteher des frommen Ordens der Sufis, dem er schon in seinen Jünglingsjahren beigetreten war. Das letzte unter seinen zahlreichen Werken ist der hier in neuer Uebersetzung vorliegende Rosengarten (Gulistan), den er nach eigener Angabe im Jahre 1258 niedergeschrieben hat. Der Zweck des Werkes ist Unterricht in der Lebensweisheit und dasselbe ist überreich an herrlichen Sentenzen und feinen Bemerkungen. Die Form des Werkes ist größtentheils die der Erzählung, häufig in gereimter Prosa abgefaßt und durch eingestreute Verse unterbrochen. Schon seit dem siebzehnten Jahrhundert ist der Rosengarten in Deutschland bekannt, da 1651 das Original mit lateinischer Uebersetzung von G. Gentius und 1660 die für ihre Zeit geniale deutsche Uebersetzung von Adam Olearius, der selbst im Gefolge einer dänischen Gesandschaft längere Zeit in Persien sich aufgehalten hatte, erschien. Das gegenwärtige Jahrhundert hat uns bis jetzt bereits drei neue Uebersetzungen dieses persischen Meisterwerks gebracht. Die erste wurde von Philipp Wolff veranstaltet und erschien 1841 in Stuttgart, aber die völlige Ungenießbarkeit derselben veranlaßte einen Schüler Fleischers in Leipzig, K. L. Graf (gegenwärtig Professor

an der Fürstenschule in Meißen) bereits 1846, mit einer neuen Uebersetzung hervorzutreten. Um jede Uebersetzung nach der Wolffschen als berechtigt erscheinen zu lassen, darf man z. B. nur folgenden schönen Vers aus dieser citiren:

Wenn du dich noch so sehr der Wissenschaft befleißest,
Du bleibst ein Thor, wenn du nicht übest, was du weißest.

Wer einer solchen Nothzüchtigung der Sprache bedarf, um einen einfachen Reim herzustellen, der muß allerdings das Uebersetzen aufgeben. Sehr viel gediegener nun ist Graf's Arbeit, welche unserer Zeit den Rosengarten zum erstenmal in einer Form vorführt, welche es möglich macht, den Geist des persischen Dichters zu genießen. Graf hat nicht nur die Verse gewandt und fließend übersetzt, sondern auch, was Wolff ganz übersehen, die gereimte Prosa nachzubilden sich bemüht, nur ist er dabei nicht überall gleich glücklich gewesen; denn abgesehen davon, daß Graf nicht selten an die Stelle des Reimes die Wiederholung desselben Wortes stellt (z. B. verschlossen — geschlossen, Thaten — Wohlthaten, Gemüthsart — Sinnesart u. s. w.), hat er meistens die häufig vorkommenden Wortspiele außer Acht gelassen oder sehr gezwungen übersetzt, und auch die der persischen Poesie eigenthümlichen Doppelreime selten wiedergegeben. Diese Doppelreime, die uns aus Bodenstedt's Bearbeitung des Mirza Schaffy hinreichend bekannt sind, sind doppelter Art; sie bestehen entweder darin, daß der Reim nicht auf dem letzten, sondern auf dem vorletzten oder drittletzten Worte ruht, dem dann immer dieselben Worte folgen (im Persischen radif, Nachzügler, genannt, wie z. B. in einem bekannten Gedichte bei Bodenstedt: am Zügel haben, im Bügel haben, Flügel haben, Prügel haben; hier ist das Wort haben der Radif) oder darin, daß der Reim auf zwei Worte vertheilt wird, wie in diesem Verse aus dem Rosengarten nach N.'s Uebersetzung:

Bist du die Schlange, daß du, was du erlauerst, greifst?
Bist du die Eule, daß du, wo du auch lauerst, keifst?

Diesen angeführten Mängeln der Graf'schen Uebersetzung hat nun die eben erschienene Arbeit von Nesselmann abzuhelfen gesucht, indem sie mit einer gewissen Hartnäckigkeit den persischen Dichter in alle Schlupfwinkel seiner Reim- und Witzspiele verfolgt. Der Vergleichung wegen

ein Verschen aus dem Anfange des ersten Buchs nach Graf und Nesselmann:

G. Wenn der König handelt, wie du sprichst,
Unrecht ist's, so du nichts Gutes sprichst.

N. Wenn der Fürst thut, was du als Recht ihm darstellst,
Ist's Unrecht, wenn du etwas schlecht ihm darstellst.

Als Proben sowohl von dem Inhalt des Werkes, als auch von der deutschen Bearbeitung theilen wir aus der neuesten Uebersetzung hier einige Erzählungen und Sentenzen mit:

Einer von den Königen Arabiens wurde in seinem hohen Alter krank und hatte die Hoffnung auf ein längeres Leben aufgegeben. Da trat ein Reiter zur Thüre herein und brachte die frohe Botschaft: Das bewußte Schloß haben wir durch deine königliche Macht erobert, die Feinde sind gefangen genommen und Soldaten und Unterthanen jener Gegend sind sämmtlich deiner Befehle gewärtig. Als der König diese Worte hörte, stieß er einen kalten Seufzer aus und sprach: Diese Botschaft kommt nicht mir, sondern meinen Feinden zu Gute. Er meinte die Erben seines Reichs.

In dieser einen Hoffnung ging dahin das ganze Leben,
Nur diesen Herzenswunsch hofft' ich noch einst erfüllt zu sehn.
Die Hoffnung ist erfüllt; was hilft's, bleibt mir's versagt, das Sehnen,
Daß das entfloh'ne Leben wiederkehr', gestillt zu sehn!

Die Aufbruchsglocke tönt in Schicksals Hand
Ihr Augen, nun dem Haupt Ade gesagt!
Du meine Hand, du Schulter und du Arm,
Sagt alle nun einander gute Nacht.
Der Tod, der Wünsche Feind, hat mich erfaßt,
Auf, Freunde denn, zur Ruhe mich gebracht.
Mein Loos auf Erden war Unwissenheit;
Ich that's nicht, handelt ihr mit Vorbedacht.

Einer von den ungerechten Königen fragte einen Frommen: Welches ist die vorzüglichste unter den gottesdienstlichen Handlungen? Dieser antwortete: Für dich der Mittagsschlaf, damit du wenigstens einen Augenblick das Volk nicht schindest.

Einen Wüthrich sah ich Mittags eingeschlafen.
Dieser Unhold! sprach ich. Ihm ist Schlaf das Beste.

Jedem, dessen Schlafen mehr nützt, als sein Wachen,
Dem ist's, daß der Sündentod ihn traf, das Beste.

Ein Wesir wurde abgesetzt und trat in den Bund der Derwische ein. Der Segen ihrer Gesellschaft machte auf ihn Eindruck und er fand bei ihnen Gemüthsruhe. Der König wandte ihm später sein Herz wieder zu und übertrug ihm ein Amt; er aber nahm es nicht an, sondern sagte: Ein Verjagter ist besser daran, als ein Geplagter:

Die in dem Winkel sich der Seelenruhe setzen,
Hundszahn und Menschenmund kann sie nicht mehr verletzen,
Die Feder reißen sie und das Papier in Fetzen,
Der Kritiker mag Zung' und Hand vergebens wetzen.

Der König sprach: Es ist jedenfalls erforderlich, daß ich mir einen Mann von genügender Einsicht ersehe, der der Führung des Reichs vorstehe. Jener antwortete: O König, das Zeichen eines Mannes von genügender Einsicht ist das, daß er sich zu solchen Geschäften nicht hergiebt.

Ob hundert Jahr der Geber*) am Feuer schürend steht,
Verbrennt er doch, wenn einmal er nur hineingeräth.

Es geschieht wohl, daß man den Gesellschafter der Königlichen Majestät mit Geld beglückt, aber auch, daß man ihn der Welt entrückt**), und die Weisen haben gesagt: Vor dem Wankelmuthe der Könige muß man äußerst auf seiner Hut sein, denn bald, beweist man sich ehrerbietig, fühlen sie sich gekränkt, bald, beträgt man sich übermüthig, wird man mit einem Kleid beschenkt. Man hat ferner gesagt: Viele Witzreden vorbringen ist ein Verdienst für die Hofgefährten, aber ein Fehler für die Gelehrten.

Nach deiner Würde handeln sei dein Ziel,
Dem Höfling überlasse Scherz und Spiel.

Einer von den Frommen sah im Traume einen König im Paradiese und einen Mönch in der Hölle, und fragte: Aus welchem Grunde ist Jener so hoch erhöht, und dieser so tief geschmäht? Wir glaubten an das Gegen-

---

*) d. i. der Feuer-Anbeter.

**) Graf: Es trifft sich zuweilen, daß der Gesellschafter der Königlichen Majestät Kopfstücke gewinnt, aber es geschieht auch, daß er seinen Kopf verliert. (Die Ausdrücke für Geld und Kopf reimen sich im Persischen.)

theil. Man antwortete ihm: Der König ist wegen seiner Liebe zu den Armen im Paradiese und der Mönch wegen seines Umgangs mit den Königen in der Hölle; und die Weisen haben gesagt:

Was soll die Kutte nützen dir, was Betschnur oder Lumpenkleid?
Vor Thaten, die verwerflich sind, mußt du dich nur bewahren gut.
Daß du die wollne Mütze trägst nach Mönchsart, des bedarf es nicht,
Betrage dich nur wie ein Mönch, dann trage den Tatarenhut.

Ein König blickte mit dem Auge der Verachtung auf eine Anzahl Derwische. Einer von ihnen bemerkte es und sprach: O König, in dieser Welt ist uns weniger Macht gegeben, aber würdiger als deines ist unser Leben, im Tode werden wir uns gleichen und bei der Auferstehung wirst du uns weichen.

Wenn hier dem Landesherrn kein Wunsch versagt ist,
Und wenn der Derwisch oft um Brod verzagt ist,
Und wenn nun Dem und Dem sein Stündlein schlägt,
Mehr als ein Sterbhemd Keiner mit sich trägt.
Schnürt man das Reisepack, der Fahrt gewärtig,
Sind Bettler eh'r als Kön'ge reisefertig.

Die äußern Merkmale eines Derwisches sind: Das Gewand abgeschabt, der Haarwuchs geschoren; das wahre Wesen ist: der Verstand hochbegabt, die Sinnenlust verloren. Die Regel der Derwische ist: Vortragen und Danksagen, Gehorsam und Fügsamkeit, Wohlthun und Genügsamkeit, Vertrauen und Erhebung, Geduld und Ergebung; bei wem diese Merkmale zu treffen, der ist in Wahrheit ein Derwisch, wenn er auch in einem Prachtkleide steckte. Wer aber Eitles schwatzt und des Betens sich entwöhnt, den Begierden dient und den Lüsten fröhnt, wer die Tage bis in die Nächte hinein zubringt im Netze der Schrankenlosigkeit, und die Nächte bis in den Tag hinein liegt im Schlafe der Gedankenlosigkeit, wer Alles ißt, was ihm vor den Schlund kommt, und Alles sagt, was ihm in den Mund kommt, der ist ein Taugenichts, wenn ihn auch die Mönchskutte bedeckte.

Der du im Innern baar der Gottesfurcht
Dir umgehängt das Kleid der Heuchelei hast,
Den bunten Vorhang an der Thür erspare,
Da du im Hause doch nur Stroh zur Streu hast.

Und nun noch einige kürzere Sentenzen:

Wer mit seinem Gold und Silber kein Verdienst sich hat erworben,
Gold und Silber hat bei dem sich als des Lebens Ziel erwiesen.
Willst du von der Erde Gütern Freude haben und Genuß,
Dann erweise Andern Gutes, wie Gott dir so viel erwiesen.

Milde üben gegen die Schlechten ist Tyrannei gegen die Gerechten, und der Unterdrücker sich erbarmen ist Härte gegen die Armen.

Zwei Menschen sind Feinde des Reichs und des Glaubens, der König ohne Gnadenhorn, und der Geistliche ohne Wissensborn.

Wenn die Tyrannei des Magens nicht wäre, kein Vogel wäre je in das Netz gerannt, aber auch kein Jäger hätte ein Netz aufgespannt.

Den Armen, der nagt sein Bettelbrod, den frage nicht zur Zeit der Hungersnoth: Wie geht dir's? Es sei denn, du wollest seine Wunden heilen und ihm, was er bedarf, mittheilen.

Der Großen Mahnungsruf ist Liebe, dann später erst die Hiebe kommen,
Hast du die Liebe nicht vernommen, so können dir nur Hiebe frommen.

Die Beglückten ziehen aus den Geschichten und Sprichwörtern der Vorfahren gute Lehren, bevor aus ihren Unfällen ihre Nachkommen die Zahl der Sprichwörter vermehren.

Den Königen rathen steht dem zu, der für seinen Kopf kein Bangen und nach Gold kein Verlangen hat.

Wer zustutzt sein eigenes werthloses Kleid
Thut besser als der, der ein fremdes sich leiht.

Sieh, wie vor dem Manne von vornehmem Stand
Gleich Alle voll Ehrfurcht sich bücken zum Gruß.
Doch kaum hat von ihm nur das Glück sich gewandt,
Gleich stoßen sie ihm in den Rücken den Fuß.

Willst du Frieden mit dem Feinde, sorge, daß, wenn er dich schändet
Hinter'm Rücken, offen ihm dein Lob in hohem Schwunge flieh'.
Böses Wort wird ja vom Feinde mit der Zunge nur entsendet;
Soll sein Wort nicht bitter klingen, mache seine Zunge süß.

Wie viele, viele Jahre währt's und lange Menschenalter,
Daß Menschen über unsern Staub noch lebensfroh hinüber gehn.

Und wie von Hand zu Hand an uns gekommen ist die Macht,
So wird sie auch in manche Hand noch ebenso hinüber gehn.

Der ist dein Weggenosse nicht, der dir voraus stets eilen mag;
Theil' nicht dein Herz mit Einem, der sein Herz mit dir nicht theilen mag.

Es muß noch erwähnt werden, daß die Verlagshandlung das Buch mit seltener Eleganz ausgestattet hat, so daß es sich trefflich zu Geschenken eignet.

Ueber Schiller's Lyrik im Verhältnisse zu ihrer musikalischen Behandlung (allgem. Betrachtung und specielle Aufzählung) von Dr. F. A. Brandstäter, Professor am Gymnasium zu Danzig. (39 S. gr. 4.) 1863.

Die genannte Abhandlung, ursprünglich in dem Programm des Danziger Gymnasiums zu Ostern des genannten Jahres, dann selbstständig (Berlin, Dümmler's Verlagsbuchhandlung) erschienen, ist in zahlreichen Recensionen (des Danziger Dampfbootes, der Danziger Zeitung, der Berliner Musikzeitung Echo, der Spenerschen Zeitung, der Grenzboten, neuerdings in dem literarischen Centralblatt von Zarncke 1864, Nr. 33, vom 18. August) überall sehr lobend besprochen. Auch wir begrüßen dieselbe nicht nur mit Anerkennung, sondern freuen uns ihrer um so mehr, als sie ein Erzeugniß unserer Provinz ist, das Werk eines Mannes, der sich auf dem Felde der Wissenschaft wie der Tonkunst einen geachteten Namen erworben hat. Angeregt, gleich vielen literarischen Produkten, durch die Säkularfeier Schillers i. J. 1859 (wie uns der Verfasser gleich zu Anfange der Einleitung mittheilt), ist sie doch keineswegs zu der großen Masse jener ephemeren Erscheinungen, die damals eine förmliche, wenn auch vorübergehende Ueberschwemmung herbeiführten, zu rechnen. Eine Frucht andauernden Fleißes ist sie aufgetaucht, nachdem sich der Wasserschwall jener verlaufen. Während man daher dort großentheils hohlen „Laudationen" begegnet, die Schiller geradezu nach jeder Seite hin göttlich finden, oder ihm gar Eigenschaften andichten, um ihn zum Träger ihrer Parteifahne zu machen; finden wir hier ruhiges und besonnenes Urtheil,

welches doch einiges menschliche an dem Heros entdeckt. Freilich scheint es uns, als ob wohl einige Male hier auch wieder zu weit gegangen wird. „Nüchternheit,“ welche der Recensent der Grenzboten an vorliegender Kritik hervorhebt, ist nicht unbedingt Lob und namentlich bei Auffassung der Aeußerungen eines Dichters, — selbst wenn es sich um Verständniß prosaischer Schriftstellen eines Dichters, der es so durch und durch war wie Schiller, handelt — nicht immer erforderlich. Dies müssen wir u. a. in Beziehung auf die S. 9 oben vom Verfasser einigen Schillerschen Aeußerungen hinzugefügten Fragezeichen bemerken. Ebensowenig finden wir mit dem Verfasser (S. 8 oben) Verwirrung in den Begriffen „Gesang und Lautenspiel“ in den angezogenen Stellen aus Don Carlos. Abgesehen davon, daß der Name „Arie“ auch ein Instrumentalstück bezeichnet, dieselbe also „gespielt“ werden kann, so hat die Prinzessin dieselbe mit ihrem Texte zu Anfang des 7. Auftritts im zweiten Aufzug zur Begleitung ihrer Laute gesungen (wie ausdrücklich vorgeschrieben ist). Darauf beziehen sich die Worte des Don Carlos in der 15. Scene: „Ein göttlicher Gesang, der aus dem Innern des Zimmers mir entgegen schallt;“ hier konnte also Carlos im Vorzimmer natürlich den Text gehört haben, und es ist nicht im mindesten auffällig, wenn in der 8. Scene von dem Inhalt der Arie die Rede ist. Wenn die Prinzessin in derselben Scene sagt, daß sie die Arie wol noch einmal werde „spielen“ müssen, so ist damit offenbar zunächst das Instrumental-Vorspiel, das ja zu Arien zu gehören pflegt (das Ritornal) gemeint, demnächst aber auch der dann beginnende Gesang, zumal bei dem Doppelsinn von Arie und dem dichterischen Ausdruck, der sich doch nicht zu fachwissenschaftlicher Akribie herbeilassen kann, mit eingeschlossen. Doch konnte sie (nach obigem) die vorher gesungene Arie jetzt auch nur spielen wollen. Verstand man doch selbst in rein gesanglicher Beziehung unter Arie früher noch gar nicht die erst in neuerer Zeit ausgebildete Kunstform eines Sologesangstückes, sondern ein viel einfacheres Stück in Liedform, das wie gesagt, sowol (ein- und mehrstimmig) gesungen als auch gespielt werden konnte. Der nach unserer Meinung überall tief poetischen Verwendung der Musik in den Dramen Schillers wird der Verfasser nicht gerecht. Von der Musik hinter der Scene zu Anfange des vierten Akts der Jungfrau von Orleans sagt er

sie könnte „nicht gerade Anstoß erregen.“ Uns scheint sie im Gegentheil hier sehr gut angebracht. Bei dem glänzenden Feste der Krönung hinter der Scene lautlose Stille zu vernehmen, wäre sogar unnatürlich. Festliche Musik füllt die Lücke am besten. Sie hebt die Stimmung und hilft die Täuschung steigern, in ähnlicher Weise, wie die Dekoration, wie diese auf das Auge, so aufs Ohr wirkend. Indem sie mit der Deklamation zusammen und zu ihr stimmend zum Ohre bringt, verstärkt sie deren Wirkung, so wie die Harmonie die Wirkung einer Melodie verstärkt; (die Verschiedenartigkeit des Tones und des Wortes bewahrt zugleich vor jeder Verwirrung, wie sie durch gleichartiges, das zugleich gehört wird, wie wenn zwei zugleich sprechen, entsteht). — In dem unmittelbar darauf folgenden hat der Verfasser sehr verschiedenartige Beispiele zusammen geordnet und die von ihm gewählte Bezeichnung „ironischer Gebrauch“ der Musik paßt (trotz der Zustimmung des Centralblatt-Referenten) mindestens nicht auf alle. In allen aber zeugt unseres Erachtens die Anwendung der Musik von einer meisterhaften Schätzung ihrer Wirkung, und der Eindruck der gesprochenen Worte und der Scenen überhaupt wird durch sie außerordentlich gehoben. Wir müssen es uns, des beschränkten Raumes wegen, hier versagen, dies im Einzelnen nachzuweisen. Nur von der Stelle in Kabale und Liebe (Akt 5, Scene 7), wo übrigens Musik nicht vorkommt, ist der Vorschlag, zur Abhülfe einer bei zwei Liebenden eingetretenen peinlichen Spannung und beengendem Schweigen zur Musik zu greifen, psychologisch und erfahrungsmäßig höchst richtig. —

Die vorstehenden Bemerkungen bezogen sich auf den I. Theil der vorliegenden Abhandlung, Schillers Verhältniß zur Musik im allgemeinen. In dem II. Theile: „Schiller und seine Lyrik im Allgemeinen und Besondern“, haben die 4 ersten Unterabtheilungen (Schiller der philosophische Dichter, Schillers Lyrik im Allgemeinen, Schillers Objektivität, Schillers Idealismus) und die 7. (Schiller und die einzelnen Gattungen der Lyrik) mit der Musik nichts zu schaffen; zwischen denselben stehn als 5. „Schillers Lyrik und die musikalische Komposition im Allgemeinen“ und als 6. sogar „die namhaftesten Komponisten Schillerscher Dichtungen.“ Ob das wohl eine zweckmäßige Anordnung ist? Da der III. Theil die Kompositionen zu Schillers Gedichten aufzählt, so hatte doch wohl die 5. und 6. Unterab-

theilung den II. Theil schließen sollen, theils um den Uebergang zu diesem zu bilden, theils um den Zusammenhang der übrigen Unterabtheilungen in No. II. nicht zu unterbrechen. In diesem III. Theile aber besteht das eigentliche Verdienst der Arbeit. Er enthält ein höchst sorgfältig gesammeltes und schätzenswerthes Verzeichniß von 500 Kompositionen zu 82 Gedichten Schillers, welches nicht nur an sich höchst interessant ist, sondern auch praktisch in vorkommenden Fällen sich äußerst nutzbar erweisen kann. Gerade das wars, was man bei der Schillerfeier i. J. 1859 so schmerzlich vermißte, und dieser Mangel ist, nach des Verfassers Geständniß, auch der erste Antrieb für ihn gewesen, die ganze Arbeit zu unternehmen. Der Verfasser hat eine zweite ausführlichere Bearbeitung, die ein Catalogue raisonné werden soll, versprochen. Wir begrüßen dieses Versprechen mit Freude. Daß der Verfasser dann die später erschienenen Kompositionen nachtragen wird, ist selbstverständlich. Für dieses Mal scheint der Verfasser nur die bis zur Schillerfeier i. J. 1859 herausgekommenen berücksichtigt zu haben, vielleicht aber ist ihm auch nicht alles, was zwischen 1859 und dem Erscheinen seiner Abhandlung (1863) herausgegeben ist, zu Gesicht gekommen; so ist bei No. 36 „die Worte des Glaubens" nicht erwähnt die Komposition von G. Goltermann, Op. 36 (für Sopran, Alt, Tenor und Baß mit Begleitung des Orchesters oder des Pianoforte), die zu Frankfurt a. M. bei Th. Henkel 1861 (oder schon 1860) erschien. Von ältern Kompositionen ist die melodramatische Behandlung des Tauchers (Deklamation und Orchester) von F. C. H. Uber, unter No. 46 des Verzeichnisses nicht angeführt. Andere etwaige Ergänzungen werden gewiß dem Verfasser für die zweite Bearbeitung bereitwillig mitgetheilt werden.

Schließlich erlauben wir uns dem Herrn Verfasser den Rath zu geben, daß er einerseits nicht bloß einen Katalog von Kompositionen daraus machen, andererseits aber alles aus der gegenwärtigen Abhandlung weglassen wolle, was mit der Musik nichts zu thun hat. Gegenwärtig macht sich ein gewisser Mangel eines festen Zieles bemerkbar (mit dem auch die uns vorhin nicht ganz zusagende Anordnung zusammen hing); z. B. ist der Titel gleich zu enge, da sich keineswegs alles bloß auf die Lyrik Schillers bezieht, sondern seine Dramen und namentlich die Musik zu

denselben ja in den Kreis der Betrachtung gezogen ist; und auch wieder zu weit, da, wie oben gezeigt, mehrere Abschnitte Schillers Lyrik ohne Rücksicht auf ihre musikalische Behandlung betrachten. Dann aber würde das Buch, Schiller und seine Dichtungen im Verhältnisse zur Musik behandelnd, an Einheit und Präzision nur gewinnen. Die dem Verzeichniß hin und wieder eingestreuten kritischen Bemerkungen wollen wir hier unserer Kritik nicht unterziehen; sie zeigen im allgemeinen, daß der Herr Verfasser ein Freund der neueren musikalischen Richtung gerade nicht ist.

M.

Norwegische Hochebene von Hugo Knorr.

Ein echtes Talent mag von dem Wege abirren, welchen der Geschmack des gebildeten Publikums und die Stimme der Kritik ihm vorschreibt; — schüttelt deshalb nicht gar zu bedenklich die weisheitschweren Köpfe. Früher oder später kommt die Zeit, da ihr vor einem Werke Abbitte leistet, welches das Gottesgnadenthum des aufgegebenen Freundes über allen Zweifel besiegelt. Mit dieser Empfindung hat sicherlich noch mancher Kunstfreund außer und vor der großen Landschaft Hugo Knorr's geweilt, welche in jüngster Zeit dem Königsberger Publikum vorgeführt wurde. — Und jetzt, da wir nach überstandener Gefahr den Zurückgekehrten freudig willkommen heißen, mag er uns nicht zürnen, wenn wir vom sichern Strande nach den Klippen hinüberschauen, zwischen denen er sein Schiff waghalsig hindurchsteuerte. Der Lenker war nicht etwa das Spiel der Winde, seine Fahrt keine ziellose Irrfahrt. Das eben zeichnet das Talent vor der unberufenen Masse aus, daß es in der Ueberzeugung, den leuchtenden Stern am Ziele der Vollendung vor sich zu sehen, seinen Lauf mit jäher Entschlossenheit darauf richtet, bis es plötzlich gewahr wird, daß das trügerische Licht gesunken ist. Glücklich, wer dann noch die volle Energie seiner Kräfte besitzt, um sein Schiff herumzuwerfen und mit de Gewißheit des endlichen Sieges in das offene Meer ächter Künstlerscha zurückzusteuern. — Man könnte uns fragen, wozu das Vergangene au rühren, da die Befriedigung an der Gegenwart zugestanden wird. W wenn wir finden, daß alle Fehler Knorr's seine bedeutende Künstlernat

documentiren, hätten wir dann nicht die Pflicht, dem Publikum eine gleiche Ueberzeugung beizubringen, jenem Publikum, welches nur unterscheidet zwischen Gefallen und Mißfallen, ohne nach den Gründen für eines der beiden zu forschen, ohne die künstlerische Individualität des Schaffenden in Parallele mit dem Geschaffenen zu stellen? Wir wollen es versuchen.

Knorr wählte in freier Selbstbestimmung Norwegen zum Schauplatz seiner Naturstudien. Die Erndte mußte bei der Reichhaltigkeit des gebotenen Materials und der tüchtigen, echt künstlerischen Erfassungsgabe des Anschauenden eine volle sein. Wenn es überhaupt auf eine Entscheidung der Concurrenzfrage der Schweiz und Norwegens vor dem Richterstuhl der Maler ankommt, so stellen auch wir uns aus mannigfachen Gründen auf die Seite des letzteren. Das Gebirge selbst — wir urtheilen nicht aus eigener Anschauung, vielmehr nur nach den hervorragenden Leistungen unserer deutschen Landschafter — bietet eine Großartigkeit und feine Mannichfaltigkeit der Zeichnung, für deren Mangel die Schweizer Prospekte oft nur durch überwältigende Massen entschädigen. Die Scala der Regionen zeigt in beiden Ländern den ewigen Schnee und ausgedehnte Gletscherbildungen nach oben hin, während nach der entgegengesetzten Richtung die Schweiz nur da eine klimatische Stufe mehr aufweist, wo sie von dem Hauche Italiens angeweht wird. Doch irren wir nicht, so sind die Uebergänge von einem äußersten Punkte zum andern vermöge einer Eigenthümlichkeit der Vegetation und der belebteren Farbe des Gesteins in Norwegen feiner und wirkungsreicher. Man rechne noch eine klare blaue, nordische Färbung der Luft und als Folge davon die schärfere Perspective und lichtere Spiegelung derselben hinzu, so dürfte die Summe derjenigen Eigenschaften erschöpft sein, welche die technische Aufgabe des Malers speciell angehen. Uns allen aber springen Unterschiede frappanterer Art in die Augen. Die Vereinigung von Hochgebirge und Meer, das Einschneiden des letzteren in Alpenmassen, welche ohne Vermittelung sich schroff aus den Fluthen zu imposanter Höhe erheben; die häufige Erscheinung schwerer Wetter, von denen das Bild einer wild zerrissenen Natur gekrönt und ergänzt wird; die verwüstende Wirkung dieser jähen Stürme an der Vegetation, an Baum und Strauch, deren nackte Aeste anklagend gen Himmel weisen oder im Strudel schäumender Gebirgs-

wasser haltlos dahin jagen. Und gerade diese hochromantische Großartigkeit der Norwegischen Gebirgsnatur fand ein Echo in Knorr's Brust; den Künstler ergriff das kräftigende Gefühl, ein seiner Individualität in vollem Maße zusagendes Feld gefunden zu haben. Eine Reihe norwegischer Hochgebirgslandschaften war das Resultat. Aus allen weht ein Sturm großartiger Bewegung dem Beschauer entgegen. Da sind der Liebhaberei des Publikums keine Concessionen gemacht, es ist ein Schaffen von innen heraus, und die Arbeitskraft des Künstlers erregt geradezu Staunen. Das Publikum aber schüttelt mit den Köpfen, es versteht diese Sprache nicht. Und wollen wir es darum schelten? Nein. Das Publikum hat ein Recht, absolut zu urtheilen, absolut gutes zu verlangen, und das Gute fand es in Knorr's Landschaften allerdings nicht immer mundgerecht. Die Sprache Knorr's hörte nie auf eine gewaltige zu sein, aber die Bilder, in denen er redete, entfernten sich von der Natur; es war eine Zeichensprache, welche der Künstler zum Ausdruck seiner himmelstürmenden Intentionen sich selbst schuf, da ihm die Laute der Natur nicht mehr genügten. Knorr stylisirte. Da wo der Effect in der Natur schon so zu sagen geschraubt, außergewöhnlich ist, irrt der Maler in der Wiedergabe seines Motives leichter, bricht durch ein geringes Zuviel der Wirkung die Spitze ab. —

Wir glaubten, wie gesagt, dem Künstler diesen Blick auf die Vergangenheit schuldig zu sein und stellen mit froher Ueberzeugung die Thatsache fest, daß, wenn Knorr's Bilder nicht immer jene Stufe äußerer Vollendung zeigten, ohne die der Künstler trotz aller innerer Kraft dem Publikum unverständlich bleibt, die Schuld niemals dem Nichtkönnen, dem Mangel an technischer und künstlerischer Ausbildung, sondern lediglich einem von einer bedeutenden Natur getragenen, wenn auch augenscheinlich irrenden Wollen zur Last fällt.

Es bedurfte nicht des jüngst gesehenen Bildes, um diese Ueberzeugung in uns über allen Zweifel zu stellen. Wir fanden darin nur eine wohlthuende Bestätigung unserer Auffassung. — Erinnert ihr euch aus der Zeit eurer Wanderungen mit Alpenstock, Bergschuhen und Feldflasche jener herrlichen Momente plötzlichen Ueberganges von Trauer zu Lust? Halb erschöpft wolltet ihr an dem Nahen des Zieles verzweifeln; längst verging dem Auge die Lust, sich umzuschauen; in empfindungsloser Gleichgültigkeit

stampft es auf den Weg, der wie eine ewig wachsende Mauer märchenhaft vor euch hertanzt. Da reicht euch ein freundlicher Schutzgott die Hand zum letzten, beschwerlichen Schritt; ihr steht auf der Höhe. Ein aus tiefster Empfindung geholtes Ah! entringt sich der entladenen Brust, und mit unbewußter drastischer Kürze giebt ihr der Befriedigung des ermüdeten Körpers und der Ueberraschung eurer erwachten Sinne in einem Athemzuge Ausdruck. Solch einen Moment rückte uns der erste Blick auf das Knorr'sche Bild mit unwiderstehlicher Lebhaftigkeit vor die Seele. Es war uns, als feierten wir ein Wiedersehen, als begrüßten uns in diesen Bergen und Matten alte, liebe Bekannte. Und doch ist uns Norwegen fremd; wie deuten wir uns diese Täuschung? — Knorr hat uns mehr als die Darstellung einer norwegischen Gebirgsparthie gegeben. Das Individuelle ist hinter der Ausprägung des Gattungsbegriffes zurückgetreten; wir genießen gleichsam eine Essenz der gesammten Hochgebirgsnatur in diesem einen Bilde. So frei, so licht ist es eben nur auf den Höhen; kein flaches Land wird von einer solchen Frische durchweht. In der Betonung dieser Eigenthümlichkeit finden wir den Hauptreiz unserer Landschaft. Das in großartiger Bewegung daherjagende Wetter beeinträchtigt den Eindruck durchaus nicht. Der Künstler hat dieses Mal nicht den Schwerpunkt der zu erzielenden Wirkung auf das leidenschaftlich Bewegte gelegt; aus dem Kampfe geht die heitere Stimmung um so siegreicher hervor. — Wir würden einer Originalität des Bildes nicht gedenken, wenn uns Mittheilungen über den gleichen Eindruck bei andern Beschauern nicht von der Bedeutung unserer Wahrnehmung überzeugt hätten. Nach längerem Vertiefen entschwand uns das Bewußtsein, vor einer künstlerischen Nachahmung der Natur zu stehen; wir glaubten in der Natur selbst zu genießen. Man verwechsele dieses Verdienst des Bildes nicht mit jener vielgerühmten Kunst absichtlicher Täuschung, die im Alterthume über die gegenseitige Stellung eines Zeuxis und Parrhasius entschied und Myron's Kuh zum Gegenstande von dreißig und mehr Epigrammen machte. Eine solche Absichtlichkeit lag unserm Künstler sicher fern. Wir finden die Ursache dieser Wirkung in den zwei wesentlichen Momenten der Ausdehnung und der Harmonie. Man wende nicht ein, daß die erstere kein Verdienst sei. In wechselseitiger Ergänzung mit der Harmonie wird sie zum Verdienst und

sich zu einem sehr achtungswerthen. Die Aufgabe harmonischer Zusammenstimmung, des Zusammenarbeitens wächst mit der Leinwand an Schwierigkeit. Der Weg, welchen Maler wie Bildner vom Kleinen zum Kolossalen aufsteigend bei dem technischen Theil ihrer Arbeit durchmachen, belehrt uns über die Gefahr, welche jedem Werke bildender Kunst aus seiner beträchtlicheren Dimension erwachsen kann. Die Aufgabe scheint uns hier vollkommen gelöst, wir wünschen das Bild nicht kleiner, ein Gefühl, dessen wir uns bei früheren Knorr'schen Bildern nicht immer erfreuen konnten. — Wenn wir eine an die Vergangenheit gemahnende Schwere der Luft auf der linken Seite des Bildes und die unverständliche Zeichnung der kleinen Steintafel, welche zu schweben scheint, ausnehmen, so finden wir überall ein treues Anlehnen an die Natur. Man bedient sich heut mit Vorliebe des Ausdrucks naiv, und da die Bedeutung dieses Wortes in der Kunstsprache so ziemlich festgestellt ist, so nehmen auch wir keinen Anstand, dasselbe unserem Wortregister einzuverleiben, wenngleich wir die Abneigung, die namentlich ausübende Künstler dagegen haben, theilen. Wir hoffen also wenigstens verstanden zu werden, wenn wir sagen, Knorr's Bild ist aus einer naiven Naturanschauung und aus naiver Reproduction hervorgegangen. Das ist eine Thatsache, welche bei einem Künstler von Knorr's Individualität schwer ins Gewicht fällt. Dabei wird diese Naivetät durch den gewissenhaftesten Fleiß und die gleichmäßigste Ausführung in wirklich wohlthuender Weise unterstützt. Nichts ist mit Stiefmütterlichkeit, nichts mit Vorliebe behandelt. Wo wir früher oft nur Accente hatten, hören wir jetzt klangvolle Musik. Daß Knorr ein nicht gewöhnliches Talent zur Führung des Pinsels besitzt, ist nicht neu. Breit, groß und frei bleibt seine Behandlung selbst da, wo es räumlich kleine Effecte durchzuführen gilt. Aber auch in dieser Richtung scheint uns das Bild einen glänzenden Schritt vorwärts zu bethätigen.

Und so rufen wir denn dem wackeren Künstler ein „Glück auf" aus vollem Herzen zu. Wer es mit der Kunst ehrlich meint, dem schafft ein Lob aus Ueberzeugung wahre Freude; wir verzichten dafür gern auf die witzigen und feinen Pointen, die dem maliciösen Tadler auf Kosten der guten Sache stets zu Gebot stehen. Knorr's Bild ist auf dem Wege nach

Berlin. Mag uns die Trennung nicht bekümmern. Der Künstler wird uns die Folge dieses glänzenden Anfangs nicht schuldig bleiben.

10. August 1864. G. D.

Altpreußischer Verlag.

Gesammelte Erzählungen von Dr. Carl Heinrich Bresler, Danzig bei Theodor Bertling 1863. Mit dem Portrait des Verfassers.

Eigentlich eine Erzählung in drei Abtheilungen: der Weihnachtsabend, die Neujahrsnacht und der Ostermorgen, offenbar schon vor 30 oder 40 Jahren geschrieben und nach dem im Jahr 1860 erfolgten Tode des Verfassers, der als Pastor der St. Marienkirche in Danzig fungirte, zunächst wohl für dessen zahlreiche Freunde und Verehrer herausgegeben. Man lebt sich aus einer Zeit voll von politischer und socialer Unruhe schwer zurück in jene stille und harmlose Welt des in sich befriedigten, in Gott frohen Gemüthslebens; ist man aber geneigt und fähig, sich innerhalb des engen Kreises der Anschauungen eines durchaus liebenswürdigen und humanen Geistlichen aus dem ersten Viertel unseres Jahrhunderts zu stellen, der von der Wirkungskräftigkeit seines Berufs innig überzeugt das Leben in der Kirche als höchstes Ziel menschlicher Glückseligkeit in meistens gut und zweckdienlich gewählten Beispielen nachweist, und kein tieferes Elend kennt, als sich „außerhalb der Kirche" zu wissen, so wird man das Büchelchen nicht ohne Rührung lesen und in wohlthuender Weise erbaut schließen. Wirklich bedenklich erscheint nur die Stelle im dritten Abschnitt, wo der alte Grundmann, und mit ihm unzweifelhaft der Verfasser selbst, gegen das Wahlrecht der Gemeinde, als gegen eine Quelle des Streits und der Unzufriedenheit plaidirt; seine besten Freunde dürften doch bei diesem Punkte den Kopf schütteln.

Der Schmuggler, romantisches Gedicht von Karl Weishaupt. Königsberg. In Commission bei C. Th. Nürmberger. 1863.

Das etwa fünfzig Seiten füllende, in fünffüßigen, unregelmäßig gereimten Jamben abgefaßte Gedicht würde viel lesbarer sein, wenn der

Verfasser mehr Fleiß auf die Form verwendet hätte. Jetzt macht es wenigstens theilweise wegen gezwungener Wortstellungen, unnützer Einschiebsel zur Füllung der Verse und unmotivirter Wiederholungen zur Ergänzung der Reime den Eindruck einer ungeschickten Uebersetzung. Dies ist um so ernstlicher zu rügen, als der Verfasser unzweifelhaft die Fähigkeit besitzt, auch glattfließende Verse zu schreiben und dem Gedanken sein passendes Kleid zu geben; so z. B. wenn er das Leben des Schmugglers beschreibt:

„Als Knabe war's ihm schon die höchste Lust
Den Vater auf dem Zuge zu begleiten,
Mit starkem Schritte, seiner Kraft bewußt,
Kein Wörtchen sprechend durch den Wald zu schreiten.
Und war die Grenze glücklich dann passirt,
Und machte man im kleinen Waldhaus Halt,
Dann ward auch er mit einem Glas traktirt
Und fühlt' noch einmal sich so stark und alt.
Und schmunzelnd kam der Wirth, der alte Jude,
Reicht' ihm die Hand, wie jedem ältern Mann;
Als wär' der Bursch die Ehre seiner Bude,
Stieß er mit ihm auf guten Fortgang an.
Und meint er dann, die Freunde sollten bleiben,
Weil tüchtig heut' sich die Kosaken treiben,
Dann schoß dem Bub der Zorn in's Angesicht,
Und er vergaß, daß Schweigen seine Pflicht,
Und rief: „Ha, ha, und wären's nicht zu schreiben
So viel, ich ging' hinaus und bliebe nicht."
Und später, als die Lippe sich umsäumte
Mit schmuckem Bart, und ein sarmatisch Kind,
Kräftig gleich ihm und keck wie er gesinnt,
Von seiner Liebe Schmerz und Wonne träumte,
Da stürmt' er kühn voran den andern Allen,
Die Schulter hoch befrachtet mit den Ballen,
Und feilschte dennoch nie um baares Geld,
Wünscht' nur bescheiden einen falschen Ring,
Ein Steinchen und ein Band und sonst ein Ding,
Das, unächt, jungen Mädchen doch gefällt.
Und weh dem Feinde, der ihm dann genaht!
Die Kugel [illegible] — und nieder sank der Mann,
Und sprangen flink auf einen Seitenpfad.

„Die andern wich dem Schuß, so blieb er immer
Noch keck beim Feind, um schnell ihm abzustreifen,
Was an ihm blinkt von Gold- und Silberreifen.
Er stahl, doch stahl er nicht für sich; ihm schien
Das Gold nur werther, eine Braut zu schmücken,
Als einen Söldnerleichnam noch zu drücken,
Um den die Wölfe ihren Kreis schon ziehn."

Wie prosaisch und incorrekt ist dagegen z. B. das Folgende:

„So dachte Theodor. Im Schmuggelhandel
Sah er, gleich Allen, gar nicht ein Verbrechen.
Da rings beschränkt war Handel, so wie Wandel,
Versuchte man der Armuth Macht zu brechen
Durch List und Kraft. Nur Nothwehr schien es ihnen —
Wenn (wem?) Keiner dient, der muß sich selber dienen." (?)

Der Inhalt der kleinen Erzählung ist sehr einfach und viel weniger ausgeführt, als der Stoff ohne Zwang gestattete. Der Held Theodor von Biallarten

„— schmuggelte die deutsche Liebe
Hinüber in das Land, dem sonst von allen
Die Waare mag am wenigsten gefallen,
Das gern von dem, der solchen Handel triebe,
Die höchsten Steuern nähm' und feinsten Zellen."

Er liebt die Tochter des Kosakenobersten und wird heimlich wieder geliebt. Die Zusammenkünfte finden in einem einsamen Försterhause statt und werden entdeckt. Der Vater entfernt die Tochter, Theodor sucht sie vergebens, wird endlich auf einem Schmuggelzuge tödtlich verwundet und stirbt in dem Försterhause, das so oft Zeuge seines Glückes gewesen. Die Geliebte tödtet der Gram. Warum er, wie sich kurz vor seinem Ende ermittelt, in der Jugend das schreckliche Verbrechen des Muttermordes auf sich geladen haben muß, ist nicht recht ersichtlich. Sollte dem Gedicht, wie es den Anschein hat, eine wahre Begebenheit zur Grundlage dienen, so hätte der Dichter alles dasjenige ausscheiden müssen, was nicht mit innerer Nothwendigkeit dem Stoffe anhing und außerdem der Erfindung freieren Lauf lassen sollen, wo es darauf ankam, zerstreute Thatsachen poetisch zu einem einheitlichen Bilde zu gestalten. Neben Theodor hätten auch Pauline und der Oberst handelnd in das Gedicht eingeführt werden müssen.

Trotz dieser offenbaren Mängel in der Composition und in der Form läßt sich aber doch dichterische Begabung nicht verkennen. Schon, daß der Verfasser nicht planlos in die Weite greift, sondern sich bemüht, das ihm Naheliegende dichterisch zu gestalten, ist entschieden lobenswerth und zeugt von größerer Selbstständigkeit, als der oberflächliche Beobachter anzunehmen geneigt sein möchte. Diese kleine und immerhin noch schwache Probe beweist schon, daß unsere heimischen Poeten gar nicht nöthig haben in die Abruzzen oder nach Montenegro auszuwandern, um auf Romantik Jagd zu machen. Unsere littauische und masurische Grenze liegt dem Rechts-, Cultur- und Polizeistaate noch immer so fern, als es der Dichter nur irgend verlangen kann. Wir würden uns freun, wenn Weishaupt die gefundene Fährte nicht nach dem ersten Anlauf verlassen möchte; dem kleinen Buche aber wünschen wir recht viele Leser und Abnehmer. —



Der Copernikus-Verein in Thorn.

Nichts ist geschickter, das Andenken eines großen Mannes bei allen Bewohnern seiner Vaterstadt dauernd lebendig zu erhalten, als ein seiner würdiges Monument. Und je mehr dasselbe die eigenthümliche Art des Wirkens und Schaffens des Gefeierten plastisch zur Anschauung bringt, desto mehr wird auch selbst der gemeine Mann zu einem klaren Bewußtsein über seine Größe und Bedeutung gelangen. Schon die Kinder werden, wenn sie sich zu ihren Spielen um die Statue ihres großen Mitbürgers versammeln, auf das Charakteristische aufmerksam, und ihre kindliche Neugier läßt ihnen nicht früher Ruhe, bis sie sich über die Bedeutung des Einzelnen Aufklärung verschafft. Und was wird sich tiefer ihrem Gemüthe einprägen, als das, was sie so durch Anschauung unterstützt gelernt haben, was in ihrem Gedächtniß aufzufrischen sie täglich von Neuem Gelegenheit haben? So dürfte noch im höheren Grade dem plastischen Künstler als dem Dichter das Verdienst zugeschrieben werden müssen, daß er das Große vor der Vergessenheit bewahrt und die lividae obliviones glücklich bekämpft, die sonst jedem Lorbeer drohen. Feiert der Dichter das Andenken des Genie's mit seltenen Ausnahmen doch nur für den kleinen Kreis der Gebildeten, so setzt ihm der Bildhauer ein Denkmal, das sein Anden-

ken in Aller Herzen wach erhält, wenn auch nur in einer Stadt, so doch geradezu in derjenigen, die ihn vor Allen den Ihrigen nennt.

Scheitern nun leider auch die Wünsche, großen Landsleuten ein derartiges Andenken bei ihren Mitbürgern zu sichern, gar oft an dem Kostenpunkt, so hat doch Thorn gezeigt, was selbst eine kleinere Stadt durch Ausdauer und dankbaren Eifer zu leisten vermag. Als am 19. Februar 1839, dem 367sten Geburtstage des großen Astronomen Nikolaus Copernikus, 13 Männer der Stadt zusammentraten, um sich über die Aufstellung eines Monuments für diesen größten Mann, der in ihren Mauern das Licht der Welt erblickt, zu berathen, da mochten wohl in Manchem Zweifel aufsteigen, ob es wohl möglich sein werde, die nöthigen Mittel zusammenzubringen. War es doch 30 Jahre früher, als zum ersten Male dieser Gedanke angeregt worden war, nur zur Grundsteinlegung gekommen, ohne daß man später an die weitere Ausführung des Werkes gedacht hätte. Indeß jene Männer wurden durch solche Bedenken nicht zurückgehalten, sondern constituirten sich als Copernikus-Verein, um unter diesem Namen ihre Thätigkeit für das in Aussicht genommene Ziel zu beginnen. Ein Aufruf zur Sammlung von Beiträgen, den der Verein erließ, fand in fast allen Theilen unseres Vaterlandes das bereitwilligste Entgegenkommen, so daß in kurzer Zeit die Summe von 2800 Thalern zusammen kam. So groß war diese Summe freilich nicht, daß das Unternehmen jetzt als vollständig gesichert hätte erscheinen können, doch war immerhin ein guter Anfang gemacht. Der Verein entschloß sich, um weitere Mittel in die Hand zu bekommen, nun auch die Hülfe der andern deutschen Staaten und des Auslandes in Anspruch zu nehmen. Viele Regierungen lehnten zwar ihre Betheiligung aus diesem oder jenem Grunde ab, aber andere, zumal die russische, gingen dafür um so bereitwilliger auf die Wünsche des Vereins ein. Aus Rußland allein wurden ca. 2000 Thaler beigesteuert, außerdem ergab diese Sammlung etwa 700 Thaler, so daß jetzt im Ganzen ein Kapital von beinahe 5500 Thalern zu dem genannten Zwecke zur Verfügung stand. Die Liberalität des hochseligen Königs, der von Anfang an dem Unternehmen seine Theilnahme und Protection hatte zu Theil werden lassen, fügte dieser Summe noch 2000 Thaler zu, und der Verein war so in den Stand gesetzt, jetzt weitere Schritte zur Aus-

führung des Unternehmens zu thun. Professor Tieck wurde mit der Fertigung des Modells beauftragt und führte dasselbe auch trotz einiger Verzögerung in Folge anderer Arbeiten schließlich aus. Der Guß in Bronce erfolgte dann ein Jahr später.

Immerhin blieb aber dem Vereine nun noch die Sorge wegen Beschaffung des Piedestals und Bestreitung der Kosten der Aufstellung. Die Fonds reichten dazu nicht mehr aus, zumal die Idee, einen fließenden Brunnen mit dem Piedestal in Verbindung zu bringen, weil Copernikus nach der Ueberlieferung bei der Einrichtung der Thorner Wasserleitung mitgewirkt hat, einen nicht unbeträchtlichen weiteren Kosten-Aufwand nöthig machte. Auch hier war es der Munificenz Friedrich Wilhelm des IV. zu danken, daß weitere Verzögerungen nicht entstanden. Durch eine Königl. Kabinets-Ordre wurde ein weiterer, bedeutender Zuschuß für das Denkmal bewilligt und nun unverzüglich nach dem Entwurf des Hofbauraths Strack das Postament ausgeführt. Am 25. Oktober 1853 sah der Verein sich endlich am Ziele seines langjährigen Wirkens; das Denkmal stand vollendet an seinem Platze an der Südwestecke des Thorner Rathhauses, und konnte zur Freude, nicht nur des Vereins, sondern aller Thorner und der vielen Fremden, die von nahe und fern zu dieser Festlichkeit herbeigeströmt waren, unter Jubel und Dank enthüllt werden. Für lange Jahre wird es eine Zierde der Stadt, eine lebendige Erinnerung an ihren großen Einwohner sein, und hoffen wir es, für Viele als Anregung zur Pflege höherer geistiger Interessen neben ihren Berufsgeschäften gedient haben und fortgesetzt dienen.

Der Copernikus-Verein hätte mit dem 25. Oktober 1853 seine Thätigkeit beschließen können; die Aufgabe, welche er sich bei seiner Bildung gestellt, war vollendet. Aber das lange gemeinsame Wirken hatte in seinen Mitgliedern den Wunsch erweckt, auch fernerhin zu gemeinschaftlichen Bestrebungen, wie sie dem Geiste des großen Copernikus entsprechen, vereinigt zu bleiben. Das Andenken des gefeierten Mannes sollte in seiner Vaterstadt nicht bloß durch ein würdiges Denkmal wach erhalten werden, sondern auch durch fortgesetzte Pflege und Förderung wissenschaftlicher und künstlerischer Interessen in seiner Vaterstadt. Diese Gedanken waren es, welche kurz vor der Auflösung des ältern Vereins den Vorsitzenden dessel-

den zu dem Vorschlage veranlaßten, einen neuen Verein mit der eben angegebenen Tendenz zu bilden. Fast alle Mitglieder gingen bereitwillig auf diesen Vorschlag ein, ebenso trat in den folgenden Wochen eine Anzahl sonstiger Gebildeter der Stadt hinzu und so constituirte sich am 19. Februar 1854 dieser jüngere Verein unter dem Namen: „Copernicus-Verein für Wissenschaft und Kunst." Aufsuchung und Nutzbarmachung der Quellen der Thorner Lokalgeschichte, Erforschung und Erhaltung der Alterthümer der Stadt, Unterstützung wissenschaftlicher und künstlerischer Bestrebungen innerhalb der Stadt und Provinz, das waren die Aufgaben, welche der auch in seiner neuen Gestalt höhern Orts genehmigte Verein besonders in's Auge fassen zu wollen erklärte. Der nach Vollendung des Denkmals von den eingekommenen Geldern gebliebene Ueberschuß von etwa 800 Thalern sollte ihm zusammen mit den jährlichen Beiträgen seiner Mitglieder die erforderlichen Mittel dazu in die Hand geben.

Es liegt in der Natur der Sache, daß einem Vereine, wie dem Thorner Copernicus-Verein, für seine Thätigkeit verhältnißmäßig nur sehr bescheidene Gränzen gesteckt sind. Er kann es nicht für seine erste, vornehmlichste Aufgabe ansehen, durch hervorragende Leistungen auf bisher mehr oder weniger angebauten Gebieten der Wissenschaft oder durch nachhaltige Unterstützung künstlerischer Bestrebungen sich allgemeinere Anerkennung zu verschaffen und die Aufmerksamkeit weiterer Kreise auf sich zu lenken. Dazu fehlt es ihm sowohl seinen durch sonstige, meist von den Bestrebungen des Vereins fern abliegende Berufsgeschäfte vielfach in Anspruch genommenen Mitgliedern an freier wissenschaftlicher Muße, als dem Vereine selbst an den nöthigen Geldmitteln. Gleichwohl kann sein Wirken mit den segensreichsten Folgen verknüpft sein, wenn er in seiner nächsten Umgebung Manches der Nachwelt zu erhalten bemüht ist, was wenn auch zunächst nur für die Specialgeschichte von Bedeutung, doch in Verbindung mit Anderm zu weiteren Blicken in die Vergangenheit Anlaß geben kann, wenn er die Liebe und das Interesse für die Heimath dadurch belebt, daß er Kenntnisse von ihrer Vergangenheit auch in Kreisen verbreitet, die sonst davon unberührt blieben, wenn er überhaupt so viel als möglich bestrebt ist, Sinn für wissenschaftliche und künstlerische Bestrebungen den materiellen Richtungen der Gegenwart gegenüber in allen

Ständen zu erwecken. Der Copernikus-Verein hat dies denn auch von Anfang an als das eigentliche Ziel seiner Thätigkeit angesehn und sich dadurch während seines jetzt 10jährigen Bestehens vor jeder falschen Scheinthätigkeit bewahrt, deren seine Mitglieder bald hätten überdrüßig werden müssen. Er kann auf manche Erfolge seiner Wirksamkeit hinblicken, die, ob auch weiteren Kreisen nicht bekannt, doch in der Nähe wohl gewürdigt werden und ihm die bereitwilligste und eifrigste Unterstützung der städtischen Behörden jeder Zeit verschafft haben.

Es waren zunächst das städtische Archiv und die Rathsbibliothek, deren bessere Anordnung und Aufbewahrung der Verein sich angelegen sein ließ. Oberlehrer L. Prowe und Stadtrath Joseph, die sich dieser Aufgabe vornehmlich unterzogen haben, manche für die Ordensgeschichte und besonders die Geschichte des preußischen Städtebundes wichtige Schriftstücke dadurch vom Untergange gerettet. Auf die Befürwortung des Vereins wurden sodann einige für die Geschichte der Stadt Thorn werthvolle Manuskripte von Seiten der Stadt hinzuerworben und ein vermehrter jährlicher Beitrag aus städtischen Fonds zur Anschaffung neuer Werke bewilligt. Die Stadt kam so in den Besitz mehrerer wichtiger Handschriften aus der Bibliothek des Professor Wernicke und aus dem Nachlasse des Stadtrath Sömmering, Bruder des berühmten Anatomen, der gleichfalls ein geborner Thorner ist. Vieles war darunter von ganz speciellem Interesse für die Stadt Thorn, so ein Verzeichniß der Bürgermeister und Rathmänner der Stadt aus den Jahren 1262 bis 1498, das [illegible] Jahre weiter hinauf reicht, als das 1821 im Druck erschienene Verzeichniß dieser Art. Eine Zahl anderer Urkunden enthält einen reichen Schatz statistischer und geschichtlicher Mittheilungen über Namen und Zahl der Thorner Bürger aus den Jahren 1627 bis 1715, über Grundbesitz, Legate, einzelne Ereignisse der Thorner Stadtgeschichte. Um das so zusammengebrachte Material einigermaßen zu verwerthen, dann aber auch, um den Interessen des Vereins nahe liegende Gegenstände zur Besprechung zu bringen, werden monatliche Vorträge gehalten, die sich öfters zwar auch auf allgemeine historische Gegenstände beziehen, in vielen Fällen jedoch auf die eigentliche Thorner Stadtgeschichte und die Verhältnisse des Culmerlandes beschränken. Die öffentlichen Vorlesungen, welche der Ver-

ein daneben seit dem ersten Jahre seines Bestehens fast jeden Winter veranstaltet, sind dagegen sehr verschiedenen Gebieten entnommen und haben den allgemeinen Zweck, in weiteren Kreisen anzuregen und die Aufmerksamkeit der Gebildeten unsrer Stadt auf bedeutende Erscheinungen theils der Vergangenheit theils der Gegenwart zu richten. Bei der Theilnahme, welche diese Vorlesungen meist gefunden haben, ist es dem Verein möglich geworden, aus dem Ertrage derselben wiederholt künstlerische und wissenschaftliche Unternehmungen durch größere oder kleinere Summen zu unterstützen. So konnten z. B. für das Kant-Denkmal in Königsberg, dessen Aufstellung wir jetzt, wie wir hoffen, in nicht zu ferner Zeit entgegen sehen können, 40 Thaler im Jahre 1855 übersandt werden. War der Beitrag auch nur ein sehr bescheidener, so hatte er sich doch eines freundlichen Empfangs zu erfreuen. „Ohne Kopernik," sagt Rosenkranz in seinem Antwortschreiben an den Verein, „Ohne Kopernik kein Kant! Kopernikus veränderte mit der centralen Stellung der Sonne auch das Bewußtsein der Menschen, und Kant entdeckte diese Veränderung, indem er die centrale Macht des Selbstbewußtseins zum Ausgangspunkt des modernen sowohl theoretischen als praktischen Idealismus machte. In seiner Bildung aber ging er erst durch das Kopernikanische Element hindurch, bevor er in das eigentlich speculative eintrat."

Gleichzeitig mit dem oben erwähnten handschriftlichen Nachlasse des verstorbenen Stadtrath Sömmering wurde der Stadt von seinem Neffen, dem Hofrath Sömmering in Frankfurt, eine werthvolle Sammlung von 2283 Münzabdrücken geschenkt, worunter sich 414 Denkmünzen aus den letzten Jahrhunderten befinden. Mitglieder des Vereins übernahmen die Ordnung und Katalogisirung dieser Sammlung, die demnach in einem, von den städtischen Behörden dem Vereine überwiesenen, alterthümlichen Schranke ihre Aufstellung gefunden hat. Gerade dieses schöne Geschenk ließ aber den Verein von Neuem recht lebhaft den Mangel eines geeigneten Lokals für ein anzulegendes städtisches Museum fühlen. Schon mehrfach waren dem Verein seit den ersten Jahren seines Bestehens Geschenke zugeflossen, auch mancherlei Anträge zur Aufbewahrung antiquarisch werthvoller Gegenstände an ihn gestellt worden, aber er hatte dieselben

meist vorläufig ablehnen müssen, da kein passender Raum für ihre Aufstellung zu beschaffen war. Die wiederholten Anträge, die von Seiten des Vereins dieserhalb gestellt wurden, fanden zwar bei dem Thorner Magistrate die entschiedenste Billigung, doch waren augenblicklich die dazu erforderlichen Gelder nicht zu beschaffen. Erst im Jahre 1860 wurde es den städtischen Behörden möglich, in dem zweiten Stockwerk des westlichen Rathhausflügels ein Lokal zur Anlegung eines städtischen Museums auszubauen. Der Verein erließ jetzt an alle diejenigen, welche sich im Besitze einzelner merkwürdiger Antiquitäten, Geräthschaften, Möbel, Kunstalterthümer befanden, die Bitte, dieselben nunmehr dem städtischen Museum, wenn nicht als Geschenk, so doch zur Aufbewahrung zu übergeben. Zu seiner Freude wurde dieser Aufforderung in ausgedehnterer und umfangreicherer Weise entsprochen, als er es selbst zu hoffen gewagt, und wenn auch manches Unbedeutende unter den eingelieferten Gegenständen vorerst zur Aufstellung in dem Museum kam, so fand doch andrerseits auch vieles wirklich Werthvolle dort seinen dauernden, gesicherten Platz. Besonders erfreulich mußte für den Verein die lebhafte Theilnahme sein, welche der General-Direktor der Königlichen Museen in Berlin dem jungen Verein zu Theil werden ließ. Bereits 1858 hatte er dem Verein 11 werthvolle Gyps-Abgüsse als Geschenk übersandt, die, bisher in den Bibliothekzimmern des Gymnasiums aufbewahrt, jetzt in das städtische Museum gebracht wurden. Auf die Nachricht von der wirklichen Begründung des Museums schickte v. Olfers 16 weitere Gyps-Abgüsse zugleich mit lithographischen Abbildungen der Wandgemälde in dem neuen Berliner Museum und stellte ferner weitere Unterstützung und Hülfe in der bereitwilligsten Weise in Aussicht.

Da es jedoch dem Copernicus-Verein bei Begründung des städtischen Museums neben der Bildung des ästhetischen Sinnes durch Sammlung von Kunstwerken vor Allem darauf angekommen war, ein möglichst umfassendes Hülfsmittel für die Erforschung der Vorgeschichte unsrer Stadt und Umgegend zu schaffen, konnte er sich nicht bei den zufälligen Zuwendungen beruhigen, die einzelne Gönner dem Museum zu Theil werden ließen. Es waren Schritte nöthig, um auch in weiteren Kreisen auf die Bestrebungen des Copernicus-Vereins aufmerksam zu machen und dasjenige, was in der weitern Umgegend Thorns von Alterthümern noch

aufgefunden würde, vor Beschädigungen und dem Untergange zu retten. Der Verein gewann zu diesem Zweck in verschiedenen Orten, vornehmlich des Regierungsbezirks Marienwerder, auswärtige Correspondenten, die sich der Mühe unterzogen, den Verein von etwaigen Funden in Kenntniß zu setzen und Gegenstände antiquarischen Werthes vor Zerstörung zu schützen, wo möglich auch für das Museum in Thorn zu erwerben. Den erfolgreichen Bemühungen einzelner dieser Correspondenten hat der Verein manche werthvolle Vermehrung seiner Sammlungen oder auch interessante Mittheilungen über aufgefundene Grabstätten u. s. w. zu verdanken. In mehreren Fällen wurden von Mitgliedern des Vereins in Folge solcher Mittheilungen eigene Excursionen nach den betreffenden Orten unternommen und Nachgrabungen angestellt. So wurden in Czarnowo im Kreise Thorn 6 Urnen ausgegraben, in der Nähe von Steinort der dicht am rechten Weichselufer künstlich aufgeworfene alte Wall von 15 bis 20 Fuß Höhe mit seinen alten Begräbnißstätten untersucht, in Grzywno, an der Chaussee zwischen Thorn und Kulmsee gelegen, ein altes Steingrab von beträchtlichem Umfange bloßgelegt, auf dem Gute Kielbasin mehrere Schmucksachen von Bronze, Streitmesser u. a. aufgefunden. Theils durch diese und andere Funde, noch mehr aber durch die zahlreichen Geschenke, deren das Museum sich fortgesetzt zu erfreuen hat, sind die bisher benutzten Localitäten bereits derartig angefüllt, daß in nächster Zeit eine Aussonderung des minder Werthvollen oder eine beträchtliche Erweiterung des Raumes durch einen neuen Ausbau eines Theiles des Rathhauses nothwendig werden wird.

Nur mit Schmerz konnte es der Copernicus-Verein bei seinen bisherigen Bestrebungen wahrnehmen, daß der bauliche Charakter Thorns, der von jeher das Interesse aller Kenner erregt hat, von Jahr zu Jahr mehr verloren geht und bei Neubauten ein alter schöner Giebel nach dem andern fällt. Im Jahre 1857 war der Verein bei Gelegenheit eines Besuchs seines Ehrenmitgliedes, des Geheimen Ober-Bauraths Stüler und des Königl. Conservators der Kunstdenkmäler, Geheimen Regierungsraths von Quast, noch besonders auf den Bauwerth einzelner Gebäude aufmerksam gemacht und dazu angeregt worden, auf ihre Erhaltung und bei anderen auf ihre Wiederherstellung in dem ursprünglichen Charakter

hinzuwirken. Leider steht es, zumal bei Privatgebäuden, nicht in der Macht des Vereins, seinen Wünschen in dieser Beziehung überall Gehör zu verschaffen und es war ihm in vielen Fällen nur möglich, Federzeichnungen von merkwürdigen Gebäuden oder Giebeln vor ihrem Abbruch anfertigen zu lassen, die der Bibliothek einverleibt wurden. Die Vervielfältigung derartiger Zeichnungen durch den Stich hat der Verein zwar bereits in's Auge gefaßt, doch konnte dieselbe bisher noch nicht zur Ausführung gebracht werden.

Aehnlich ist es dem Verein in Betreff eines andern ausgezeichneten Kunstwerks bis jetzt gegangen, das einst in hohem Grade das Interesse des hochseligen Königs bei dessen Anwesenheit in Thorn auf sich zog. Es ist dieses die in der Thorner Synagoge befindliche kunstvolle Treppe. Die durch 4 Stockwerke sich hindurchziehende Spindel von Eichenholz ist in der Länge von 36 Fuß aus einem Stück gearbeitet und mit reichem Schnitzwerk verziert. Die zierlichen Schnitzereien an dem Geländer sind an mehreren Stellen bereits stark beschädigt und viele Füllungen ausgeschlagen, so daß es hohe Zeit ist, daß einer weitern Zerstörung Einhalt geschieht. Der Verein dachte deshalb an eine Translocirung der Treppe und ließ eine Zeichnung von derselben anfertigen, um auch weitere Kreise dafür zu interessiren, doch hat es bisher noch an den Mitteln gefehlt, diesen Plan zur Ausführung zu bringen, und das Kunstwerk geht leider von Jahr zu Jahr seinem weitern Verfalle entgegen.

Hand in Hand mit diesen Bestrebungen, die Alterthümer der Stadt möglichst zu conserviren, geht auch von Anfang an der Wunsch des Vereins, für die Geschichte Thorns und seiner Umgegend in irgend einer Weise thätig zu sein. Wir sprachen bereits von der Ordnung und Vermehrung des Archivs und der Rathsbibliothek. Aber ganz besonders lag auch bei den eigenthümlichen Verhältnissen, unter denen sich das ursprünglich rein deutsche Element in unsrer Gegend mit dem polnischen mehr und mehr vermischt hat, ja an manchen Stellen von ihm ganz unterdrückt ist, für den Verein die Aufgabe nahe, diesem deutschen Charakter und Wesen so weit als möglich nachzuforschen und da, wo sich das Ursprüngliche noch nachweisen ließ, auf dessen Wiederbelebung hinzuwirken. So wurde bereits in den ersten Jahren seines Bestehens eine Anzahl Mitglieder mit der

Ermittlung der alten deutschen Namen derjenigen Ortschaften des Thorner Kreises beauftragt, die im Laufe der Zeiten polnische Namen erhalten hatten. Nach archivalischen Quellen wurde ein genaues Verzeichniß angefertigt, das der Verein dann zu weiterer etwaiger Benutzung den Behörden übergeben hat. Einem ähnlichen Zweck dient eine Schrift des Oberlehrer Dr. L. Prowe, die es sich zur Aufgabe macht, den deutschen Ursprung der Familie Koppernik nachzuweisen, und damit die Behauptung der Polen zu entkräften, daß unser großer Landsmann Nicolaus Copernikus slavischer Abstammung sei.

Bei Gelegenheit der 600jährigen Jubelfeier der Stadt Königsberg wurde eine von demselben Verfasser herrührende Festschrift „Nicolaus Copernikus in seinen Beziehungen zu dem Herzoge Albrecht von Preußen" übersandt. Auch außerhalb der Gränzen unsrer Provinz hat diese Abhandlung mannigfache Anerkennung gefunden.

Der spätern Thorner Stadtgeschichte ist eine, auf quellenmäßigen Forschungen beruhende, Darstellung des Baus der altstädtischen evangelischen Kirche entnommen, welche Pfarrer Markull als Festschrift zur 100jährigen Jubelfeier dieser Kirche herausgab. Der Verein hatte sodann die Freude, daß sein mehrjähriger Vorsitzender, Oberbürgermeister Körner, sich der Mühe unterzog, eine Geschichte der Stadt Thorn seit seinem Amtsantritt 1842 zu entwerfen. Da ihn seine Arbeit vielfach in die frühere Zeit zurückführte, dehnte er seinen ursprünglichen Plan in der Folge weiter aus und lieferte in 2 starken Bänden eine Geschichte und Statistik der Stadt Thorn für die Zeit von 1793 bis 1860. Das Werk stellt Alles, was das Leben der Stadtgemeinde Thorn in diesem Zeitraum berührt, urkundlich mit der erwünschten Genauigkeit und Vollständigkeit zusammen, so daß es für die Geschichte von bleibendem Werthe ist. Manche andere Arbeit, die der Verein gern ausgeführt sähe, harrt freilich noch ihrer Vollendung. Je geringere Aussicht dafür vorhanden ist, daß die Mitglieder selbst in nächster Zeit dieselben werden übernehmen können, desto mehr muß es dem Vereine erfreulich sein, wenn auch Auswärtige auf den Werth des in Thorn befindlichen historischen Materials aufmerksam werden. So nahm Professor Dr. Hirsch aus Danzig im Jahre 1859 Anlaß, das Thorner Archiv genauer kennen zu lernen und

sich von dem historischen Werthe desselben aus eigner Anschauung zu überzeugen. Auch Dr. Strehlke aus Berlin hat das Archiv wiederholt benutzt und sich noch in letzter Zeit den lebhaftesten Dank des Vereins dadurch erworben, daß er eine, ihm aus dem Archive zur Benutzung übersandte, wichtige Sammlung von Recessen der Preußischen und Hanseschen Städtetage von 1383 bis 1416, welche dem Einflusse der Zeit zu unterliegen drohte, nach einem eigenthümlichen Verfahren, zum Theil mit chemischen Mitteln wieder hergestellt und für eine lange Folgezeit erhalten hat.

Wenn manche sonstige Projekte, wie die Bildung eines Thorner Kunstvereins, jährliche Ausstellungen von Gemälden und Kupferstichen, die zu zwei verschiedenen Malen von dem Vereine veranstaltet wurden, die Errichtung einer Sternwarte u. a., auch als unausführbare Wünsche bald bei Seite gelegt werden mußten, kann doch hier wie bei manchem Andern, was der Verein anstrebt, das Wort gelten et voluisse sat est. Der Copernikus-Verein für Wissenschaft und Kunst in Thorn ist wenigstens eifrig bemüht, so weit seine Kräfte und Mittel reichen, seinem Namen Ehre zu machen, und Wissenschaft und Kunst zu fördern und zu unterstützen; daher darf er auch dieses Strebens wegen auf einige Theilnahme und Anerkennung wohl rechnen.

Mittheilungen und Anhang.

Eine heidnische Gräberstätte bei Grüneiken.

Schon vor Jahresfrist war uns Kunde geworden, man hätte auf dem Gute Grüneiken (Kreis Darkehmen, Kirchspiel Szabienen) Hünengräber entdeckt. Bei einem Besuche in jener Gegend fand sich nun unlängst Gelegenheit, auch nach Grüneiken einen Ausflug zu machen, um die alte Begräbnißstätte in Augenschein zu nehmen. Der freundliche Besitzer des Gutes, Herr F., der bereits eine große Zahl von Gräbern (etwa 40) geöffnet hatte, verstattete nicht allein seine Sammlung der gefundenen Alterthümer zur Ansicht, sondern zeigte sich auch in dankenswerthester Weise bereit, in unserem Beisein Nachgrabungen vornehmen zu lassen. Es wurden zwei Gräber aufgedeckt und zahlreiche Urnen mit Knochenresten nebst einigen Bronze- und Eisensachen zu Tage gefördert.

Die Ausbeute des schon früher Gefundenen bestand in einer nicht unbedeutenden Sammlung von Alterthümern. Sie enthielt verschiedene Sachen aus Bronze, alle wohl erhalten: als Ringe, Schnallen, Gewandhalter. An Schmuckgegenständen gab es Bernstein-Korallen, Kügelchen von farbigem Thone, zwei überaus zierlich gearbeitete Mosaikperlen, weiß mit roth und schwarz ausgelegt und viele vergoldete Glasperlen. Waffenreste waren eine Pfeilspitze aus Stein und ein schönes Exemplar eines bronzenen Streitmeißels in der Form der sog. Celts. Auch eine Römische Kaisermünze aus Bronze war vorhanden, konnte jedoch ihrer stark angegriffenen Beschaffenheit wegen nicht mit Sicherheit bestimmt werden. Die Hauptseite zeigt einen nach rechts gewandten Frauenkopf, die Rückseite auf dem Kopfe stehend das Bildniß einer

weiblichen Römischen Gottheit, wie es scheint, der Ceres, mit den üblichen Buchstaben S. C. (Senatusconsulto). Von einer Umschrift ist keine Spur zu entdecken. Die Größe mißt 9/8 Zoll Durchmesser. Vielleicht ist auf eine Münze der Kaiserin Julia oder der Faustina zu rathen, wie solche in dem Werke von Henry Cohen, Description historique des monnaies frappées sous l'empire romain I, 383 ff. II, 578 ff. beschrieben und abgebildet sind. Annäherungsweise stimmt die fragliche Münze mit der Julia No. 11 bei Cohen I, 384, abgebildet auf Tafel XVII.*)

Die Gräberstätte befindet sich nur wenige Schritte von dem Gehöfte entfernt auf einem umfangreichen Hügel, der, wie das Gut selbst, nahe bei dem [illegible]-Flusse auf dem rechten Ufer belegen ist. Der ganze Hügel erscheint mit hunderten von Gräbern dicht besät und verspricht trotz der fortgesetzten Nachgrabungen noch reiche Ausbeute. Von Hügelgräbern zeigt sich keine Spur, vielmehr liegen sämmtliche Gräber im Boden, aus dem sie als schwache Wölbungen hervorragen. Ein Theil des Hügels ist in neuerer Zeit zur Anlage eines Kirchhofes benutzt worden, ein eigenthümliches Beispiel, wie das Neue mit dem Alten sich berührt.

Was die beiden von uns geöffneten Gräber betrifft, so näherte sich ihre Bauart zwar den von Hensche (Schriften der physikalisch-ökonom Gesellschaft zu Königsb. Jahrg. 1861, S. 132. 133) beschriebenen Gräbern, wich aber insofern davon ab, als die innere Ausmauerung der Grube fehlte, was auch anderwärts beobachtet worden ist (v. Wittich in den angeführten Schriften Jahrg. 1863 S. 79 ff.). Ein Gleiches war bei den früherhin aufgedeckten Gräbern der Fall. In einer Tiefe von 3 bis 4 Fuß stieß man auf die Urnen, deren Zahl in dem einen Grabe 5, in dem anderen 7 betrug. Die ersteren bildeten eine zusammenhängende Gruppe, indem 4 um die 5te als den Mittelpunkt herumstanden; die letzteren waren unregelmäßig zerstreut. Die Form der Urnen war roh und kunstlos, das Material der gewöhnliche, schwach gebrannte Thon von so geringer Haltbarkeit, daß keine unversehrt hervorgezogen werden konnte. Manche hatten schon die aufgelegten Decksteine zerdrückt. Alle Urnen

*) Nachträglich sei bemerkt, daß Hr. Professor Nesselmann nach Ansicht der Münze sich für Faustina die Aeltere entschied.

waren mit Knochenresten angefüllt. Von Geräthschaften fand sich nur wenig, unter oder neben den Urnen: und zwar in dem ersten Grabe nichts weiter, als ein Bronze-Ring, in dem zweiten ein anders gestalteter Ring, ebenfalls von Bronze und zwei Gewandhalter von übereinstimmender Construction, der eine aus Bronze, der andere aus Eisen.

B—n.

Shakspeare-Feier in der Provinz.

Insterburg.

Nachdem die Bemühungen in hiesiger Stadt eine allgemeinere Feier des dreihundertjährigen Geburtstages Shakspeare's zu arrangiren, fruchtlos geblieben waren, forderte Gymnasial-Lehrer Koch die Primaner und Secundaner unserer Realschule auf, eine Schulfeier unter seiner Leitung zu veranstalten. Mit Begeisterung wurde sein Vorschlag angenommen, in englischer Sprache und in Costüm einige Scenen aus Shakspeare'schen Stücken aufzuführen, es wurden dazu als charakteristisch und für Schüler geeignet folgende Stellen gewählt: aus den historischen Dramen die Volksscene aus Julius Cäsar III, 2, aus den Tragödien die Scene aus Macbeth, in der die Ermordung Banquos beschlossen wird (III, 1.) und aus den Comödien die Malvolio-Scene aus Was ihr wollt (II, 5.) Um das Programm zu vervollständigen, wurde beschlossen, die Feier mit Gesang zu beginnen und zu schließen und die englische Aufführung durch eine von einem Primaner verfaßte und gehaltene deutsche Rede einzuleiten, in der auf die Bedeutung des Festes für uns Deutsche hingewiesen würde und die zugleich eine kurze Biographie des Dichters enthalten sollte. Der Text des Anfangs-Gesanges, der eine Verherrlichung Shakspeares enthielt, wurde durch einen Primaner geliefert und von dem Gesanglehrer unsrer Anstalt, Metz, bereitwilligst in eine würdige Melodie gesetzt. Für den Schluß-Gesang wurde das englische Nationallied Rule Britannia ausgewählt. Die Schwierigkeiten bei Besorgung der Costüme waren glücklich beseitigt; in der Aula der Anstalt war das Theater aufgeschlagen, dessen Ausrüstung und Decoration der Vorstand der hiesigen Schützengilde und ein hiesiger Bürger kostenfrei übernommen hatten; am Abend vor dem Feste wurde noch eine Generalprobe vor sämmtlichen Schülern gehalten. Zu der eigentlichen Feier am 23. April waren von den Primanern die Behörden und alle angesehenen und gebildeten Bürger der Stadt mit ihren Familien eingeladen; auch Vertreter der englischen Nation fehlten nicht. Der Andrang war, wie sich erwarten ließ, so groß, daß selbst der vor dem Saale gelegene Gang besetzt war. Der Enthusiasmus, mit dem die Schüler an ihre Arbeit gegangen waren, hatte zur Folge, daß das Fest in sehr gelungener und allgemein ansprechender Weise verlief. Noch an demselben Tage wurde der Aufführung das größte Lob in einem [illegible]

Kreise von Verehrern des Dichters gespendet, die sich in dem großen Saale des „Rheinischen Hofes“ zu einem Souper versammelt hatten, das durch eine Festrede des Dirigenten der Töchterschule, Dr. Lenz, durch Toaste und Gesang gewürzt wurde.

Aus Danzig ist noch nachzuholen, daß am 23. April 9 Uhr Morgens auf dem Weinberge eine Shakspeare-Eiche gepflanzt und jetzt mit einem schönen Stacket umgeben ist.

Königsberg. Aus dem zweiten Theil der im literarischen Kränzchen von A. Hagen gehaltenen Festrede theilen wir die folgenden auch für weitere Kreise interessanten Mittheilungen: Von den 37 Stücken Shakspears sind bisher nach und nach 16, zuerst Intriguenstücke, dann geraume Zeit hindurch nur Trauerspiele, zur allgemeineren Kenntnißnahme der hiesigen Theaterfreunde gebracht, mehrere auf sehr mittelbare Weise. Den „Sturm“ lernte man dem Inhalte nach aus der Oper der „Geisterinsel“ von Gotter, komponirt von Zumsteeg, kennen und aus der mimischen Darstellung der Hendel-Schütz, die im Jahr 1811 sich als Miranda zeigte, wie sie zuerst Ferdinands ansichtig wird. — Sobolewski nahm den Stoff zu seiner ersten Oper „Imogen“ aus dem „Cymbeline“ und Nicolai bearbeitete „die lustigen Weiber von Windsor“ als Oper. — Es war Michael Kongehl in Königsberg, der zuerst Shakspearsche Stoffe zu zwei sog. Mischspielen benutzte i. J. 1682. Er wurde zum Bürgermeister im Kneiphof erhoben und zugleich zum kaiserlich gekrönten Poeten. Die mit komischen Zwischenspielen untermischten Dramen heißen Innocentia und Phönicia. Innocentia ist die Imogen aus „Cymbeline“. Schon aus dem Titel erkennt man den Anhänger der Hoffmannswaldau-Lohensteinschen Schule: „der unschuldig beschuldigten Innocentien Unschuld.“ Ein Bösewicht, der vermeintliche Freund eines Neuvermählten läßt, um eine verfängliche Wette zu gewinnen, sich in einem Kasten in die Schlafkammer der jungen Frau tragen. Des Nachts betrachtet er die Schlafende und ein neben ihr hängendes Brustbild; er entwendet einen Ring und treibt den betrogenen Gatten zu wahnsinniger Verzweiflung. „Die vom Tod erweckte Phönicia“ ist die Hero aus „Viel Lärm um nichts.“ — Beinahe hundert Jahre vergehn bis zur Wiedererscheinung S's. Unter der Leitung der Geschwister Schuch wurden wiederholt „Hamlet,“ „der Kaufmann von Venedig“ und „Lear“ seit 1780 in Danzig (die Comödienzettel liegen vor) und unzweifelhaft auch in Königsberg aufgeführt. In den neunziger Jahren kam „Macbeth“ und im Anfange dieses Jahrhunderts „Othello“ hinzu. Für das Volksthümliche des „Hamlet,“ wenn auch nicht für den Geschmack der Zuschauer spricht der Umstand, daß 1812 hieselbst die Tragödie als Travestie, von Kindern gespielt, auf die Bühne kam „Hamlet in Liliput,“ (verfaßt von Giseke.) Der erste namhafte Schauspieler, der in K. als Hamlet auftrat, war Schwarz. Auch Büttner gewann durch sein wohldurchdachtes Spiel Anerkennung. Unter den Gästen, die damals die Rolle gaben, sind Krüger und Grua aus Berlin und vor allen Emil Devrient aus Dresden zu nennen. Als Ophelia rief 1809 Madame Beth-

mann aus Berlin Enthusiasmus hervor. Madame Kühne, geb. Cassini, suchte ihr nachzueifern. Den allgemeinsten Beifall erntete in der Rolle 1819 Madame Anschütz aus Breslau. — Der große Ludwig Devrient leistete 1818 im „Kaufmann von Venedig“ als Shylock unvergleichliches. Im Lear erschien er malerischer als irgendwo. (Hildebrand in Düsseldorf malte ihn als trauernden König, knieend neben der Leiche Cordelias.) — Der „Macbeth“ war anfangs in der Stephanischen Bearbeitung gegeben mit einer Spektakelscene am Ende, indem, wie es auf dem Comödienzettel eigends bemerkt ist, die Trümmer des in Feuer aufgehenden Schlosses über der verbrecherischen Lady Macbeth zusammenstürzen. Im Jahre 1796 ward Macbeth in der Bürgerschen und 1806 in der Schillerschen Uebertragung gegeben. Rott brachte die Rolle zu neuer Geltung durch Verwendung der Kaufmannschen Uebersetzung und dadurch, daß er in der Anordnung einzelner Scenen (Treppe zur Schlafstätte des Königs) die anpassende Form der altenglischen Bühne vergegenwärtigte. Wenn Madame Karschin 1815 als Lady Macbeth Vorzügliches leistete, so stellte Madame Schröder 1825 in der personificirten Gewissensangst ein unerreichtes Kunstwerk auf. — Der „Othello“ kam 1800 auf die Bühne in der Uebersetzung von Schubert. In der Bearbeitung, die Heinrich Voß d. j. unter Schillers Augen unternommen hatte, gewann die Tragödie 1813 neues Interesse. Anschütz wußte in der schwierigen Rolle das rechte Maß zu halten, was Ira Aldridge 1854 nicht gelang. — Im Jahre 1824 brachte Madame Crelinger „Romeo und Julia“ in der Schlegelschen Uebersetzung zur Darstellung. Hendrichs gab 1846 den Romeo. Größeres Verdienst erwarb sich dieser Schauspieler dadurch, daß er hier den „Julius Cäsar“ in Scene setzte und als Marcus Antonius die kriechende Demuth und die arglistige Rachgier in das rechte Gleichgewicht stellte. — „Coriolan“ wurde von Carl v. Holtei gelesen, ist aber hier nicht aufgeführt. — Rott brachte die Tragödie „Richard III.“ auf die hiesige Bühne und entwickelte in der Hauptrolle eine außerordentliche Stärke. Nach ihm trat Dessoir darin mit verdienter Anerkennung auf. — Im Jahre 1855 spielte Döring den Falstaff in „Heinrich IV.“ unter schallendem Beifall. — In der „Zähmung der Widerspenstigen“ (Bearbeitung von Deinhartstein) trat zuerst Fräulein Viereck in einem Gastspiel auf. — „Die Comödie der Irrungen“ wurde von Carl v. Holtei mit großem Geschick vorgetragen, aber auch wiederholt aufgeführt. Bei der letzten Aufführung thaten sich Günther und Schelly rühmlich hervor. Auch „Viel Lärm um nichts“ in der v. Holteischen und das „Wintermärchen“ in der Dingelstädtschen Bearbeitung (Regisseur Reinhart) sind in dankenswerther Weise vorgeführt. Endlich gab die Anordnung des „Sommernachtstraum“ im vorigen Jahre für die künstlerische Einsicht des jetzigen Regisseurs Reuter das vollgültigste Zeugniß. Pyramus und Thisbe konnten nicht besser tragirt werden, als dies durch Günther und Seidel geschah. —

Wir fügen diesem Referat die an die Vorstände unserer Provinzialbühnen gerichtete Bitte bei, daß durch das Jubiläum des großen Dichters wieder mit ganzer Stärke er-

wachte Interesse für seine Schöpfungen in der nächsten Saison durch möglichst zahlreiche und gute Aufführungen zu kräftigen.

Wir theilen schließlich noch das Verzeichniß der bis jetzt uns bekannt gewordenen durch die Shakspeare-Feier in unserer Provinz veranlaßten Druckschriften mit:

Czerwinski, Albert, William Shakespeare, und die beiden ersten berühmten Darsteller seiner Charaktere. [Abdr. aus dem Danziger Dampfboot.] Danzig. (1864.) Léon Saunier. Dr. v. Edwin Gröning. (8 Bl. 8.) $1^1/_2$ Sgr.

Fritsche, Prolog zur Aufführung von „Viel Lärmen um Nichts," an Shakespear's 300jähriger Jubelfeier in Thorn, 23. Apr. 1864. Dr. d. Rathsbchdr. z. Thorn. 1 Bl.

(Hagen, A.) Die Shakspearfeier des literarischen Kränzchens. Königsberg im Apr. 1864. (44 S. 8.) [Enthält: Erster Vortrag. Die sittliche Haltung der Frauen in Shakspear's Dramen. S. 4—24. Zweiter Vortrag. Shakspear in Königsberg. S. 28—48.]

Kreyßig, F. A. Th., Ueber die sittliche und volksthümliche Berechtigung des Shakespeare-Cultus. Festrede, bei der Shakespeare-Feier in Elbing am 23. April 1864 gehalten. Elbing. 1864. Neumann-Hartmann. (19 S. gr. 8.) 6 Sgr.

Lua, A. L., William Shakespeare. Eine Festrede, gehalten bei der volksthümlichen Feier des dreihundertjährigen Geburtstages des Dichters im Saale des alten Weinbergs zu Schidlitz. Danzig. 1864. Const. Ziemssen. Dr. v. Edw. Gröning. (12 S. gr. 8.)

Prolog und Epilog gesprochen im Saale des Schützenhauses bei der Festvorstellung zum 300jährigen Geburtstage Shakspeares. Danzig, am 23. April 1864. Dr. v. A. W. Kafemann. (3 Bl. 8.)

Rudloff, Dr. Wilh., Ein Erinnerungsblatt zum Andenken an die Jubelfeier des 300jährigen Geburtstages Shakspeare's am 23. April 1864. Danzig. (1864.) In Kommiss. bei Th. Anhuth. Dr. v. Edw. Gröning. (8 S. gr. 8.)

Provinzial-Geschichts-Kalender.

1. Oct. 1243. Innocenz IV. ertheilt dem Hochm. des dtsch. Ordens, Gerhard v. Malberg (mit den Worten der Bulle vom 3. Aug. 1234) neuerdings über Preußen die Investitur. (Watterich.)

2. Oct. 1768. † M. Wilh. Heinr. Becher, Erzpriester in [illegible] (bekannt als Verf. der „Preuß. Kirchenregistratur.")

3. Oct. 1851. Der Bundestag beschließt das Wiederausscheiden der Provinzen Preußen und Posen aus dem deutschen Bunde.

4. Oct. 1854. Der große Brand in Memel.

5\. Oct. 1594. Der Rath in Thorn schenkt seine Bibliothek dem Gymnasium. (Thorn. Wochenbl.)

6\. Oct. 1668. † Heinr. Albert zu Königsberg. (s. 28. Juni 1604.)

7\. Oct. 1797. Das Schauspielhaus zu Königsberg brennt ab. (Gebser, Taschenbuch v. Kgsbg. S. 92.)

8\. Oct. 1656. Fürst Nicolaus Radziwill wird von den Tataren bei Prostken besiegt. (Beiträge z. K. Pr. II, 151.)

9\. Oct. 1807. Aufhebung der Erbunterthänigkeit in Preußen durch das „Edikt den erleichterten Besitz und den freien Gebrauch des Grund-Eigenthums sowie die persönlichen Verhältnisse der Landbewohner betreffend“ d. d. Memel den 9. Oct. 1807.

10\. Oct. 1764. Stiftung des Farenheidschen Armenhauses. „Bei Gelegenheit, daß einige der Stadt-Kämmerei zugehörige auf dem hintern Roßgarten belegene alte Gründe zum Verkauf ausgeboten wurden, übergab der ehemal. Commerzienrath und Kaufmann Farenheid unter dem 10. Oct. 1764 einen Plan zur Errichtung eines Armenhauses, wozu er aus seinen Mitteln 50,000 Fl. bestimmte, insofern die gedachten Grundstücke hiezu von der Kämmerei unentgeltlich abgetreten würden. Dieses geschah, der Aufbau wurde durch den inzwischen eingetretenen großen Brand aufgehalten, aber im Jahre 1771 beendigt. Friedrich d. Gr. ertheilte dieser Stiftung unt. d. 7. Apr. 1768 eine besondere Verschreibung. Die Kosten des Baues sollten von dem Fundations-Kapital entnommen werden, indessen hat der edle Stifter, obgleich solche 20,000 Fl. betrugen, gleichfalls hergegeben. Der Sohn des Stifters, Kriegsrath v. Farenheid, vermehrte den Stiftungsfond mit 10,000 Fl., u. jetzt ist das Vermögen dieser wohlthätigen Stiftung an liegenden Gründen u. ausstehenden Kapitalien 84,500 Thlr. Grundsätzlich erhalten die aufgenommenen Armen bei freiem Obdach, Wärme und Licht ein jeder täglich 3 Gr. Pr. als Zuschuß zur Unterhaltung und den Gewinn ihrer etwanigen Arbeiten. In einem großen Gebäude von 29 Stuben wohnen 70 ganz arme Personen mit Einschluß eines Armen-Vaters u. einer Armen-Mutter, welche im Innern die Aufsicht führen. In einem kleineren anstoßenden Hause werden noch 58 Arme aufgenommen, von denen 20 freie Wohnung, Holz und Licht, 38 aber nur freie Wohnung erhalten, jedoch nach der Reihe, je nachdem im großen Armenhause Vacanzen entstehen, in diesem aufgenommen werden. Die Absicht des Stifters war nur wirklich Bedürftige aus der städtischen Volksklasse u. solche Personen in diesem Institut zu unterstützen, welche nicht mehr fähig sind durch Arbeit sich selbst zu erhalten. Die Aufnahme in dieser Armen-Verpflegungs-Anstalt wird vom Magistrat veranlaßt, der Familie des Stifters ist die Besetzung von 4 Stellen vorbehalten.“ So Hennig, Chronologische Uebersicht der denkwürdigsten Begebenheiten, Todesfälle und milden Stiftungen in Preußen . . . fortgesetzt bis z. Jahre 1827 von Schröder. Kgsbg. 1828. S. 190 f. — Im Jahre 1830 wurde das Armenhaus, welches zum städtischen Krankenhause abgetre-

ten wurde, nach dem Hause Sackheimer Hintergasse 25 verlegt, wo gegenwärtig in 4 Sälen und 20 Stuben mit Kammern 112 Arme Aufnahme finden.

11. Oct. 1790. Preußens Literarhistoriker, Consist.-R. Dr. theol. u. Rector der Kneiphöfschen Schule Georg Christoph Pisanski † zu Königsberg.

12. Oct. 1783. Gen.-Lieut. u. Chef d. schwarz. Husar. u. Bosniaken-Rgts. Friedrich Daniel von Lossow † zu Goldap. Ihm ist in der Kirche zu Goldap von seinen Officieren ein Denkmal gesetzt. (Hennig.)

14. Oct. 1781. Der Stifter des Armenhauses, Kommerzien- und Stadtrath Reinhard Fried. Butenhold † zu Königsberg im 78. Lebensjahre.

16. Oct. 1781. Konsist.-R. u. Pastor im Löbenicht D. Heinrich Lysius † zu Königsberg im 61. Jahre. (Ueber seine Verdienste um das Colleg. Fridericianum als erster Director s. Pr. Archiv 1792. S. 632 f.)

18. Oct. 1861. Krönung König Wilhelm I. zu Königsberg.

19. Oct. 1466. Der deutsche Orden tritt im Thorner ewigen Frieden Culmerland, Pommerellen und Ermland an Polen ab und erkennt für das übrige Preußen die polnische Lehnshoheit an.

21. Oct. 1732. Hofger.-Advocat Christoph von Kohen (geb. 1660 zu Bartenstein) †. Die Acta Bor. III. S. 776 möchten ihn den Preußisch. Polybius nennen.

22. Oct. 1729. Joh. Reinhold Forster, der Gefährte von Cook bei der Reise um die Welt, Prediger in Nassenhuben, Vater von Georg Forster, zu Dirschau geb.*)

23. Oct. 1753. M. Karl Heinr. Rappolt, Prof. extr. der Naturl., Mitgl. d. Akad. d. Wiss. zu Berlin, † zu Königsberg. (Biogr. s. Annalen des Kgr. Preußen 1793. I. Quartal. S. 41—56.)

24. Oct. 1861. Die Bromberg-Thorner Eisenbahn wird dem öffentl. Verkehr übergeben. (Thorn. Wochenbl.)

25. Oct. 1853. Festliche Enthüllung des Copernikus-Denkmals in Thorn. (Th. W.)

26. Oct. 1709. Zusammenkunft des Russ. Zaar Peter d. Gr. u. König Friedrich I. zu Marienwerder. Peter schenkte hier dem Könige den eisernen Degen, mit dem er in der Schlacht bei Pultawa gekämpft hatte und erhielt dafür den goldenen mit Diamanten besetzten Staatsdegen des Königs zum Gegengeschenk. (Hennig.)

27. Oct. 1548. Johannes Dantiscus, Bischof von Ermland, † zu Frauenburg. (s. 1. Nov. 1485.)

28. Oct. 1575. Luther's Sohn Johann Luther † zu Königsberg. (Faber, Taschenbuch v. Kgsbg. S. 86.)

---

*) An seinem diesjährigen Geburtstage wird voraussichtlich sein Geburtshaus (No. 103.) mit einer Gedenktafel bezeichnet werden, deren Inschrift außer durch das Wappen Forster's durch einen Kranz der von ihm auf Neuseeland entdeckten und ihm zu Ehren von Linné so benannten Forstera sedifolia geschmückt ist. (s. Danz. Ztg. 1864 No. 2625.)

31. Oct. 1353. Das ermländ. Kapitel stellt das Gründungsprivilegium der (schon bestehenden) Stadt Allenstein aus. [Monum. Warm. II. No. 202, S. 200 ff. (vgl. No. 125, S. 129 ff.)]

1. Nov. 1485. **Johannes Dantiscus zu Danzig** geb., wo sein Vater, mit Namen Flachsbinder, Bierbrauer war; so oder in griechischer Uebersetzung Linodesmon nennt sich auch Johannes in seinen frühesten Gedichten u. Briefen, seit d. J. 1517, durch Kaiser Max I. in den Adelstand erhoben, (nach seinem Großvater) von Hoefen oder de curiis, später fast durchgängig nach seinem Geburtsort Dantiscus. Leben und Bildniß des berühmten Staatsmanns u. Dichters s. Hipler, des ermländischen Bischofs Johannes Dantiscus u. seines Freundes Nikolaus Kopernikus Geistliche Gedichte. Münster, 1857.

3. Nov. 1801. „Erschrecklicher Orkan und Wasserfluth zu Pillau, Königsberg u. Memel." (Aufschrift der betreffenden Denkmünze.) Ausführliche Nachricht über dieses Naturereigniß giebt d. Schrift: „Der wüthende Sturm und die dadurch verursachte Wassers- und Feuersnoth in Königsberg, Memel, Pillau u. deren umliegenden Gegenden am 3. Nov. 1801." (Kgsbg. 16 S. 8.) cf. Beitr. z. Kunde Pr. VI, 60.)

5. Nov. 1795. † Karl Benj. Lengnich, Archidiak. an d. Oberpfarrkirche zu St. Marien u. Bibliothekar in Danzig, Ehrenmitgl. d. Kgl. Dtsch. Ges. in Kgsbg., ein großer Literator besonders im numismatischen Fache; seine Biographie s. Pr. Archiv 1795. S. 778 u. Schlichtegrolls Nekrolog.)

7. Nov. 1763. **Friedr. Aug. v. Stägemann** geb. zu Vierraden in der Ukermark; (1785 Auscultator in Kgsbg., dann Criminalrath, Landschaftssyndicus u. 1806 Geh. Oberfinanzrath, Mitgl. des Generaldirectoriums u. Hauptbanco-Commissarius in Berlin, 1809 Staatsrath, 1816 geadelt, † 17. Dez. 1840.) bekannt durch seine „Kriegsgesänge aus den Jahren 1806—15." „Historische Erinnerungen in lyrischen Gedichten."

8. Nov. 1711. † der Altstädtische Rector M. Mich. Hoynovius zu Königsberg im 52. Lebensjahre. (s. Buck's Preuß. Mathematiker. S. 117.)

11. Nov. 1764. „Sonntag Abends um 6 Uhr kam auf der Lastadie in Königsberg Feuer aus. Der damalige gewaltige Sturm trieb es über den Pregel in den Löbenicht, der nebst dem Anger und Sackheim fast ganz abbrannte. Die Flamme verzehrte überhaupt 369 Häuser u. 49 Speicher, also beinahe den 11. Theil der ganzen Stadt. Der Schade wurde an 5 Millionen Thlr. geschätzt, den Friedrich II. durch ein Geschenk von 205,212 Thlr. in etwas zu mildern suchte." (Hennig.) Ausführliche Nachricht über diesen entsetzlichen Brand, sowie über die großen Feuersbrünste zu Königsberg überhaupt findet man in der „Sammlung einiger Predigten, welche bey Gelegenheit der den 11. Nov. 1764 entstandenen großen Feuersbrunst zu Königsberg in Preußen von einigen Lehrern sind gehalten worden, u. s. w." Kgsbg., 1765. (5 Bl., XXX u. 382 S. 8.); sie enthält auch Lausons bekanntes Gedicht:

„Das durch Feuer geprüfte Königsberg." 3. Aufl. u. Herders Trauergesang „über die Asche Königsbergs."

12. Nov. 1813. Die Sternwarte zu Königsberg eröffnet ihre Thätigkeit. (Beitr. z. Kunde Pr. VI, 368.)

14. Nov. 1308. Der deutsche Orden setzt sich in den Besitz Danzigs. (Koppen, preuß. Historiographie S. 280 f. cf. Voigt, Gesch. Pr. IV, 216.)

16. Nov. 1815. † Aug. Wilh. Heidemann, Oberbürgermeister der Stadt Königsberg, Dr. u. Prof. der Rechte, Secretair der vom preuß. Landtage im Febr. 1813 errichteten General-Commission, 39 Jahre alt. Das ihm im Nov. 1838 auf dem (jetzt alten) Löbenichtschen Kirchhofe gesetzte Monument, von Prof. der Staatswirthschaft rc. Hagen u. Stadtrath u. Hofbuchdrucker Hartung aus Privatbeiträgen besorgt, besteht aus einem Würfel, auf welchem ein gothisches Kreuz aufgerichtet ist. Die Vorderseite des Würfels hat zur Inschrift: **Dem Ober-Bürgermeister August Wilhelm Heidemann Jur. Utr. Doctor**, auf den beiden Nebenseiten stehen die Angaben: **Geboren in Stargard in Pommern den 30. Juli 1772 und Gestorben in Königsberg den 16. Nov. 1815** u. auf der Rückseite die der Schrift von Frecius über die Errichtung der Landwehr entlehnten Worte: **Den Anstrengungen bei der Stiftung der Landwehr endlich erliegend starb er für König und Vaterland.** Die Vorderseite des Kreuzes stellt in vergrößertem Maßstabe ein getreues Bild des Landwehrkreuzes dar mit der Aufschrift: **Mit Gott für König und Vaterland.** Auf der Vorderseite der Platte über dem Würfel steht in der Mitte die Jahreszahl 1813 u. darunter: **5. Febr. und 17. März**, die Tage, an welchen die Errichtung der Landwehr von den Ständen beschlossen und von dem Könige genehmigt wurde. Die Rückseite des Kreuzes trägt die von unserm Dichter Zacharias Werner seinem Meisterwerke zum Grunde gelegten Worte Hippels: **Das Kreuz ist des Sternes Fundament.** Die 3 andern Seiten der Platte sind mit den Wappen der 3 Städte Königsbergs geschmückt. (S. den Aufsatz (von C. H. Hagen) in der Hartungschen Zeitung Nr. 280 vom 29. Nov. 1838.)

Universitäts-Chronik 1864.

20. Juli. Haus-Ordnung für das Universitäts-Gebäude zu Königsberg in Pr. (bekannt gemacht durch das) Königl. Universitäts-Kuratorium. Eichmann. 1 Bl. Fol.

13. Aug. Medic. Habilitationsschrift von Frider. de Recklinghausen, Med. Dr., Anatom. pathol. P. P. O. D.: De corporibus liberis articulorum. (18 S. 4. mit 1 Taf.)

— — Medic. Doctordissert. von Petrus M. Drzewiecki (aus Polen): Quid sit morbus, dijudicatur. (30 S. 8.)

Aug. „Acad. Alb. Regim. 1864. V." Index lectionum . . . per hiemem a. 1864 a. d. 15. Oct. . . . [Prorector Dr. Guil. Hr. de Wittich.] (15 S. 4.) Praemissa

est dissertatio de metahypallage et antistrophe e Lobeckii schedis nunc primum edita (a Friedlaender). (S. 3—4.)

Aug. Verzeichniss der . . . im Winter-Halbjahre vom 15. Oct. 1864 an zu haltenden Vorlesungen . . . (4 Bl. 4.)

Lyceum Hosianum in Braunsberg.

20. Juni. Theol. Habilitationsschrift von Anton Pohlmann, SS. Theol. Dr. et P. P. O. D., Sancti Ephraemi Syri Commentariorum in sacram scripturam textus in codicibus vaticanis manuscriptus et in editione Romana impressus. Commentatio critica. Particula altera. Brunsbergae, 1864. Ed. Peter. (31 S. gr. 8.)

28. Juli. Philos. Habilitationsschrift von Frider. Michelis, Philos. Dr. ejusdemque in Lyc. Hos. Braunsberg. Prof. extr., De Aristotele Platonis in idearum doctrina adversario. Commentatio critica. Brunsb., 1864. (J. R. Huye.) (36 S. gr. 8.)

Schul-Schriften 1864.

Culm. Programm d. höheren Bürger-Schule für . . . 1863—64, womit zu der am 22. Juli stattfindenden öffentlichen Prüfung u. der Schlussfeier . . . einladet Dr. Kewitsch, Rector. Nr. 34. Culm. Gedr. bei Ignacy Danielewski 1864. (24 S. 4.) [Dr. Kewitsch, Sur les Théories dramatiques de Corneille, d'après ses Discours et ses Examens. (1. partie.) S. 3—16.]

Elbing. Gymnasium. Zu der öffentl. Prüfung . . . 19. u. 21. März . . . ladet ein Dr. Adolph Benecke, Prof. u. Director. Elbing, 1864. Dr. der Neumann-Hartmannsch. Buchdr. (18 u. 9 S. 4.) [Dr. L. Foss († 28. Febr. 1864), Zur Geschichte des Pericles. 9 S.]

Städtische Realschule. Zu der öffentl. Prüfung . . . 19. u. 21. März . . . ladet . . . ein der Director Kreyssig. Ebd., 1864. (24 u. 23. S. 4.) [Dr. Martin Schultze, Ueber das Beowulfslied. 23 S.]

Hohenstein. Programm des Königl. Gymnasiums . . . . Prüfung . . . . 21. März . . . Dr. M. Toeppen, Director. Allenstein, 1864. Gedr. in der A. Harich'schen Buchdr. (58 S. 4.) [Dr. Ed. Gervais, Die antike u. die französisch-klassische Tragödie. Die Nachahmung beider von Gottsched u. seinen Schülern. 48 S.]

Marienburg. Städtisches Gymnasium . . . 21. März . . . Prüfung . . . Dr. Theodor Breiter, Dir. Gymn. Marienburg. Gedr. bei M. Kanter. 1864. (24 u. 12 S. 4.) [Dr. Theod. Breiter, Beiträge zur Geschichte der alten lateinischen Schule in Marienburg. S. 3—24.]

Tilsit. Königl. Gymnasium. Zur öffentl. Prüfung . . . 21. März . . . u. zur Feier des Geburtstages . . . des Königs . . . 22. März . . . ladet ein der Director

Gottl. Theod. Fabian. Tilsit, 1864. Dr. v. H. Voß. (50 S. 4.) [Oberlehrer Theod. Meckbach, Sophokles Aias, in den Versmaßen des Originals, übersetzt. 28 S.]

Bibliographie (1862 und 1863).

(Nachträge und Fortsetzung.)

Adolph, Paul, (aus Thorn) De Compromisso. Diss. inaug. Berolini, 1863. (50 S. 8.)

[Forster.]

Mann, Prof. Friedr., Georg Forster. Ein deutsches Lebensbild. Frauenfeld, 1862. Huber. (IV u. 37 S. gr. 8.) 1/4 Thlr.

Moleschott, Jac., Begrüßung Schiller's im Namen Joh. Geo. Forster's und im Namen Italiens. Tischrede am Tage der Enthüllung des Mainzer Schiller-Denkmals. [18. Octbr. 1862.] Wiesbaden, 1862. Limbarth. (16 S. gr. 8.) 2 Sgr.

Georg Forster (in Mainz). Eine geschichtliche Skizze. Abfertigung des Herrn Prof. K. Klein in Mainz. 1. u. 2. Hft. Darmstadt, 1863. [Separatabdr. aus d. „Hessisch. Landeszeitung."] cf. Lessing, M. E., Klein's Angriffe geg. G. Forster. [Blätter f. liter. Unterh. 1864. Nr. 32.]

Graemer, Aem. Erid. Gust. (aus Powunden bei Kgsbg.) De rheumatismo articulorum acuto. Diss. inaug. med. Berol., 1863. (32 S. 8.)

Kähler, Consist.-R. Dr., Ueber den neueren Entwickelungsgang der Verfassung unserer evangelischen Landeskirche mit besonderer Beziehung auf die in der Provinz Preußen angeordneten Kreissynoden. Vortrag auf d. Predigerconferenz zu Königsberg gehalten am 18. Juni 1862. Borntraeger. (28 S. gr. 8.) 6 Sgr.

Kahlbaum, Dr. K., Die Gruppirung der psychischen Krankheiten u. die Eintheilung der Seelenstörungen. Entwurf e. historisch-kritischen Darstellung der bisher. Eintheilungen u. Versuch zur Anbahnung einer empirisch-wissenschaftl. Grundlage der Psychiatrie als klinische Disciplin. Danzig, 1863. Kafemann. (XII u. 182 S. Lex.-8.) 1 Thlr.

Kaltenborn, Prof. Dr. Car. de, De cambiis statuta Hamburgensia a. 1603 et 1605, in Germania prima legislationis cambialis vestigia, edidit brevemque eorum de natura atque origine deque juris cambialis libris et legibus ante a. 1605 editis dissertationem praemisit. Kgsbg., 1862. Graefe & Unzer. (III u. 42 S. gr. 8.) 1/3 Thlr.

—, Einleitung in das constitutionelle Verfassungsrecht. Leipz., 1863. Tauchnitz. (XV und 383 S. gr. 8.) 1 3/4 Thlr.

Kammer, Ed., Porphyrii scholia Homerica emendatiora praefatione de scholiis Porphyrianis praemissa. Diss. inaug. philol. Kgsbg., 1863. Koch. (V u. 122 S. gr. 8.) 1/2 Thlr.

Kanal, der Elbing-Oberländische, u. seine Bauwerke. Mit Anhang enth. den Frachttarif u. das Kanal-Polizei-Reglement. Elbing (Stettin), 1863. Saunier. (VI u. 27 S. 8.) 1/6 Thlr. m. Photogr. 2/3 Thlr.

Kanitz, Trib.-R. Ernst Graf v., Aufklärung nach Actenquellen über den 1835–1842 zu Königsberg i. Pr. geführten Religionsproceß für Welt- u. Kirchen-Geschichte. Basel, 1862. Balmer & Riehm. (XI u. 469 S. 4.) 1 Thlr. 6 Sgr.

Kant, Immanuel, Von der Macht des Gemüths durch den bloßen Vorsatz seiner krankhaften Gefühle Meister zu sein. Hrsg. u. m. Anmerkungen versehen v. Staatsrath C. W. Hufeland. 13. verb. Aufl. Leipz., 1864 (1863.) Geibel. (78 S. 8.) 12 Sgr.

— — Logique. Traduction par J. Tissot, doyen de la Faculté des lettres de Dijon. 2. édit. française. Paris, 1862. Ladrange. (VIII u. 248 S. 8.) 4 fr. (Die erste Ausg. erschien 1840, ebend., 6 fr.)

— — Mélanges de logique, traduits par J. Tissot. Ibid., 1862. 8. 6½ fr.

— — Anthropologie, suivie des divers fragments du même auteur, relatifs aux rapports du physique et du moral de l'homme et au commerce des esprits d'un monde à l'autre; par Emm. Kant. Ouvrage traduit de l'allemand par J. Tissot. Ibid., 1863. Ladrange. (XI u. 483 S.) 6 fr. 50 c.

Bourguin, L. A., La Perruque du philosophe Kant. Paris, 1863. Maillet. (340 S. in-18 jésus.) 3 fr.

Cousin, Vict., Philosophie de Kant. 4. édit. Paris, 1863. Michel Lévy frères. (XII u. 416 S. in-18 jésus.) 3 fr.

Davies, Thom., (Minister of the independent church, at Painswick, in Gloucestershire) Inaugural Dissertation on the chief principles in Emmanuel Kant's Kritik der reinen Vernunft, which ... submitted to the examination of the most learned & honoured Faculty of philosophy of the University of Göttingen, for the attainment of the degrees of Doctor of Philosophy, and Master of arts. Stroud, (1863.) (86 S. gr. 8.)

Heidemann, Jul., Platonis de ideis doctrinam quomodo Kantius et intellexerit et excoluerit. Diss. inaug. Berol., 1863. (64 S. 8.)

Jaskel, Joseph, De Kantii phaenomeno et noumeno quomodo inter sese habeant. Diss. inaugur. philos. Vratislav., 1862. (26 S. 8.)

Lexander, Pehr Johan Herman, Phil. Mag., Om Substansbegreppet hos Kant och de Tänkare, som från honom utgått. Akademisk Afhandling. Lund, 1863. (123 S. 8.)

Mastier, A., Quid de recti pravique discrimine senserit Kantius. Thesim proponebat Facultati litterarum Parisiensi . . . Paris, 1862. Durand. (68 S. 8.) 1 fr. 50 c.

Noack, L., Kant mit oder ohne romantischen Zopf? [Deutsche Jahrbücher f. Politik u. Lit. Bd. II. 1862. Hft. 2. S. 253—281.]

Kränzchen, literarisches, in Königsberg. Bericht über seine Thätigkeit vom Oktober 1860 bis Ende Dezember 1861. Kgsbg., 1862. Gedr. bei H. Hartung. (24 S. 12.)

— — Bericht pro Januar 1862 bis März 1864. Ebd., 1864. (35 S. 12.)

Briefkasten.

Herrn K. D. Da die Gedichte, wie Sie sagen, bereits aus dem Buchhandel zurückgezogen sind, so können wir uns zu einer Besprechung derselben im Kritikentheil nicht verstehen. Sollte es Ihnen aber persönlich auf unser Urtheil ankommen, so können wir auch in Bezug auf dieses Heft nur das bereits Gesagte wiederholen. So wenig die Form im Allgemeinen zu Ausstellungen Veranlassung giebt, so wenig ist doch andererseits der Inhalt dieser Gedichte geeignet Geist und Gemüth des Lesers zu fesseln, anzuregen und in besonderer Art zu stimmen. Was Sie die Dinge sagen lassen, ist fast überall passend und verständig (nicht so das: „Ich stürbe fast vor Wonne" S. 73, was keine angemessene Aeußerung für einen — wenn auch mit menschlicher Sehnsucht ausgestatteten — Berg ist), aber es ist ohne jede tiefere Rückbeziehung auf die Empfindung des Dichters oder Lesers und läßt daher gleichgültig. Am besten verwendbar wären diese allegorisirenden Beschreibungen vielleicht als Texte zu einem Bilderbuch für Knaben und Mädchen eines gewissen Alters, deren Nachdenken über mancherlei Beziehungen der Natur zum Menschen und umgekehrt dadurch wohl bereichert werden könnte. Wie wenig Sie Ihre eigenen Ansichten und Ihre eigene Persönlichkeit geben, zeigen die Gedichte S. 55 und 57 „Klagelied" und „Trostlied," wo die gerade entgegengesetzte Anschauung vom jetzigen und ewigen Leben dicht nebeneinander zur Geltung gebracht wird, nicht weil der Dichter selbst die Berechtigung fühlt Gegensätze in sich zu tragen und auszusprechen, sondern weil er sich einmal in einen abgelebten Skeptiker und ein andermal in einen lebensfrischen Epikuräer hineindenkt und ausspricht, was dergleichen Leute wohl von sich sagen können. Aber der *Dichter* soll klagen, der *Dichter* soll Trost suchen und Trost spenden, und der Dichter soll stets der *ganze* Mensch sein. Wir können Ihnen nur den Rath geben, diese ersten Versuche möglichst bald zu vergessen und auf neuen Wegen nach besseren Erfolgen zu streben.

Druckfehler.

Heft 5. S. 394. 12te Zeile v. u. l. „Jedenfalls müßte die Anlage in mehreren Poldern geschehen und die Dämme mit Schleusen versehen sein."

S. 400. 6te Zeile v. o. l. „wild". statt mild.

S. 403. 6te Zeile v. u. l. „Herr v. X." statt der Herr v. X.

Ich bin ein Preusse!

Novelle

von

Franziska Schwerin.

(Schluß.)

Der Frühling war mit Macht hereingebrochen und hatte den Baron hinausgerufen auf sein Gut; er hoffte, Valeskas Zustand werde ein baldiges Nachfolgen gestatten, doch Woche reihte sich an Woche und die Kranke lag noch immer, denn noch immer war der Fuß steif und entzündet und noch immer murrte der Medizinalrath zwischen den Zähnen, daß es doch um des Teufels zu werden sei! Einen Wagentransport unter diesen Umständen nannte er „Verrücktheit," eine Reise ins Bad „sehr wünschenswerth aber unausführbar," sodaß man frühestens vielleicht im Herbst daran denken könne! Valeska wollte auch nicht reisen, wollte auch nicht in die Heimath, wollte auch nichts, nichts, als täglich Delbrück sehen und seine liebe Stimme hören, und sie klagte auch nicht über ihr Leiden, sorgte auch nicht, ob sie je ganz hergestellt werden könne und meinte sogar, ein wenig Hinken sei doch auch nicht gar so schlimm! Die allerunzufriedenste und verzagteste aber war Frau v. Heergarten. Die sommerliche Stadtluft schien ihr unerträglich und ihr längeres Verharren darin mit der Erfüllung ihrer Hausfrauenpflichten unvereinbar. Sie sah im Geiste die ganze innere Wirthschaft ihres Gutes verworren, aufgelöst und im Untergange begriffen und lamentirte so lange, bis Natalie den Vorschlag machte, sie möge heimreisen und die Freundin ihrer Pflege und Fürsorge anvertrauen. Frau v. Heergarten erfaßte denselben mit lebendiger Zustimmung. Sie hatte während der Wintersaison mehrere der

ersten Familien aufgefordert, ihre Villa kennen zu lernen und sehnte sich nach Erfüllung der ihr gewordenen Zusage; sie wollte die Kreise nicht so schnell wieder aufgeben, in die sie sich nur kaum erst so glänzend eingeführt, sie wollte die vornehme und reiche Frau bleiben, zu der ihr Salon sie gemacht, sie wollte nicht wieder in Vergessenheit gerathen, und darum mußte sie hinaus, aus der einförmigen Stille des Krankenzimmers, die durch den schmerzlichen Gedanken, eine lahme Tochter zu haben, zur Unerträglichkeit wurde. Der Medizinalrath sollte entscheiden — und wenige Tage später wurde unter seiner Aufsicht, in einer späten Abendstunde, das ihm so liebgewordene Mädchen in die Oberpräsidentliche Wohnung gebracht und dort der liebevollsten Aufsicht eines Vater- und Schwesterherzens übergeben. Denn auch der Oberpräsident liebte sie zärtlich und bewunderte jetzt zumal die sanfte und stille Geduld, mit der sie ihr Leiden auf sich nahm und die Heiterkeit, mit der sie es überwand. Die Literaturstunden begannen nun wieder mit erneuetem Eifer, auch Nataliens Bruder kam hinzu, und wenn er auch still und blöde in einer Ecke des Zimmers saß, so hing sein sanftes blaues Auge doch unverwandt an Delbrücks Lippen und es schien oft, als wenn die Macht der Worte, die denselben entströmten, seine geistige Schwäche überwand und seine verworrenen Begriffe klärte. Nataliens sittlich hoher reiner Sinn suchte nach solchen Freuden, die aus der Verbindung, die ihr das tiefste Leid gebracht, sich nun so schön entwickelten, damit sie in ihnen erkenne, was Gott gewollt, als er es ihr an das Herz gelegt, und die stille Kraft und Erhabenheit dieses Suchens und Findens strahlte wie eine Sonne hin über Alles, was in den Kreis ihres Lebens trat. Valeska, die zumeist von dieser Liebessonne getroffene, schloß sich fest und fester an sie an, bald mit der innigen Zärtlichkeit der gleichgearteten Freundin, bald mit der kindlichen Demuth, die bewundernd aufschauen und lernen will. Sie war glücklich, das heiligste Empfinden ihres Herzens hier mitempfunden und verstanden zu sehn und gab sich ihm mit um so ruhigerer und freudigerer Zuversicht hin, als sie auch des Präsidenten väterliche Autorität nur billigend und unterstützend empfand. Er zog Delbrück mehr und mehr in sein Haus, gedachte oft mit anerkennender Werthschätzung seines gediegenen Characters, wie seines umfangreichen Wissens, und gefiel sich darin, ihm eine Zukunft zu

prophezeihen, die seinem Vaterlande segen- und heilbringend sein müsse und werde. Er selbst, in den Vortheilen und Vorurtheilen seines Standes erzogen, hatte erst in späteren Jahren, mit muthiger Hinopferung manches Liebgewordenen, sich hindurchgearbeitet zu der reinsten und würdigsten Auffassung ächter Aristokratie, die in Geburt und Lebensstellung nur Mittel, nie Zweck, nur Aufgabe, nie Verheißung sieht und die nicht mit Selbstvergötterung auf die weitreichenden Zweige des Stammbaums, sondern auf den durch Arbeit gedüngten und genährten Boden sieht, in dem er wurzeln und aus dem er Nahrung saugen muß, um durch schützenden Schatten zu erquicken und nicht durch nutzloses Gehölz den kleinen grünen Zweigen, die unter ihr sprossen, im Wege zu sein.

„Nicht durch Vereinzelung: einsame Höhe! sondern durch Vermischung: kraftvolle Breite! das macht wahrhaft stark und groß!" sagte er einst zum Schluße einer Unterhaltung, die sich aus der gemeinsamen Lectüre eines Stückes preußischer Geschichte entspann, und stand auf. Auch Delbrück erhob sich und entgegnete: „Gewiß ist auch dieses Ziel eines von denen, das der, nach ächter Humanität strebende Geist sieht und sucht! Aber unser Geschlecht wird es nicht erreichen!"

„Möglich!" sagte der Oberpräsident, „aber wehe uns, wenn wir deshalb unsre Hand diesem Werk entziehn! und wohl uns, die wir in unserm schönen und tüchtigen Nordland Preußen ein — wenn auch noch so winziges — Fleckchen Erde haben, das für solche Saat den geheiligten Boden hat! Sie, mein junger Freund sollen, hoffe ich, noch Zeugniß ablegen helfen, daß dem so ist!"

Er drückte Delbrücks Hand, nickte den Mädchen zu und ging hinaus. Natalie hatte sich lebhaft an der Unterhaltung betheiligt, nur zuletzt hieß ein beklemmendes Gefühl sie schweigen. Ihr war, als träte der Moment der Entscheidung näher und sie, die so vorbereitet auf denselben zu sein und ihm so freudig gefaßt entgegen zu sehen glaubte, sie bebte nun, verzagten und erschütterten Herzens davor zurück. Als der Vater ging, sagte ihr ein Blick auf Delbrück, was in seiner Seele war, sie athmete tief auf, wie in schwerem innerem Kampfe und ging dann ruhigen festen Schrittes an das entferntliegende Fenster, an dem ihr Bruder still vor sich hinträumend saß. Sie nahm sein Haupt an ihre Brust, streichelte sanft seine

bleiche Wange und drückte ihre Lippen in sein Lockenhaar. Ein unwillkührliches Sehnen trieb sie, die zurückgedrängte und zurückgewiesene Liebe ihres heißen Herzens hier auszuströmen, wo sie empfunden und erwiedert ward. Delbrücks Brust hob sich in schwerem Kampf, er faßte, wie Hülfe suchend, die Lehne des Sessels, und sein Auge suchte das Valeskas, die mit gefalteten Händen still und stumm vor ihm saß. „Und Sie schweigen? Sie sagen kein Wort, kein einzig Wort?“ sagte er ernst; da schlug sie voll und groß die Augen auf, sah tief in die seinen und sagte leise: „Braucht's denn der Worte, damit Sie wissen, was in meinem Herzen ist?“ Und sie streckte ihm die Hände entgegen und er zog sie beide an seine Lippen, fest und innig und sagte dann: „Und Sie könnten's wirklich theilen wollen, dies Leben der Arbeit und des Kampfes, das mein Loos sein wird, sein muß?“

„Lassen Sie mich Ihnen helfen! lehren Sie mich, wie ich's kann! und ich will glücklich sein!“ flüsterte sie, und fügte bittend hinzu: „Ich habe noch so wenig gethan! ach so wenig! Aber ich will besser werden, ich will ein tüchtiger guter Mensch werden, weil ich in Ihrer Nähe nicht anders sein kann!“

„Und meine Mutter — meine Schwester?“ fragte er zagend. „Delbrück!!!“ sagte sie im Tone des Vorwurfs und zog ihre Hand aus den seinen, er aber erfaßte sie aufs Neue, preßte sie fest an seine Brust und sagte mit tiefer Innigkeit: „So seien Sie denn gesegnet, als der Engel meines Lebens! und Du mein Gott, gieb mir Kraft!“

Eine lautlos heilige Stille füllte den nächsten Augenblick, dann wurde es im Vorsaal laut — Schritte nahten — die Thüre ging auf — Frau v. Heergarten rauschte ins Zimmer. Natalie eilte ihr entgegen und nahm fast gewaltsam den ersten Theil der Begrüßung für sich in Anspruch, um den beiden tief erregten Menschen Zeit zu gönnen zu der Sammlung, die für jetzt doch so dringend nöthig war. Dann meinte sie lächelnd, sie werde doch jetzt wohl die Stunden unterbrechen und Dr. Delbrück bitten müssen, daß er ihren Vater benachrichtige, welch' lieber Besuch bei ihnen eingetroffen sei. Frau v. Heergarten hatte zu erzählen und nur zu erzählen, denn die Sommersaison ihres Hauses hatte sie förmlich berauscht und sie fand nicht Worte genug, um ihr armes Kind zu bedauern, das den

Glanz und Genuß derselben nicht getheilt. Nun neige sie sich zu Ende denn man sei ja mitten im Herbst, aber dennoch habe Gräfin M. bei der sie so eben eine Visite gemacht, das gütige Versprechen gegeben, zum Zweck einiger herbstlichen Seebäder, ihre Gastfreundschaft anzunehmen. Es wäre köstlich, wenn Valeska sie hinausbegleiten möchte, da der Sohn der Gräfin eben auf Urlaub und ein leidenschaftlicher Tänzer sei, dem zu Liebe denn doch einige kleine Tanzgesellschaften arrangirt werden müßten.

„Dein lahmes Kind wird nie mehr tanzen, Mama!" sagte Valeska, doch Frau v. Heergarten streichelte ihr das rosig glühende Gesicht und sagte abweisend: „Ein für allemal mein Kind! Uebertreibungen verbitte ich! Ich weiß, was Krankheit ist und was ernster Wille überwinden kann! Ich werde mit dem Medizinalrath sprechen, und dann nimm Dich nur hübsch zusammen und Du sollst sehen, es geht!"

Aber es ging nicht! der alte Aesculap sprach ein entschiedenes Nein! und murmelte etwas von „Weibervolk, das selbst im Alter noch nicht vernünftig werde."

Einige Tage später kam Herr v. Heergarten, um seine Frau heimzuholen. Er brachte ihr Grüße von einem ihrer Verwandten, einem reichen Kaufmann Königsbergs, mit dem sie aber, wie mit allen übrigen, den Verkehr so gut wie gelöst. Doch war er Pächter des Ostseestrandes und durch anonyme Briefe aufmerksam gemacht, daß man gewisse Kunde von einer Diebesbande habe, die das dortige Bernsteinlager beraube und den reichen Ertrag dieser Diebereien hieher, in ein gewisses Haus bringe, das man näher bezeichen wolle und könne, wenn besagter Herr seinen Glauben an diese Warnung dadurch bethätige, daß er sich an Ort und Stelle von dem Factum überzeuge. So war er hinausgekommen, hatte auf Grund der, wenn auch bisher ignorirten Verwandtschaft nun des Barons Mitwirkung zur Sache in Anspruch genommen, und dieser, in seiner Eigenschaft als Gutspolizei, war denn auch so kräftig eingeschritten, daß die, von einzelnen Insassen gewußten und unterstützten Diebereien festzustehen schienen. Dennoch aber lag die Sache sehr verworren und verwickelt, — Zugeständnisse und Widerrufe — Angebereien und Widerlegungen — gingen bunt durch einander und man beschloß, die Spur weiter zu verfolgen dadurch, daß der Absender jenes anonymen Briefes durch ein öffentliches

Blatt aufgefordert wurde, sich über die näheren Details zu äußern. Herr v. Heergarten hatte versprochen, das Eintreffen dieses Briefes noch in Königsberg erwarten und dann weiter berathen zu wollen, und trat eines Abends in Valeskas Zimmer, mit dem Auftrage, sobald der Oberpräsident heimkehre von der Fahrt, die er in Begleitung seiner Tochter nach seinem nahe bei der Stadt gelegenen Gute unternommen, ihm zu sagen, daß der Hehler und Käufer des gestohlenen Bernsteins entdeckt und seine Festnehmung bereits polizeilich verfügt sei. Es stehe nach den genauen Angaben so gut wie fest, daß er die Diebe gedungen und sich dadurch bereits ein hübsches Capital erworben habe, da er es selbst zu allerlei Schmuck und Zierrath verarbeite und durch seine Braut verkaufen lasse. Valeska fühlte ihr Herz fast stille stehn, doch nahm sie gewaltsam alle Kraft zusammen und sagte scheinbar gleichgültig: „Und wie ist sein Name? und der der Braut?" „Den der Braut hat jener Briefsteller nur mit Maria D .... bezeichnet, doch der Betrüger oder Dieb — wie Du ihn nennen willst — heißt Carl Günther! Es ist mir sehr ärgerlich, daß ich den Präsidenten nicht noch heute sprechen und um seine Mitwirkung zur Ausübung der höchsten Strenge gegen den jungen Verbrecher bitten kann, doch ich muß jetzt in den Circus, die Mutter wartet, und es ist ja morgen auch noch ein Tag!"

„Ja! morgen ist auch noch ein Tag! doch welch einer!" hauchte Valeska, als die Thüre hinter ihm zufiel, und brach in Thränen aufgelöst zusammen. Doch, es war nur ein Augenblick, dann sprang sie auf, und das Gefühl, handeln zu müssen, ehe es zu spät sei, zog siegend in ihre Seele. „Doch wie? wie?" rief sie fast verzweifelnd und rang die Hände, „wem sage ich's? wem vertraue ich mich? wer kann mir helfen? Bedarf ich denn der Hülfe? habe ich nicht mein Herz und meine Liebe?" Sie sank auf die Kniee und barg das Gesicht in die Kissen des Sophas, und tausend wechselnde Gedanken stürmten durch ihre Seele. „Er muß es erfahren! heute noch! jetzt gleich!" Das war es, was aus dem chaotischen Gewirre der Gedanken heraus zuerst wieder Klarheit gewann. Hastig nahm sie Feder und Papier und schrieb: „Theurer Freund! Ihr Schwager ist des Diebstahls angeklagt und soll morgen gefänglich eingezogen werden. Will er durch Flucht sich retten, oder doch wenigstens die großen Bernsteinankäufe ver-

nichten oder verbergen, von denen Sie mir gesagt, so muß es noch heute geschehn! darum eilen Sie um Gotteswillen! Ihre Valeska!" Sie siegelte und machte die Aufschrift — aber wen nun schicken? Kutscher und Diener waren zur Ausfahrt mitgenommen, dem weiblichen Personal traute sie nicht, da fiel ihr ein, daß des Kutschers kleiner Sohn bisweilen in der Küche sei — sie klingelte — fragte — Gottlob er kam — und versprach eilige und sichre Besorgung.

Kaum aber war er fort, so erkannte sie das Unzulängliche des Geschehenen, wenn er nicht daheim war — wenn das Billet in andere Hände kam — wenn es ihm erst morgen zugestellt würde, wenn es schon zu spät — — Sie beschloß zu warten, ob der Kleine etwa Antwort brächte — ob er vielleicht selbst käme, um Näheres zu erfahren, — aber Minute reihte sich an Minute — er kam nicht. Da erfaßte sie eine unerträgliche Angst — Fieberfrost schüttelte ihre Glieder — sie ging ruhelos im Zimmer umher — sie wußte nicht, daß sie ihren Fuß schonen müsse — daß sie ihn fast noch garnicht gebraucht — sie fühlte keine Schmerzen daran — sie wußte und fühlte überhaupt nichts als den einen quälenden Gedanken: Heute ist noch Rettung möglich, morgen nicht! Fast mechanisch nahm sie die Mantille um — legte Hut und Handschuh an — ging hinaus — die Treppe hinunter — über den Schloßhof — durchs Schloßportal — und immer weiter und weiter durch Gassen und Gäßchen — wo das keine Haus stehen mußte, das sie einst an jenem unvergessenen Abend so gastfrei aufgenommen und aus dessen niederer Thüre sein Arm sie getragen. Sie hatte immer vor sich hingesehen, Pläne machend und verwerfend, wie sie es der alten Frau sagen — wie sie sie vorbereiten — wie sie sie trösten wolle — plötzlich wie von magnetischer Gewalt gezogen, sah sie auf und Delbrück stand vor ihr. „O Gottlob, da sind Sie!" rief sie außer sich und stürzte ihm entgegen, doch ein Blick in sein bleiches ernstes Gesicht, in seine düster umflorten Augen, zeigte ihr, was geschehn. „Sie wissen Alles!" hauchte sie fast tonlos und er neigte stumm das Haupt. „Und ihre Mutter!" fragte sie, „wie trägt sie's?" Ein schmerzliches Zucken lief über seine Züge, doch seine Stimme klang fest, als er entgegnete: „Jetzt ist sie ruhig!" „O lassen Sie mich zu ihr!" flehte sie, „ich muß sie sehen!" Doch er legte abwehrend seine Hand auf die ihre

und sagte ernst: „Nimmermehr! Sie dürfen es nicht thun! und ich darf es nicht gestatten!“ „O Gott, Gott! wie entsetzlich traurig ist es doch!“ jammerte sie leise, er aber entgegnete gefaßt: „Ja wohl! sehr traurig! aber er ist unschuldig! was wollen wir noch mehr!“ „So flieht er nicht?“ fragte sie angstvoll, und Delbrück schüttelte den Kopf und sagte: „Bis etwas geschehen könnte, ist er in — Haft!“ „So war's zu spät! o Gott, so war's zu spät!“ rief Valeska und brach zusammen. Jetzt erst gedachte Delbrück ihres Fußes und sagte vorwurfsvoll: „Mein gnädiges Fräulein, was haben Sie gethan! was wird der Arzt, was Ihre Frau Mutter sagen! haben Sie die Güte, sich wenigstens für einige Augenblicke auf meinen Arm zu stützen! wir finden wohl bald eine Droschke, die Sie nach Hause bringt!“ Er richtete sie sanft empor und legte ihren Arm in den seinen, Valeska aber ergriff seine beiden Hände, preßte sie fest an ihre Brust und sagte mit süßem Schmeichelton: „Delbrück! was thun Sie? bin ich nicht Ihre Valeska? — jetzt, wie sonst?“ „O nicht doch! nicht doch!“ sagte er gepreßt und löste sanft ihre Hände von den seinen — „das ist vorüber!“ „Nimmer! nimmer!“ rief sie leidenschaftlich, er aber sagte ernst und fest: „Keine Illusionen! ich beschwöre Sie: es ist vorüber! es muß vorüber sein! Und nun lassen Sie uns gehen.“

Der Circus war so eben geschlossen, eine bunte Menschenmenge wogte ihnen entgegen, die jungen Offiziere fixirten das langsam wandelnde Paar und erkannten nicht ohne Staunen Fräulein v. Heergarten, die gefeierte Schönheit des letzten Winters, am Arme eines Mannes, der ihren geselligen Kreisen nicht angehörend, nur von einem oder dem andern, als einer der gelehrten Doctoren gekannt war, die, gefesselt von dem heiligen Boden, auf dem einst ein Kant und ein Fichte gewandelt, hier im hohen Norden eine Allianz des Geistes gestiftet, deren fortwirkende Strömung der alten Universitätsstadt noch heute, im Munde der Leute, den Beinamen „Stadt der reinen Vernunft“ erhält. Einige grüßten, Andere blieben beobachtend stehen, Valeska aber sah und hörte nichts, sondern schleppte sich mühsam vorwärts, kaum wissend, ob es mehr der geknickte Fuß oder das gebrochene Herz sei, das ihr das Gehen so schwer, so fast unmöglich machte. Delbrück litt unter diesen Beobachtungen unsäglich. Sein Zartgefühl machte es ihm zur heiligsten Pflicht, das geliebte

Mädchen auch vor dem leisesten Hauch einer möglichen Mißdeutung zu schützen, und doch war sie jetzt auf seinen Beistand angewiesen, war seiner bedürftiger, denn je. Endlich hörte er das bekannte Rollen eines Wagens — Gottlob, es war Dr. L. der ihm persönlich befreundet und gern bereit war, den Rest des Weges zu Fuß zurückzulegen. „Ich komme heute noch zu Dir!" sagte Delbrück, ihm dankbar die Hand drückend, dann führte er Valeska zum Wagen, hob sie sanft und sorgsam hinein, gab dem Kutscher die nöthige Weisung, schlug den Tritt in die Höhe und wollte den Schlag zuwerfen. Da war es ihm, als müsse er noch einmal, noch ein einzigmal einen Blick in das Heiligthum werfen, das ihm nun auf ewig verloren war — und er sah in ihr liebes Auge — und las darin das Himmelsglück, das vor Kurzem sein eigen sein durfte — und er fühlte sich von der kleinen Hand gehalten, die sich ihm so freudig, so vertrauend dargereicht hatte fürs Leben. Aber beide sprachen kein Wort — und die Thüre fiel zu — der Wagen rollte davon — — Delbrück ging langsam nach Hause.

Der Oberpräsident und seine Tochter waren tief erschüttert von der Kunde, die sie bei der Heimkehr empfing, und voll inniger Theilnahme für den Zustand Valeskas, der ärztlichen Beistand dringend nöthig werden ließ, und während die Tochter durch liebevolles Walten und durch tröstlichen Zuspruch für gleichzeitige Heilung der Körper- und Seelenleiden der armen Kranken Sorge trug, richtete der Vater sie mit der Versicherung auf, die Autorität seiner amtlichen Stellung gewissenhaft zur schnellen und gerechten Lösung dieser verworrenen Angelegenheit zu benutzen.

Der langsame Weg gerichtlicher Verhandlungen konnte aber natürlich nicht unterbrochen oder ganz beseitigt werden, und der junge Arbeiter — wie sehr auch seine zuversichtliche Ruhe und Gefaßtheit zu seinen Gunsten sprach — konnte doch keine thatsächlichen Beweise beibringen, um den schwebenden Verdacht zu beseitigen und die Beschuldigungen zu widerlegen, die eine unsichtbare Hand über ihn verhängt. Plötzlich aber lüftete sie selbst den Schleier, indem sie, in der Absicht die Verdächtigungen zu mehren, sie gegentheils in ihr Nichts auflöste und dem jungen Angeklagten die Freiheit zurückgab. Ein Subalternbeamter der Regierung, der mit Delbrück in einem Hause wohnte und ihm auch als scheinbaren Freundschaftsdienst an jenem Abende die erste geheimnißvolle Mittheilung

machte, hatte durch die zufälligen und ganz oberflächlichen Berührungen mit ihm die Bekanntschaft seiner Familie gewonnen und war durch die Lieblichkeit und Anmuth Marien's zu heftiger Leidenschaft entflammt. Die Entschiedenheit ihrer Abwehr und der Ernst, mit dem sie jede Näherung unmöglich machte, ließ in seinem unedlen Herzen den Plan entstehen, durch die Verdächtigungen Günther's das Band zu lösen, das zumeist wohl Marien's Herz so fest umpanzert und so jedem andern Eindruck unzugänglich hielt. Unwürdige Verbindungen aller Art ebneten ihm dazu den Weg und ließen ihn in der Bekanntschaft mit Stehlern und Hehlern zu völliger Reife und zu endlicher Ausführung kommen. Jenes Billet, das Valeska in ihrer Herzensangst an Delbrück geschrieben, fiel in seine Hand und schien in seinem Inhalt ihm geeignet, den Verdacht zu schärfen, so daß er, nach Ablauf einiger Wochen, eine vertrauliche Unterredung mit dem Präsidenten erbat, und wie er versicherte — aus Discretion für die nahe Verbindung Sr. Excellenz mit der Schreiberin — ihn vorher davon benachrichtigen wolle, daß nach langem Kampfe sein Gewissen die Aushändigung desselben an das Gericht verlange. „Gut!" sagte der Präsident, „Sie werden die näheren Details angeben! Seit wann ist der Brief in Ihrer Hand?" „Seit dem 12ten Abends!" sagte der junge Mann, erfreut über den zustimmenden Ton dieser Frage, „ich habe ihn als werthvolles Document aufbewahrt, wollte aber — wie gesagt, aus Rücksicht für Ew. Excellenz Fräulein Tochter — ruhig erwarten, ob nicht vielleicht schon ohne ihn die Ueberführung des Verbrechers möglich werde!"

„Gut!" sagte der Präsident abermals, „wir wollen ja sehen! Sie, Ihrestheils, sind also von seiner Schuld überzeugt?" „Vollständig, Ew. Excellenz!" entgegnete der Gefragte, „und eben deshalb glaube ich auch der Beweisführung dieser gerechten Sache meinerseits nachhelfen zu müssen durch diesen Brief, so schwer es mir sonst auch wird!" „Noch eins!" sagte der Präsident, den jungen Mann scharf fixirend, „was veranlaßte Sie doch, Kenntniß von dem Inhalt des Billets zu nehmen? was erweckte Ihren Verdacht?" „Nun" — lautete die Antwort — „ein so dringend empfohlenes Billet an den Schwager eines Verhafteten erscheint immer verdächtig!" „Ganz recht!" sagte der Präsident scharf und hielt unverwandt das Auge auf ihn gerichtet, „eines Verhafteten!! Günther war

aber an jenem Abende weder angeklagt, noch verhaftet!" Der Angeredete entfärbte sich und schlug verwirrt das Auge zu Boden, der Präsident aber fuhr fort: „Sollten Sie indeß es wirklich schon, ehe es in die Oeffentlichkeit trat, gewußt haben — — —" „Ganz recht!" stotterte er, „ganz recht! man sagte es mir!" — — „so" — vollendete der Präsident immer mit demselben scharfen Blick — „werden Sie mir sagen, wer dies Amtsgeheimniß gebrochen hat! Ich muß das wissen!" Der junge Mann stand vernichtet und keines Wortes mächtig, endlich sagte er, jede Silbe mühsam herausstoßend: „Ich werde — mich — kaum — erinnern können!" „Wirklich nicht??" fragte der Präsident gedehnt, „Nun, so werden Sie sich nicht wundern können, wenn man Ihrem Gedächtniß nachzuhelfen bemüht ist und Ihnen so lange Zeit und Ruhe zum Nachdenken gönnt, bis das Dunkel Ihrer Angaben sich klärt!"

„Unmöglich!" rief der zum Tode erschrockene, „Ew. Exellenz können das nicht wollen! — Ich will nichts gesagt haben — ich will das unselige Blatt vernichten — vor Ew. Exellenz Augen vernichten — ich will für den Angeklagten sprechen — will Zeugnisse für seine Unschuld beibringen — sprechende Zeugnisse — Ew. Exellenz Gnade — Ew. Exellenz Humanität — Ew. Exellenz Edelsinn — — —"

„Halt!" rief der Präsident mit Donnerstimme, „jetzt durchschaue ich Sie! jetzt durchschaue ich das ganze Gewebe von Lug und Trug! und Sie haben es gesponnen!"

Der von diesem Wort Gerichtete brach zusammen und stammelte leise: „Gnade! ich will Alles gestehn!"

Der Herbst war dem Winter gewichen; wieder sammelte sich der Landadel in den Mauern der Hauptstadt, wieder rollten elegante Equipagen zu den üblichen Visiten, liefen betreßte Diener mit den üblichen Einladungen, strahlten reich decorirte Säle in dem üblichen Lampen- und Kerzenglanz — und auch Frau von Heergarten hatte ihre Salons geöffnet, empfing und wurde empfangen und war liebenswürdiger denn je. Es schien, als wollte sie das bleiche stille Mädchen an ihrer Seite, das nicht mehr tanzen wollte oder konnte, durch den Glanz ihrer Erscheinung überstrahlen und durch die Raschheit und Gewandtheit ihrer eigenen Bewegungen es vergessen machen, warum ihre Tochter nur auf Nataliens Arm

gestützt, so schwer und langsam von einem Platz zum andern ging. Valeska hatte sich still aufs Gut hinaus und wieder in die Stadt hineinführen lassen, sie ließ sich nun auch schmücken und putzen, ließ sich überall vorstellen als Genesene, die nur in diesem Winter den Fuß noch etwas schonen müsse, und wurde immer stiller und bleicher, und immer müder wurde ihr Gang, und immer trüber blickte ihr Auge, und immer matter und leiser wurde ihr Wort. Der alte Medizinalrath schüttelte den Kopf und fragte in seiner gutmüthig barschen Weise, was man dem Kinde gethan habe, und als die Mutter von „beklagenswerther Einwirkung überbildeter Freundinnen" und der Vater von „alberner Schwärmerei" sprach, da zuckte Valeska schmerzlich zusammen und wandte den Kopf zur Seite, um dem alten lieben Manne die Thräne zu verbergen, die langsam über ihre Wange rann. Einmal nur hatte sie Natalie gefragt nach ihm, den sie seit jenem entsetzlichen Augenblick nicht wiedergesehn und dessen schweigendes Zurückhalten ihr Herz zerriß, und Natalie wußte nichts, als daß er nach wie vor täglich eine Stunde ihrem Bruder widmete, und auf ihre Frage, warum er ihrem Hause so ferne bleibe, ernst und zurückhaltend geantwortet habe: er arbeite an einem vaterländischen Geschichtswerke, dessen Vollendung die gewissenhafte Benutzung jedes freien Augenblicks verlange! Dann hatten Beide geschwiegen und nicht mehr den Namen genannt, der doch Beiden im Herzen war.

Der Oberpräsident ging nach Berlin. Man hatte ihn in wichtiger Verwaltungsangelegenheit dahin berufen und hielt ihn nun, theils am Hofe, theils im Ministerium, lange fest, und als er, nach Wochen heimkehrend, Valeska wiedersah, entsetzte er sich über die Zusammengesunkenheit ihrer Gestalt und über die krankhafte Schlaffheit ihrer sonst so graziösen Bewegungen; und er sprach mit seiner Tochter und beschloß dann mit väterlicher Güte für seine Schützlinge das Wort zu nehmen und das heilige Geheimniß ihrer Herzen zu enthüllen.

„Junger Freund!" sagte er eines Tages zu Delbrück, „Sie werden mich verstehen, wenn ich Ihnen sage, ich ehre den edlen Stolz ihres Herzens, der Ihnen Schweigen und Aufgeben zur Pflicht macht! aber ich glaube nicht, daß dieser Stolz Sie aufrecht halten wird auch dann, wenn unter der Wucht seiner kalten Strenge ein glühendes Herz und ein zartes,

langsam sich verzehrendes Leben gebrochen sein wird!" Delbrück war todtenbleich geworden und sagte mit mühsam erzwungener Ruhe: „Ew. Excellenz, ich beschwöre Sie! — was ist geschehen?" „Noch nichts! als was ich Ihnen sagte!" entgegnete der Präsident, aber bald — ich fürchte es — wird Alles zu spät sein!" Delbrück fuhr mit der Hand über die Stirne, sein Körper bebte, er legte die Finger krampfhaft in einander und sagte dann mit dumpfer Stimme: „Ich kann nicht!"

Der Präsident sah den schweren Kampf in des Mannes Seele, der so stark und doch so gebrochen vor ihm stand, er legte die Hand auf seine Schulter und sagte ernst und doch väterlich gütig: „Delbrück! ich will es den Eltern sagen! — noch heute! und morgen gehen Sie und sprechen das Wort, das eines Ehrenmannes würdig ist! Was dann geschieht — ist Ihr Schicksal, nicht Ihre Schuld! und dem muß ein Mann wie Sie, ruhig und entschlossen entgegen sehn!! Wollen Sie?" Delbrück war in tiefer Erschütterung keines Wortes mächtig, er ergriff des Präsidenten Hand und preßte sie stumm an seine Lippen, dieser aber entzog sie ihm und sagte: „Gut denn! so gehn Sie mit Gott! und sein Segen möge mit uns sein!"

Herr und Frau v. Heergarten waren empört — entrüstet — verzweifelt — außer sich. Doch der Präsident blieb ruhig, und des zu der Conferenz hinzugezogenen Medizinalraths Ausspruch rief ein tief erschüttertes Händeringen des Vaters und einen Thränenstrom aus der Mutter Augen hervor. Doch die Thränen versiegten — in einsamer Besprechung der Ehegatten fing er an zu rechnen und zu zählen, fing sie an zu überlegen, daß auf eine glänzende und in jeder Beziehung wünschenswerthe Heirath unter den jetzigen Umständen wohl kaum zu rechnen sei, da Valeska ja, trotz mütterlicher Ermahnungen, ihre Lahmheit recht absichtlich zur Schau trage, und sie entwarfen gemeinsam den Plan, der, wie sie selbstbewußt meinten, ein glänzendes Zeugniß für eine kaum zum zweiten Male dagewesene Elternliebe ablegen müsse. „Mag er denn in Gottesnamen kommen!" hatte der Baron dem Präsidenten geschrieben, und — Delbrück kam.

Er sprach in ernster ruhiger Würde, von seiner innigen Liebe, von dem Glück der ihm gestandenen Gegenliebe, von der Verzagtheit seines Herzens, die Geliebte in Verhältniße und Umgebungen hineinzuziehen, die

nach dem Schicksal, das seine Familie betroffen, doppelt schwer auf ihr lasten müßten und endlich doch auch wieder von dem freudigen Bewußtsein, in seiner Liebe eine Macht zu wissen, die für Valeska unendlich mehr sei, als Rang und Geld und Gut! Und dann schwieg er und sah angstvoll fragend auf zu dem Manne, auf dessen Lippen jetzt für ihn Tod oder Leben lag.

Heergarten lehnte sich in den Armsessel zurück und seine Blicke ruhten auf der Tabatiere, die er spielend mit den Händen bewegte. „Dr. Delbrück!“ begann er dann mit Anstrengung „ich bin allerdings, wie Sie selbst andeuten, zu andern Ansprüchen für meine Tochter berechtigt gewesen, als Sie sie zu erfüllen vermögen! und das Selbstgefühl, mit dem Sie sich Valeskas thörichter Hingabe an diese leichtfertige Herzensverirrung rühmen, kann diese Thatsache natürlich nicht ändern! — Inzwischen ist sie meine einzige Tochter — und ich will — wenn ich auch ein Sterben am gebrochenen Herzen für eine lächerliche Romanidee halte — mich doch jeden Vorwurfs ihrerseits entziehen, und sie ganz verloren geben, wie sie, nach dem Geschehenen, thatsächlich für uns verloren ist! Ich beziehe dieses Verlorengeben nicht nur auf die Hingabe an einen Mann, der uns natürlicherweise kein gewünschter Schwiegersohn sein kann, sondern auch auf den äußern Verkehr, den wir unter diesen Umständen abgebrochen wünschen müssen! — wir sind das unserm Namen schuldig.“

„Herr v. Heergarten!“ rief Delbrück erregt — — der Baron aber erhob abwehrend die Hand und sagte: „Unterbrechen Sie mich nicht! ich bitte! wir können über diesen Punkt uns ja doch nicht verständigen! Also — wir müssen eine vollständige Trennung wünschen, und damit dieselbe vor sich gehen könne, ohne daß die Leute darum wissen oder darüber reden, so werde ich Ihnen die Zinsen des für Valeska bestimmten Capitals so zur Disposition stellen, daß Sie sich — ich denke etwa in Paris oder London — damit ein anständiges Haus gründen und behaglich leben können!“

„Herr v. Heergarten! ich bin ein Preuße!“ sagte Delbrück sich stolz erhebend, „ein Preuße mit Leib und Seele! was soll, was kann mir da Paris und London sein? Mein ganzes Herz gehört dem Vaterlande! so gehöre ihm denn auch mein ganzes Leben und meine ganze Kraft!“

„Theorieen!“ sagte Heergarten, „ja, ja, schöne Theorieen, denen aber der practische Boden fehlt! Was heißt: Ich bin ein Preuße!? Sie können doch nicht meinen, in Ihrem Bewußtsein, damit über dem Engländer und Franzosen erhaben zu sein? dem Engländer, diesem intelligenten, klug berechnenden, alle materiellen Interessen abmessenden und abwägenden Kopfe, dem wir Alles verdanken, was für Handel und Wandel Großes und Förderliches entdeckt und erfunden ist? dem Franzosen mit seinen feinen eleganten Formen, seiner Courtoisie, seiner geistigen Schlagfertigkeit, seiner Gewandtheit in Wort und Wesen, seiner vornehmen Glätte und Anmuth, die unwillkührlich bezaubert und gefangen nimmt? Ich muß noch einmal sagen: Was heißt: Ich bin ein Preuße!!“ „Was es heißt?“ rief Delbrück bewegt, „o Herr v. Heergarten, ich weiß nicht, ob mein Wort stark und ob die Gewalt der Rede mir gegeben ist, die auch den Ungläubigen überzeugen und bezwingen kann! Das aber weiß ich und bin es mir in diesem ernsten Augenblicke mehr als je bewußt, daß mir's ein hoher Segen ist, ein Preuße zu sein, und ewig auch zu bleiben! Wir scheinbar armen, scheinbar einsamen, scheinbar von dem Wege feinster Cultur und Civilisation verschlagenen Nordländer haben unter dem Einfluß unseres rauhen Himmels und unserer spröden Erde uns den sittlichen Ernst und die unermüdliche Kraft und Tüchtigkeit errungen und bewahrt, mit denen wir der Frivolität des Franzosen und dem Krämersinn des Engländers ruhig und selbstbewußt die Stirne bieten können! Unsre Armuth hat uns sinnreich und thätig, unsre Einsamkeit hat uns fest und treu gemacht! Und in dieser frommen festen Treue halten wir aneinander und wissen, was wir uns selbst und unserm Vaterlande schuldig sind!“

Er schwieg und Heergarten sagte, während ein abweisendes Lächeln seinen Mund umspielte: „Wenn Sie, dem Urtheil aller Gebildeten zum Trotz, den Engländer und Franzosen geringzuschätzen sich berufen fühlen, so wird doch wenigstens das Zauberland Italien Gnade vor Ihren Augen finden! die, wie Sie meinen, so segensreichen Einwirkungen unsrer nordischen Natur möchten sich, meine ich, doch wohl paralysiren lassen durch den entzückenden und belebenden Einfluß eines ewig blauen Himmels, einer ewig lachenden, ewig Frucht und Blüthen spendenden Erde!“

Delbrück fühlte den leisen Spott aus diesen Worten heraus und entgeg-

nete ruhig: „Herr Baron! ich betrachte das Leben nicht als eine Anstalt der Freude und des Genusses, sondern als eine ernste Aufgabe, die unser ganzes Denken, Fühlen, Wollen und Können fordert und in Anspruch nimmt! Sie tritt an jeden Menschen heran, in besonderer Weise, und in besonderer Form! und so wird selbstverständlich auch der Bewohner Italiens sie lösen und lösen können, wenn er ernstlich will! Doch wir Nordpreußen sind nicht geschaffen für das süße dolce far niente des Südländers, wir verstehen nicht die Wonne, die es ihm giebt, wir verstehen nicht den Zauber, der für ihn in dem mühelosen Einsammeln und Empfangen liegt! Wir müssen und wir wollen arbeiten! Arbeit ist unser Losungswort! Arbeit ist unser Lebenssaft! und „Bete und arbeite" ist der Taufspruch, mit dem jeder ächte Preuße sich selbst und alle Söhne seines Landes fürs Leben weiht! Der Maler, der Dichter, der Künstler überhaupt wird in Italien schaffen lernen; mir fehlt, wenn auch nicht Kunstsinn, so doch Kunstthätigkeit, und was die Wissenschaft, was die Philosophie von mir fordert, und was ich ihr zu sein und zu geben gelobt, das kann ich nur hier ihr geben, wo ich's empfangen, nur hier, wo es einen geheiligten und empfänglichen Boden hat!"

„Geheiligten!!" unterbrach ihn Heergarten mit verächtlicher Kopfbewegung; Delbrück aber fuhr fort:

„Ja! geheiligt muß ich ihn nennen! Denn wo ein Kant, ein Fichte, ein Hamann gewandelt und Jünger um sich gesammelt hat, da drücken sich heilige und unvertilgbare Spuren ein, da bleibt eine Empfänglichkeit, die dem Lehrenden hier schon entgegenkommt, während er sie sich im Süden erst nach vielen Mühen, und vielleicht auch dann nicht schaffen kann, weil eben dem Südländer der Ernst und die Tiefe, diese beiden Hebel wissenschaftlicher Forschung, fehlen!"

Er schwieg; auch Heergarten machte eine längere Pause und sagte dann: „Wir haben uns auf ein Feld verirrt, das heute zu betreten sehr überflüssig war! Sie entwickeln mir die Vorzüge Ostpreußens, und ich habe einestheils dafür kein Verständniß und bin anderntheils zu der Erklärung genöthigt, daß das Gut, das Sie zu erringen trachten, Ihnen unter den bestehenden Verhältnissen hier nicht werden kann! Ueberheben Sie mich der unangenehmen Nothwendigkeit, Sie an die neuesten Erlebnisse Ihrer

Familie zu erinnern, und sehen Sie ohne meine Erinnerung ein, daß diese doch nun einmal nicht zu verwischenden Erlebnisse — auch trotz der glücklich erlangten Freisprechung Ihres Schwagers — eine Mauer aufgeführt haben, hinter der für mich und meine Frau, wie für den ganzen Kreis, dem wir angehören, meine Tochter verschwinden muß, von dem Augenblicke an, daß sie Ihrer Familie sich anzuschließen für gut hält! Haben Sie sich davon erst überzeugt, dann werden Sie auch erkennen, daß Sie es uns schuldig sind, uns den tausend schmerzlichen und peinlichen Conflikten zu entziehen, die in solchen Verhältnissen unvermeidlich sind, und die eben nur durch Trennung, durch völlige Trennung, ein für alle Mal beseitigt werden können. Damit Sie übrigens sehen, daß ich nach Möglichkeit Ihren etwas wunderbaren Anschauungen Rechnung trage, die Arbeit und immer wieder Arbeit Ihnen als Ihre Lebensaufgabe zeigt, auch dann, wenn ein glückliches Geschick einen schönen materiellen Besitz in Ihren Schooß wirft, so zeige ich Ihnen schließlich noch Amerika, dieses Land der Arbeit, das Ihrem sehnsüchtigen Verlangen ja überall den geeigneten Boden entgegenbringt! Zudem möchten die dortigen Institutionen für Gesinnungen wie die Ihren wohl in jeder Beziehung sehr lockend sein!"

„Herr v. Heergarten!" sagte Delbrück gepreßt, „ich weiß nicht, ob Sie eine Ahnung davon haben, welche Qual für mich in Ihren Worten und in der darin ausgesprochenen Forderung liegt! Ich kann, von meinem Standpunkte aus, sie nicht erfüllen! und Sie können von dem Ihren diese Weigerung nicht verstehn! Wenn Sie meinen, daß die Institutionen jenseits des Oceans dem Ideal entsprächen, das in meiner Seele lebt, wenn ich der Zukunft meines Vaterlandes gedenke, so täuschen Sie sich sehr! Was ich wünsche, hoffe und ersehne, das wurzelt in altpreußischem Boden, das fordert altpreußische Herzen und altpreußische Kraft! Was dieser Boden, diese Herzen, diese Kraft vermochte, das haben Männer wie Stein und Scharnhorst gewußt und erfahren, als sie in der Zeit unsrer tiefsten Erniedrigung auf nichts anderes, als darauf gehofft und gebaut, und wer, wie ich, mit solchen Erinnerungen groß geworden, wer an dem Feuer solcher Erfahrungen seine Vaterlandsliebe und seinen Vaterlandsstolz genährt und gefestigt und nun den schönen Beruf empfangen

hat, Herzen und Geister der heranwachsenden Jugend durch die Macht des Wissens und Wollens tüchtig zu machen fürs Leben, wie es auch kommt und was es auch bringt, der kann, der darf, der will sein Vaterland nicht verlassen, ob auch jenseits des Meeres den süßesten Wünschen seines Herzens Erfüllung winkt! Wollte er, schwach genug, diesen Lockungen seines Herzens folgen, so würde er doch tausend Mal den Ruf des Geistes in sich hören: Das Vaterland war Deine erste Geliebte! und ihm hast Du die Treue gebrochen! Herr v. Heergarten, Sie sehen, was ich muß! nun prüfen Sie an Ihrem Vaterherzen, was Sie können!"

„Das habe ich geprüft, ehe Sie mich daran mahnten!" sagte Heergarten rasch, „und ich meine, es sei des Opferns von meiner Seite schon so viel geschehen, daß ich eine gleiche Opferwilligkeit Ihrerseits zu erwarten wohl berechtigt war! Habe ich mich darin getäuscht, so steht wenigstens fest, daß auch meine Tochter sich getäuscht, wenn sie auf Ihre Liebe gehofft und gebaut! Wir sind jetzt am Ende — — und ich hoffe für immer! Unsere Lebenswege gehen naturgemäß so auseinander, daß sie sich nie begegnen dürfen, wenn nicht Einer von uns es sucht! Für mich und die Meinen bürge ich! — — für Sie erbitte ich mir die Bürgschaft Ihres Wortes als ehrenhaften Mannes! Und nun leben Sie wohl!"

Delbrück stand eine Weile regungslos. Der schwere Kampf seines Herzens lief in schmerzlichen Zuckungen über sein Gesicht, seine Hände umkrampften die Lehne des Stuhles, auf den er sich stützte, seine Brust hob sich, er schlug, wie Hilfe suchend, das Auge empor, und sagte dann tief aufathmend mit gepreßter Stimme: „Darf ich Ihre Tochter noch einmal sehn? — noch einmal sprechen?"

„Wozu wäre das?" entgegnete er kalt, „Ich hoffe, Sie werden meiner Tochter nicht zumuthen wollen, die demüthigende Mittheilung über die Concurrenz, der Sie sie ausgesetzt, aus Ihrem eigenen Munde zu hören! Der Mund des Vaters ist geeigneter dazu!"

„Doch wenn ich's ihr sagte, so würde sie mich verstehn!" rief Delbrück zuversichtlich, und faßte, wie bittend, des Barons Hand; dieser aber entzog sie ihm und sagte bestimmt:

„Ich bezweifle es! und meine gegentheils, daß die Brücke jeder Verständigung unter uns für ewig abgebrochen ist! Dies ist mein letztes

Wort, und ich bitte, auch das Ihre!" Damit verbeugte er sich kurz und verließ das Zimmer.

Delbrück zögerte noch immer — ihm war's, als müsse er bleiben, als hörte er eine süße Stimme ihn rufen, als sähe er eine holde Gestalt ihm winken — dann aber war Alles, Alles still — und er ging langsam die Treppe hinunter und zum Hause hinaus. „Also begraben!" klang es dumpf in seinem Herzen, und „Also verschmäht!" rief es in Valeskas Brust, und die Mutter nannte das ächt weiblichen Stolz und stachelte und reizte das durch des Vaters Worte empörte Gefühl, und Valeska lag in der Eltern Armen, weinend und jammernd und in der Heftigkeit ihres Empfindens bald Delbrück verdammend, bald Natalie, bald sich selbst.

Er aber saß in seinem kleinen Zimmer, den Kopf in die Hände gestützt, und seine Lippen flüsterten leise: „Mein Vaterland!!"

Stunde auf Stunde verrann — so wurden Tage und Wochen und Monde und endlich ein Jahr. Und eines reihte sich an das andre und nahm in Empfang das Geschehene und bildete an dem Seienden und bereitete auf das Kommende vor. Und was die Menschen bauten, das brach Gottes Hand wieder entzwei, und was die Menschen zertrümmern wollten, das baute Gottes Hand von Neuem wieder auf. Und es wurde hell und wurde dunkel, und Viele jauchzten und Viele verzagten, je nachdem es hohe Brandung, oder starre träge Ruhe gab. Aber die Edlen standen still und unverzagt in dem wirren Getriebe, auf dem kleinen Fleckchen Erde, das ihnen gegeben, streuten aus die Saat, die ihrer Pflege anvertraut, fügten getrost die Steine zusammen, die in ihre Hand gelegt und schauten zuversichtlich auf zu den Bergen, von denen uns immer Hilfe kommt, wenn wir sie suchen und verstehn. Und auch die Natur hatte nicht aufgehört sich immer aufs Neue wieder zu schmücken, damit das Herz dieser Edlen Freude fände und Erquickung.

Ein köstlicher Spätherbst bestreute die Flur mit goldenen Blättern, auch die Sonne sandte goldene Strahlen, die leise hinzitterten über das vielfarbige Laub der Bäume, und als Marie Günther am Arme ihres Mannes langsam die Höhe des Johannisberges bei Danzig erstieg und entzückten Auges hinweg sah über das herrliche Panorama, das zu ihren Füßen lag, da verschwanden mehr denn zwanzig erinnerungsreiche Jahre

wie ein Traum, und sie selbst erschien sich noch eben so jung und kräftig wie damals, als sie nach der Verbindung mit dem geliebten Manne zum erstenmal einen Gang hier hinauf gemacht. Denn Günther hatte nach jenem schmerzlichen Erlebniß Königsberg verlassen und war in Danzig ansässig geworden, wo seiner unermüdlichen Arbeitskraft und Arbeitsfreudigkeit Anerkennung und Lohn ward. Louise, die älteste Tochter, ein Mädchen von neunzehn Jahren, stand der rüstig schaffenden Mutter schon helfend zur Seite und ging auch jetzt still sittig neben ihr, während zwei kleine Blondköpfchen sich im Wettlauf übten, wer zuerst den Eltern Kunde brächte, ob oben auf der Königshöhe auch wohl viele Schaulustige zu finden seien.

„Wir haben noch reichlich Platz! nur drei Männer sitzen oben!" berichtete die kleine Siegerin und sprang sogleich wieder fort, um abermals voraus zu laufen. Nach wenigen Minuten aber ertönte Jubelgeschrei: „Der Max! und der Walther! und mit einer rothen Mütze!" und die Kleine umschlang athemlos des Vaters Kniee. Die Mutter riß sich los, sie stürzte hinauf, und als Günther, sein Töchterchen auf dem Arm, oben anlangte, lag Marie in den umschlingenden Armen ihrer beiden ältesten Söhne. „Vater! Mutter!" jubelten sie wechselsweise, und Walther schwenkte die Mütze und rief siegestrunken: „Und siehst Du auch den Albertus? Ich bin Student!" „Und ich richtiger Maurergeselle! seit acht Tagen!" rief Max, „der Onkel erlaubte nicht, daß ichs Euch schriebe, weil er uns und Euch diese Ueberraschung zugedacht hatte!" „Der Onkel! der prächtige Onkel! er soll leben! Vivat hoch!" riefen alle zugleich. Und wenige Schritte davon lehnte die schlanke gebeugte Gestalt eines früh gealterten Mannes, die hohe Stirn von grauen Locken umrahmt, das dunkle, tiefliegende Auge voll heiliger Freude der Gruppe glückseliger Menschen zugewandt. Er wußte ja, welchen Antheil er an dieser Freude haben durfte, denn die Jünglinge, die er den Eltern zuführte, sie waren ja auch seine Söhne, und daß sie rein und unverdorben und an Wissen und Wollen reich jetzt mit frischer fröhlicher Kraft eintreten in das Leben, das war ja das schöne Werk, mit dem er sein arbeitsreiches und einsames Leben geschmückt hatte. Lange Jahre hatten die Geschwister sich nicht gesehen, da gab's denn viel zu sagen und zu fragen, und als Delbrück erzählt, wie er den braven tüchtigen Jungen diese Reisefreude bereitet und vor einer Stunde

in Danzig ankommend, gehört habe, die Familie sei hier hinaus, und nun einen Wagen genommen, um den Fußgängern den Rang abzugewinnen, und die vollen vierzehn Tage Gymnasialurlaub, die er genommen, dem lang entbehrten Geschwisterhause zugedacht habe, da war des Jubelns kein Ende, und man beschloß, in dem am Fuße des Johannisberges belegenen Jäschkenthale dieses frohe Ereigniß zu feiern und den Rest des Nachmittags dort zu verleben. Man ging hinunter; die beiden kleinen Mädchen aber hatten den alten lieben Onkel so in Beschlag genommen, daß sie noch auf seinen Knieen herumkletternd, ihm allerlei wichtige Geschichten erzählen mußten, als Eltern und Geschwister schon im Thale angelangt, sich einen hübschen Platz erwählt und die Zurichtungen zu einem kleinen Imbiß getroffen hatten.

Endlich aber machten auch diese drei Nachzügler sich auf den Weg, die kleinen Mädchen in lustigen Sprüngen voran, Delbrück in stiller Freude ihnen zuschauend hinterher. An einer Biegung des schmalen Fußweges kam ihnen raschen kühnen Schrittes ein stattlich aussehender Militair in der preußischen Generalsuniform entgegen, der an seinem Arm eine Dame führte, mit der er laut und lebendig sprach. „Schäme Dich! schäme Dich!" sagte er lachend, „ich mit meinen zwanzig Jahren Ueberschuß habe auch immer zwanzig Mal mehr Kraft als Du! fünf und neunzig Meilen gereist, wenig geschlafen, wenig gegessen, hier herausgefahren, und nun den Berg hinauf wie ein Cadett! Du aber bist schon wieder müde!" „Nur mein Fuß ist müde!" sagte die Dame — und Delbrück hielt unwillkürlich den Schritt an, um dem vorübergehenden Paare nachzuschaun. Ein runder breitkrämpiger Hut mit langem Schleier deckte Kopf und Hals, ein hellgrauer, in weiten Falten herabfallender Staubmantel den Köper der Dame, die mit graziöser Schmiegsamkeit am Arm ihres Mannes hing, während ihre andere Hand das feine Stöckchen eines Sonnenschirmes als Stütze benutzte. Das sah Delbrück noch — dann entzog die Biegung des Weges sie seinen Blicken. Langsam und sinnend ging er weiter, sein Auge haftete am Boden. Da blitzte etwas zwischen den herbstlich gelben Blättern, die die Erde deckten — er bückte sich danach, es war ein zierliches Büchelchen in eleganter Perlmuttereinfassung, auf dessen einer Platte ein in Silber eingelegtes Wappen sich glänzend hervorhob. Auf den Perga-

mentblättern im Innern waren mit zierlicher Damenschrift kleine Notizen gemacht, in dem Täschchen steckten Visitenkarten: Valeska Gräfin v. Görz, geborne v. Heergarten. „Also wirklich!“ sagte Delbrück leise vor sich hin, „wirklich doch noch einmal sehe ich sie wieder!“ und barg den Fund auf seiner Brust. — Unten angekommen, fand er die Seinen im heitersten Gespräch, und bei der Lebendigkeit, mit der die Söhne erzählten, wie bei dem Eifer, mit dem Eltern und Schwestern hörten, blieb Delbrücks ernst schweigendes Vorsichhinschauen unbemerkt. Eben so unbemerkt für Alle, außer Delbrück, blieb auch eine Weile später das Vorübergehen jenes Paares, das schon auf dem Berge seine Aufmerksamkeit erregt hatte und jetzt am Tische hinter ihm Platz nahm. Der General zündete eine Cigarre an und war unerschöpflich in neckischen Scherzreden über die sogenannten Schönheiten der ost- und westpreußischen Natur, die dem Schlesier und Rheinländer geradezu lächerlich erscheinen müßten, wenn er Rheinufer und Riesengebirge dagegen stellte. Die Dame hatte eine Weile schweigend zugehört, dann sagte sie etwas spöttisch: „Die liebe See lasse ich nicht ungestraft verhöhnen! im Uebrigen aber weißt Du ja, daß ich zu einer so begrenzten Vaterlandsvergötterung nicht die mindeste Anlage habe! Wozu die thörigte Schwärmerei!“ Kaum daß sie so gesprochen, gab der Dirigent des Musikcorps — das wöchentlich mehrmals hier Concerte gab — das Zeichen, und rauschend und brausend begann die Melodie des beliebten Liedes: „Ich bin ein Preuße, kennt ihr meine Farben!“ „Da hörst Du die Antwort!“ sagte lachend der General, schlug dröhnend mit der Hand auf die Brust und accompagnirte im kräftigsten Baß: „Ja wohl! ich bin ein Preuße! will ein Preuße sein!“

„Das unerträgliche Lied! mit seinen unerträglichen Worten!“ sagte seine Frau und trommelte ungeduldig mit dem kleinen Füßchen, „bitte! laß uns fahren! ich bedarf der Ruhe!“ „Doch ich zuvor noch ein paar Gläser guten Weins!“ entgegnete er aufstehend, „unterdessen wird angespannt und dann in Gottesnamen fort und morgen weiter nach Königsberg!“ Damit schob er die kleinen, ihm entgegenstürmenden Mädchen mit dem Scherzwort: „Fort Du kleines Gesindel!“ lachend bei Seite und ging.

Die Kinder aber kamen mit der Kunde, daß Tante Wilhelmine und Onkel August auch da seien, und daß sie ihnen von dem Bruder mit der

rothen Mütze und dem silbernen Schilde erzählt und daß sie gesagt, er möge doch zu ihnen kommen. Das war das Signal zum allgemeinen Aufbruch, denn Tante Wilhelmine und Onkel August waren der Kinder Pathen und zu den Eltern immer lieb und gut.

„Geht nur, geht!" sagte Delbrück, „ich erwarte Euch hier." „Und ich bleibe bei Dir, Onkel!" rief die Kleinste und war im Nu mit den Füßen auf seinem Schooß und mit den Händchen in seinen Locken, und er drückte das liebe Kind an sich und sagte, als Alle fort waren: „Sophie hat den alten Onkel lieb und wird ihm nun einen Gefallen thun!" Damit setzte er die Kleine auf die Erde, strich ihr die Goldlöckchen von der Stirne und gab das gefundene Büchelchen in ihre Hand, damit sie es der alleinsitzenden Dame dort in den Schooß lege. „Ei sieh! das hast du gefunden, du liebes Kind?" sagte die Dame, „woher weißt du denn, daß es das meine ist?" „Der alte Onkel weiß es! der hat's gefunden und schickt es dir! Komme nur, ich will ihn Dir zeigen!" Damit zog sie an Kleid und Mantel, und die Dame folgte neckend und tändelnd der kleinen Drängerin und sah jetzt lächelnd auf. Auch Delbrück hatte sich erhoben — war einen Augenblick unschlüssig stehn geblieben — dann wandte er sich um — und nun standen sie einander gegenüber und ihre Blicke begegneten sich. Es war ein heiliger ernster Augenblick! Beide feierten ihn still und schweigend — was hätten sie auch sagen können, was des Schmerzes und der Freude eines solchen Wiedersehens würdig war. Valeska faßte sich zuerst und fand, tief aufathmend, sogleich wieder den Ton feinster gesellschaftlicher Gewandtheit, mit der sie sich anmuthig verneigend sagte: „Ich danke Ihnen, daß Sie mir mein liebes Eigenthum zurückgestellt!" Auch Delbrück verbeugte sich, doch seine Lippen blieben geschlossen, ihm fehlte die geistige Elasticität, die in einem Augenblick die Wandlung von Natur zu Unnatur möglich macht, und so überflog er nur noch einmal mit einem tiefen Blick die geliebte Gestalt und trat stumm zurück. Valeska erbebte — in ihrer Seele kämpften zwei Gewalten — sie trat einen Schritt vor — sie hob die Hand — doch sie ließ sie wieder sinken — neigte noch einmal flüchtig das Haupt — und ging dem General entgegen, der ihr einige Offiziere zuführte, die der Frau Gräfin vorgestellt zu werden gewünscht hatten. „Siehe! es ist Alles gut!" sagte Delbrück

vor sich hin, und nahm der Kleinen Hand, um die Geschwister aufzusuchen. „Du bist so bleich!“ sagte Marie und sah ihm forschend ins Auge, er aber schüttelte lächelnd den Kopf und sie hing sich an seinen Arm und fuhr fort: „Sei mir nicht böse, daß ich bis jetzt nur Mutter war, und dabei des Bruders zu vergessen schien, dem ich doch den größten Theil dieses Mutterglücks verdanke! Glaube mir aber, daß Alles, was Deine Liebe meinen Söhnen gethan, tief und fest in mein Herz geschrieben ist, und daß ich es ihnen immer wiederholt einpräge, daß sie in Dir und der verehrten Freundin die Schutzengel ihres Lebens zu betrachten und würdig zu ehren haben, vor allem dadurch, daß sie werden wie sie!“

„Marie!“ sagte Delbrück, und faßte der Schwester Hand — „ich habe die reine Freude dieser Stunde nicht stören wollen! jetzt aber, da Du ihrer gedenkst, will ich Dir sagen: Unsere Freundin schläft!“ „Natalie todt??“ rief Marie tief erschüttert. „Ja!“ sagte Delbrück, „wir haben sie gestern neben dem Grabe ihres Vaters eingesenkt! Ihr Herz war eine reine schöne Perle, deren ächter Glanz nur dem geweihten Auge sichtbar ward! Auch das meine ist lange gehalten gewesen, Gottlob, daß ich diese Versäumniß jetzt an dem, den sie so sehr geliebt, gut machen kann! Ich nehme den unglücklichen Bruder zu mir ins Haus!“

„Max!“ rief seine Schwester und umfaßte stillstehend seinen Arm mit beiden Händen, „Max! Du bist kein Mensch! Du bist ein Engel!“

„O nicht doch!“ sagte er abwehrend, „laß mich nicht fürchten, daß unter uns das einfach Menschliche schon in den Bereich des Uebernatürlichen gehört! Laß uns vielmehr daran arbeiten, daß das Geschlecht, das nach uns den Nordlandsboden betreten wird, auf dem wir gestanden und gewirkt in den Stunden, da der Ruf zu einer sittlichen That an das Ohr seines Geistes dringt, es seine Vorbilder nicht in der Ferne suchen, sondern mit freudigem Bewußtsein sprechen darf:

„Wie köstlich ist's, daß ich ein Preuße bin!!“

Die Bewegung des altpreussischen Handels im letzten Decennium

von

E. Wichert,
Stadtrichter.

(Schluß.)

Es bleibt uns noch übrig, eine allgemeine Uebersicht derjenigen äußeren und inneren Einflüsse zu geben, welche sich in den einzelnen Jahren auf den altpreußischen Handel fördernd oder hindernd geltend machten.

Das Jahr 1852 war für den Handel ein sehr ungünstiges gewesen, 1853 zeigte überall gebesserte Zustände, es wurde von Danzig sogar als eins der denkwürdigsten seit 50 Jahren bezeichnet, weil nicht nur das Getreidegeschäft, wie auch sonst gewöhnlich, bedeutend war, sondern auch mit geringen Ausnahmen (z. B. Knochen) alle Handelsbranchen in reger Thätigkeit lohnenden Erfolg brachten. Wenn früher ein gutes Getreide- und ein gutes Holzgeschäft unvereinbar schienen, weil man annahm, daß Holz nie die Frachtsätze von Getreide zu tragen fähig, so vertrugen sie sich an diesem Orte in diesem Jahre sehr gut neben einander. Wenn nun auch die andern Häfen nicht entfernt von solchen Erfolgen zu berichten hatten, so war es doch auch für sie von günstigem Einfluß, daß die schlechte Ernte namentlich in England und Frankreich ein Steigen der Preise des Getreides verursachte, wovon bei schneller Räumung der Läger der Gewinn nicht ausblieb. Doch zeigte sich das Geschäft wegen der kaum mittelmäßigen Ernte in Littauen, Rußland und dem nördlichen Polen auf zu enge Grenzen eingeschlossen. Die russische Abkunft von Holz war auch für Memel sehr bedeutend, aber die frühen Novemberfröste hinderten die

Holztransporte in Erreichung ihres Ziels und machten Lagerungen nothwendig, die etwa 60,000 Thlr. Extrakosten verursachten und den Gewinn illusorisch machten. Die Rhederei erzielte gute Frachten und erwies sich daher gewinnbringend. Der Schiffverkehr übertraf den des vorangegangenen Jahres erheblich, für Danzig sogar den aller früheren Jahre bis 1803 zurück. Der Handel mit Kolonialwaaren gestaltete sich für letzteren Ort im Ganzen günstig, blieb aber für Königsberg ohne Bedeutung. Der Bezug über die Grenze war anfangs schleppend, nach erleichtertem Grenzverkehr lebhafter. Für Königsberg war dieses Jahr wegen der am 1. August erfolgten Eröffnung der Ostbahn von epochemachender Wichtigkeit. Schon in wenigen Monaten wurde der günstige Einfluß des neuen Kommunikationsmittels fühlbar. — Schon dieses einen Umstandes wegen hatten wir das Recht, das Jahr 1853 zum Ausgangspunkte unserer Betrachtungen zu wählen. —

Das Jahr 1854 ist charakterisirt durch den Ausbruch des Krieges zwischen den Westmächten und Rußland. Die in Folge desselben veranlaßte Blokade der russischen Häfen brachte für den Handel unserer Provinz und namentlich Ostpreußens ganz eigenthümliche, aber keineswegs besonders gedeihliche Verhältnisse hervor. Da Rußland sich genöthigt sah, seinen Import über die preußischen Häfen zu beziehn, so erlangte das Speditionsgeschäft bald eine ganz unverhältnißmäßige Ausdehnung. Der Schiffverkehr wuchs in Memel und Königsberg (an letzterem Orte der Lastenzahl nach) um das Doppelte. In beiden Städten entwickelte sich ein Leben und Treiben, wie es seit langer Zeit unbekannt geworden war. Neue Etablissements wurden im Fluge gegründet und erlangten schnell Bedeutung; die Handelswelt gerieth in fast fiberhafte Thätigkeit und zog die andern Stände in Mitleidenschaft. Dennoch war das Schlußresultat kein besonders günstiges, weil die genügende Vorbereitung auf so außerordentliche Zustände fehlte, die Lokalitäten zur Unterbringung und Expeditionsanstalten zur Fortschaffung der Waaren mangelten, weil die Transportmittel ganz ungebührlich vertheuert wurden und weil namentlich der Properhandel erheblich litt. Der Mangel an geeigneten Lagerräumen wurde für Memel um so drückender, als der große Brand am 4. und 5. Oktober die halbe Stadt in Asche legte und theilweise zu den

abenteuerlichsten Auskunftsmitteln zwang. Die Kahnfrachten stiegen zu unglaublicher Höhe; während man früher in Memel 5 Sgr. pro Centner Fracht nach Kowno gezahlt hatte, mußten im Herbst in einzelnen Fällen 60 bis 93 Sgr. bewilligt werden. Viele Kahnrheder erwarben auf diese Weise in Kurzem nicht unbeträchtliches Vermögen. Auch die Landtransporte vertheuerten sich enorm; selbst der Landmann in der Nähe der großen und kleinen Handelsstraßen suchte Antheil am Gewinn zu erlangen und verwerthete sein Angespann nach Kräften. Alles „fuhrwerkte!" die Provisionen der Spediteure erlitten unter solchen Umständen manche Einbussen. Auch die große Rhederei zog nicht so große Gewinne, als sich nach dem Geschäftsumfange und den hohen Frachten erwarten ließ, weil Heuer und Ausrüstungskosten in gleichem Verhältniß stiegen. Der Properhandel mußte unter so abnormen Verhältnissen kranken. Die Ungewißheit, welche Ausdehnung der Krieg nehmen, und ob Preußen seine neutrale Haltung werde behaupten können, lähmte überall den Speditionsgeist und schreckte von größeren und weitaussehenden Unternehmungen ab. Das Geschäft war deßhalb wenig lohnend. Dazu kam eine sehr mittelmäßige Ernte und das für den Handel Thorns und Danzigs sehr störende Ausfuhrverbot von sämmtlichen Getreidegattungen mit Ausnahme von Weizen aus Polen. Die Grenzsperre wurde dort russischerseits mit einer fast allen Verkehr erdrückenden Strenge gehandhabt. Jenseitigen Unterthanen war der Uebergang nur in Ausnahmefällen gestattet, preußische Reisende brauchten ein Consulat-Visa auf dem Passe. Da polnische Fuhrwerke nicht über die Grenze gelassen wurden, mußten die Thorner Kaufleute das Getreide an der Grenze abholen. Unter solchen Umständen war auch der Export nach Polen nur gering und namentlich bei Colonialwaaren der Ausfall trotz des sonst regelmäßigen Abzugs nach dem Inlande beträchtlich. — Der Bedarf von Holz für die Flotten im Auslande machte den Handel in dieser Branche sehr lebhaft und für Danzig wenigstens bei mangelder Concurrenz Rigas auch lohnend, während Memel von Verlusten, durch bedeutende in Folge von Handelsstockungen in Amerika und Australien veranlaßte Preiserniedrigung herbeigeführt, zu berichten hatte. So fehlte viel daran, daß der in mancher Hinsicht beispiellos erweiterte Verkehr auch angemessene Resultate ergeben hätte.

Mit noch mißlicheren Zuständen hatte das Jahr 1855 zu kämpfen. Der Krieg dauerte fort, die russischen Häfen blieben blokirt. In Folge dessen erlangte das Speditionsgeschäft in Memel und Königsberg noch größeren Umfang und wurde, da die ersten Schwierigkeiten theilweise überwunden waren, im Ganzen für die Betheiligten lohnender. Freilich erhielten sich andererseits auch die hohen Frachten, Lagerspesen, Fuhrkosten und Arbeitslöhne, wodurch zugleich die Fabrikthätigkeit (namentlich Tilsits) Einbuße erlitt. Mancherlei sonstige Calamitäten zu Anfang und Ende des Jahres: Cholera, Mißernte, Nonnenraupe, Weichselüberschwemmungen, Getreideausfuhrverbote u. s. w. wirkten auf Handel und Wandel lähmend. Die Preise der Cerealien stiegen in Folge von Mißernten, mangelhafter Feldbestellung, verminderten Zufuhren vom Auslande, und Anhäufung von großen Truppenmassen an der Grenze zu kaum glaublicher Höhe und verursachten eine Theuerung der Lebensmittel, die an manchen Orten zu förmlichem Nothstande ausartete. Elbing entleerte, was sehr bezeichnend ist, seine Getreideläger nicht durch seewärtige Verschiffungen, sondern nach dem Inlande zurück. — Für Holz zeigte sich in Memel erst von August ab bedeutende Kauflust, nachdem sich die Friedensaussichten vermindert hatten; es wurden lohnende Verkäufe, aber freilich auch theurere Einkäufe gemacht. Danzig hatte ebenfalls über steigende Einkaufs- bei nicht gebesserten Verkaufspreisen in England und nebenher über die immer bedrohlicher wachsende Concurrenz Norwegens und Schwedens zu klagen, weßhalb kein Gewinn zu erwarten stand. Der Krieg brachte diesem Orte nicht einmal, wie im vorigen Jahre, den Vortheil von der Verproviantirung der Flotten, welche in Dänemark bewirkt wurde. Dagegen veranlaßte er vorübergehend wegen Sperrung der Häfen im schwarzen Meere ein direktes Geschäft mit Südrußland. Die Hoffnung, sich diese Verbindung dauernd zu erhalten, ging nicht in Erfüllung. Den Waarenhandel bezeichnet Danzig dagegen als im Ganzen günstig und auch Thorn erkennt an, daß demselben wesentliche Preisconjunkturen zur Seite standen. Nur litt diese Branche wieder durch den erheblichen Agioverlust, welcher für polnisches Courant 8 bis 10 pCt. für Papier sogar 12 bis 15 pCt. betrug. Im Ganzen war das Jahr für Elbing, Thorn und Danzig schlecht,

für Memel und Königsberg zwar sehr geschäftsreich, aber nicht ebenso lohnend zu nennen. —

Die fortdauernde Lebhaftigkeit zu Anfang des Jahres 1856 wurde im Frühjahr durch Friedensnachrichten vermindert und bald durch den Pariser Frieden noch stärker beeinträchtigt. Das Geschäft mußte auf den früheren bescheidenen Umfang und in die alten Bahnen zurückgeführt werden, was nicht ohne namhafte Verluste zu ermöglichen war. Ein starker Rückschlag war unausbleiblich. Der durch außerordentliche Verhältnisse bedingte hohe Stand der Preise für viele Waaren konnte nicht behauptet werden. Memel hatte im vorigen Jahre Holz theuer eingekauft und konnte nun beim Verkauf gerade keinen Vortheil erzielen. Bei Salz waren sogar herbe Verluste unvermeidlich, weil nach dem Kriege bei bedeutenden Lägern und Zufuhren die Abnahme in Rußland fehlte. Für Königsberg blieb der Geschäftsumfang zwar auch nach dem Frieden nicht unbedeutend, zeigte sich aber nicht gerade lohnend. Der Handel mit Manufaktur- und Kolonial-Waaren nach Rußland, anfangs sehr lebhaft, wurde matter und schleppender und hörte zuletzt fast ganz auf. Auch für Danzig war das Jahr zwar bewegt, aber in den Erfolgen wenig befriedigend. Nur die stark benöthigte Einfuhr von Getreide und ein außerordentlich ausgedehntes Importgeschäft in Heringen und Steinkohlen (so auch in Memel) gaben dem Handel große Lebhaftigkeit. Das Getreidegeschäft litt überall unter unberechenbaren Preisschwankungen. Die Erndte fiel zwar etwas besser aus, aber die Noth im Inlande war noch keineswegs so bald gehoben. So erklärt sich die auffallende Erscheinung, daß eine Provinz, die sonst nur gewohnt ist das Ausland mit Getreide zu versorgen, in diesem Jahre Getreide vom Auslande über See einführte. So berichten Memel, Elbing und Danzig (3924 Last!). Schon im vorigen Jahre war wegen der Mißernte der Verbrauch von Reis gestiegen*) jetzt brachte nach dem Elbinger Bericht die Knappheit der Lebensmittel auch die Erscheinung von Mais und egyptischen Bohnen auf dortigem Consumtionsmarkte hervor. — Auch die Rhederei hatte sehr geringen Gewinn. —

---

*) Memel importirte 1855 davon 12,639 Ctr., 1856 nur 815 Ctr., in andern Jahren gar nichts; Danzig 1855: 20,386 Ctr., 1856 sogar 46,321 Ctr., 1857 nur noch 7,941 Ctr., dann 12,752 Ctr. u. s. w.

Das folgende Jahr (1857), überall recht erfreulich beginnend (nur Memel hat von keinem umfangreichen Geschäft zu berichten) und recht darauf angewiesen die üblen Folgen der früheren Nothstände auszugleichen, blieb leider vom Oktober ab nicht ohne eine neue Handelsplage, die von Nordamerika hereinbrechende große Geldkrisis. Forderte dieselbe in unserer Provinz im Ganzen verhältnißmäßig nur geringe Opfer, so lag dies zum guten Theil an der Solidität unseres Kaufmannsstandes, der sich von unfruchtbaren Speculationen möglichst fern gehalten hatte. Der Grund dieser plötzlich eintretenden und rapide steigenden Geldnoth war (nach dem Danziger Bericht) zu suchen: in der vom national-ökonomischen Standpunkte aus verwerflichen Anlegung und Zersplitterung bedeutender Capitalien in unproduktiven und theilweise unzeitgemäßen Credit-Anstalten und Actien-Unternehmungen; in der künstlichen, einer durch Angebot und Nachfrage natürlich sich gestaltenden Werthbestimmung der Waaren sich entgegenstellenden Aufrechthaltung hoher Waarenpreise, und in der s. g. Wechselreiterei. Sind aber auch dergleichen Auswüchse kaufmännischer Speculationssucht in unserer mit dem Waarenhandel vollauf beschäftigten Provinz im Allgemeinen vermieden*) und die Nachwirkungen davon ausgeblieben, und hat endlich die rechtzeitige Suspension der Wuchergesetze zur Erhaltung des Credits sehr günstig mitgeholfen, so konnte doch eine Crisis, welche die gesammte Handelswelt erfaßt hatte, unmöglich ohne sehr erhebliche Störung auf unsere immerhin vom Weltverkehr etwas entlegenen Plätze bleiben und ohne bedeutende in Folge des rapiden Fallens der Waarenpreise, des Ausbleibens von Zahlungen und der plötzlichen Stockung der Geschäfte herbeigeführte Verluste vorübergehn. Sie wurde nur in weniger auffallender Weise und mehr allmälig als an andern Orten merklich. Es zeigt sich daher auch fast überall der Umfang der Geschäfte in den meisten Branchen vermehrt, nur der Gewinn wurde schließlich durch die Geldcalamität illusorisch gemacht. Namentlich litt der Handel mit Manufaktur- und Kolonial-Waaren darunter beträchtlich, nachdem derselbe zu Anfang des Jahres einen recht viel versprechenden Aufschwung genommen hatte. Der

*) Sehr treffend sagt das Danziger Vorsteher-Amt: „Wir spielen nicht, wir handeln; wir wollen daher nicht gewinnen, sondern verdienen.“

neue russische Tarif entsprach den Erwartungen keineswegs, die Zollermäßigung kam danach nur den französischen und englischen, nicht den Zollvereins-Fabrikaten zu gut. — Das Holzgeschäft war nur in eichenen Stäben nutzenbringend. — Die Danziger Rhederei, deren Schiffe vorzüglich den Handel in fremden Meeren vermitteln, wurde durch den Krieg in Indien mehr gestört und beeinträchtigt, als früher durch den russischen. — Das Getreidegeschäft gestaltete sich für Königsberg ungünstig und wurde für Danzig schließlich nur deshalb weniger verlustbringend, weil der dortige Handelsstand in richtiger Würdigung der Verhältnisse nicht eigensinnig den Versuch machte, sich gegen die sich auf ein durch bedeutende Zufuhren aus Polen bewirktes reichliches Angebot stützende Preisermäßigung aufzulehnen. Von einem günstigen Ereigniß hat aber doch dieses Jahr Kunde zu geben; wir meinen von der Aufhebung des Sundzolls, dessen Druck sich, abgesehen von den lästigen Verzögerungen, einigermaßen beurtheilen läßt, wenn man hört, daß Danzig allein z. B. im Jahre 1854 dafür 138,249 Thlr. gezahlt hat (noch nicht einmal die jährliche Durchschnittssumme!), welche dem Handel entzogen sind. Es war Zeit, daß dieser schmachvollen Erpressung ein Ende gemacht und die Schifffahrt befreit wurde. —

Die Geldcrisis reichte mit ihren verderblichen Wirkungen weit in das Jahr 1858 hinüber; ja sie machte sich an manchen Orten jetzt erst recht empfindlich geltend, so namentlich in Thorn, das wegen seiner Lage dicht an der Grenze und wegen des eigenthümlichen Verkehrs mit dem Nachbarlande genöthigt gewesen war, große Lager zu halten, die durch das rapide Sinken der Preise entwerthet wurden, auch von dem hohen Coursverlust der fast ausschließlich das Zahlungsmittel am Platze bildenden russisch-polnischen Valuta am meisten zu leiden hatte. Ueberall zeigten sich noch Stockungen im Verkehr, Gewerbthätigkeit und Industrie blieben gelähmt, das Vertrauen hielt sich in engen Grenzen zurückgezogen, die Creditverhältnisse blieben ungünstig. Am Erheblichsten war davon durchgehends der Waarenhandel betroffen; die Klagen darüber sind allgemein. Auch die Rhederei konnte sich nicht erholen; Memeler Schiffe lagen lieber brach, als daß sie bei den niedrigen Frachten mit Schaden arbeiteten, und auch bei der Danziger Rhederei blieben viele Schiffe deshalb und wegen des ostindischen und chinesischen Krieges, sowie wegen des monatelang

daniederliegenden Guano-Geschäfts auf den Chinchas-Inseln ohne Beschäftigung. Selbst von La Plata, wo sonst niemals Mangel an Produkten, mußten viele Schiffe mit Ballast versegeln. — Holzverkäufe fanden von Memel aus wegen der Handelscrisis zu ermäßigten Preisen statt; dennoch war das Geschäft sehr umfangreich (577 Ladungen). Nicht so in Danzig, wo die Zufuhren wegen großen Wassermangels in fast allen Zweigen geringer als sonst waren. — Die Zufuhr von Getreide nach Tilsit und Memel war wegen der schlechten Ernten der Vorjahre auf beiden Seiten des Memelstroms unbedeutend; Königsberg exportirte allerdings ein sehr beträchtliches Quantum, zog aber davon nicht den erwarteten Gewinn; Danzig machte in diesem Artikel ein außerordentlich belebtes, den besten Jahren des Danziger Handels fast gleichkommendes Geschäft. Die herrliche Qualität der Ernte von 1857 verschaffte dort starke Nachfrage und erheblichen Nutzen, der schließlich jedoch wieder vielfach durch die, auch von Elbing und Thorn beklagte, schlechte Ernte von 1858, sowie durch Wassermangel, welcher die Transporte ungebührlich verzögerte, verkürzt wurde. Im Allgemeinen ist ein mäßiger Aufschwung nicht zu verkennen. —

Die freudigen Hoffnungen, welche zu Anfang des Jahres 1859 überall genährt und durch einen milden Winter, frühen Eisgang und damit zusammenhängende frühe Eröffnung der Strom- und Seeschifffahrt begünstigt zu werden schienen, wurden leider bald und theilweise ehe noch die Waarentransporte die Hafenplätze erreicht hatten, durch den Ausbruch des italienischen Krieges wenn auch nicht zu nichte gemacht, so doch wesentlich ernüchtert. Schon die Besorgniß, daß Preußen in den Streit mit verwickelt werden könnte, gesteigert durch die Mobilmachung, lähmten den Unternehmungsgeist, wozu dann auch die Entwerthung mancher Produkte mitwirkte. So hörte z. B. für Flachs, das übrigens in den Jahren 1857 und 1858 äußerst schlechte Ernten gehabt hatte, zeitweise jede Speculation auf, da die Spinnereien in Deutschland, Frankreich, Belgien und Schottland ihre Arbeiten auf das Nothdürftigste beschränkten. Die Rhederei fand nach wie vor keine lohnende Beschäftigung. Der Manufacturwaarenhandel nach Rußland und Polen hatte von dem Sinken der dortigen Valuta mancherlei unvorhergesehene Verluste und war während des Krieges überhaupt gedrückt. Ebenso der Kolonial-

Waarenhandel, der im Innern durch die Mobilmachung beeinträchtigt wurde. Nach dem Frieden von Villafranca hob sich das Geschäft im Allgemeinen wieder und wurde sogar theilweise recht lebhaft. Wo dies nicht zutraf, wie bei Thorn, waren lokale Verhältnisse mitbetheiligt. Die Gutsbesitzer diesseits und jenseits der Grenze hatten in den Vorjahren bei der größeren Leichtigkeit Geld zu erhalten einen übermäßigen Credit beansprucht. Als nun aber die Ernten wegen anhaltender Dürre weniger ergiebig ausfielen und die Preise überdies sanken, kamen sie in Verlegenheit und mußten auf Einschränkungen bedacht sein, die ihren Einfluß auch auf den Kaufmann übten. Mehr oder weniger mochten sich wohl derartige Rückschläge auch an andern Orten der Provinz geltend machen. — Im Allgemeinen muß trotz alledem das Jahr zu einem der bessern gerechnet werden. Memel bezeichnet das Resultat als im Ganzen nicht ungünstig; in manchen Branchen: Holz (auch für Danzig waren die Zufuhren wegen früher Eröffnung der Stromschifffahrt größer), Getreide, Leinsaat, Oelkuchen, Flachs, Heringen, Salz ꝛc. war das Geschäft recht lebhaft und auch lohnender. Auch Königsberg nennt das Jahr in Bezug auf den Getreidehandel eines der geschäftsreichsten; gesegnete Ernten und theilweiser Bedarf riefen einen lebhaften Umsatz hervor. Das Wechselgeschäft war freilich nicht diesem Umfange entsprechend, weil viele Verschiffungen nach Deutschland stattfanden, wofür der Rembours auf preußische Plätze, namentlich Berlin und Stettin, durch das Königl. Bank-Comtoir vermittelt wird. Die Behauptung des Königsberger Vorsteher-Amtes, daß die politischen Verhältnisse weniger dem Handel als der Fabrik-Industrie geschadet hätten, scheint auf die Tilsiter und Elbinger Fabriken nicht zuzutreffen; sie arbeiteten in gewohnter Weise fort (Tilsit fabricirte 56,000 Ctr. Leinkuchen, 18,000 Ctr. Leinöl, 500,000 Pfd. Seife u. s. w.). Auch Danzig erkannte an, daß das Getreidegeschäft in Hinsicht auf Export noch das schon sehr umfangreiche Vorjahr überflügelte, nur erschwerte der in Folge niedrigen Wasserstandes langwierige Reiseaufenthalt jede Berechnung und machte das reellste Geschäft zu einer blinden Terminspeculation. Der Winterhandel nahm zu und machte den Mangel einer Eisenbahnverbindung mit dem Hafen fühlbar. Für besonders lohnend wurde das Geschäft trotz des großen Umfanges nicht gehalten.

1860. Endlich einmal ein Jahr, wohl das einzige im ganzen Decennium, mit dem alle Theile zufrieden sein konnten. Sein Segen ist in allen Berichten übereinstimmend anerkannt. Es traf Vieles zusammen, was dem altpreußischen Handel günstig war. Die Geldkrisis war überwunden, die politischen Verhältnisse, wenngleich noch nicht völlig sicher und in mancher Hinsicht zur Vorsicht auffordernd, übten doch nirgends störenden Einfluß. Selbst der Krieg der Westmächte gegen China kam diesmal der Rhederei zu gut, da er viele englische Schiffe in fernen Meeren beschäftigt hielt. Fassen wir die beiden Hauptbranchen unseres Handels ins Auge: Getreide und Holz, so zeigten sich für beide nach beiden Seiten hin günstige Conjuncturen. Die Ernte war sowohl in der Provinz, als in den russisch-polnischen Hinterländern gesegnet, die Wasserverhältnisse möglichst günstig, daher die Zufuhren überall sehr beträchtlich. Zugleich war die Ernte in England, Belgien und Holland viel ungünstiger ausgefallen, sodaß sich dort großer Bedarf herausstellte. Die Preise waren daher trotz des großen Angebots steigend, weil die Nachfrage damit gleichen Schritt hielt, und das Geschäft in Folge dessen lohnend. Ebenso wurde die Holzzufuhr durch günstige Witterungsverhältnisse erleichtert und andererseits hob die Anfangs März in England eingeführte Zollermäßigung die Preise, wodurch das Geschäft viel Lebhaftigkeit erhielt. Wenn es sich schließlich, wenigstens für Danzig, nicht ganz in demselben Verhältniß lohnend erwies, so lag der Grund darin, daß in Folge der auswärtigen Nachfrage Preissteigerung am Orte eintrat, mit welcher am Ende die Preise in England nicht mehr harmonirten, und daß die Arbeitskräfte wegen des großen Getreidegeschäfts zu sehr vertheuert wurden. — So konnte es nicht fehlen, daß unsere Hauptähfen bis in frühere Jahrhunderte zurückgreifen mußten, um ähnlich umfangreiche Geschäftsjahre zu ermitteln. Für Königsberg war, was die Zahl der in Pillau ein- und ausgelaufenen Schiffe anbetrifft, im vorigen Jahrhundert das Jahr 1784 das günstigste; 1860 übertraf dasselbe noch um etwa 100 Schiffe und verhältnißmäßig noch mehr an der Lastenzahl. Danzig ging sogar bis auf das Jahr 1649 zurück, in welchem die Lastenzahl des exportirten Getreides ungefähr gleich hoch war, das aber insofern bedeutend zurückstand, als damals bei 76,899 Last Roggen nur 5951 Last Weizen exportirt wurden, jetzt bei nur 29,728 Last

Roggen 53,388 Last Weizen. — Selbst für den Waarenhandel zeigten sich im Ganzen günstigere Chancen. Nicht zu übergehn ist schließlich, daß die Königsberg-Eydtkuhner Bahn in diesem Jahre eröffnet wurde und schnell dem Speditionshandel eine neue Richtung gab. Das Hauptgeschäft war früher, als die Poststraße über die kurische Nehrung ging, bei Memel gewesen, dann bei Verlegung derselben auf Tauroggen nach Tilsit übergegangen. Jetzt siedelte ein großer Theil der dortigen Spediteure nach Eydtkuhnen über. Für Tilsit und Memel wurde die Isolirung von dem großen europäischen Eisenbahnnetz immer empfindlicher und geradezu verderblich. Das ganze Streben dieser beiden Orte ist seitdem auf eine Zweigbahn nach Insterburg im Anschluß an die Ostbahn gerichtet. —

So groß auch der Umfang des Geschäftes 1860 gewesen war, das Jahr 1861 übertraf noch dies und alle früheren. Nur Memel, leider von den neuen Communikationswegen mehr und mehr abgesperrt und auf die in mancher Beziehung höchst mangelhafte Wasserstraße nach seinen Bezugsorten angewiesen, hatte in fast allen Branchen von Rückschritten zu melden. Auch auf Tilsit machten sich diese Einflüsse geltend. Im übrigen beförderte wieder eine gesegnete Ernte im Lande und reichliche Zufuhr von Rußland und Polen das Getreidegeschäft und gab ihm eine Ausdehnung noch über das schon fast beispiellose Vorjahr hinaus. Auch die Resultate gestalteten sich im Ganzen günstig, wiewohl, was namentlich von Danzig hervorgehoben wird, die bis zur Schiffbarmachung erforderlichen Kosten oft alles Denkbare überstiegen und deßhalb den Gewinn schmälerten. Doch konnte die Concurrenz mit Amerika, das nach der Blokade der südstaatlichen Häfen große Massen von Getreide auf den auch vom schwarzen Meere her versorgten englischen Markt warf, ausgehalten werden. Die Aufhebung der Durchfuhrzölle, hauptsächlich freilich für das von Polen eingeführte Getreide von Bedeutung, begünstigte den Handel und half den Erfolg sichern. — Auch das Holzgeschäft war in Danzig im Zunehmen, der Mangel an geeigneten Holzabladeplätzen stellte sich immer empfindlicher heraus; namentlich war nach den zum Bau von Kriegsschiffen erforderlichen Hölzern und nach Eisenbahnhölzern stetige und lebhafte Nachfrage. — Während die Königsberger Rhederei wegen niedriger Frachten und hoher Heuern geringen Gewinn erzielte, konnte die Danziger

trotz des sie wenig berührenden Amerikanischen Krieges im Allgemeinen von befriedigenden Resultaten sprechen. Der Schiffsverkehr war namentlich im Herbst ungeheuer umfangreich. Im November waren nahezu 400 Schiffe zu gleicher Zeit im Danziger Hafen anwesend. — Der Handel mit Manufakturwaaren über die Grenze kann wegen der mißlichen politischen und finanziellen Verhältnisse Rußlands und Polens, wegen der Entwerthung der dortigen Valuta, wegen der den Personenverkehr hemmenden Maßregeln der russischen Regierung, wegen des Mangels an Silbergeld in Polen und wegen des hohen Damno beim russisch-polnischen Papiergelde aus der früheren Schlaffheit nicht heraus. Der Colonialwaarenhandel mit dem Inlande war jedoch wegen des in Folge ergiebiger Ernten vermehrten Wohlstandes und daraus resultirenden größeren Verbrauchs trotz der höheren Preise auswärts, denen man hier nicht sogleich folgen konnte, befriedigend. Thorn klagte, daß der Manufakturwaarenhandel en gros nach Polen immer mehr verliere, da sich die polnischen Einkäufer wegen der schnelleren Communikation nach Berlin und Breslau wendeten. Mit um so größerer Freude begrüßte es die Eröffnung der Bahnstrecke Bromberg-Thorn, freilich noch lange nicht das Ziel aller Wünsche! — Die Elbinger Fabriken nehmen von Jahr zu Jahr einen größeren Aufschwung; — der oberländische Kanal eröffnete diesem Orte neue und erfreulichere Aussichten für die Zukunft. Schließlich kann nicht unerwähnt bleiben, daß die Danziger Privatbank einen Umsatz von mehr als 88 Millionen Thaler*) machte und durchschittlich nicht viel unter einer Million Noten coursiren ließ. —

Das folgende Jahr 1862 hatte noch weniger als das vorige die günstigen Chancen von 1860 für sich und zeigte daher im Allgemeinen noch mehr quantitativ oder qualitativ einen Rückgang. Die Ernte in Ostpreußen und den benachbarten Ländern war, namentlich in Weizen, nicht ganz so ergiebig ausgefallen als in den früheren Jahren; das Getreidegeschäft war daher in Memel und Tilsit entschieden flau und brachte in

*) 1860 nur 66,000,000 Thlr.; 1862 dagegen sogar 96,982,000 Thlr.; 1863 wieder nur 84,484,200 Thlr. Der Umsatz der Königsberger Privatbank betrug 1862: 89,160,000 Thlr., 1863: 84,869,000 Thlr.

Königsberg ca. 22,000 Last weniger, als 1861 zum Export. Auch in Elbing war in der Lastenzahl ein Rückgang zu bemerken, obgleich der oberländische Kanal beträchtliche Zufuhr brachte. Thorn gewann durch die neu eröffnete, auch von Danzig froh begrüßte Thorn-Lowiczer Eisenbahn, welche eine direkte Verbindung mit Warschau ermöglichte, einen größeren Wirkungskreis, und Danzig hatte eine Vermehrung seines Exports um ca. 23,000 Last zu berichten. Aber selbst an letzteren Orten, und noch mehr bei den erstgenannten, drückten die widrigsten Einflüsse von außen her auf das Geschäft und machten dasselbe wenig gewinnreich. Der amerikanische Krieg zwang die Nordstaaten ihren Ueberfluß an Getreide, der früher nach den Südstaaten abgesetzt war, auf den englischen Markt zu bringen; dadurch mußte ein schädliches Schwanken und Weichen der Preise unvermeidlich werden. So konnte es zu einem richtigen Verhältniß zwischen den Preisen auf hiesigen und auswärtigen Märkten nicht kommen. Auch influirten die in Folge der Reformen der russischen Regierung herbeigeführten Uebergangszustände im Nachbarlande wesentlich auf die dortige Landwirthschaft und bewirkten eine Verminderung der Zufuhr, und endlich war der Wasserstand der Weichsel wieder so niedrig, daß Kähne kaum mit 1/4 Ladung vorwärts kommen konnten. Der sehr respektable Umfang des Geschäfts darf daher durchaus nicht zu der Annahme verführen, daß ein nur einigermaßen conformes Resultat erzielt sei. — Das Holzgeschäft war für Tilsit und Memel klein und wenig lohnend. Der Ankauf in Polen und Rußland wird immer theurer, weil die Wälder in der Nähe der Flüße immer seltener werden, die Anfuhr der Hölzer dorthin immer schwieriger wird, wozu noch kommt, daß die Arbeitskräfte in Folge der Aufhebung der Leibeigenschaft im Preise steigen. Viel günstiger ist in dieser Beziehung Danzig gestellt. Auch im Jahre 1862 war dort der Holzhandel trotz der in dem niedrigen Wasserstande liegenden Hindernisse in merklichem Aufschwunge. Sehr viel trug dazu der Umstand bei, daß die Holzzölle in England ganz gefallen sind und daß die Nachfrage nach Eisenbahnhölzern groß blieb. Das Hauptgeschäft wurde daher auch mit England gemacht, dorthin gingen 2/3 sämmtlicher Ladungen. — Für den Kolonialwaarenhandel zeigte sich in diesem Jahre fast überall eine erhebliche Besserung, die zum Theil ihren Grund in demselben Umstande hatte, der den Ge-

treibehandel beeinträchtigte, nämlich im amerikanischen Kriege. Namentlich steigerten sich die Preise für Waaren, deren Einfuhr in Europa durch die Blokade der Südstaatenhäfen behindert wurde. Der Verbrauch im Inlande war wegen des steigenden Wohlstandes sehr bedeutend. Hier mag die Bemerkung eine Stelle finden, daß der Mangel an Baumwolle dem Flachs als Surrogat größeren Werth und dem Handel mit diesem Artikel wieder einen Aufschwung gab. Memel exportirte hauptsächlich szamaitische und inländische Waare (unter Marke T. F. nach Schottland) Königsberg die feineren russischen Sorten, begünstigt durch den Zuzug per Bahn. Königsberg machte außerdem in Thee ein großes Geschäft (Tilsit verlor dasselbe größtentheils an Königsberg) nachdem mit dem 13. April die Einfuhr von Rußland, wenngleich gegen enormen Zoll, freigegeben war. Auch das Speditionsgeschäft erlangte für letzteren Ort die erheblichste Steigerung nach Eröffnung der Eisenbahnstrecke Wirballen-Petersburg, indem nun das kaufmännische Publikum der größeren russischen Städte (selbst Riga und Petersburg nicht ausgenommen) vortheilhaft fand, seine Waaren diesen Weg nehmen zu lassen. Sind für diesen Ort und für Danzig die Communikationsmittel verbessert und die segensreichen Folgen davon ersichtlich, so klagte andererseits Memel mit Recht darüber, daß sein in den früheren Jahren mit erstaunlichem Fleiß gefördertes Geschäft in Lumpen durch schlechte Transportmittel Einbuße erleiden mußte, (wozu freilich auch der Preisrückgang in England beigetragen haben mag, der dem Königsberger Handel in dieser Branche schädlich war.) Es ist immer bemerkenswerth, daß schon Lumpen per Bahn nach Königsberg und von da per Wasser zum Export nach Memel gehn mußten, um schneller befördert zu werden. Hier thut schleunige Hilfe noth.

Der Rückblick auf das Jahr 1863 endlich ist im Allgemeinen kein erfreulicher; zwar hält sich der Umfang des Geschäfts überall ungefähr auf der Höhe des vorjährigen, erscheint also noch immer sehr respektable, aber die Resultate sind in den meisten Branchen wo möglich noch ungünstiger, was einer besonders ungünstigen Constellation der Verhältnisse zuzuschreiben ist. Nicht gerade die erste Stelle nimmt in dieser Beziehung die Insurrektion in Polen ein, was auffällig erscheinen kann, wenn man sich den umfangreichen Verkehr unserer Provinz mit diesem Lande verge-

gewärtigt. Nur Thorn, das wegen seiner Lage an der Grenze auch sonst von dortigen Einflüssen am schwersten getroffen wird, merkte eine empfindliche Stockung des Verkehrs. Die Art und Weise der Ausführung der von der preußischen Regierung ergriffenen, an sich gewiß sehr gerechtfertigten Maßregeln zur Fernhaltung des Aufstandes von den ehemals polnischen Theilen des Staates belästigte und störte dort, und auch sonst, den Handelsverkehr mehr als vielleicht nothwendig; es kamen Visitationen der Transporte durch die Militairbehörden vor, selbst wenn dieselben von Zollbeamten begleitet waren. Dazu war der mangelhafte Schutz der Preußen in Polen zu beklagen. Im Allgemeinen aber schadete die Insurrektion mehr durch die Befürchtungen, welche sich an ihren Ausbruch knüpften. Die reichliche Ernte wurde sicher eingebracht und die Zufuhren nach unseren Hafenplätzen erlitten keine Unterbrechung. Nur die Danziger Holzabkunft aus den südlichen Theilen Polens wurde durch mangelnde Arbeitskräfte stark beeinträchtigt. Sogar die Vorschüsse auf zu liefernde Waaren sind, wie Danzig berichtet, überall treu ersetzt, was Memel freilich von seinen Geschäftsfreunden dort nicht rühmen kann. Für den Colonialwaarenhandel gestaltete sich das Geschäft in einigen Zweigen, namentlich Zucker und Spiritus, wegen der zeitweisen Aufhebung der Grenzsperre lebhafter als in früheren Jahren. Doch war der Vortheil nicht entsprechend, da der Verlust an der polnischen Valuta (schließlich 17 bis 18 pCt. nach dem Thorner Bericht) denselben erheblich schmälerte. Aus demselben Grunde war auch Königsbergs Theehandel, obgleich dem Umfange nach (Werth c. 8 Millionen Thaler!!!) außerordentlich groß, nicht in gleichem Maße gewinnbringend. — Von großem Nachtheil für die Zu- und Abfuhr von Waaren zeigte sich der niedrige Wasserstand in den Flüssen. Die Klagen darüber sind allgemein. Memel konnte seine bedeutende Salzeinfuhr nur ungenügend verwerthen, weil viele Wittinnen, die sonst von Tilsit aus Salz als Rückladung zu nehmen pflegen, des flachen Wassers wegen zurückbleiben mußten. Dadurch litt auch die Getreidezufuhr nach Königsberg, und für Danzig mußten 8 bis 10,000 Last Getreide am Bug zurückbleiben. Namentlich aber hatte das Getreidegeschäft mit den ungünstigsten Conjuncturen zu kämpfen und gestaltete sich deßhalb höchst unbefriedigend. Die Ernte war in ganz Europa (einen ganz localen Miß-

wachs in Ungarn ausgenommen) sehr ergiebig ausgefallen; selbst England hatte eine gute Weizenernte. Dabei dauerte die Ueberschwemmung des englischen Marktes von Amerika her fort. Auch an Kartoffeln war nirgends Mangel und so konnte es nicht fehlen, daß die Conjunctur das ganze Jahr hindurch rückgängig blieb. Für Danzig namentlich führte „die bei nur zu hoffendem kleinen Gewinn auf große Massen geworfene Speculation," welche „den natürlich vermittelnden Handel zurückdrängte," unter solchen Umständen unvermeidlich zu großen und erheblichen Verlusten. — Das Geschäft in Flachs, Lumpen, Häuten, Fellen und zeitweise auch in Manufakturwaaren (wegen Aufhebung der Grenzsperre) war ziemlich belebt. Die Fabrikthätigkeit Tilsits, Elbings und Königsbergs ließ einen erhöhten Aufschwung erkennen. —

So haben wir in breiten Strichen die Bewegung unseres Handels im letzten Dezennium skizzirt. Aber diese Skizze würde unvollständig bleiben, wenn wir nicht schließlich noch die Wünsche und Hoffnungen zusammenfassen wollten, deren Realisirung in kürzerer oder längerer Zeit dringendes Bedürfniß wird. Soll Altpreußen in handelspolitischer Hinsicht die Stellung einnehmen, auf welche es durch seine natürliche Lage gewiesen ist, so ist der Abschluß eines Handelsvertrages mit Rußland nothwendig; dieses Ziel, wenn auch noch so fern, wird nie von unserer Regierung aus den Augen verloren werden können. In näherer Aussicht steht glücklicherweise der Handels- und Schifffahrtsvertrag mit Frankreich, dessen Zustandekommen in der Provinz mit großer Freude begrüßt werden würde. Allgemein ist ferner auch die Bitte um Regulirung unserer Wasserstraßen, um Aufhebung der wenig einträglichen und dem Handel überaus lästigen Zölle auf Getreide, Saaten, Kohlen, Reis und Lumpen und um endliche Beseitigung des Salzmonopols, unter dem Handel und Landwirthschaft gleichzeitig seufzen. Ebenso allgemein wird eine Erleichterung der zollamtlichen Abfertigungen gewünscht. Außerdem hat noch jeder Ort sein Separatverlangen, von dessen Berücksichtigung für ihn viel abhängt. Memel kann auf die Dauer ohne eine Eisenbahnverbindung mit der Ostbahn nicht bestehn; sie ist geradezu Lebensfrage für seinen Handel; Königsberg beklagt sich mit Recht über die Ungleichheit der Hafenabgaben und dringt auf umfangreiche Hafenbauten in Pillau

zum Schutz der dort einlaufenden Schiffe. Elbing erstrebt den Bau einer Eisenbahnlinie Mlawa-Güldenboden (ca. 18 Meilen) zur Verbindung mit Warschau, Thorn hält die Vermehrung der preußischen Consulate in polnischen Städten zum Schutz unserer Handeltreibenden für dringend erforderlich, und Danzig macht wiederholte Vorstellungen wegen Ausführung der Bahn nach Neufahrwasser zur Verbindung der Stadt mit dem Hafen, wegen Inangriffnahme der Bahn Cöslin-Stolp-Danzig zur Eröffnung Hinterpommerns, wegen Erweiterung des dem Verkehr nicht mehr genügenden Hafens, wegen Beschaffung von Holzlagerplätzen und Vergrößerung der Seepackhofsräume.

Möge kein neues Dezennium vorübergehn dürfen, ohne daß diesen so gerechten Forderungen Rechnung getragen ist! Viel, sehr viel ist in den letzten Jahren schon geschehn, und der Erfolg nach allen Richtungen hin sichtbar. Aber wie unsere und unserer Nachbarländer reiche Hilfsquellen nicht nur noch nicht erschöpft, sondern nur eben erst aufgeschlossen sind, so dürfen wir mit freudiger Zuversicht schließlich die Hoffnung aussprechen: daß uns die Zukunft gehört.

Die Satire.

Eine populär-ästhetische Skizze
von
Victor Kiy.

I.

Wir schreiben „Satire," nicht Satyre; denn das Wort „Satire" ist keineswegs von dem griechischen Σάτυρος (Satyrus), sondern von dem lateinischen Worte satur, gesättigt, voll, gemischt — abgeleitet. Eine Satira ist deshalb bei den Römern, von welchen diese Gattung von Gedichten zuerst so benannt worden ist, zunächst ein Pêle-Mêle, ein Gedicht, in welchem verschiedene Gegenstände und Versmaße unter einander gemischt sind, wie dies nach einem Ausspruch des alten Grammatikers Diomedes in den Gedichten des Pakuvius und Ennius der Fall gewesen sein soll. Später nannte man auch die Spottgedichte des Horaz, Juvenal und Persius Satiren, vielleicht um damit anzudeuten, daß es nicht einfache poetische Erzählungen und Dialoge seien, sondern didaktische Gedichte, deren Tendenz nicht der bloße Spott war, die vielmehr noch auf eine vollere Bedeutung dieses Wortes Anspruch machten, weil sie spotteten um zu bessern.

So nennt man auch innerhalb der deutschen Literatur die belehrenden Spottgedichte — Satiren.

Richtig sagt Gervinus vom satirischen Dichter, daß er den Spott nur als gelegentliches Mittel gebrauchen, dagegen überall große Gesinnung, würdige Zwecke, Befähigung zum Anführer auf neuen, besseren Wegen zeigen müsse. —

Die Satire gehört, wie schon oben bemerkt ist, ihrer Natur nach zur didaktischen Poesie; sie ist jedoch als solche in alle andern Gattungen der

Dichtung eingeführt worden. Wir haben satirische Oden, satirische Dramen, satirische Epopöien, satirische Romane und Erzählungen.

Diese Unterscheidung ist jedoch nur eine äußerliche, übertragene, sie ist nur begründet in der zufälligen Form, nicht in dem Wesen, der Idee der Satire. Wir wollen es nun hier versuchen, die verschiedenen Arten der Satire aus dem Begriffe derselben herzuleiten.

Halten wir die Bedeutung von Satire gleich Spottgedicht fest, so werden wir dieselbe nach dem Umfange ihres Inhalts, d. h. eben nach der Quantität unterscheiden können, als ernste, als launige und als sarkastische Satire. — Die Satire ist hier nach dem Quantum, d. h. dem „Wieviel" ihres Inhalts unterschieden. Nehmen wir „ernste Satire" gleichbedeutend mit viel Spott, so wird die „launige" als der nothwendige Gegensatz der ernsten Satire — Spott, gemäßigt durch Humor, enthalten. Die sarkastische Satire vereinigt die ernste und launige in höherer Einheit in sich; sie hat den Inhalt der ernsten Satire, viel Spott und — das Scharfe, Beißende ihrer Form schließt sich an die Form der launigen, nur daß diese Form den Inhalt noch mehr potenzirt. Die sarkastische Satire enthält sehr viel Spott.

Der Qualität, d. h. ihrer Beschaffenheit, dem „Wie" ihrer Form nach, ist die Satire entweder directe oder indirecte, d. h. ironische oder symbolische Satire.

Die directe Satire ist selbstverständlich diejenige, welche sich direct zu ihrem Gegenstande wendet. Die indirecte, ironische Satire aber bezeichnet das Gegentheil; sie wendet sich indirekt gegen den zu geißelnden Gegenstand. Es gilt von derselben, was von der Ironie überhaupt. — Die Ironie aber ist eine Ausdrucksweise, welche deutlich zu erkennen giebt, daß das Gegentheil des Gesagten gemeint wird. Im Lobe wird der Tadel, in der Anerkennung wird die Verwerfung — und umgekehrt angedeutet.

Die symbolische Satire endlich stellt die Vereinigung der directen und ironischen dar. Sie macht ihren Inhalt direct zum Gegenstande des Spottes; verfährt aber insofern indirect, als sie diesen Inhalt in eine andere, sinnliche, sinnbildliche, symbolische Form einkleidet. Wenn die symbolische Satire also auch nicht, wie die Ironie auf das Gegentheil weist, so soll sie dennoch gleichfalls in dem Gegebenen ein Anderes bezeichnen, d. h.

in der sinnlichen Form eine Idee. — Damit ist auch schon eine Definition des Symbols überhaupt (von dem griechischen σύμβολον, Sinnbild) gegeben; das Symbolische ist eine Darstellungsweise, in der eine Idee sinnbildlich ausgedrückt wird.

Wir haben nun die Satire nach der Quantität als ernste, launige, sarkastische, nach der Qualität als directe, ironische und symbolische unterschieden.

Es wird aller Satire deshalb sowohl innerhalb der Quantität als der Qualität eine der drei gegebenen Eigenschaften zukommen.

Die Satire, welche z. B. der Quantität nach eine sarkastische ist, wird nothwendig auch innerhalb der Qualität eine Bestimmung finden, d. h. die sarkastische Satire wird eine direct-sarkastische oder ironisch-sarkastische oder eine symbolisch-sarkastische sein müssen. Um daher die bestimmte Art der Satire zu bestimmen, wird man dieselbe stets zugleich von Seiten der Quantität und Qualität betrachten müssen. Dadurch aber erhält man neun Arten, in welche sich der Begriff der Satire in sich selbst zerlegt und in denen er zur Erscheinung kommt, nämlich: 1) die direct-ernste, 2) die ironisch-ernste, 3) die symbolisch-ernste; 4) die direct-launige, 5) die ironisch-launige, 6) die symbolisch-launige; 7) die direct-sarkastische, 8) die ironisch-sarkastische, 9) die symbolisch-sarkastische Satire.

Um schon von vornherein einen Einwand abzuschneiden, bemerke ich, daß diese neun Arten der Satire nicht immer so zur Anwendung gebracht werden, daß in dem einzelnen satirischen Kunstwerke nur eine derselben ihren Ausdruck findet. — Dies würde auch, unbedingt genommen, der Mannigfaltigkeit der poetischen Gestaltungen Eintrag thun. Daher finden wir häufig mehrere dieser Arten neben einander in einem Werke vereinigt; jedoch immer so, daß wir jede von den andern unterscheiden und begrifflich bestimmen können, wenngleich dies zuweilen nicht leicht sein wird, da es möglich ist, in einem einzigen Satze die verschiedenartigste Satire zusammenzudrängen. Dies Letztere ist aber nur selten der Fall und wir werden im Gegentheil sogar einige bedeutende satirische Werke und innerhalb solcher in ausgedehnterem Maße einzelne Figuren kennen lernen, welche eine bestimmte Satire in vollster Reinheit erkennen lassen.

II.

Wir wenden uns nun zu der speciellern Besprechung der Satire und wollen es versuchen, unsre Ansichten über die begriffliche Entwickelung derselben durch Beispiele aus den satirischen Produkten unserer Literatur zu begründen.

Die direct-ernste Satire ist die erste der besondern Erscheinungen der Satire. Sie enthält den Grundbegriff der ernsten Satire, nämlich den Spott, der das Mißfallen, den einfachen Tadel zur Grundlage hat. Wie die direct-ernste Satire ihrer Idee nach gewissermaßen den Angelpunkt aller Satire bildet, so hat dieselbe in der Anwendung eben ihrem einfachen Wesen nach nur eine niedrige, ja die niedrigste Stufe inne und wird nur beiläufig innerhalb einer andern Erscheinung der Satire, meist der ironischen gebraucht, um die Folie zu dieser zu bilden und in der Ironie den Spott zu markiren.

Anders ist es mit der ironisch-ernsten Satire; sie ist sehr häufig angewendet worden, wie überhaupt die Ironie in der Satire, vorzüglich der deutschen, sodaß Rabener und nach ihm Jean Paul die Ironie als ein nothwendiges Moment derselben nahmen und beide indentificirten — eine Auffassung, der wir in Folge dessen im gemeinen Bewußtsein noch häufig begegnen werden, wenngleich Gervinus dieselbe schon längst aufgedeckt und wiederlegt hat.

In die Reihe der ironisch-ernsten Satire gehören alle die ironischen Lobeserhebungen der menschlichen Untugenden und Schwächen. Lob der Faulheit, Lob des Geizes ꝛc. sind häufig zu Vorwürfen der Satire gewählt worden. Trotz des Ernstes werden wir hier immer auch die Satire herausfühlen; freilich ist dies kein Verdienst der Form, sondern hat seinen Grund in dem eigenthümlichen Stoffe. Damit haben wir unser Urtheil auch über diese Erscheinung der Satire ausgesprochen. Auch sie eignet sich ihrer Beschaffenheit nach mehr zur beiläufigen Anwendung; findet dieselbe aber durchgängig in einem satirischen Werke ihren Ausdruck, so erscheint sie, wie in den Lobeserhebungen, wegen der zu sehr hervortretenden Absicht plump oder in andern Fällen als Satire fast unverständlich.

Letzteres trifft z. B. zu in dem „Mann im Monde" von Wilhelm Hauff, einer Satire auf den Romanschreiber Clauren. — Hauff hat sich

die Darstellungsweise Clauren's so sehr angeeignet, daß man, wie es auch geschehen ist, den „Mann im Monde," der noch den Namen Clauren's an der Spitze trägt, für ein Werk des Letzteren gehalten hat. Nirgend ist hier die Satire erkennbar; die Absicht Hauff's ist völlig in dem Ernste der Nachahmung verloren gegangen. Er wollte die verderbliche Wirksamkeit Claurens, seine unsittliche, schlüpfrige Manier in einer Satire zeichnen und lieferte nur eine preiswürdige Nachahmung, welche alle Verehrer und Verehrerinnen Claurens mit gleicher Lust wie die „Mimili" verschlungen haben. Die einzelnen Ausfälle, welche vielleicht auf den Namen einer Satire Anspruch machen dürften, knüpfen sich nämlich an dieses Werkchen Claurens. Dieselben sind jedoch an sich unbedeutend und sind nicht durch die That bewahrheitet worden. Hauff selbst hat die Schwäche seiner Satire anerkannt, denn zu dem „Mann im Monde" hat er noch eine Controverspredigt geschrieben, in der er sich als satirischer Hauff legitimirt und seine eigentliche Absicht enthüllt. Kurz, Hauff hat es nicht verstanden, das ironische Element, auf welches er seine Satire basirte, zum Durchbruch zu bringen. Wir kommen auf diese besondere Richtung der Satire, welche man mit dem Namen „Parodie" bezeichnet, bei Besprechung der Platenschen Satiren zurück und wenden uns deshalb sogleich zu der symbolisch-ernsten Satire, welche, wenn auch von Seiten des Dichters unbewußter Weise — in den „Räubern" eine nach allen Seiten hin vollständige Darstellung gefunden hat.

Schiller rollt uns in denselben ein Bild auf, das die Welt in ihrer Jämmerlichkeit darstellen soll, eine Welt, die moralisch so tief gesunken ist, daß es in ihr nur noch durch Gewaltthat, also durch Immoralität selbst möglich ist, das Ideal der Humanität zu realisiren. Sinnbildlich ist dies in dem Verhältniß der beiden Brüder Moor ausgedrückt. Franz ist der Repräsentant der in Laster und Greuel versunkenen Welt; in Karl, dem Räuber, der damit die Immoralität auf sein Panier geschrieben, ist das Ideal wahrer Menschlichkeit verherrlicht. Das ist freilich eine Tendenz, die uns nur verständlich wird von dem eigenen Standpunkte des Dichters, dem Standpunkte von Sturm und Drang; dies ist jedoch für uns an dieser Stelle von keinem Belang; denn unsere Aufgabe war es nur, das satirische Element als symbolisch-ernstes in den „Räubern" nachzuweisen.

III.

Innerhalb der launigen Satire bietet die erste Erscheinung derselben, die direct-launige, den Grundbegriff der launigen Satire überhaupt, nämlich den Spott, der im Humor seine Stütze hat.

Zahlreiche Beispiele für die humoristische Satire finden wir in Immermanns Münchhausen, einem der bedeutendsten Producte in unsrer modernen Literatur, gewiß dem großartigsten satirischen Werke in aller Literatur der Neuzeit. Man hat den Immermannschen Roman zum Theil Satire, zum Theil Idyll genannt; und wenn wir denselben nach den Phänomenen unsrer Literatur, welche sich an denselben angeschlossen, welche der Münchhausen hervorgerufen hat, beurtheilen, so werden wir diesem Urtheile beistimmen; denn von der sogenannten idyllischen Seite des Münchhausen geht unsre ganze eine Zeitlang sosehr beliebte Dorfgeschichtenliteratur aus mit Auerbach und Kinkel an der Spitze. Immermann ist allerdings der intellectuelle Urheber dieser Idyllenromane; aber nur in Folge einer einseitigen Auffassung, welche sich an den mit großer Kunst behandelten Stoff in der Geschichte des Hofschulzen angeschlossen hat. — Denn auch die sogenannte idyllische Hälfte des Immermannschen Werkes ist eine tendenziös-satirische und zwar eine ironisch-ernste Satire, wie die andere eine theils direct-, theils symbolisch-launige ist.

In der Geschichte Münchhausens zeichnet Immermann das Verkehrte, Krankhafte unsers gesammten Culturlebens mit sprudelndem Humor in durchdringender Satire, in der Geschichte des Hofschulzen ein urwüchsiges Naturleben — aber mit deutlichem Hinweis, daß er diesen traditionellen Urzustand nicht als Norm, nicht als erstrebenswerthes Ziel hat darstellen wollen. — Nicht — will er an Stelle der Kultur überhaupt die Natur setzen; — er ruft uns nur zu: betrachtet hier eure gepriesene Kultur, dort das einfältige Naturleben; und selbst dieses mit seinen veralteten Gebräuchen, mit seiner Starrheit, mit seinen überlieferten Vorurtheilen, es ist doch gesunder, doch noch kräftiger, besser als der Zuckerguß eures Kulturlebens. — Darum, darum — da selbst dies der Fall ist, wie sehr werdet ihr es nöthig haben, nach wahrer Kultur zu streben, welche ebensosehr eurer Kultur fernsteht, als sie der Gegensatz dieses Naturlebens ist.

Die direct-launige Satire hat in der Geschichte Münchhausens, vor-

züglich in der Schilderung des Liebesverhältnisses zwischen dem Schloßfräulein und dem Diener Münchhausens einen Ausdruck gefunden. Mit nicht geringem Aufwande von Humor wird eine phantastische Liebe verspottet und zwar, indem derselben ein derber Materialismus entgegengesetzt wird. — Der Liebhaber verspricht, sich alle Schwärmerei gefallen lassen zu wollen, wenn er nur dabei täglich seine gehörige Ration Fleisch erhält. Immermann behandelt seinen Gegenstand hier direct und gründet den Spott allein auf Witz.

Die ironisch-launige Satire ist häufig angewendet worden; so von Rabener fast durchgängig. Ich erinnere hier nur an seine Schilderung des kleinstädtischen Gesellschaftslebens. Wie drastisch treten seine Frau Untersteuereinnehmerin und Frau Vicebürgermeisterin auf und spreizen sich in dem Glanze ihrer Unbedeutenheit; seine Satire geißelt allein die oft kleinlichen Thorheiten des bürgerlichen Lebens.

Auch könnte man an dieser Stelle der Travestie erwähnen, einer Erscheinung der Satire, welche sich, wie die Parodie, gegen Produkte der Literatur und Kunst selbst richtet; die Travestie so, daß sie ihren Inhalt aus diesen nimmt und demselben nur eine andere, meist launige Form giebt, in welcher der Spott zur Erscheinung kommt. Die meisten Travestien jedoch, wie auch Blumauers travestirte Aeneide, haben überhaupt keinen Anspruch auf Klassicität; ihre Tendenz ist meist ein unbegründeter Spott, ein Spott um des Spottes oder um des Scherzes willen. Dies steht aber mit dem Wesen der Satire in directem Widerspruch; dieselbe spottet nur um des guten Zweckes willen.

Innerhalb der symbolisch-launigen Satire erinnere ich nur an Reinecke Fuchs, an Don Quixote u. s. w. In neuer Zeit aber ist, wie schon oben erwähnt, die symbolisch-launige Satire in vollster Ausdehnung von Immermann bei seiner Kritik der modernen Kultur benutzt worden. — Von den vielen Beispielen in der Geschichte Münchhausens möge nur folgendes hier eine Stelle finden, nämlich die Verurtheilung Raupach's, sowie der überschwänglichen Frauen in der Literatur.

Die alte Wally, die Seraphine und das Kind Bettina müssen den Parnaß mit der Küche, Raupach sogar mit der Barbierstube vertauschen. Das ist symbolische Satire und zwar launiger Art. In fun-

bildlicher Darstellung will Immermann damit sagen: Du, Freund Raupach, der du doch oft den alten Zopf auf der Bühne einzuschwärzen versucht hast, solltest doch deinen wahren Beruf nicht verkennen und statt der edlen Dichtkunst das „Handwerk" wählen, in welchem Zöpfe drehen und zwar echte Hessische Korporalszöpfe, deine vornehmste Beschäftigung ist. Der „alte Zopf" ist gewiß nicht mißzuverstehen: es ist die Französische Manier, die von Lessing längst überwunden, von Raupach wieder aufgenommen wurde. Den dichtenden Damen hat Immermann in der Küche sinnbildlich das wahre Ideal der Weiblichkeit, die Häuslichkeit, die Sorge um die Familie zeigen wollen; — ein zwar oft benutztes, aber immer noch wahres Bild.

IV.

Wir gehen nun zu der dritten Gattung der Satire, der sarkastischen, über. Der Grundbegriff derselben ist enthalten in der direct-sarkastischen Satire; es ist der Spott, der mit Schmähung gepaart ist. In das Gebiet der direct-sarkastischen Satire gehört der größte Theil der Pasquillenliteratur und unter Anderem von Göthe die Farce: „Götter, Helden und Wieland," in welcher derselbe sich gegen Wielands Alceste und dessen Noten zum Shakespeare wendet und zwar, wie er selbst gesteht, auf eine garstige Weise.

Zu der ironisch-sarkastischen Satire rechnen wir die große Menge der Parodien, vorzüglich die dramatischen, so Platens „Romantischen Oedipus" und „die verhängnißvolle Gabel", welche gegen Immermann und die Schicksalstragödien-Dichter gerichtet sind. Und zwar besteht hier, wie bei allen Parodien das ironische Element darin, daß die Darstellungsweise gewisser Autoren, die Form der Produkte derselben nachgeahmt, also anscheinend zur Geltung gebracht und gebilligt wird. Dieser Form wird jedoch ein andrer, oft launiger, oft sarkastischer Inhalt untergelegt, in welchem alle Eigenthümlichkeiten und Mängel der kritisirten, poetischen Richtung scharf zugespitzt und hervorgehoben werden, sodaß daraus deutlich die Absicht des Gegentheils, die Mißbilligung hervorgeht. So ist auch die Platensche Satire eine ironische und zwar gehört dieselbe, wenn gleich es nicht an launigen Ausfällen fehlt, zur Gattung der sarkastischen Satire; denn Platen, indem er im „Oedipus" — Immermann, in der „verhäng-

nißvollen Gabel" die Schicksalstragödien nachahmt, giebt der geliehenen Form meist einen sarkastischen, scharfgeißelnden Inhalt, in welchem die Schicksalspoesien und Immermanns dramatische Muse eine strenge Aburtheilung erfahren.

Man wird einräumen, daß diese Erscheinung der Satire eine der wirksamsten sein müßte, denn wo sehen wir unsere Fehler, bewußte und unbewußte deutlicher, als in dem markirten Antlitze unsres eignen Spiegelbildes. — Und doch blieb die Satire Platens, wie alle andern seiner Zeit ohne Wirkung, aber nur weil sie sich über ihre Zwecke nicht völlig klar war, weil ihr der eigne, sichere Grund und Boden des bewußten Wollens fehlte. „Einige Meisterwerke ernster, wahrer Poesie eines höheren Styles hätten auf den Geschmack besser gewirkt, als alle — diese — Satire!" — Ein wahres Wort des großen deutschen Literaturhistorikers!

Es bleibt uns nur noch die symbolisch-sarkastische Satire übrig. Derselben gehört die Krone der Deutschen Poesie an, das Meisterwerk unseres größten Dichters, der Göthesche Faust.

Wenn wir daran festhalten, daß der Zweck aller individuellen menschlichen Erkenntniß zunächst nur die sittliche Vervollkommnung des Individuums ist, so wird es nothwendig sein, diese Erkenntniß mit Mitteln zu erstreben, welche die Erreichung des Endzwecks nicht von vornherein ausschließen.

Dennoch verschmäht der Mensch, wenn er sein Ziel aus den Augen verloren, im Wahn des blinden Wissensdurstes selbst unmoralische Mittel nicht, um zur Erkenntniß der Wahrheit, zum Wissen zu gelangen, das doch selbst nur Mittel zum Zweck und an sich ohne Werth ist. — Dieser Irrthum des forschenden Menschen ist versinnbildlicht in der Person Fausts; die unmoralischen Mittel aber, deren er sich bedient, sind als Mephisto, als Teufel personificirt.

Der Sarkasmus besteht hier eben darin, daß diese Mittel in Gestalt einer Person wirken, welche an und für sich das Böse als absolutes repräsentirt d. h. als dasjenige, welches zu seinem Endzweck immer nur das Böse haben kann. So groß ist die Beschränktheit des menschlichen Geistes im Verhältniß zu der Unendlichkeit seines Wollens und so begierig ist sein Verlangen, daß der Mensch, um nur das Nächste, — Offenbarung

der Wahrheit, — was selbst nur Bedingung ist, zu erlangen, sogar solche Mittel wählt, welche den Zweck seiner Erkenntniß, seine sittliche Vervollkommnung, mit Nothwendigkeit aufheben und in das Gegentheil verkehren.

Die sarkastische Satire, die Verhöhnung menschlicher Ohnmacht wird bei einer dramatischen Aufführung dieses „titanischen" Gebildes zu uns sprechen aus jeder Grimasse Mephistos, der, um nur dem Dünkel des Menschen nicht zu nahe zu treten, sich willig herbei läßt, den Diener zu spielen, wo er in Wirklichkeit als Herr gebietet. In diesem Sinne ist auch der Charakter Mephistos von seinen bedeutendsten Darstellern der Gegenwart, Davison und Grunert aufgefaßt worden.

Der satirischen Tendenz des ganzen Werkes aber hat Göthe Ausdruck geliehen in der Scene zwischen Mephisto und dem Schüler; dieselbe giebt uns den — menschlicher Erkenntniß hohnlachenden Teufel als Führer auf dem Wege der Wissenschaft. —

So sind wir denn zum Schlusse unsrer Darstellung gelangt nicht ohne die Hoffnung, daß durch dieselbe vielleicht auch in weiteren Kreisen Interesse für den Gegenstand geweckt und das Verständniß desselben angebahnt worden ist.

---

nißvollen Gabel" die Schicksalstragödien nachahmt, giebt der geliehenen Form meist einen sarkastischen, scharfgeißelnden Inhalt, in welchem die Schicksalspoesien und Immermanns dramatische Muse eine strenge Aburtheilung erfahren.

Man wird einräumen, daß diese Erscheinung der Satire eine der wirksamsten sein müßte, denn wo sehen wir unsere Fehler, bewußte und unbewußte deutlicher, als in dem markirten Antlitze unsres eignen Spiegelbildes. — Und doch blieb die Satire Platens, wie alle andern seiner Zeit ohne Wirkung, aber nur weil sie sich über ihre Zwecke nicht völlig klar war, weil ihr der eigne, sichere Grund und Boden des bewußten Wollens fehlte. „Einige Meisterwerke ernster, wahrer Poesie eines höheren Styles hätten auf den Geschmack besser gewirkt, als alle — diese — Satire!" — Ein wahres Wort des großen deutschen Literaturhistorikers!

Es bleibt uns nur noch die symbolisch-sarkastische Satire übrig. Derselben gehört die Krone der Deutschen Poesie an, das Meisterwerk unseres größten Dichters, der Götheſche Faust.

Wenn wir daran festhalten, daß der Zweck aller individuellen menschlichen Erkenntniß zunächst nur die sittliche Vervollkommnung des Individuums ist, so wird es nothwendig sein, diese Erkenntniß mit Mitteln zu erstreben, welche die Erreichung des Endzwecks nicht von vornherein ausschließen.

Dennoch verschmäht der Mensch, wenn er sein Ziel aus den Augen verloren, im Wahn des blinden Wissensdurstes selbst unmoralische Mittel nicht, um zur Erkenntniß der Wahrheit, zum Wissen zu gelangen, das doch selbst nur Mittel zum Zweck und an sich ohne Werth ist. — Dieser Irrthum des forschenden Menschen ist versinnbildlicht in der Person Fausts; die unmoralischen Mittel aber, deren er sich bedient, sind als Mephisto, als Teufel personificirt.

Der Sarkasmus besteht hier eben darin, daß diese Mittel in Gestalt einer Person wirken, welche an und für sich das Böse als absolutes repräsentirt d. h. als dasjenige, welches zu seinem Endzweck immer nur das Böse haben kann. So groß ist die Beschränktheit des menschlichen Geistes im Verhältniß zu der Unendlichkeit seines Wollens und so begierig ist sein Verlangen, daß der Mensch, um nur das Nächste, — Offenbarung

der Wahrheit, — was selbst nur Bedingung ist, zu erlangen, sogar solche Mittel wählt, welche den Zweck seiner Erkenntniß, seine sittliche Vervollkommnung, mit Nothwendigkeit aufheben und in das Gegentheil verkehren.

Die sarkastische Satire, die Verhöhnung menschlicher Ohnmacht wird bei einer dramatischen Aufführung dieses „titanischen“ Gebildes zu uns sprechen aus jeder Grimasse Mephistos, der, um nur dem Dünkel des Menschen nicht zu nahe zu treten, sich willig herbei läßt, den Diener zu spielen, wo er in Wirklichkeit als Herr gebietet. In diesem Sinne ist auch der Charakter Mephistos von seinen bedeutendsten Darstellern der Gegenwart, Davison und Grunert aufgefaßt worden.

Der satirischen Tendenz des ganzen Werkes aber hat Göthe Ausdruck geliehen in der Scene zwischen Mephisto und dem Schüler; dieselbe giebt uns den — menschlicher Erkenntniß hohnlachenden Teufel als Führer auf dem Wege der Wissenschaft. —

So sind wir denn zum Schlusse unsrer Darstellung gelangt nicht ohne die Hoffnung, daß durch dieselbe vielleicht auch in weiteren Kreisen Interesse für den Gegenstand geweckt und das Verständniß desselben angebahnt worden ist.

Zur Erinnerung an Arthur Wilhelm Passow,

Director des Königl. evangel. Gymnasiums in Thorn.*)

Die Zahl der Männer, deren Hingang zu einem besseren Leben in weiteren Kreisen tiefen Eindruck macht und das unwillkürliche Gefühl eines schmerzlichen Verlustes plötzlich hervorruft — gleich schmerzlich und fühlbar bei den Menschen der verschiedenartigsten Stellungen, Alter und Ansichten — ist überaus gering. Leichter gelingt es noch einem Manne sich in das Andenken der Menschen einzuleben durch ein beharrliches unschein-

*) Wilhelm Arthur Passow ist am 20. März 1814 zu Jenkau bei Danzig geboren. Nachdem sein Vater, der Philologe Franz Passow, nach Breslau berufen war, erhielt Wilhelm P. hier theils in einer Privatlehranstalt, theils durch die jetzigen Directoren Dr. Schönborn in Breslau und Dr. Wenzel in Glogau den ersten wissenschaftlichen Unterricht; Ostern 1827 sandte ihn sein Vater nach Schul-Pforta, wo er die segensreichsten Anregungen für wissenschaftliche und Charakter-Bildung vorzugsweise durch A. G. Lange und Koberstein erhielt und eine entschiedene Neigung für den Lehrberuf in ihm erwachte. Von Michaelis 1832 bis dahin 1834 studirte er in Breslau, dann in Berlin Philologie mit vorzugsweiser Richtung auf die geschichtlichen Disciplinen; in Breslau waren es sein Vater, Wachler, Schneider und Ritschl, in Berlin Boeckh und Lachmann, welche er hauptsächlich als seine Lehrer zu nennen hatte. Schon im Sommer 1835 wurde ihm durch den jetzigen Staatsrath und Curator der Universität Jena Dr. Seebeck eine ordentliche Lehrerstelle in Meiningen angetragen, welche er, nachdem er im August in Berlin das Examen pro facultate docendi bestanden, am 14. September 1835 antrat. Nach fast 19 lehrreichen Dienstjahren, während deren er am 17. December 1846 zum Professor ernannt wurde, ergriff er mit Freuden die Gelegenheit zur Rückkehr in die heimathliche Provinz Schlesien, welche ihm das Königl. Ministerium eröffnete. Er ging im August 1854 nach Ratibor, wo er bis Juni 1855 als Prorector und von da an als Director an der Spitze des Gymnasiums stand. Am 14. September 1854 verlieh ihm die philosophische Facultät der Universität Jena honoris causa die Doctorwürde. Nach vierjährigem segensvollen Wirken verließ Passow Ratibor und folgte dem ehrenvollen Rufe als Director an das Gymnasium zu Thorn. Hier wurde er auch im v. J. mit dem rothen Adler-Orden 4. Klasse decorirt. — Er starb am 8. August d. J. in Streitberg in Baiern, wohin er sich, eines Lungenleidens halber, begeben hatte.

bares Wirken während langer Jahre, sodaß dann das Zerreißen einer liebgewordenen gewohnten Verbindung schmerzlich empfunden, lange noch in der Erinnerung ihren Nachhall hat. — Aber seltener ist es einem Manne vergönnt in dem kleinen Raum weniger Jahre so eingreifend und nachhaltig in einem Kreise wirksam zu sein, um sich dann schon Anhänglichkeit zu erwerben, Freunde zu sichern, und sich in der Erinnerung der Zeitgenossen ein bleibendes Andenken zu gründen. Wer so kurz lebt, so rasch und sicher wirkt, kann wohl glücklich genannt werden. — Zu diesen Wenigen gehörte unser Passow. Es sei vergönnt die Erinnerung an ihn festzuhalten und ihm unter den dahingeschiedenen Thornern den Ehrenplatz einzuräumen, dessen er in hohem Grade würdig ist.

Als Passow vor kaum 6 Jahren nach Thorn kam — wer kannte den fremden Mann aus Ratibor? — Man wußte nur, daß unser Cultus-Minister — ein seltener Fall — ihn aus herzoglich Meiningenschem Dienst jüngst in den Preußischen herübergenommen und ihm die Leitung des Gymnasiums in Ratibor übertragen habe. Vier Jahre nur war er in dieser Stellung, dann schnell nach Thorn befördert, wo das Gymnasium großartig neu erbaut, in seiner inneren Organisation einer bedeutenden Erweiterung durch Realklassen entgegenging. Es verlautete: der Geh. Rath Wiese habe sich dahin geäußert, daß dieser uns fremde Mann aus Sachsen die richtige Persönlichkeit für Thorn sei! — Hinreichend ihn als ausgezeichnet zu empfehlen; nicht genug, um ihn nicht mit einem gewissen Mißtrauen in unserem Kreise zu empfangen. — Aber wer nur einen offenen Sinn hatte, der konnte schon nach den ersten Monaten sicher wahrnehmen, daß dieser fremde Mann kein zopfiger Schulmonarch und pedantischer Gelehrter, sondern ein lebensfrischer Mensch sei, der offen und ohne Reservation sich hier so gab wie er wirklich war und der von Anfang an nicht mehr sein wollte, als ein ehrlicher, fleißiger und einsichtiger Arbeiter an Allem, was hier Großes, Gutes und Nützliches zu schaffen war. So gewährten wir ihm bald unser Vertrauen — so erwarb er sich unsere Anerkennung und Hochachtung — so wurde er bald ganz der Unsrige.

Passow war kein Gelehrter in altmodischem Sinne; er wollte es überhaupt nie sein. Nirgend hat er sein Wissen zur Schau getragen oder damit geprunkt; ja er ließ sogar die Gelegenheiten, wo er in dieser Be-

ziehung sich hätte ein Relief geben können, ruhig an sich vorüber gehen. Ganz natürlich. Das Wissen an und für sich gewährte ihm keinen Reiz und keine Befriedigung, wenn es sich nicht vereinigte mit einem zweckgemäßem Können. Er war keine beschauliche Natur, sondern ein Mann des Handelns, des Schaffens, und glücklich waren in ihm vereinigt und zu einem untrennbaren Ganzen ausgebildet das Wissen und das Wollen, Kenntnisse und Leistungen, Geist und Energie. Er war ein Mann des Lebens und das Leben war für ihn ein Vorwärtsstreben und Schaffen.

Was er als Schulmann geleistet hat, wie er sein Directorat ausübte, das wird an einem andern Orte eine eingehendere Würdigung finden. Wir wollen uns hier darauf beschränken, hervorzuheben, in welchem Grade seine Wirksamkeit als Director einer bedeutenden Anstalt für unsere Stadt ersprießlich war. Nach zwei Richtungen hin ist hier Passows Wirken anzuerkennen. Die Anstalt — Gymnasium mit parallelen Realklassen war in der Neubildung begriffen. Die zweckentsprechende Organisation war sein Werk. Er verstand es, die verschiedenartigen vortrefflichen Kräfte, von denen er unterstützt wurde, zu einem harmonischen Ganzen zu einigen und das Geschick seiner Leitung, sein pädagogischer, richtiger Blick, sein lebensvolles Streben ließen sich auch hier leicht erkennen. Er war sicher in seinen Zielen, sicher in seinen Mitteln und Wegen und dies gab Vertrauen und Zuversicht. So wirkte er für die Anstalt. — Aber kaum bewußt und doch unmittelbar damit verbunden entsprossen daraus in natürlicher Folge dem Gemeinwesen die erheblichsten Vortheile. Der Ruf der Anstalt war durch Passow gegründet. Die Anzahl der auswärtigen Schüler nahm in einem Maaße zu, wie es bis dahin nie vorgekommen war. Von weiten Entfernungen her, die außer dem Bereich der Anstalt liegen, brachten Eltern ihre Söhne her, um sie der geschickten Leitung Passow's und seiner Mitarbeiter anzuvertrauen. Es ist eine leere Redensart, wenn man sagt, ein Gymnasium hebe sich von selbst, und mit der zunehmenden Bevölkerung mehre sich auch die Schülerzahl; — leer insofern, als bei den jetzt so leichten Verkehrsmitteln, bei der Nähe anderer Anstalten und bei den nicht billigen materiellen Verhältnissen in unserer Stadt nicht viel dazu gehört, um den Zuzug von auswärtigen Schülern nach andern Richtungen hinzulenken. Und wer da nur an eine zwingende Nothwendigkeit

glaubt oder Alles den Zufälligkeiten anheimstellt, der suche die öffentliche Stimme kennen zu lernen, der höre die Eltern der Schüler. Es war Passow's Persönlichkeit, die hier das Ihrige that, seine liebenswürdige, lebensfrische, vertrauenerweckende, anregende Persönlichkeit; sicher, einnehmend, absichtslos und desto wohlthuender. Er gab sich ohne Hintergedanken, offen und frisch, wie es in seiner Natur lag und seine Lebensklugheit und Gewandtheit war durchdrungen von jenem humanen und edlen Zuge, der jede Mißdeutung entfernt hält.

Was Passow seinen Schülern gewesen, wie er auf sie eingewirkt, wie sich sein Denken und Handeln bei ihnen reflectirt hat, kann hier nicht erörtert werden, denn der intellectuelle Einfluß eines Lehrers auf seine Schüler gewinnt im Grunde erst dann eine rechte bewußte Gestaltung und charakteristische Ausprägung, wenn der Schüler, herangereift durch des Lebens Wechsel und Fährlichkeiten, sich dessen als sein geistiges Eigenthum bewußt sein wird, was er mehr oder minder in nicht erschlossener Gestaltung von der Schule in das Leben mit hinüber empfangen hat. In späteren Jahren erst wird solche Einwirkung Jedem deutlicher und klarer und die Erinnerung daran gehört dann oft zu den gemüthvollsten, dankbarsten. Es ist nicht daran zu zweifeln, daß Passow's Schüler des Edelen und Trefflichen Viel von ihm empfangen haben; sie werden nach Jahren am Beredtesten von ihm zeugen. — Insoweit aber als Passow's Einfluß auf seine Schüler schon bei seinen Lebzeiten hat wahrgenommen werden können, kann und soll von ihm hier gesprochen werden. Passow's natürliche Anlage, sowie sein Lebensgang hatten ihn für das öffentliche Leben, für die politischen Vorgänge und Gestaltungen im großen deutschen Vaterlande nicht minder wie Preußens insbesondere innig empfänglich gemacht. Die Beziehungen des geistigen Lebens in seinem Berufe waren ihm unzertrennlich von den Beziehungen im Staatsleben. Deutscher im innersten Gefühl, Preuße durch Geburt und Beruf, getragen durch die hoffnungsreiche Gestaltung der politischen Verhältnisse zur Zeit seines hiesigen Amtsantrittes, angeregt durch das weite Feld der organisatorischen Thätigkeit, das hier sich ihm darbot, trieb es ihn an, auch in seinen Schülern das Gefühl edler Vaterlandsliebe wach zu rufen, sie für deutsche Sitte, deutsches Leben zu begeistern und sie anzufeuern zur Ausübung aller Bürgertugenden

in dem Staate und unter dem Stamme, den er vor allen durch Intelligenz, Energie und Macht für geeignet hielt, die Geschicke des großen Vaterlandes zu bestimmen. Er ließ keine Gelegenheit vorübergehen, dies zu thun, und als er in seiner Antrittsrede in der gedrängt gefüllten Aula diesen seinen Ansichten und Gefühlen in der ihm natürlichen gewandten rhetorischen Weise Ausdruck gab, zündeten seine Worte wie Blitze und von da ab schon sind ihm viele Herzen zugewandt worden.

Wie Passow mit seinen Schülern stehen wollte und stand, geht auch aus seiner Betheiligung an der jährlichen Turnfahrt hervor. Er wußte sie zu einem ersehnten Freudentag und zu einem nationalen Feste zu gestalten. Das war sie für ihn selbst. Zu Fuß zog er mit den Jünglingen und Knaben hinaus in den Wald, erfrischte sich an dem frohen Jugendmuth und der lieblichen Natur; das bunte Leben, die Freude der Eltern und Freunde, die alle ihm nahe standen und ihn liebten und ehrten, gereichten ihm zur Erquickung und Stärkung. Wenn dann Abends die frohe Schaar mit Musik und Fahnen in den Hof des Gymnasiums zurückkehrte, versammelte er sie um sich und sprach zu ihnen feurige Worte, sie erinnernd an die Thaten der Väter, sie anregend zur Vaterlandsliebe, Treue, Männlichkeit und Zucht. Und selbst als schon sein Körper zu siechen begann und der Tod an seinem Herzen nagte, ließ er es sich nicht nehmen, mit bei dem Feste zu sein, wie immer, und er fühlte sich dadurch gekräftigt und erhoben. So verstand er es Geist und Leben dem jungen Geschlecht einzupflanzen und die Aufgabe zu erfüllen, dem Staate nicht allein kenntnißreiche Bürger, sondern auch tüchtige, frische, brave Männer heranzubilden.

Daß bei Passow's natürlicher Anlage zur Theilnahme an dem öffentlichen Leben und bei seiner einflußreichen Stellung es nahe lag, daß er sich lebhaft für die Vorgänge auf politischem Gebiete interessirte, erklärt sich von selbst. Die Sturm- und Drangperiode der 1840er Jahre hatte er als jüngerer Lehrer in Meiningen durchgemacht, inmitten der kleinen Staaten, deren Fugen knarrten und zu zerreißen drohten und deren Bevölkerungen, einem wuchtigen Staatsleben fremd, sich in ein Chaos hineingetrieben sahen, in welchem nur die Perspective der Auflösung jahrtausend alter Formen und Herstellung eines deutschen Gesammtreiches als

einziger Hoffnungsstern erschien, ersehnt und angestrebt, so unklar wie alle allgemeinen verschwimmenden Ziele. Passow hatte zu viel norddeutsches Blut in seinen Adern, als daß er ein ruhiger Zuschauer der verworrenen Zustände, wie sie sich in dem kleinstaatlichen Leben und in der politisch wenig vorgeschrittenen bürgerlichen Gesellschaft herausstellten, hätte bleiben können. Seine elastische Natur durfte nicht ruhen; er griff ein, und betheiligte sich mit einigen Freunden lebhaft an der Herausgabe einer Zeitung in Meiningen, deren Redaktion ihm schließlich hauptsächlich zur Last fiel. Die spezielle politische Bildung, die Vorsicht im Urtheil, die schnelle Auffassung, der einfache gewandte Ausdruck, die wir an ihm anzuerkennen so vielfach hier Gelegenheit hatten, sie hat er wohl zum Theil dort schon sich angeeignet, als Frucht dieser Thätigkeit. Er hat dort auch genugsam Gelegenheit gehabt, die Misere der Kleinstaaterei in Regierungen und Stämmen kennen zu lernen und er pries oft und innig die Fügung, die ihn nach Preußen geführt hatte. So wenig, wie ihm Stellung und Gesellschaft in dem wenig anregenden Ratibor behagten, so befriedigend und tragend war ihm das Leben in Thorn, wo er geistige und politische Regsamkeit in der Fülle vorfand, die nothwendig war zu einer freien glücklichen Entfaltung seiner Kräfte. Denn hier, in Stadt und Land, giebt es nicht vorherrschende Stände, nicht sich sondernde Kasten der Gesellschaft; strebsame Intelligenz und verständige Bildung sind gleichmäßig verbreitet; politische Ausschreitungen nach irgend einer Richtung hin, haben nie Anhänger gehabt. Passow war ein freisinniger Mann; sein politisches Urtheil war geklärt und selbstständig; er folgte weder Einflüssen noch Parolen; es war gar nicht seine Sache Politik in Pausch und Bogen zu treiben und der politischen Principienreiterei war er fremd; was er für richtig, recht und nützlich erkannt hatte, verfocht er offen und ehrlich; maaßvoll, wie er es in allen Dingen war, wußte er auch hier die Grenze inne zu halten, die seine Stellung ihm steckte. Er fehlte nie am Wahltisch und von der Rednerbühne herab verstand er es in gewandter, klarer und freimüthiger Weise für die liberale Richtung einzutreten. — Standesvorurtheile und Prätensionen waren ihm höchlich zuwider; wo sie an ihn herantraten, konnte er sie geschickt zurückweisen oder derb abfertigen.

Thorns Gymnasium ist nicht eine rein staatliche Anstalt, sondern die

Stadtgemeinde hat vermöge der Fundation und des jährlichen Zuschusses einen wesentlichen Antheil. Lag es somit schon in diesen Verhältnissen, daß der Director in vielfachem geschäftlichen Verkehr mit der städtischen Verwaltung stand, so bedurfte es kaum noch der vielfachen freundlichen persönlichen Beziehungen, die sich bald zwischen Passow und den Bürgern der Stadt entwickelten, um deren Aufmerksamkeit auf den regen geschäftskundigen Mann zu lenken und seine unmittelbare Theilnahme an der städtischen Verwaltung erwünscht erscheinen zu lassen. Er wurde zum Stadtverordneten erwählt und die Genehmigung dazu in Voraussicht seines ersprießlichen Wirkens in Schulangelegenheiten, von der Behörde gern ertheilt. Aber weit über diesen anfänglich enger gefaßten Wirkungskreis hinaus wußte Passow's Thätigkeit und Theilnahme an der Verwaltung der Gemeinde-Angelegenheiten sich geltend zu machen. In kurzer Zeit hatte er sich so in die umfangreichen und interessanten städtischen Verhältnisse hineingearbeitet, sie so richtig erfaßt, daß man ihn für einen Eingebornen halten mußte; so geläufig waren ihm selbst ferner liegende, verwickelte Sachen und so eingehend und warm nahm er an deren Behandlung Theil. Als Referent des Verwaltungs-Ausschusses der Stadtverordneten, welche Funktion fast bis zum Ende in seinen Händen war, leistete er Treffliches durch die Klarheit seiner Vorträge. Die Kämmerer-Wahl (zu welcher Stelle sich 62 Bewerber gemeldet hatten) interessirte ihn vorzugsweise; er nahm nicht allein an den öfteren Commissionsberathungen Theil, sondern übernahm auch das Referat im Plenum der Versammlung, welches durch eine feine und scharfe Charakteristik sich auszeichnete. An der Debatte betheiligte er sich stets lebhaft mit Offenheit und dem liebenswürdigsten Freimuth und hat an seinem Theil redlich dazu beigetragen, die Mängel bessern zu helfen, die sich in der Verwaltung bemerkbar machten. Er schonte nicht, wo die Sachlage danach angethan war, und selbst den Spitzen der Provinzial-Behörden gegenüber, wie in der Angelegenheit des Baues der Weichselbrücke, zu deren Verhandlung er mit Anderen committirt war, vertrat er das Interesse der Stadt in eindringender und energischer Weise. Und gerade diese freimüthige und sachkundige Behandlung der Vorlagen hat ihm auch nach oben hin Anerkennung und Freunde erworben. Auch für die unter seiner Obhut stehende Anstalt, sowie für das

städtische Schulwesen im Allgemeinen hat er in seiner Stellung als Stadtverordneter des Guten Viel zu wirken Gelegenheit gehabt. Die Aufbesserung der Gehälter ist wesentlich sein Werk und er wußte in so geschickter und sicherer Weise zu wirken, wie es wohl selten einem Andern gelungen wäre. So war auch hier seine Thätigkeit für Staat und Stadt eine verdienstliche.

Man hat Passow getadelt, daß er zu Viel auf seine Schultern genommen. Ein „zu Viel" kann man es aber nicht nennen, denn redlich und glücklich hat er das Begonnene vollführt, und der nie rastende sichere Geist fragt nicht zuerst nach der Länge der Zeit, die ihm zum Wirken vergönnt sein möchte. Er hat in kurzer Zeit Viel geleistet. Hat er geahnt, daß er rasch leben müsse? —

So ist ein Mann dahingeschieden, dessen Verlust Staat und Stadt gleichmäßig tief beklagen. Ein frischer Mensch, ein rastloser Arbeiter, ein überaus fähiger Staatsbeamter, ein treuer Bürger dieser Stadt.

Ehre seinem Andenken!

Kritiken und Referate.

Beiträge zur Förderung der Logik, Noëtik und Wissenschaftslehre gespendet von Dr. Ernst Ferdinand Friedrich, Privatdocent für Philosophie an der Königsberger Universität. Bd. I. Der Prospekt ganz und die Introduktion zur größeren Hälfte. Orthoslogos. Logismos. Koinoslogos. Leipzig: In Commission bei F. A. Brockhaus. 1864. (3 Bl. u. 481 S. gr. 8.)

Der vorliegende „drei hochachtbaren deutschen Logikern: 1) dem Königsberger Philosophen Karl Rosenkranz als dem Reformator Hegel'scher Logik, seinem lieben ehemaligen Rathgeber, 2) dem Berliner Philosophen Adolph Trendelenburg als dem Vorkämpfer gegen Kantianismus und Hegelianismus, sowie Anreger zum griechischen Quellenstudium in logicis, 3) dem Münchener Philosophen Karl Prantl als dem Geschichtsschreiber der sogenannten Vernunftlehre" gewidmete erste Band enthält auf 479 Seiten nur „den Prospekt ganz und die Introduktion zur größeren Hälfte," dagegen wird „der zweite Band die kleinere Hälfte der Introduktion enthalten und auch ausdrücklich „Beiträge" zu spenden anfangen."

Höchst originell ist die stylistische Form, durch die der Verfasser sein „Ideal lehrschriftsmäßiger Phrastik" (S. 110 f.) nach Möglichkeit zu realisiren sucht. Wer zuerst das Buch anliest und gehandelt findet von Dasheit und Esheit (S. 210), von Taoprädicamenten und Maligkeit (S. 384), von ontologischer Taonomik und dialektischer Idmik (S. 396), von dem Bezugstüpfel und Bezugszwiesel (S. 435 und 465), von emperiochischen und anhirischen Kategorien (ebend.) ꝛc. ꝛc., wer mitten unter den tiefsten Abstractionen die populärsten Sprichwörter massenhaft vorfindet, wer von dem Köderplättchen der Rattenfalle liest, von Düftelkoserei und von der

„Lebenslage, in der Dir eine Heirath einzugehen paßt," den „derben Weisheitsspruch aus deutschem Volksmunde" mehreremal vernimmt (S. 42, 164, 329): „Du hast auch ein Brett vor'm Kopf und bischen dammelig ist Jeder; Jeder hat einen Sparren und wer's nicht glaubt, hat zwei" rc., — der fragt sich erstaunt: Ist's scherzhaft oder ernst gemeint? Für welches Publikum hat der Verfasser geschrieben? Jedoch dieser belehrt ihn, er habe gestrebt: „seine Beiträge gemeinfaßlich und allverständlich mitzutheilen, so daß sie Rotoren, Dilettanten, Neophyten und musischen Laien, daß sie Fachkennern, Fachliebhabern, Fachneulingen und edelfreisamen Fachfremdlingen allzumal genießbar seien" (S. 111); sein Ideal der Form wissenschaftlicher Lehrschriften schließe in sich ein: „daß der Leser fast auf jedem Paar Buchseiten einen Eklatpassus oder eine Glanzstelle vorfinde, die er sich gern aneignen möge, wo es gleichsam Funken sprudle, wie bei einem Luftfeuerwerk und gleichsam Leuchtkugelschwärme aufschießen, wie beim Kriegsfeuerwerk, Licht bringend über finsteres Getümmel"; andernfalls, wenn selten oder gar nicht in logischen Lehrschriften „der Quell des eigenen Mutterwitzes sprudle," seien dieselben steril-fatigant, unfruchtbar ermüdend (S. 130). Es fragt sich sehr, ob solches Leuchtkugelspiel nicht ein fremdartiger Schmuck für ein wissenschaftliches Werk sei, ob nicht vielmehr bei Gediegenheit des Inhaltes die nüchterne Strenge der Form eine Lehrschrift am besten ziere. Es fragt sich zumal, ob das „frische Wagen" in neuer Wortbildung durchweg durch den Zweck der Bestimmtheit des Ausdrucks gefordert sei, ob kecke Mischungen aus chinesischen und griechischen, lateinischen oder deutschen Worten dem reineren Sprachgefühl, ob die neugeschaffenen Worte den unüberschreitbaren Gesetzen des Sprachorganismus nicht widerstreiten. Genialen Schriftstellern steht die Bereicherung unseres Wortschatzes wohl an; in dem Maaße, wie sie den Kreis unserer Begriffe erweitern, werden ihre neuen Termini Eingang finden. Doch hat die gütige Mutter Natur schon dafür gesorgt, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen; Wenigen ward die Gottesgabe der Genialität zu Theil. Wäre solche Produktivität allgemein, so möchte leicht in einem Menschenalter der Wortvorrath sich verdoppeln und für jeden Schriftsteller ein eigenes Lexicon sich nothwendig machen. Die Probe der Echtheit einer Wortbildung liegt darin, daß sie zum Gemeingut, wo nicht der Nation, so doch der Fachge-

nossen werde. Wenn Herrn Friedrich diese Befriedigung auch nur bei dem zwanzigsten Theile seiner verbalen Erzeugnisse zu Theil wird, so darf er seine Mühe für reichlich belohnt halten.

Mit Recht bekämpft der Verfasser die von Kant geäußerte und noch heute nicht ganz erloschene Ansicht, die Logik sei durch Aristoteles zugleich geschaffen und vollendet worden. Er persiflirt (S. 3 f.) diese Ansicht nicht übel durch den Vergleich einer solchen ein für allemal vollendeten Logik mit einer märchenhaften Orgel, welche niemals der Reparatur bedürfe, einem feenhaften Saiteninstrument, welches eines schönen Tages als Nonplusultra meisterhafter Vollkommenheit vom Himmel heruntergefallen, einem fabelhaften Dietrichsschlüssel, der unübertrefflich und unabnutzbar für alle Ewigkeit geschmiedet sei. Er unterscheidet geschichtlich fünf „Bildungsphasen" der Logik überhaupt. Die erste sei begründet durch die indischen Denker Gotama und Kanâda, welche später als Kapila und früher als Buddha, folglich um 650 v. Chr. lebten, die zweite durch die Griechen Plato und Aristoteles, die dritte durch die Urheber der neueren Philosophie Baco und Descartes, die vierte durch Kant in seiner Vernunftkritik und durch Hegel in seiner Wissenschaft der Logik, die fünfte sei während der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts im Anzuge begriffen. Der Fortschritt der Logik zu dieser fünften Bildungsphase beruhe wesentlich auf einer Zerlegung des überkommenen Sammelstückwerkes in drei verschiedene Doctrinen, welche Friedrich nennt: 1. die eigentliche Logik oder Taonomik oder Orthoslogosscienz, d. h. die Lehre von der Sachvernunft (dem „Tao" der Chinesen), 2. die Noëtik, d. h. die reine, psychologische Denklehre, 3. die Idmik oder Kundigkeitslehre, d. h. die Lehre von den wissenschaftlichen Methoden in der denkenden Erkenntniß der Objekte, nebst der Epistemik oder Wissenschaftskunde.

Die „eigentliche Logik" ist hiernach nur ein Theil der „sogenannten Logik". Die Separation des Gesammtinhalts der sogenannten Logik nach der ontologischen, psychologischen und methodologischen Tendenz habe namentlich Rosenkranz angebahnt; denn kein Philosoph habe den Unterschied zwischen der Sachvernunft im großen Weltlauf und der denkenden Vernunft des Geistes so energisch wie dieser hervorgehoben. Nur müsse dieser Unterschied ernstlicher durchgeführt werden, als von Rosenkranz geschehen

sei; von den eigentlich logischen Problemen müssen die noëtischen und idmischen streng abgesondert werden, um aus der leidigen Unbestimmtheit herauszukommen und jedes Problem sein Heimathsrecht und seine Heimathsstätte erlangen zu lassen (S. 24 ff., 84, 120 ff.).

Als Mittel der Bewerkstelligung der zeitgemäßen Reform der Logik bezeichnet Friedrich (S. 135 ff.) fünf Maßregeln:

1. Die literar-historische in der Mahnung: weder unterrichtsscheu, noch unterrichtssüchtig, sondern unterrichtsfreisam!

2. Die empirische in der Anforderung: weder erfahrungsscheu, noch erfahrungssüchtig, sondern erfahrungsfreisam!

3. Die skopiorische in dem Geheiß: weder zusammenbetrachtsscheu, noch zusammenbetrachtssüchtig, sondern zusammenbetrachtsfreisam!

4. Die linguäre in der Zumuthung: weder dolmetschungsscheu, noch dolmetschungssüchtig, sondern dolmetschungsfreisam!

5. Die encyclopädische in der Mahnung: weder lehrfächerungsscheu, noch lehrfächerungssüchtig, sondern lehrfächerungsfreisam!

Wie der Verfasser nach diesen Grundsätzen die „eigentliche Logik" (die an die Stelle der alten Metaphysik tritt) zu behandeln gedenkt, davon zeugt der Versuch eines „vorläufigen Entwurfs des Grundrisses zum taxonomischen Lehrgebäude," den er „als Fortgestalter der Rosenkranzischen Sachvernunftswissenschaft" (wie er sich S. 438 nennt) aufstellt. In wie weit seine neue Kategorientafel (S. 465) und überhaupt seine Ausführung jener drei logischen Doctrinen Beifall finden werde, muß die Zukunft ergeben; hoffentlich wird eine wohlthätige Selbstkritik zur allmähligen Abstreifung manches Excentrischen führen. Immerhin aber verdient der lebendige Forschungseifer Anerkennung, und wie im Uebrigen ein Jeder urtheilen möge, so wird doch dem Grundgedanken, daß eine Sonderung der „Sachvernunftslehre" von psychologischen und methodologischen Betrachtungen nothwendig sei, wie auch manchen einzelnen Ausführungen die Beistimmung nicht versagt werden können, obschon die Uebertragung des Namens Logik auf jene Doctrin dem Gebrauche widerstreitet, der geschichtlich in der gesammten Zeit zwischen Aristoteles und Hegel allgemein geherrscht und denselben Namen an die Lehre von dem bewußten Denken des Geistes geknüpft hat.

Stobbe, O., Geschichte der deutschen Rechtsquellen. I. II. Abtheilung. (Auch unter dem Titel: Geschichte des deutschen Rechts in sechs Bänden. Bearbeitet von G. Beseler, H. Hälschner, J. W. Planck, Aem. L. Richter und O. Stobbe. Ersten Bandes I. II. Abtheilung.) Braunschweig, C. A. Schwetschke u. Sohn. 1860. 1864. (2 Bde. 8.)

Die Quellen, aus denen wir die Erkenntniß unseres nationalen Rechtes und seiner geschichtlichen Entwickelung zu schöpfen haben, liegen in so unabsehbaren Maßen vor uns, daß es längst dringend Noth that, die Quellengeschichte des Deutschen Rechtes in gesonderter Darstellung vor Augen zu führen. Bisher nur als untergeordneter Bestandtheil der allgemeinen Rechtsgeschichte abgehandelt, konnte unsere Rechtsquellengeschichte nicht diejenige Ausdehnung gewinnen, die schon die Fülle des Stoffes erheischt. Namentlich fehlte es für die Zeit des Mittelalters an einer genügenden Verarbeitung der Resultate zahlreicher Einzel-Untersuchungen, die in den letzten Decennien mit dem Aufschwunge der historischen Studien auch den Rechtsquellen zugewandt worden sind. Für die spätere Zeit wiederum mußte die Forschung von vorn begonnen werden, da es an ausreichenden Vorarbeiten mangelte. So war es denn ein dankenswerthes Unternehmen, als unser Landsmann Prof. Otto Stobbe in Breslau seine „Geschichte der Deutschen Rechtsquellen," die erste umfassende Gesammtdarstellung dieser Art, an's Licht stellte. Nachdem bereits i. J. 1860 der erste Band des Werkes, von den ältesten Zeiten bis zur Mitte des XV. Jahrhunderts reichend, erschienen war, bringt uns das laufende Jahr den zweiten Band, welcher die Quellengeschichte bis auf die Gegenwart fortführt und abschließt. Es ist damit ein Werk vollendet, welches unter gewissenhaftester Benutzung der vorhandenen Literatur mit gleicher Treue der Forschung, mit gleicher Liebe zur Sache das ganze, weitausgedehnte Gebiet Deutscher Rechtsquellengeschichte bearbeitet und dabei, in wahrhaft künstlerischer Form gehalten, recht eigentlich auf das Verständniß aller Gebildeten Anspruch zu erheben hat. Und in der That schrieb der Verf. sein Buch „nicht bloß für den Germanisten von Fach, sondern überhaupt für den Juristen und Historiker, so wie für Jeden, welcher sich über die Quellen des Deutschen Rechtes belehren will."

Es kommt nun darauf an, darzulegen, inwiefern das neue Werk auch für die Spezial-Rechtsgeschichte Altpreußens gewinnbringend ist. — Zunächst ist von Wichtigkeit Bd. I. §. 27 über die mittelalterlichen Schöffensprüche, wo von Magdeburger Urtheil-Sammlungen für Culm und Thorn Nachricht gegeben wird (Note 12, 13). Ferner gehört hieher der Abschnitt über die „Rechtsbücher" (S. 286 ff.). Wir lernen daraus einmal, welche von den in Deutschland entstandenen Rechtsbüchern in Preußen verbreitet und im Gebrauche waren. Aber auch die im Ordenslande selbst verfaßten Rechtsbücher finden ihre Stelle, so weit sie von allgemeinerem Interesse sind. Als solche erscheinen das Lehnrecht in Distinctionen (S. 416), das Culmische Recht (S. 426), die IX Bücher Magdeburger Rechtes (S. 427) und beiläufig das Abecedarium des Königsberger Notares Albert Pölman (S. 446 N. 17). Sodann der Abschnitt von den Stadtrechten (S. 482 ff.) zeigt für die Preußischen Städte die Gültigkeit der Rechte von Magdeburg (S. 539) und Lübeck (S. 543) und erwähnt mehrere einschlägige Weisthümer (S. 507, 513). Unter den Landrechten, Abschnitt IV, wird die Culmische Handfeste besprochen (S. 562). Endlich nimmt auch der letzte Abschnitt des I. Bandes, die Bedeutung der fremden Rechte betreffend, auf Preußische Verhältniße Rücksicht (S. 629, Note 65 S. 630, vgl. N. 60 S. 628). — Nicht minder reichhaltig ist der II. Band. Gleich der erste Abschnitt von der Reception der fremden Rechte enthält mancherlei interessante Notizen (S. 21 in der Note, S. 56, S. 63 N. 41 mit S. 130 N. 59, S. 66, S. 81 N. 60a, S. 100, S. 130 nebst N. 59). Unter den Arbeiten über das einheimische Deutsche Recht, §. 66, werden drei namhaft gemacht, die auf Altpreußischem Boden erwuchsen: Erbrechtsregeln (No. III), die anonyme Glosse zum Alten Kulm (No. VI), auf welche wiederholentlich Bezug genommen ist (I S. 374 N. 72, S. 429 N. 30 und II. S. 5 N. 4, S. 130), und das große alphabetische Sammelwerk des Ambrosius Abler (No. VII). Von den in Preußen gebrauchten Seerechtsquellen handelt S. 268. Eine Uebersicht über die legislatorischen Bestrebungen in Preußen vom 16. bis in das 18. Jahrhundert bietet §. 82 No. I. Zuletzt folgt eine kurze Bemerkung über die modernen Provinzialgesetzbücher für Ost- und Westpreußen (S. 472, 473).

Diese Andeutungen werden genügen, erkennen zu lassen, mit welcher Vorliebe unsere provinziellen Verhältnisse in den Kreis der Betrachtung gezogen sind, was wir um so höher anschlagen müssen, als man gewohnt war, Altpreußen in der rechtshistorischen Literatur ziemlich stiefmütterlich abzuthun. Und hiemit sei denn Stobbe's bedeutsames Werk auch seinen Landsleuten bestens empfohlen.

S—n.

Altpreußischer Verlag.

Herrmann und Thusnelda, Drama in 4 Aufzügen von Adolph Abramowski; Elbing, Selbstverlag des Verfassers. 1863.

Der Versuch, den Befreier Deutschlands vom Römerjoche als dramatischen Helden zu verwerthen ist zu den verschiedensten Zeiten gemacht, aber bisher nicht geglückt. Die Schlacht im Teutoburger Walde, mag ihre historische Bedeutung sein, welche sie wolle, ist an sich ebenso wenig zur dramatischen Verwendung geeignet, als etwa die Schlacht bei Leipzig oder eine andere Befreiungsschlacht, und überdies wegen ihrer Entlegenheit und Beziehungslosigkeit zur Gegenwart außer Stande unser Interesse in besonderem Grade zu fesseln. Auch die Charakteristik der Zeitverhältnisse ist ohne Reiz und ebenso wenig sind die Charaktere der handelnden Personen, wie sie uns die Geschichte überliefert, für sich mächtig genug, die Träger einer dramatischen Handlung zu sein. Eine lebendige Wirkung ließe sich daher von dem Stoffe nur erwarten, wenn es dem Dichter gelänge, den Kampf in die Seele des Helden hineinzuverlegen und dadurch Vorgänge herbeizuführen, die ganz abgesehen von dem im Hintergrunde sich abwickelnden Verlauf der geschichtlichen Begebenheiten den mitfühlenden Menschen in uns anregen, ergreifen und geistig beschäftigen.

Solche Momente ließen sich nun allerdings auffinden und sogar bei richtiger Behandlung zu tragischen Conflikten steigern. Um nur Weniges davon anzudeuten, stelle man einmal die Gegensätze eines auf den Gipfelpunkt seiner Macht und seines weltbeherrschenden Einflusses angelangten Culturvolkes, wie die Römer, und eines noch gänzlich rohen, in seiner Bedürfnißlosigkeit glücklichen, aber in Freiheits- und Vaterlandsliebe starken Naturvolkes, wie die Deutschen damaliger Zeit, einander schroff gegenüber, verbinde aber diese

beiden Gegensätze in der Seele eines einzelnen Menschen, der der Geburt und Empfindung nach ein Deutscher, der Erziehung, Lebensgewohnheit und Denkart nach ein Römer ist, (Herrmann, am Hofe des Augustus erzogen,) statte man diesen Menschen mit der Fähigkeit aus die Ueberlegenheit der Cultur über rohe Natürlichkeit zu begreifen und zu würdigen und gebe ihm dazu noch rein persönliche Beziehungen zu den Hauptrepräsentanten dieser Cultur und ihrer Stärke (Augustus und Varus), an die ihn die Pflicht der Dankbarkeit und Freundschaft fesselt, bringe man nun endlich diese unversöhnlichen Gegensätze in äußerlichen Kampf mit einander, lasse sich denselben aber vorzüglich in der Seele des Helden vollziehn und für uns sichtbar wiederspiegeln und gebe dann endlich dem Nationalgefühl und Freiheitsdrange das Uebergewicht, nicht ohne vorher gezeigt zu haben, wie die römische Supercultur das politische und gesellschaftliche Leben unter der glänzenden Schale bereits in Fäulniß zu versetzen anfange und wie andererseits in der Kraft und Gemüthstiefe des deutschen Volkes der Keim neuer gesünderer Cultur enthalten sei, so werden wir vielleicht noch immer kein wirksames Bühnendrama erstehn sehen, wohl aber ein dramatisches Gedicht erhalten, das unsere Literatur bereichern könnte. — Das vorliegende Stück, welches uns zu diesen Betrachtungen Veranlassung giebt, macht auch nicht einmal den entfernten Versuch, die Aufgabe dramatisch zu lösen; es ist das schwächste von allen, die diesen Titel tragen. Der Verfasser hat keine Idee von der Verwendbarkeit historischer Stoffe für das Drama, die Begebenheit ist ihm die Hauptsache; keine Idee von der Gliederung des Materials, er reiht Akt an Akt und Scene an Scene ohne alle innere Nothwendigkeit; keine Idee von der Wirkungsfähigkeit dramatischer Charaktere, seine Personen sind sämmtlich schon fertig, sobald sie auftreten; keine Idee endlich von dramatischer Sprache, das Stück beginnt mit einer langen und dazu durch den Parallelismus fortwährender stilistischer Wiederholungen langweiligen Naturschilderung, und die Verse werden nur äußerlich durch die Absätze merklich. Dergleichen Arbeiten sollten billig im Pulte verschlossen bleiben, bis der Verfasser sich selbst von ihrer Werthlosigkeit überzeugt, wozu sicher nicht einmal die horazischen neun Jahre erforderlich sein würden. ⊙

Mittheilungen und Anhang.

Zwei niederdeutsche Fabeln, mitgetheilt von R. Dorr.

De Heiland on dat Peerd. *)

Dar keem mal mutterseel'n alleen
Ons Heiland an den Jordanstrom,
On docht: Wie sast du äwerkam'n?
Em weeren meed vom Marsch de Been,
Uk weer dat Water angeschwoll'n;
De witte Schuum dreef [1]) op der Floot,
Opt Klungen [2]) weer doch keen Verlat, —
Von Fähren awer oder Pram [3])
Wisten [4]) de Juden noch nuscht von —
Dat heft dem Heiland schlecht gefoll'n.
He weer recht en Verlegenheit —
Do sitt he nu to siener Freid
Just op der Wäs', worop he stund,
En starket, goodgeweided Peerd,
— Recht iewrig grad bi'm Grasen weer't —
Segt em de Herr: Mi leewet Veeh,
Von Dag es't Klungen mi to bunt,
Uk donen mi de Feet däj [5]) weh;
Drag [6]) mi doch äwer. — „Dragen, ek?
Säd [7]) jenn't [8]) on schmeet [9]) den Kop en't Gned. [10]) —

---

*) Vergleiche R. Reusch, Sagen des Preußisch. Samlandes. Königsb., 1863. p. 35: „Das Graspferdchen." Dort ist der Fluß nicht genannt, jedoch der Zusatz zu finden, daß das Pferd einmal im Jahre, am Weihnachts heiligen Abend, satt wird.

[1]) trieb. [2]) Waten. [3]) Fahrzeug zum Uebersetzen über einen Strom. [4]) wußten. [5]) tüchtig. [6]) trage. [7]) sagte. [8]) jenes. [9]) warf. [10]) Genick.

„Et mott hier grasen, hew nich Tied."
Na, säd de Herr, do dienen Fliet,
Fret, dat mien Dag du nich warst satt. —
En Engslen wieder awer trat
Vör enen Ossen nu de Herr:
Bi di ielt et v'licht nich so sehr?
Säd he. De Oss weer nich to fuul,
De schmeet sien Wesch foort uut dem Muul
On droog den Heiland dorch de Floot.
De säd: Ja, di befing[1]) ek good,
Satt warren sast du äwer Dag. —
Siet der Tiet raut[2]) ju jiede Nacht
Dat Rindveeh uut on fret am Dag;
Dat arme Peerd heft siene Plag,
On wenn et Dag on Nacht uk frat,
Et ward ju all sien Dag nich satt.

De Engelstänen.[3])

As bloot dorch een paar mächtge Weerd
Den Himmel on de leewe Eerd,
De hoge Barg, dat deepe Meer
Uut nuscht geschaffen Gott de Herr,
As he de Steerens angezungen
On Sonn on Man darmank[4]) gehongen,
Sach he sien Wark an, on't weer good. —
De kleene Arbeit awer bloot
Weer noch geblewen; uuttoflecken
Weer noch de Welt en vele Stöcken,
Hier fehld 'ne Kleenigkeit on dar.
Do word ons Herrgott uk gewahr,
Dat väle Mielen sompget[5]) Land
So ganz ahn allen Waßdoom stund.
He säd: Ek leew't en Betken[6]) bunt,
On seid[7]) met siner hogen Hand
Hier Beesen[8]) uut, dar Schelp[9]) on Rohr

[1]) erfinde. [2]) ruht. [3]) Engelszähne. [4]) dazwischen. [5]) sumpfiges. [6]) ein wenig. [7]) säte. [8]) Binsen. [9]) Schilf.

On so verbrämd he Somp [1]) on Moor.
Geschaffen weer nu jiedet Ding.
Na, wie dat mank de Engel ging,
Dat dar Herr Urian keem to Fall,
Kopäwer [2]) von dem Himmel dal
Herunder en de Hell word schmeten, [3])
So heft sik uk dat Rohr vermeten. [4])
Em fetten Somp dar kunn et prassen,
As wenn wi eten Speck met Bri, —
Do föllt em dat op eenmal bi, [5])
Dat et ward en den Himmel wassen.
Gedocht gedan! De höchste Beem
Woss et vörbi, on höcher keem
Et boold noch, äwer de höchste Barg. —
Et mook dat wraftig uk to arg.
Tolètzt weern siene Bläder lang
Von Op- bit Sonnen-Nedbergang;
Met siener schwarten Puschelkron [6])
Weifeld [7]) et mank de Steerns herom. [8])
Dat word dem leewen Gott to veel, [9])
He säd to'm Engel Gabriel:
Ek heb den Somp darmet verbrämt,
Doch ward dat Rohr to unverschämt,
Et kitzeld ons de Näs' wol geern,
Dat Stöck wöll'n wi em doch verperrn. [10])
De Engel ging soglik ant Wark,
En jiedet Blatt beet [11]) he 'enen [12])
Met siene scharpe Engelstän'n.
To'r Stund word uk dat Rohr so'n Quark,
As't hieden es, woor't so schwack steit,
Dat jiede Loft et beegen deit,
Uk könn' an jiedem Blatt ji sehn'n
Dat Bieten von de Engelstän'n. *)

---

[1]) Sumpf. [2]) kopfüber. [3]) geworfen. [4]) vermessen. [5]) fällt — ein. [6]) Büschelkrone. [7]) fächelte. [8]) umher. [9]) viel. [10]) verhindern. [11]) biß. [12]) hinein.

*) Man erblickt allerdings an mehreren Stellen des Rohrblattes Eindrücke, welche Spuren, wie sie der Biß menschlicher Zähne hinterlassen haben könnte, ähnlich sehen.

Ein alter Druck der Kulmer Handfeste.

Hanow (Gesch. d. Culm. R. §. 6, b vgl. §. 40 u. S. 263) nennt als „ältesten Druck" der erneuerten Kulmischen Handfeste v. 1251 eine Ausgabe, welche i. J. 1539 von Franz Rhode Danzig 4. gedruckt sein und den Deutschen Text enthalten soll. Von dieser Ausgabe scheint eine andere, mir vorliegende verschieden zu sein. Dieselbe giebt ebenfalls den Deutschen Text, hat aber weder Druck-Ort und -Jahr, noch den Namen des Druckers und kann nur nach der Form der Typen dem XVI. Jahrh. überwiesen werden. Sie findet sich in einem von Freundeshand übermittelten Miscellen-Bande*) in kleinem Quart-Format, begreift zwei unpaginierte Quartbogen und führt den Titel:

> Warhhafftige ab- || schrifft der Colmischen Hand- || fest/ der sthadt Colmen vnde thorn anfeng- || lich anno 1250. [sic!] 1 Cal octo. gegeben || Darnach sich alle diejenigen Richten müs- || sen/ denen jrgent ihn den Landē zu Preusen || güttere zu Colmischem Recht gelihen sint/ || Vnde wie man beinahe in allen steden Ri- || chtere kisen sol/ was vor busse inen eigent/ || Vnde mit was vor einem Rechte dieselbigen || sthebte zu ewigen zeiten nimmer zu voran- || dren stadlich vorpriuiligiret/ Zolfrey ge- || machet/ vnde andren grossen freiheiten || begnadiget In diesen geferlichē || zeiten gantz nötig zu || wissen.

S—n.

Zur Kant- und Forster-Feier.

Den 18. October feierliche Enthüllung der Kant-Statue von Rauch in Königsberg. Den Festbericht s. Königsberger Hartungsche Zeitung No. 245. u. Ostpreuß. Zeitung No. 245 u. 246. Die von dem zeitigen Prorector Prof. Dr. v. Wittich im Auditorium Maximum der Albertina und von Geheimrath Prof. Dr. Schubert am Fuße des Kant-Denkmals gehaltenen Festreden sind abgedruckt Ostpreuß. Zeitung

*) Jetzt der Bibliothek der hiesigen Alterthums-Gesellschaft Prussia zugehörig.
D. Hrsg.

No. 246. Beilage — woselbst auch der von Prof. Dr. Aug. Hagen beim Fest-Diner im großen Saale des deutschen Hauses ausgebrachte Toast auf Kant in gebundener Rede — und Kgsb. Hartungsche Zeitung No. 249. Vgl. auch Ostpr. Zeitung No. 247. —

Mit Bezug auf die Enthüllungsfeier sind hier kurz vorher folgende 3 Schriften erschienen:

Freystadt, Dr. M., Immanuel Kant. Ein Denkmal seiner unsterblichen Philosophie am Enthüllungstage der Kant-Statue dem deutschen Volke geweihet. Kgsbg. i. Pr. 1864. Dr. u. Verl. von Gruber & Longrien. (16 S. gr. 8.) 2½ Sgr.

Möller, Dr. J., Immanuel Kant, sein Leben und Wirken, dargestellt für das Volk, zunächst für Königsbergs Bürgerschaft bei Gelegenheit der Einweihung des Kant-Denkmals. Kgsbg. u. Tilsit, Theile's Buchh. (27 S. gr. 8.) 3 Sgr. — 2. Aufl. (Nebst 1 lith. Abbildung der Kant-Statue.) 5 Sgr.

Schreiner, Dr. Aug., Immanuel Kant, der Königsberger Weltweise. Ein Volksbüchlein für Stadt und Land. Bei Gelegenheit der Aufstellung der Kant-Statue als Andenken gewidmet seiner Vaterstadt wie allen Verehrern und Freunden des großen Mannes und die ihn genauer kennen zu lernen wünschen. Kgsbg., 1864. Dr. v. E. Rautenberg. Im Selbstverlage des Verfassers. (VIII u. 71 S. gr. 8.) 5 Sgr.

Am 22. October feierliche Enthüllung der Gedenktafel Johann Reinhold Forster's an seinem Geburtshause in Dirschau. Die Festrede hielt Sanitätsrath Dr. Preuß. Die Tafel aus grauem Marmor, 3 Fuß 5 Zoll breit, 2 Fuß hoch, trägt die Inschrift: „Hier wurde geboren Johann Reinhold Forster am 22. October 1729" und ist außerdem durch Forster's Wappen und einen Kranz der Forstera sedifolia, welche die Inschrift umgiebt, geschmückt. Den Festbericht, so wie die Gedächtnißrede im Auszuge s. Danziger Zeitung No. 2674. Höchst interessante Mittheilungen über und von Forster verdanken wir dem Director Dr. F. Strehlke in den beiden Programmen der Realschule 1. Ord. zu St. Petri und Pauli in Danzig 1862 und 1863. Vgl. auch N. Pr. Prov.-Blätt. 3. F. VIII, 189 ff. Nov.-Dec. 1861 (1862).

Altpreußens älteste Bibliotheken.

In der Geschichte der Bibliotheken spiegelt sich der literarische Bildungszustand der Zeitgenossen. Schon von diesem Gesichtspunkte aus möchte es sich der Mühe verlohnen, die historischen Nachrichten über die ältesten Bibliotheken unserer Provinz einmal zusammenzustellen, um damit ein Bild zu gewinnen, wie es in Altpreußen in den ersten Zeiten der Verpflanzung Deutscher Kultur mit dem literarischen Leben und Treiben bestellt war. Freilich sind die erhaltenen Nachrichten dürftig genug. Aber auch das Wenige wird nicht gering zu achten sein, wenn es ausreichende Anhaltspunkte gewährt. Welches die Quellen sind, aus denen wir zu schöpfen haben, ist schon anderwärts dargelegt worden.*) Es mag daher hier die einfache Berufung auf jene Notizen genügen.

I. Der erste Anstoß zur Gründung von Büchersammlungen ging von den Geistlichen aus. Wie überall im frühen Mittelalter, so war auch in Altpreußen die Geistlichkeit der Träger der Bildung. Bereits im Jahre 1246 erläßt Pabst Innocenz IV. an die Aebte und Prioren der Mönchsorden eine Bulle, worin er dieselben dringend auffordert, der neu gegründeten Kirche in Preußen, da sie der nöthigen Bücher entbehre, mit ihrem Ueberflusße zu Hülfe zu kommen oder auch Bücher für sie abschreiben zu lassen.

Besonders rührig sehen wir dann die Preußischen Bischöfe. Sie betrieben den Ankauf und das Abschreiben von Büchern mit angestrengtem Eifer und brachten werthvolle Bücherschätze zusammen, die sie ihren Domkapiteln als unveräußerliches Eigenthum überwiesen. Vor allen thaten sich die Samländischen Bischöfe hervor. So schenkte 1327 der Bischof Johannes seinem Domkapitel eine von ihm erworbene Büchersammlung, deren Werth er auf 100 Mark und darüber schätzt. Ihr Inhalt ist aus einem noch vorhandenen Verzeichnisse ersichtlich, welches von dem Bischof selbst in feierlicher Form aufgenommen wurde. Danach bestand die Bibliothek aus einem für die damalige Zeit ziemlich bedeutenden Vorrathe von Werken der Theologie und des Canonischen Rechtes. Den hinge-

*) „Regesten zur Geschichte der Bibliotheken im Deutschordenslande Preußen" (Petzholdt's Anzeiger 1863 S. 284.)

bendsten Sammelfleiß zeigte der sechste Bischof von Samland, Bartholomeus von Radam. Während seiner zwanzigjährigen ausgezeichneten Amtsführung (1358 . . . 1378) war er unermüdlich bestrebt, Bücher aus allen Zweigen der Wissenschaft anzukaufen, um damit die Samländische Stiftsbibliothek zu bereichern. Noch heute verdankt ihm die Königsberger Bibliothek einen großen Theil ihrer handschriftlichen Werke, darunter allein acht juristische. Andere sind in das Provinzial-Archiv übergegangen. — Aehnlich, wie Johannes von Samland, beschenkte sein Domkapitel der Pomesanische Bischof Nicolaus mit seiner ganzen reichhaltigen Bibliothek 1374, wenige Jahre vor seinem Tode († 1376). Die Sammlung erscheint viel umfänglicher, als jene des Bischofs Johannes. Sie begriff vornehmlich die einzelnen Theile des Corpus iuris canonici nebst verschiedenen Glossen und Commentaren, sowie eine Reihe theologischer Schriften.

Neben den Bischöfen war auch die niedere Geistlichkeit für Anlegung von Bibliotheken bemüht. Der Präpositus Caspar, Pfarrer in Fischhausen, schenkte der dortigen Kirche 1339 nebst seinen übrigen Büchern eine Lateinische Bibel, die gegenwärtig in der Königsberger Bibliothek aufbewahrt wird. Mitten unter den Drangsalen des unglücklichen Polenkrieges stiftete der Ordensbruder Andreas von Slommow, Pfarrer an der St. Marienkirche zu Danzig, im Vereine mit seinem Kapellan Heinrich Calow eine Sammlung theologischer Bücher („viel guter Bücher, nämlich in der heiligen Schrift"). Die Stiftung wurde durch einen vom Hochmeister Heinrich von Plauen erbetenen Schutzbrief aus dem Jahre 1413 förmlich bestätigt.

Weiter reichen unsere Nachrichten über die geistlichen Bibliotheken nicht. Sie sind jedoch genügend, um uns ein Urtheil zu bilden. Sie lassen erkennen, wie das Augenmerk der Geistlichen hauptsächlich auf theologische Bildung und auf das Studium des Canonischen Rechtes gerichtet war.

II. Hinter den Bestrebungen der Geistlichkeit standen auch die Deutschordensritter nicht zurück. Vorzüglich waren es die Hochmeister und Gebietiger des Ordens, welche auf Büchersammlungen löbliche Sorgfalt verwandten. Ihre Thätigkeit ist keineswegs so gering anzuschlagen, wie es von Faber geschieht (Beiträge zur Kunde Preußens III.

130, 131). Man hat sich auf eine Vorschrift in den Statuten berufen, wonach die ungelehrten Mitglieder des Ordens nichts hätten lernen dürfen. Allein man hat dabei den Zusatz „ohne Urlaub" übersehen, wodurch ein anderer Sinn entsteht: die ungelehrten Brüder sollten ohne Erlaubniß ihrer Vorgesetzten nichts lernen, weil der Vorgesetzte von den Beschäftigungen der Ordensbrüder immer unterrichtet sein mußte.

Von dem ausgebreiteten Rufe der Ordensbibliotheken zeugt aufs Deutlichste der Umstand, daß Pabst Nicolaus VI. i. J. 1451 einen besonderen Abgesandten an den Hochmeister nach Preußen schickte, um dort für die Vaticanische Bibliothek seltene Werke anzukaufen oder abzuschreiben. Und in der That hatte jeder Konvent seine eigene Bibliothek.

Die bedeutendste befand sich im Ordenshaupthause zu Marienburg. Es wird berichtet von den Bemühungen des Kaplans des Hochmeisters Konrad von Erlichshausen und desjenigen seines Vorgängers, denen das Abschreiben und der Ankauf von Büchern übertragen war. Namentlich soll Gregorius, Kaplan des Hochmeisters Paul von Rußdorf, viele Werke für die „Liberei" in Marienburg haben abschreiben lassen und insbesondere darauf gehalten haben, daß die Bücher auch gut durchcorrigiert wurden. Auch die auf den fremden Lehrschulen studierenden Jünglinge bekamen nicht selten den Auftrag, Bücher für die Ordensbrüder zu besorgen, zu welchem Zwecke sie oft beträchtliche Geldsummen erhielten. Endlich begünstigte der Hochmeister Konrad von Erlichshausen die Marienburger Bibliothek durch eine besondere Verfügung, die er in den Ordensgesetzen v. 1442 erließ. Er bestimmte, daß die Bücher der gestorbenen Ordensbrüder, falls das Haus ihrer nicht bedürfte, nach Marienburg abgeliefert werden sollten. Dadurch mußte ein großer Zufluß von Büchern bewirkt werden, wennschon die Durchführung der Anordnung in einzelnen Fällen nicht ohne Opposition geblieben zu sein scheint. Auf solche Weise wuchs die Marienburger Bibliothek nach Ausweis eines alten Verzeichnisses bis auf einen Vorrath von im Ganzen 53 Werken des verschiedenartigsten Inhalts. Größtentheils waren es geistliche Bücher zum kirchlichen Gebrauche, außerdem werden aufgeführt einige historische Werke, mehrere deutsche Dichtwerke, verschiedene Bücher über Rechtsgelehrsamkeit, sowohl in Beziehung auf geistliches als weltliches Recht.

Nächst Marienburg hat wohl das Ordenshaus zu Königsberg den ansehnlichsten Büchervorrath besessen. Es existieren davon zwei Verzeichnisse: das eine aus dem J. 1434, das andere v. 1437 in einem alten Zinsbuche. Beide sind wesentlich gleichlautend und nennen außer zahlreichen Werken zu gottesdienstlichem Gebrauche vorzugsweise theologische Bücher und Werke Deutscher Poesie.

Sehr schätzenswerthe Angaben liefert das vorhin erwähnte Zinsbuch. Es werden darin außer Königsberg folgende Ordensbibliotheken verzeichnet: Balga, Brandenburg, Tapiau, Gerdauen, Barten, Osterode, Neumarkt, Strasburg, Golub, Thorn, Papau, Rheden, Schlochau, Subiz, Butau.

Ueber die hier genannte Strasburger Bibliothek giebt es auch noch eine anderweitige Nachricht. Der Polnische Geschichtschreiber Johannes Dlugoß erzählt in seiner Chronik (Lib. XI. col. 276 Tom. I Lips. 1711), die Polen hätten bei der Einnahme von Strasburg 1410 viele gute Bücher, insonderheit das Speculum des Vincentius Bellovacensis in 5 Theilen (libros optimos, et signanter quinque partes speculi Vincentii) erbeutet, welches letztere Werk von dem Könige der Krakauer Kirche geschenkt worden sei.

Aus der Bibliothek des Elbinger Ordenshauses wird eine Römische Chronik angeführt.

Unter allen Ordensbibliotheken wurde die Tapiauer später die umfassendste. Während sie noch nach Angabe jenes alten Zinsbuches nur wenige Bücher in sich schloß, konnte schon der Hochmeister Heinrich von Plauen (der zweite dieses Namens) dem nachmaligen Samländischen Bischof Dietrich von Cuba bei dessen Erwählung zum Ordensprocurator am Römischen Hofe „eine merkliche Zahl fast guter und köstlicher Bücher" aus der „Ordens-Liberei zu Tapiau" zuwenden. Leider schaltete Dietrich mit dem ihm anvertrauten Gute so unredlich, daß er die Bücher in Rom veräußerte. Zu welchem Reichthum die Tapiauer Bibliothek sich vermehrte, zeigt der Katalog von 1541. Er bestand aus zwei Abtheilungen, deren erstere, die eigentliche Ordensbibliothek, 63 Bücher, theils auf Papier, theils auf Pergament geschrieben, darunter nur zwei gedruckte, enthielt, während die andere 260 ebenfalls meistens schriftliche Bücher

umfaßte. Herzog Albrecht vereinigte 1542 die Tapianer Bibliothek mit der von ihm gegründeten Schloßbibliothek zu Königsberg, aus der unsere heutige Bibliothek hervorgegangen ist. Hier finden wir die ehemals Tapianer Handschriften wieder, kenntlich an dem Vermerke: 1542. Ex Arce Tapia. Unter ihnen sind allein 17 juristische Werke. —

Ueberblicken wir nun den Bestand der Ordensbibliotheken, so ist klar, daß dieselben den geistlichen Bibliotheken in Umfang wie Inhalt weit voraus waren. Sie geben Zeugniß, wie der Orden auf Vielseitigkeit der Bildung Bedacht nahm, und wie kaum ein Gebiet der Wissenschaft war, das er sich nicht angelegen sein ließ. Selbst die Pflege deutscher Poesie war in Preußen heimisch und wurde eine Zeit lang mit Vorliebe betrieben.*)

III. Am wenigsten wissen wir von den Kloster-Bibliotheken. Bei dem Mangel näherer Nachrichten hat man angenommen, daß die Klöster an Büchern kaum etwas mehr hatten, als was sie zum täglichen Gebete und Gottesdienste brauchten; nur den Cisterciensern von Oliva und Pelplin schreibt man Büchersammlungen von einigem Belange zu (Voigt Geschichte Preußens VI, 764). Einer solchen Annahme steht indessen entgegen, daß auch aus den übrigen Klöstern noch manche andere Werke, als die für eigentliche Klosterzwecke dienlichen, auf uns gekommen sind. Nicht minder beweisen mehrere Bücher-Verzeichnisse, die nach Aufhebung der preußischen Klöster für das Provinzial-Archiv angefertigt wurden, daß die Klöster manchen literarischen Schatz bargen, den man nicht vermuthete. Es bleibt zu bedauern, daß nicht mehr authentische Nachrichten über die aufgehobenen Klöster sich erhalten haben. —

So gelangen wir denn aus der Betrachtung der ältesten Bibliotheken Preußens zur Erkenntniß, wie bereits in frühester Zeit der Deutschordensherrschaft ein reges wissenschaftliches Streben in unserem engeren Vaterlande sich entfaltete, wie Geistlichkeit, Orden und Mönchsthum dazu beitrugen, der deutschen Bildung eine dauernde Stätte zu bereiten.

S—n.

*) Vgl. übrigens den Aufsatz „Zur Geschichte der deutschen Poesie in Preußen im 14. Jahrhundert.“ (Neue Preuß. Prov.-Blätter 3. Folge, VIII, 213.)

Correspondenz aus Danzig.

(Fortsetzung.)

Im Laufe des vorigen Jahres sind im Bereiche der Communal-Verwaltung, der städtischen und socialen Einrichtungen nicht unbedeutende Veränderungen resp. Verbesserungen eingetreten. Die werthvolle Stadt-Bibliothek, eigentlich und ursprünglich zum Gymnasium im Franziskaner-Kloster gehörig, dann in der hergestellten und neuerdings trefflich ausgebauten Jakobs-Kirche aufgestellt, erhielt, nachdem sie viele Jahre der Obhut des verdienten Schul-Directors Löschin anvertraut gewesen war, ein neues Reglement. Nach diesem ist sie täglich in bestimmten Stunden geöffnet, jedoch (wie Manche tadelnd bemerkten) nur gewissen Kategorieen der Bewohner zugänglich. Sie hat als neue Bibliothekare (mit 300 und 200 Thlr. Gehalt) den Prediger Bertling und den Dr. Mannhardt erhalten. Gegenwärtig besitzt sie etwa 45,000 Bände und einen jährlichen Etat zu Anschaffungen von 500 Thlrn.; ein Katalog der Handschriften wird soeben angefertigt. Das ehemalige Gymnasial-Gebäude (Franziskaner-Kloster) hatte seit vielen Jahren an dem Bildhauer Freitag einen speciellen Beschützer und Erhalter gehabt, welcher durch Festversammlungen an den Königl. Geburtstagen, durch Beisteuern des Alterthums-Vereines, der Theater-Direction und mancher Privaten moralische und materielle Unterstützung zu diesem Zwecke fand. Schon längst war das Gebäude, nachdem es einst vom Militair-Fiskus als Baustelle acquirirt, doch wieder aufgegeben war, der Stadt Danzig gratis angeboten worden. Da jedoch die Reparatur auf 30—40,000 Thlr. veranschlagt war, und befürchtet wurde, das Gebäude würde „ein Dieb im Seckel" für die Stadt sein, so waren die Vertreter zur Annahme nicht geneigt, namentlich auch wegen der Bedingung, dasselbe architektonisch innen und außen intact zu lassen, es nur zu Zwecken der Kunst, der Wissenschaft oder der Erziehung zu verwenden, und keine Aenderung ohne Einwilligung der Regierung zu machen. Nachdem aber die Form des Vertrages gemildert war, und eine neue gründliche Untersuchung ergeben hatte, daß das Gebäude mit einigen tausend Thalern nutzbar gemacht werden könnte, erreichten die von den Danziger Kammer-Deputirten in Berlin neuangeknüpften Unterhandlungen

ihr Ziel, und am 6. August v. J. wurde das Gebäude der Commune übergeben. Es ist zu wünschen und zu hoffen, daß auch bei den nöthigen Aenderungen zur Verwerthung desselben die Rücksichten der Pietät und der Kunst gegen das historisch und architektonisch für Danzig und weiterhin so bedeutsame Gebäude beachtet und der Erhalter mit seinen angesammelten Kunst- und Alterthumsschätzen Danzigs auch selbst darin erhalten werden wird. Zunächst sind für die nöthigsten Reparaturen einige hundert Thaler ausgeworfen; die Absicht, einige Nebengebäude zu beseitigen, wurde auf Intercession des vieljährigen Erhalters vom Ministerium vorläufig inhibirt. — Große Aufregung veranlaßte ein plötzliches Polizeiverbot vom 8. September gegen die fernere Benutzung der Erbbegräbnisse auf den Kirchhöfen der äußeren Stadt, welche sämmtlich, einer allgemeinen Verordnung gemäß, vor die äußern Thore zu legen wären. Zahlreiche Gegengründe (vgl. Dampfboot No. 221) und die dringende Verwendung sämmtlicher Geistlichen und Kirchenvorstände bewirkten auch hier eine einstweilige Sistirung. Der Platz am Legen Thore, bisher vom Militair zum Exerciren benutzt, soll nur bis zum Schluß des laufenden Jahres der Militair-Behörde gelassen werden, welche ihrerseits die Ueberlassung des Dominikanerplatzes zu städtischen Zwecken verweigert hatte. Viele Schwierigkeit machte die Veranlagung der Gebäude-Steuer. Eine Bestimmung der Königl. Regierung, daß fortan die sog. Scheffelgelder wegfallen sollten, wurde auf Verwendung des städtischen Vorstandes beim Handels-Ministerium dahin abgeändert, daß jene Einkünfte erst mit dem Jahre 1866 allmählig absteigend in Wegfall kommen sollten. Die städtische Gasanstalt, welche gegen 10,000 Flammen speist, ermäßigte den Preis für 1000 Cubikfuß Gas von $2^1/_3$ auf 2 Thlr.; zugleich wurden zur Gaseinrichtung für die Promenaden um die Festungsgräben 3360 Thlr. bewilligt, und bestimmt, daß 236 von den Eck-Laternen ohne Ausnahme allnächtlich brennen sollten. Die Benutzung der telegraphischen Anstalt machte wesentliche Fortschritte. Die Einnahmen von 1861 (für 11,811 aufgegebene und 12,766 eingegangene Depeschen) betrugen 25,785 Thlr., die von 1862 (für 16,914 aufgegebene und 17,912 eingegangene Depeschen) 28,545 Thlr., die von 1863 über 30,000 Thlr. Die trefflich eingerichtete Feuerwehr wurde sehr oft durch kleine Brände, glücklicherweise aber

durch keinen größeren alarmirt; an Stelle des verstorbenen Brandinspectors Müller trat mit 1000 Thlr. und freier Wohnung der Brandmeister Schumann. Für die Bedürfnisse des Handels im Innern wurde in der Vorstadt Alt-Schottland auf einem für 6000 Thlr. acquirirten Grundstücke ein Fettvieh-Markt eingerichtet. Der Schiffsbau erhielt eine Erweiterung durch die Anlegung einer neuen Werft von Ganzel & Warneck auf dem Holm, gegenüber der königlichen. Bei der Königl. Marine wurde ein hydrographisches Bureau mit Zeichner, Schreiber, Uebersetzer u. dgl. eingerichtet. Außer dem Dampfer „Adler" wurden die in England gekauften Schiffe, Fregatte „Niobe," Kutterbriggs „Mosquito" und „Rover" nach sorgfältiger Umarbeitung in Dienst gestellt, die Fregatte „Thetis" mit einer neuen Kupferhaut versehen, das Transportschiff „Elbe" dagegen für 20,000 Thlr., sowie die Dampf-Corvette „Danzig" aus dringenden Gründen für 59,000 Thlr. verkauft. Zum Ablauf kam in Gegenwart des Prinzen-Admirals die Schrauben-Corvette „Nymphe" (17 Geschütze, 290 Pferdekraft), und dann, in Gegenwart des Kronprinzen und seiner Gemahlin, die Schrauben-Corvette „Vineta" (28 Geschütze, 400 Pferdekraft). Großes Interesse erregte schon auf der Kunstausstellung ein vom Klempnermeister Blanck höchst genau und zierlich gefertigtes Modell der Corvette „Gazelle"; dasselbe wurde auf Anordnung des Marine-Ministeriums von Sachverständigen in allen Theilen geprüft und als preiswürdig für 1000 Thlr. angekauft. Die Weichsel, im Februar durch anhaltende Nordwinde sehr angestaut, that den Königl. Marine-Werften nicht unbeträchtlichen Schaden. Nachdem sodann ihr Wasser im Sommer so niedrig geworden war, daß die Schifffahrt wesentlich behindert wurde, ereigneten sich bei den Stürmen des October und des Dezember auf und an den Gewässern wieder manche Unglücksfälle. Bei der Baggerung im Strome, für welche 6500 Thlr. verwendet wurden, fand man eine Zahl alter Waffenstücke darin vor. Am Schlusse des Jahres begannen die militairischen Befestigungen des Strandes von Adlershorst bis Heubude hin. Für den Hafen wurde ein neuer Dampf-Bagger von 40 Pferdekraft angeschafft, und es begannen Vorarbeiten zur Anlegung eines zweiten Hafen-Canales in Verbindung mit der zu erwartenden Eisenbahn, nämlich von der Westmole bis zum Saspper See hin. Für den Dünenbau wurden über 2000 Thlr.

bewilligt; ein besonderer Hegemeister und drei Unterbeamte (mit 500 und je 150 Thlr.) wurden neu angestellt. — Die Einrichtung einer Omnibus-Linie zwischen Olivaer- und Werder-Thor wurde nach kurzem Versuch wieder aufgegeben. Was sonst die Communication zu Lande betrifft, so zeigen bereits die Flaggenstangen längs dem Festungsgraben die Richtung der künftigen Eisenbahn nach Fahrwasser an, woran sich auch der Bau der Bahn nach Cöslin knüpft; weniger gern hat man die Concessionirung der Belgard-Dirschauer-Eisenbahn vernommen. In Betreff der Verbindung mit Warschau stehen sich zwei Projecte und Associationen gegenüber, beide zur Vereinigung mit der Bahn Warschau-Mlawka: Das Project Mlawka-Rosenberg-Marienburg entspricht mehr den Wünschen des Grafen Krasinsky in Warschau und seiner Mitunternehmer; das andere Mlawka-Osterode-Güldenboden, wozu bereits Vorarbeiten im Sommer geschahen, wird von einer preußischen Gesellschaft unter Geysmer in Elbing betrieben. Die Ostbahn, deren Betriebsverhältnisse immer stiegen, gestattete zu Pfingsten einen wohlfeilen Extrazug nach Berlin, an welchem etwa 200 Personen theilnahmen. Die Communication zu Wasser erweiterte sich durch ein fünftes Dampfschiff „der Schwan," welches außer den regelmäßigen Fahrten nach Fahrwasser auch zu Vergnügungsfahrten nach Zoppot, Schloß Rutzau und Putzig benutzt wurde. Im Mai begann ein neues Dampfboot „Vorwärts" zu den früheren seine Fahrten von Danzig über Tiegenhof nach Elbing. — Von sonstigen neuen Einrichtungen für das Publikum ist zu erwähnen eine Veränderung im Innern des Theaters mit Logen und Sperrsitzen, welche jedoch wegen gleichzeitiger Erhöhung der Preise der Direction wesentlichen Schaden brachte; ferner die Einrichtung eines (wohl in allzu zierlichem Style) gebauten Leichenhauses am Heil. Leichnams-Kirchhofe, welches gegen Vergütigung von Jedem benutzt werden kann. Für die Bedürfnisse der Garnison wurde hinter der großen Königl. Bäckerei eine Dampf-Mahlmühle erbaut. Die innere Communication erhielt eine Erleichterung durch die Eröffnung des dritten Durchganges im Grünen Thore, und durch Beseitigung des nächtlich verschlossenen Thorweges auf der Brücke zwischen dem Bahnhofe und der Speicherinsel, wobei zugleich auch das vieljährige Verbot des Tabackrauchens für die letztere aufgehoben wurde. In manchen

Straßen ist durch Beseitigung störender Anbauten die Passage erleichtert, sowie den Fußgängern durch polizeiliche Sperrung zweier engerer Seitengassen des Langen Marktes für Wagen während der Marktzeit größere Sicherheit gegeben. Möchte nur nicht das wirklich vorhandene oder vorgegebene Bedürfniß und der beinahe fanatische Eifer für Anlegung von Trottoirs (deren größere Zweckmäßigkeit für die Sicherheit im Vergleich zu den Beischlägen ruhigen Betrachtern keineswegs einleuchtet), auch jede Rücksicht auf die eigenthümliche architectonische Würde und Schönheit Danzigs gänzlich vergessen machen! Eines der ältesten Bauwerke Danzigs, der riesige auch historisch sehr bekannte Ankerschmiedethurm mit seinen Gewölben und 10 Fuß dicken Mauern soll mit einem Kostenaufwande von 6000 Thaler zu einem Polizeigefängniß eingerichtet werden; auch bei ihm ist möglichste Erhaltung der alterthümlichen Form zu wünschen. Viele Umgestaltungen im Innern der Stadt sind bei der Anlage der riesigen Wasserleitungen zu erwarten, welche die unzähligen Unreinigkeiten der Stadt durch Sielen fernerhin beseitigen und ihr viele Meilen weit das klare Wasser der oberen Radaunen-Seen zuführen sollen; ein Werk, das Millionen kosten wird. Vorläufig sind in Folge der ausführlichen Denkschrift des Stadtbaurathes Licht, auf den eifrigen Betrieb des obersten Leiters der städtischen Angelegenheiten, welcher erklärt hat, für sie seine ganze Kraft einsetzen zu wollen, 4000 Thlr. zu Vorarbeiten bewilligt; ferner sind zu dem Zwecke die Mühlen zu Chmelno und zu Gischkau für 5655 Thlr. und für 30,000 Thlr. angekauft worden. — Für Vergnügungszwecke hat das vergangene Jahr drei neue größere Lokale entstehen sehn: Ein großer Saal in Holzbau und ein hochragendes Belvedere wurde auf dem ehemals Meyerschen „Weinberge bei Schidlitz" von dem Besitzer Schulz zierlich erbaut und ist wegen seiner wunderschönen Lage und Aussicht, sowie wegen der Concerte daselbst bereits zu einem Lieblingsorte des größeren Publikums geworden. In geringerem Grade ist dieses der Fall mit dem neuen Bürger-Schützenhause unweit des Olivaer Thores auf der Höhe links von der großen Allee, dessen noch unfertige Anlagen vorläufig nur eine recht interessante Aussicht über die Weichsel und ihre Mündung darbieten. Das dritte Etablissement ist das Selonkesche im ehemals Karmannschen Garten auf Langgarten, worin die älteren

Räumlichkeiten durch Aufbau erhöht, eine große Musiktribüne errichtet und ein bedeutender Saal zu Concerten ꝛc. erbaut ist.

Werfen wir noch einen Blick auf das gesammte Leben und Treiben der Bevölkerung Danzigs, so bemerken wir im Allgemeinen, daß ihr Wohlbefinden durchschnittlich kein geringes sein kann, da die Schlachtsteuer ca. 62,000 Thlr. jährlich, die Mahlsteuer gegen 50,000 Thlr. brachte, und der Gesammtverbrauch an Fleisch 61,000 Ctr. betrug, also 90 Pfd. auf den Kopf; die Brau-Malzsteuer im hiesigen Regierungsbezirke betrug über 61,000 Thlr., die Branntweinsteuer 326,000 Thlr., die Stempelsteuer über 190,000 Thlr.; sie war im Steigen begriffen und zeugte mithin für die größere Lebhaftigkeit des Handels- und Güterverkehrs. Die Sparkasse schloß am Anfange des Jahres mit einem Guthaben der Deponenten von 932,706 Thlr., welches mit dem Reserveconto und gesammelten Zinsen eine Million überstieg. Das städtische Leih-Amt (gewissermaßen der Gegensatz dazu) hat durchschnittlich 20,000 Pfänder von etwa 60,000 Thlr. Werth. Die Arbeiterklasse fand reichlichen Verdienst, zum Theil überreichen; eine Arbeitseinstellung der Balkenhauer, um höheren Lohn zu erlangen, blieb bei verstärkter Thätigkeit der Dampfschneidemühlen erfolglos. Der Uebermuth und die Rohheit der niederen Klassen trat öfters in blutigen Schlägereien hervor, welche nicht selten durch schnelle Benutzung der stets bereitgehaltenen Taschenmesser einen tödtlichen Ausgang nahmen; oft genug trat Rohheit, ja selbst raffinirte Grausamkeit selbst gegen Thiere zu Tage. Unter den vorgekommenen Diebstählen, bei deren gerichtlicher Verfolgung gewöhnlich der freigebige „Unbekannte“ zur Ausrede dienen sollte, erwähnen wir einen, wo für mehrere tausend Thaler Bernstein entwendet und endlich bei einem jüdischen Händler vorgefunden wurde. Wer auf ehrlichere Weise sein Glück verbessern wollte, konnte sich bei dem Gesellschafts-Lotteriespiel von Max Danemann in beliebigem Antheil bis zu $1/_{128}$ hinab betheiligen. Ein trauriges Ereigniß auf dem allgemein moralischen Gebiete bildete noch die Hinrichtung zweier Raubmörder; sie wurde im Juli auf dem Hofe des Criminal-Gerichtsgebäudes im Beisein von städtischen Bewohnern schnell und sicher vollzogen. Den milden Stiftungen der Stadt hat das verflossene Jahr den reichen Zuwachs von 33,000 Thlrn. gebracht, und zwar dem Marien-Kran-

kenhause 8000 Thlr., dem Stadt-Lazareth 3500 Thlr., dem Verein für verwahrloste Gefangene 2700 Thlr., den Kleinkinder-Bewahr-Anstalten 2400 Thlr., dem Verein für Armen- und Krankenpflege 2300 Thlr., dem Kinderhause, sowie dem Spend- und Waisenhause je 1500 Thlr. u. s. f. Das Armenhaus in Pelonken wurde durch die städtischen Behörden einer Revision unterzogen. Die Gebrüder Link machten eine neue Armenstiftung von 15,000 Thlr. für verarmte Schiffscapitäne, deren Wittwen und Waisen.

Das Vereinswesen bildet in Danzig ganz im Gegensatze zu früher einen sehr bedeutenden Factor des öffentlichen Lebens; groß ist die Zahl der Vereine für Zwecke der Religiosität (confessioneller Art), der Moralität und Humanität, für Politik, kriegerische und überhaupt körperliche Tüchtigkeit, für mercantilische, agricole und industrielle Zwecke, für Kunst und Alterthum, für Musik, endlich für Geselligkeit. Der Gustav-Adolphverein, 1844 hier ins Leben getreten, besonders für den Danziger Regierungsbezirk (in welchem unter 115,000 katholischen Bewohnern 50,000 evangelische zerstreut wohnten und jene 114 Kirchen, diese nur 15 besaßen) gab seinen neunten Jahresbericht heraus, nach welchem seine Einnahmen c. 40,000 Thlr. betragen haben. Der katholische Pius-Verein trat sichtbar in die Oeffentlichkeit durch die feierliche Weihnachts-Bescherung für 800 arme Kinder, nach Art der schon sonst üblichen für die Kleinkinder-Bewahranstalten im Artushofe. Vom theologischen Gebiete erwähnen wir noch, daß im August hier ein reformirter Classical-Convent und bald darauf eine evangelische Pastoral-Conferenz gehalten wurde. Der Enthaltsamkeitsverein des Danziger Landkreises setzte seine gesegnete Wirksamkeit fort, während in den katholischen Gegenden der Nachbarschaft viele Geistliche mit unglaublichem Erfolge in gleichem Sinne wirkten. — Die politischen Vereine übergehend erwähnen wir, daß die Friedrich-Wilhelm-Schützen-Brüderschaft durch plötzlichen Tod ihren vieljährigen Hauptmann Schäfer verlor, welcher noch Tags zuvor die Nachfeier des Königs-Schießens munter mitgemacht hatte. Der Turnverein, welcher sich durch Deputirte auch bei dem großen Leipziger Feste betheiligte, hatte an dem Provinzial-Turnfest (s. oben S. 87) eine außergewöhnliche Aufgabe. Auch Männer in reiferen Jahren betheiligten sich in einer Altersriege beim

Turnen. Der Turn- und Fechtverein machte muntere Excursionen nach Kahlbude, Oliva, Neustadt und am 18. October zum Kosakenberge nach Schönfeld, um dort am Kampfesdenkmal mit Gesang, Reden und Freudenfeuer der Leipziger Schlacht zu gedenken. — Die Friedensgesellschaft gab im vorigen Jahre zur Unterstützung von Talenten für Wissenschaft und Kunst 1175 Thaler an 16 Stipendiaten; ihr Statut wurde dahin geändert, daß die Beiträge vom 3. August 1864 an ohne Rücksicht auf das religiöse Bekenntniß zu verwenden sind, während die Zinsen des fundirten Capital-Vermögens ausschließlich den christlichen Bewerbern verbleiben müßten. Die literarische Gesellschaft, die sich nur in den Wintermonaten versammelt, setzte ihre gegenseitigen Anregungen im enggeschlossenen Kreise fort. Der Kunstverein leitete die Kunstausstellung im Saale des Grünen Thores, von welcher hierorts für fast 6000 Thaler Bilder gekauft wurden. Eine neue Einrichtung zu Gunsten lebender Maler ist Panzer's Permanente Kunst-Ausstellung, zu welcher außer den hiesigen Malern (Brausewetter, Fischer, Palubicki, Scherres, Striowski, Sy) auch auswärtige wie Achenbach, Oskar Begas, Erik Bodom, Schulten, Souchon u. A. beisteuerten. Der Alterthumsverein, dessen Thätigkeit durch die materialistischen Bestrebungen der Zeit sehr behindert wurde, und der es öfters zu bedauern hatte, daß durch Unkenntniß oder Unbildung werthvolle Architecturen, interessante Alterthümer an Treppen, Möbeln, Geräthen 2c. zerstört oder weithin verkauft wurden, hatte wenigstens mitunter die Genugthuung, derartigen Schaden verhindern zu können. In dem Sinne gemeinsamer Bestrebungen mit auswärtigen Vereinen sandte er seinen Schriftführer, Prof. Brandstäter, im Herbste als Deputirten zur Generalversammlung der deutschen Geschichts- und Alterthümsvereine nach Braunschweig, wo derselbe dankbare Gelegenheit fand, das Lob von „Danzig's architektonischer Schönheit und Würde" zu verkündigen. Der stenographische Verein schickte an seinem 5jährigen Stiftungsfeste einen telegraphischen Gruß an seinen Obermeister Stolze nach Berlin und stiftete mit dem Vororte Danzig einen „baltischen Stenographenbund" mit Statuten und Prämien, daneben auch ein „stenographisches Kränzchen." Von der Corporation der Kaufleute und ihrem neuen Statut war schon oben die Rede. Der sehr zahlreiche

Verein junger Kaufleute suchte mit Belehrungen über mercantile Angelegenheiten (Vorträge über Geschichte des Wechsels, über Englands Colonien u. dgl.) Literarisches und Geselliges zu vereinigen. Die General-Versammlung der landwirthschaftlichen Vereine von Westpreußen hatte hier Herrn G. Geysmer für das Jahr 1863 zum Director erwählt. Der hiesige Gartenbau-Verein, sich monatlich bei einem der Mitglieder versammelnd, schickte als Deputirte zur „Pomologen-Versammlung" nach Görlitz den Hauptmann Schondorff, Inspector des Kgl. Gartens zu Oliva, sammt den Kunstgärtnern Ehrlich und Reiche. Daneben wirkte der vom Dr. Klinsmann hier gestiftete botanische Verein für Ost- und Westpreußen, sowie der Verschönerungs-Verein, welcher sich namentlich das Glacis zwischen Neugarten und dem Olivaer Thore zum Objecte nahm. Der Gewerbe-Verein, der sein 35jähriges Stiftungsfest feierte, suchte durch Vorträge verschiedenster Art, theils unmittelbar auf gewerbliche Dinge bezüglich (Braunkohle, Bleivergiftung, Thierreich, Harmonie der Farben, Industrie-Ausstellung, Handwerkerstand in Danzig unter dem Orden, Entstehung der Zünfte), theils verwandten Inhaltes (Oberländischer Kanal, Danzigs Wassersystem, Straßen-Reinigung, Geschichte der Chemie, das Blut chemisch und physiologisch, Zollverein, preußische Hypothekengesellschaft), — für Erweiterung des Gesichtskreises zu wirken und es schlossen sich daran auch noch eine Anzahl historisch-politischer Vorträge (Francklin, Stiftung der Landwehr, Schlacht bei Leipzig). Der Verein enthielt vom Rentier Preuß ein Haus mit 12 Wohnungen für verarmte Handwerker testamentarisch vermacht; für Erweiterung seines eigentlichen Lokales fand eine Reihe von Vorträgen statt. Auch in dem noch jugendlichen Handwerker-Vereine, der doch über 100 Mitglieder hat, wurden von Gelehrten und Industriellen verschiedener Art Vorträge gehalten, bei denen Religion und Politik nicht eigentlicher Gegenstand, doch auch nicht ausgeschlossen war. Die Orts-Verbrüderung der deutschen Handwerker mit 300 Mitgliedern forderte mit ihrem Statute (im Sinne der Erhaltung der Zünfte) 54 Städte zum Beitritte auf und sandte eine Deputation aus der Provinz an den König. Die Provinzial-Versammlung im August war von 120 Personen besucht. Der Stellmachermeister Friedrich als Vorsitzender wurde auch

nach Frankfurt zum allgemeinen Handwerkertage entsendet. Der Gesellen-Verein mit 386 Mitgliedern hatte in Jahresfrist über 10 Vorträge und sehr zahlreich beantwortete Fragen zu berichten, durch welche er neben musikalisch-declamatorischen Unterhaltungen und der Benutzung einer Bibliothek von 1000 Bänden für seine Bildung wirkte. Einem Mitgliede wurde auf Kosten des Vereins der Besuch der Londoner Industrie-Ausstellung ermöglicht. Außer den vielfachen, bereits erwähnten Vorlesungen fanden noch statt: eine Reihe von hiesigen Gelehrten zum Besten der Kleinkinder-Bewahranstalten, eine zweite von hiesigen Geistlichen für das Diakonissen-Haus, eine dritte von hiesigen und auswärtigen Geistlichen für das Johannisstift, ferner mehrere von dem Chemiker Fritzen über sein Fach, und einige von dem bekannten Bogumil Goltz, humoristisch-literarischen Inhaltes. Ein besonderes Interesse erregten die 4 Vorlesungen des Dr. Borgius (ob Stoff oder Geist?) welche besonders von Damen höherer Stände bis zur Ueberfüllung besucht waren, sowie des Redacteur Rickert über Schleswig-Holstein; ferner die Vorlesung des epischen Gedichtes „Jacob und Rahel" durch den Verfasser Dr. jur. Neumann (biblischer Stoff mit moderner Cultur-Anschauung, von poetischem Gehalte und gelungener Form) und Lua's Drama „der Bürgersohn von Valencia", von Mitgliedern der Bühne und Fräulein Ulrich gelesen. Nennenswerth sind auch die Vorträge des Dr. Kreyenberg jun. in französischer Sprache über die klassische französische Literatur und die Vorlesung Shakespeare'scher Dramen durch Dr. v. Bach. Vom Gebiete der Wissenschaft und Literatur wäre noch zu erwähnen: die Berufung des Dr. Hirsch an die Universität Berlin für Geschichte der Medicin, die Herausgabe von Archidiak. Schnaase's Geschichte der evangl. Kirche Danzigs, von des Dr. juris Neumann Buche über das Tragische. Wir fügen noch hinzu die Programme vom Gymnasium (Prof. Brandstäter: Ueber Schillers Lyrik und deren musikalische Behandlung), der Johannisschule (Prof. Gronau: Ueber mathematische Formeln), der Petrischule (Oberlehrer Menge: Ueber Gefühlssprache).

(Fortsetzung folgt.)

Nekrolog für 1864.
(Fortsetzung.)

1. Jan. Professor Dr. **Ludwig Gerkrath** zu **Braunsberg**. 1832 zu Köln geb., stud. zu Bonn, Berlin und Wien, promovirte 1854 zu Bonn mit einer kritischen Abhandlung über die **Kantische Kategorienlehre**; seit 1861 außerord. Prof. d. Philos. am Königl. Lyceum Hosianum; vorzüglich bekannt durch seine Schrift: „Franz Sanchez, ein Beitrag zur Geschichte der philosophischen Bewegungen im Anfange der neuern Zeit." (Wien, 1860.) (Nekrolog s. Braunsberger Kreisbl. 1864. No. 3.)

2. Febr. Dr. **Carl Theodor Meier** zu New-York. 1810 am 2. Nov. zu **Königsberg** geb., stud. zu Greifswald und Berlin Jurisprudenz, darauf zu Jena, Göttingen und Halle Naturwissenschaften u. Medicin, practicirte in Berlin als Assistent der chirurgischen Klinik unter Dieffenbach. 1841 Leibarzt des Fürsten Solms-Braunfels in Braunfels. 1848 im Vorparlament u. im 50ger Ausschuß politisch thätig, siedelte er im Herbst desselben Jahres nach Amerika über, wo er, seit 1859 als Arzt des Bellevue-Hospitals und als Professor des New-York-Medizinal-College, unermüdlich thätig war. Er starb nach kurzem Leiden in Folge eines Gehirndrucks. (Nekrolog s. Königsberger Hartungsche Ztg. 1864. No. 99.)

28. Febr. Dr. **L. Foß** zu **Elbing** als ordentl. Lehrer am dortigen Gymnasium im noch nicht vollendeten 30. Lebensjahre an einem Brustübel. Auf dem Elbinger Gymnas. u. den Universitäten zu Göttingen, Jena und Berlin gebildet. (s. Progr. des Gymnas. zu Elbing. 1864.)

14. März. **Robert Reuter** in **Königsberg**. 1816 den 27. März in **Johannisburg** i. Pr. geb., 1846—49 Landrath des Johannisburger Kreises, seit 1851 in Kgsbg., Stifter der hiesigen Credit-Gesellschaft und Mitbegründer des Vereins zur Wahrnehmung kaufmännischer Interessen in der Creditbehandlung. (s. **Königsberger Montags-Zeitung** 1864. No. 13.)

6. April. **Georg Gottl. Wilh. Wegener** zu **Walterkehmen** im Kreise Gumbinnen, Pfarrer daselbst, der an Lebensjahren **älteste** Geistliche der Provinz Preußen, fast 87 Jahre alt. 1777 den 24. Sept. zu Quatzow in Hinterpommern geb., auf dem Waisenhause zu Halle gebildet, 1807 Präcentor in Popelken, 1817 Prediger in Gumbinnen und nach dem den 1. Aug. 1822 erfolgten Tode des Superintendenten Jordan Pfarrer in Walterkehmen. Später Superintend. der Gumbinnenschen Diöcese. Erst 1856 nahm er einen Adjuncten an. (s. **Kirchenblatt** f. d. evangel. Gemeinde insbes. d. Prov. Preußen u. Posen 1864. No. 19.)

30. Mai. **Baron Leo v. Heyking-Lonschken**, Ehrensenior u. Ritter des eisernen Kreuzes, des St. Johanniterordens, des Schwertordens, der Kriegs- u. Erinnerungsmedaille. 1807 in das 1. Leibhusaren-Regiment eingetreten, focht er im Feldzuge 1812 beim Yorkschen Corps in den Gefechten bei Garossen-Tomsdorf, Friedrichsstadt, Pillupönen u. Ragnit; im Befreiungskriege 1813—14 in den Gefechten bei Dannitow,

Halle, Hoyerswerda, Luckau, Arnheim, Hochstraten, Compiegne u. in den Schlachten von Großbeeren, Dennewitz, Leipzig u. Laon. (s. **Ostpr. Zeitung** 1864. No. 141.)

18. Juni. **Heinrich Weitzenmiller** zu **Frauenburg**, 1804 d. 19. Apr. zu Rössel geb., seit Octob. 1852 Bisthums-Syndikus in Frauenburg. (Nekrolog s. **Braunsberger Kreisblatt** 1864. No. 50.)

8. Juli. **Carl Gottfried Sperling** zu **Königsberg** im 62. Lebensj. an Gehirn- u. Leberleiden, 1831 Syndikus beim hiesigen Magistrat, 1839 Bürgermeister u. 1853 bei Einführung der neuen Städte-Ordnung als Oberbürgermeister bestätigt. (s. **Hartungsche Ztg**. 1864. No. 159 u. 162.)

10. Juli. **Theod. Anton Pieck** zu **Königsberg** im 64. Lebensjahre, Kgl. Ober-Post-Director, Geh. Post-Rath, seit 14 Jahren an der Spitze der Postverwaltung in unserer Provinz. (s. **Ostpr. Ztg**. 1864. No. 160.)

2. Aug. Dr. **Wilh. Arth. Passow** in Bade zu Streitberg in Ober-Franken, an einem Lungenleiden, Director des **Gymnas.** zu **Thorn**. Den 20. März 1814 zu **Jenkau bei Danzig** geb., in Schulpforta gebildet, stud. in Breslau u. Berlin Philologie, 1835 Lehrer am Gymnas. zu Meiningen, 1846 zum Professor ernannt, 1854 Prorector u. 1855 Director des Gymnas. zu Ratibor, von wo er nach vierjährigem segensvollen Wirken nach Thorn als Director des Gymnas. berufen wurde. (Nekrolog s. Thorn. Wochenbl. No. 93.)

15. Aug. Prof. Dr. **Legiehn** zu **Königsberg** im 85sten Jahre.

24. Aug. Kommerzienrath **Johann Sellnick** zu **Fischhausen** im 70. Lebensjahre. (s. Nachruf. **Kgsbg. Hartungsche Ztg**. 1864. No. 202.)

Provinzial-Geschichts-Kalender.

16. Nov. 1768. **Hans v. Lehwald**, Gen.-Feldmarschall, Gouverneur v. Pillau, Amtshauptmann zu Tangermünde, Chef eines Inf.-Regiments, Ritter des schwarz. Adlerordens † im 84. Jahre. Er liegt in **Juditten** bei **Kgsbg.** begraben. (Hennig.)

17. Nov. 1349. Hochm. **Heinrich Dusemer** stiftet zum Gedächtniß des Sieges an der Strebe das Cistercienser Nonnenkloster im **Löbenicht zu Kgsbg**. (Schon d. 30. Oct. waren die Nonnen einzezogen.) (Scriptt. rer. Pruss. II. S. 511. A. 413. S. 513. A. 425.)

18. Nov. 1330. Der Hochm. **Werner von Orseln** wird zu **Marienburg** vom Ritter Johann v. Emdorph ermordet. (Töppen.)

19. Nov. 1808. Einführung der **Städte-Ordnung** in Preußen durch Königl. Cabinets-Ordre d. d. **Königsberg**, den 18. Nov. 1808. (s. Pertz, Stein's Leben II, 153 f. und 688 f.)

20. No. 1656. Karl X. Gustav, Kg. v. Schweden entsagt im **Vertrage zu Labiau** der Lehnshoheit über Preußen.

22. Nov. 1719. **Joh. Friedr. Reifenstein** geb. zu **Ragnit**.

24. Nov. 1385. Friedensspruch zu **Wyszogrod** zwischen dem Hochm. **Dietrich von Altenburg** u. Kasimir dem Gr. Es zeichnet sich dabei als Unterhändler der Comthur von Thorn **Marquart von Sparenberg** aus. (Thorn. Wchbl.)

25. Nov. 1628. **Andreas Concius** zu **Soldau** im Oberland geboren. s. (**Pisanski**) Leben und Schriften Andreä Concii, eines berühmten Preußischen Mathematici u. Schullehrers. Lpz., 1750. Sein Portrait s. **Michael Kongehls** Cypressen-Hayn S. 96.

26. Nov. 1754. Joh. **Georg** Adam **Forster** zu **Nassenhuben bei Danzig** geb.

29. Nov. 1523. **Joh. Amandus** hält vor der altstädtisch. Gemeinde zu **Kgsbg.** seine Antrittspredigt.

30. Nov. 1573. „Comedie vom Fall Adams und Eva, bis auf den verheißenen Samen Christum rc. aufm Schloß zu Königsberg agiret am Tage Andreae 1573." (Beitr. z. K. Pr. VI, 84.)

1. Dec. 1740 (nicht 30. Nov.). Kurf. **Georg Wilhelm** † zu **Kgsbg. i. Pr.** (Stenzel, Gesch. d. preuß. Staats II, 16. N. 1.)

4. Dec. 1724. Gemäß Rescriptes vom 4. Decbr. 1724 wurde das Ostpreuß. Provinzial-Colleg. Med., das in der Folge mit dem Coll. Sanitatis vereinigt ward, errichtet. (Hennig.)

5. Dec. 1808. Der Minister **vom Stein** verläßt in Folge der von ihm mehrmals verlangten und endlich vom Könige d. d. Königsberg, 24. Nov. 1808 vollzogenen Entlassung **Königsberg**. (s. Pertz, Stein's Leben.)

6. Dec. 1806. Die Franzosen setzen über die **Weichsel** und besetzen unter Ney **Thorn**.

7. Dec. 1724. Wegen Erstürmung und Plünderung des Jesuitercollegs (s. 16. und 17. Juli 1724) zu **Thorn** werden der Präsident **Rösner** und 9 andere Bürger enthauptet.

9. Dec. 1798. **Joh. Reinhold Forster** (s. 22. Oct. 1729) † 69 Jahre alt zu **Halle** als Prof. der Naturgesch. u. Director des botanisch. Gartens.

11. Dec. {1784 / 1817} **Max von Schenkendorf** {geb. zu **Tilsit**. / gest. zu Coblenz.} (s. **Hagen**, Max von Schenkendorf's Leben, Denken u. Dichten. Unter Mittheilungen aus seinem schriftstellerischen Nachlaß dargestellt. Berlin, 1863.)

12. Dec. 1447. Der **Thorner** Rath wird in der Wunstorfischen Streitsache durch den Freigrafen Gardenweh vor das Fehmgericht zu Limburg an der Lenne vorgeladen. (Thorn. Wchbl.)

13. Dec. 1775. **Theod. Gottl. v. Hippel**, der Verf. des Aufrufs: „An mein Volk" geb. zu **Gerdauen**, wo sein Vater, der einzige jüngere Bruder des bekannten Humoristen gl. N., damals Prediger war. (s. **Bach**, Theod. Gottl. v. Hippel rc. Breslau, 1863.)

14. Dec. 1510. Der **Hochm.** des deutsch. Ord. Herzog **Friedrich zu Sachsen** † zu **Rochlitz**.

18. Dec. 1732. Edikt Friedr. Wilh. I., durch welches alle Lehen im Königreich Preußen für Allodial- u. Erbgüter erklärt werden.
21. Dec. 1519. Kg. Sigismund I. v. Polen erklärt in **Thorn** dem Hochm. **Albrecht v. Brandenburg** den Krieg. (Thorn. Wchbl.)
22. Dec. 1558. Die Stadt **Thorn** erhält vom Könige Sigismund August ein Privilegium wegen freier Ausübung der evangel. Confession. (Thorn. Wchbl.)
23. Dec. 1809. Friedr. Wilh. III. und sein Hof kehren von **Königsberg** nach Berlin zurück.
24. Dec. 1825. **Carl Wilh. Eisenhardt**, Prof. der Botanik, † zu **Königsberg.**
26. Dec. 1329. Bischof **Heinrich Wogenap von Ermland** stellt das Gründungsprivilegium der Stadt **Gutstadt** aus. (Monum. Warm. I. S. 409.)
27. Dec. 1254. Bischof **Anselm von Ermland** erklärt, daß er von jenen 3 Theilen, in welche der Orden die ermländische Diöcese getheilt habe, den mittlern, worin Braunsberg liege, zu seinem Bischofstheile gewählt habe.
28. Dec. 1233 (nach anderer Berechnung 1232). Der Hochm. **Hermann v. Salza** u. der preuß. Landmeister **Hermann Balk** ertheilen den Städten **Culm** und **Thorn** ihr erstes Privilegium. (**Erste culmische Handfeste.**)
29. Dec. 1700. Kurf. **Friedrich III.** trifft zum Zwecke der Königskrönung in **Königsberg** ein.
30. Dec. 1812. **York** schließt in der Poscherunschen Mühle bei Tauroggen einen Waffenstillstands-Vertrag mit dem russisch. General von Diebitsch. Das preuß. Corps wird neutral erklärt und bezieht ein neutrales Gebiet zwischen Memel, Tilsit u. dem kurischen Haff.
31. Dec. 1241. Der Landmeister des deutsch. Ordens zu Preußen **Heinrich v. Wida** schließt mit der Stadt Lübeck einen Vertrag über die Gründung einer freien Handelsstadt in Samland.

Universitäts-Chronik 1864.

1. Oct. Histor. Doctordissert. von **Guil. Dittmar** (aus Angerburg). De fontibus nonnullis historiae Friderici I. Barbarossae quaestionum specimen. (36 S. 8.)
25. Oct. Medic. Doctordissert. von **Carol. Voigdt** (aus Königsberg). De Echinococco in hepate hominis. (31 S. 8.)
29. Oct. Ad orationem de Consonantia finali quomodo in poesi Germanorum evaluerit quam . . . pro loco in ordine philosophorum Academiae Albertinae rite obtinendo habebit audiendam invitat **Oscar Schade**, phil. Dr. art. lib. Mag. P. P. O. D.

Zusätze zu §. 13 des Reglements vom 16. März 1837 über die Stundung der Collegien-Honorare auf der Königl. Albertus-Universität zu Königsberg i. Pr. (2 S. 8.)

Lyceum Hosianum in Braunsberg.

Index lectionum . . . per hiemem a die XV. Octobris anni 1864 instituendarum. [Rector Dr. Andr. Menzel, P. P. O.] (12 S. 4.) [Praecedit Dr. Andr. Thiel, De decretali Gelasii Papae de recipiendis et non recipiendis libris, et Damasi concilio Romano de explanatione fidei et canone scripturae sacrae articulus I. S. 3—10.]

Schul-Schriften 1864.

Braunsberg. Jahresbericht über das kgl. kath. Gymnasium . . . in dem Schuljahr 1863—64, mit welchem zu der am 11. u. 12. Aug. stattfindenden öffentl. Prüfung . . . einladet der Director . . . Prof. J. J. Braun. Braunsb. Gedr. bei C. A. Heyne. 1864. (42 S. 4.) [Oberl. Dr. Funge: De l'emploi de l'article. S. 3—28.]

Elbing. Altstädtische Töchterschule. Zu der öffentl. Prüfung . . . 18. März . . . ladet . . . ein Straube. Elbing, 1864. Druck der Neumann-Hartmannschen Buchdruckerei. (8 S. 4.)

Insterburg. Programm des Gymnas. mit Realklassen . . . öffentl. Prüfung . . . 29. u. 30. Sept. 1864 . . . Director Dr. Eduard Krah. Insterburg, 1864. Schnellpressendruck von C. Wilhelmi. (43 S. 4.) [Oberl. Dr. Carl Lange, Beitrag zur analytischen Geometrie der geraden Linie im Raum S. 1—26.]

Königsberg. Programm des kgl. Friedrichs-Collegiums . . . öffentl. Prüfung . . . 29. und 30. Sept. . . . Prof. Dr. G. H. Wagner, Director. Kgsbg., Schultzsche Hofbuchdruckerei. 1864. (31 S. 4.) [Dr. Eckardt, Zur Characteristik des Procop und Agathias als Quellenschriftsteller für den Gothenkrieg in Italien. S. 1—15.]

Bibliographie (1862 und 1863).

(Nachtrag und Fortsetzung.)

Bielenstein, A., Handbuch der lettischen Sprache. I. Grammatik. Mitau, 1863. Lucas. (XXIII u. 432 S. gr. 8.) 2 Thlr.

— — Die lettische Sprache nach ihren Lauten und Formen erklärend und vergleichend dargestellt. 1. Theil. Die Laute. Die Wortbildung. Berlin, 1863. Dümmlers Verl. (XVI u. 485 S. gr. 8.) $3^1/_3$ Thlr.

Grube, Prof. Dr. Ed., Die Bedeutung der Thierwelt für den Menschen. Eine Rede, gehalten bei Uebernahme d. Rectorats den 15. Octbr. 1863. Breslau, 1863. Hirt's Verl. (22 S. gr. 8.) $^1/_6$ Thlr.

Hagen, (Geh. Oberbaurath Dr.) G., Handbuch der Wasserbaukunst. 3. Theil. A. u. d. T.: Seeufer und Hafenbau. 1. Bd. Mit e. Atlas v. 9 Kpftaf. in Fol. Berlin,

1862. Ernst & Korn. (XIX u. 364 S. gr. 8.) $4^2/_3$ Thlr. — — — 2. Bd. mit e. Atlas v. 11 Kpftaf. in gr. Fol. Ebd., 1862. (III u. 407 S. gr. 8.) $4^2/_3$ Thlr.

Hoffmann, D. phil. Robert, der spinozistische Staat, wie er aus dem Naturzustande resultirt, mit kurzer historisch-dogmatischer Entwickelung der vor Spinoza gegoltenen Staatstheorien. Ein Beitrag zur Geschichte der Rechtsphilosophie. 1. Theil. Neidenburg, 1863. Druck v. A. O. Weiß. [Bericht üb. die höhere Stadtschule. S. 3—28. 8.]

Krätzig, Staatsanwalt Dr., Vorwärts für den Bonifacius-Verein! An die Katholiken Deutschlands. 2., m. Anmerk. u. Statuten verm. Aufl. Jauer, 1862. Hiersemenzel. (20 S. 8.) 2 Sgr.

Krasnosielski, Theoph., De Duce in Prussia creato. Commentatio histor. Berolini (Ostrowo, Priebatsch.) 1862. (XV u. 71 S. gr. 8.) $^1/_4$ Thlr.

Kreyßig, F., Shakspeare-Anthologie. Die schönsten und bedeutsamsten Schilderungen u. Weisheitssprüche aus den Dramen des Dichters. Biographisch eingeleitet und hrsg. Mit 32 Illustr. v. Karl Winkler (in eingedr. Holzschn.) Hamburg, 1864 (1863.) Vereinsbuchh. (XXIV u. 316 S. gr. 16. m. 1 Photogr.) In engl. Einb. m. Goldschn. 3 Thlr.

Krönung, Die, in Königsberg. 18. Oct. 1861. Leipz., 1862. Exped. d. illustr. Ztg. (16 S. fol. m. eingedr. Holzschn.) $^1/_6$ Thlr.

Krönungs-Album Ihrer Maj. d. Königs Wilhelm und der Königin Augusta. Bildlich dargestellt von den zur Krönungsfeier abgesandten Künstlern der Illustrated London News. Leipz., 1862. Denicke. (7 Holzschntaf. in gr. Fol. u. Imp.-Fol. u. 2 Bl. Text gr. Fol. m. eingedr. Holzschn.) $^1/_2$ Thlr.

v. **Krosigk**, Leitfaden zum theoret. Unterricht f. d. Kgl. 1. Leibhusaren Regiment No. 1. Danz., 1862. Wedelsche Bchdr. 8.

Kühnast, Reg.-R., Statistische Mittheilungen über Littauen u. Masuren. Bd. I. A. u. d. T.: Nachrichten über Grundbesitz, Viehstand, Bevölkerung und öffentliche Abgaben der Ortschaften in Masuren nach amtlichen Quellen mitgetheilt. Gumbinnen, 1863. Selbstverl. (Sterzel in Comm.) (456 u. VII S. gr. 8.) — — Bd. II. III. a. u. d. T.: Nachrichten über Grundbesitz . . . in Littauen . . . Theil 1. Ebd. (463 u. VII S.) Theil 2. (573 und IX S.) à Bd. 2 Thlr.

— — Nachrichten über Grundbesitz, Viehstand, Bevölkerung u. öffentliche Abgaben der Ortschaften des Kreises Gumbinnen. Nach amtlichen Quellen mitgetheilt. Ebd. 1863. (88 S. 8.) 5 Sgr. [Separatabdr. aus dem 2. Bde. der statistischen Mittheilungen über Littauen u. Masuren.]

Laband, Dr. Paul, Privatdoc. in Heidelberg,*) Das Magdeburg-Breslauer systematische Schöffenrecht aus der Mitte des 14. Jahrh. Berlin, 1862. Dümmler's Verl. (XLIII u. 226 S. gr. 8.) $1^5/_6$ Thlr.

---

*) Seit Ostern 1864 außerordentlicher Professor in Königsberg.

Laemmer. Eusebii Pamphili historiae ecclesiasticae libri X. Graecum textum collatis qui in Germaniae et Italiae bibliothecis asservantur codd. et adhibitis praestantissimis editionibus rec. atque. emend., latinam Henrici Valesii versionem passim correctam subjunxit, apparatum criticum apposuit, fontes annotavit, prolegomena et indices adjecit presbyter Dr. **Hugo Laemmer.** Fasc. IV—VI. Schaffhaus., 1862. Hurter. (S. 517—921 gr. 8.) à 24 Sgr.

— — Zur Kirchengeschichte des 16. u. 17. Jahrh. Freiburg i. Br., 1863. Herder. (192 S. Lex. 8.) 24 Sgr.

Lambeck. Die christliche Glaubenslehre für Konfirmanden u. für das Haus, bearbeitet von Dr. A. G. H. Lambeck, Pfarrer, Ritter des roth. Adler-Ordens IV. Klasse. 4., völlig umgearb. Aufl. Thorn, 1864. (1863.) Dr. u. Verl. v. E. Lambeck. (IV u. 155 S. 8.) 6 Sgr.

Landmesser. Zu Gunsten der Kirche des Orients. Predigt gehalten zu Rom am 3. Juni 1862 von Monsignore Dupanloup, Bischof v. Orleans. Aus d. Französ. übers. von **Theophil Landmesser,** Priester. Der Reinertrag ist zum Besten des St. Peterspfennigs bestimmt. Danzig, 1862. F. A. Weber. (31 S. gr. 8.) 6 Sgr.

— — Vergangenheit und Gegenwart im Königreiche beider Sicilien von Biagio Cav. Cognetti. Ins Deutsche übertragen u. mit einer Vorrede versehen von **Theophil Landmesser,** Priester. Der Ertrag ist für den Peterspfennig bestimmt. Danzig, 1862. Kafemann in Comm. (XIV u. 65 S. kl. 8.) 10 Sgr.

Landois, Privatdoc. Dr. L., Ueber den Haarbalgparasiten d. Menschen. Mit 1 lith. Taf. [Aus den Greifswalder medicin. Beiträgen. Bd. I.] Danzig, 1863. Ziemssen. (42 S. gr. 8.) 1/3 Thlr.

Lauber, Dr. L. M., Die Grundlehren der Physik vom Standpunkte einer idealen Auffassung des Naturlebens. Für einen allgemein-bildenden naturwissenschaftl. Unterricht. Thorn, 1862. Lambeck. (VII u. 68 S. gr. 8.) 1/3 Thlr.

Laubert, Dr. E., Venedig, Genua, Nizza. Drei Vorlesungen. Danzig, 1864. (1863.) Kafemann. (234 S. 16.) 24 Sgr.

Lewald, Aug., Aus dem katholischen Leben der Gegenwart. Schaffhausen, 1862. Hurter. (162 S. gr. 8.) 15 Sgr.

— — Clarinette. (Roman.) 3 Bde. Ebd., 1863. (VII u. 264, 288 u. 278 S. 8.) 3 1/4 Thlr.

Lewald, Fanny, Meine Lebensgeschichte. 3. (Schluß-) Abth. A. u. d. T.: Befreiung u. Wanderleben. 2 Theile. Berlin, 1862. Janke. (574 S. 8.) (à Abth.) 3 Thlr.

— — Bunte Bilder. Gesammelte Erzählungen u. Phantasiestücke. 2 Theile. Ebd., 1862. (V u. 552 S. gr. 16.) 1 1/2 Thlr.

— — Osterbriefe für die Frauen. Ebd., 1863. (VIII u. 141 S. 8.) 1/2 Thlr.

— — Neue Romane. 5. Bd. Ebd., 1864. (1863.) (334 S. 8.) 1 3/4 Thlr. Inhalt: Der Letzte seines Stammes. Mamsell Philippinens Philipp. [Bd. 1—5.: 7 3/4 Thlr.]

v. Liebeherr. Instruction für Infanteristen im Feldwacht- u. Patrouillendienst mit Zu-

grundelegung der Allerhöchsten Verordnungen über die größeren Truppenübungen vom Jahre 1861. Zusammengestellt durch von Liebeherr, Major im 3. Garde-Regiment z. F. Danzig, 1862. Ziemssen. (16 S. 8.)

Liebreich, Dr. Rich., Atlas der Ophthalmoscopie. Darstellung des Augengrundes im gesunden und krankhaften Zustande. — Enth. 12. (lith.) Taf. m. 57 Fig. in Farbendr. Nach der Natur gemalt u. erläutert. Berlin, 1863. A. Hirschwald. (X u. 42 S. fol.) $13^1/_3$ Thlr.

— — Atlas d' ophthalmoscopie, représentant l'état normal et les modifications pathologiques au fond de l'oeil, visibles à l'ophthalmoscope, composé de 12 planches, contenant 57 figures dessinées d'après nature. Avce un texte explicatif. In- 4. Paris, 1863. Germer-Baillière. 50 fr.

— — Clinique ophthalmologique. Du Glaucome; par le docteur Liebreich. Leçon recueillie par le docteur Caminiti. In- 8. 9 p. Paris. [Extrait de la Gazette des hôpitaux du 29 décembre 1863.]

Lieder, Vier und neunzig, für Missionsgottesdienst. Der Reinertrag ist für die Mission bestimmt. Kgsbg., 1863. Schubert & Seidel, Akadem. Bnchh. (32 S. gr. 8.) 2 Sgr.

Liederbuch des Handwerker-Vereins zu Wehlau. Wehlau, 1863. Dr. u. Verl. v. C. Peschke. (48 S. 16.)

Linck, Herm. Alb., (aus Danzig) De epithelio viarum uriniferarum. Diss. inaug. histol. Berol., 1863. (32 S. 8.)

Lincke, Dr. Maximil. De versibus aliquot Aeschyli Persarum. [Neue Jahrbüch. f. Philol. u. Paedag . . . . Bd. 87. Hft. 10. 1863. S. 686—688.]

Link. Göbel, Dr. Max, Geschichte des geistlichen Lebens in der rheinisch-westphälischen evangelischen Kirche. 1. Bd. [bis 1609.] Die Reformationszeit od. die Kirchen unter dem Kreuz. 2. Aufl. Nach hinterlassenen Notizen des Verf. hrsg. von Pfarrer Theod. Link. Coblenz, 1862. Bädeker. (XVIII u. 490 S. gr. 8.) 2 Thlr.

Lobeck, C. Aug., Pathologiae graeci sermonis elementa. Pars II., qua cont. dissertationes de synaeresi, diaeresi et crasi deque affectionibus utrinque mixtis, de proschematismo, de apocope. Accedunt epilogus de interpunctione cum enclisi et synaloephe conjuncta, dissertationes de orthographiae graecae inconstantia et de epithetis otiosis. Kgsbg., 1862. Gebr. Bornträger. (XII u. 429 S. gr. 8 2 Thlr. 12 Sgr. (cplt.: 6 Thlr.)

Lohmeyer, Dr. Carl, Des Herzogs Johann Albrecht zu Meklenburg Versuch auf Livland. Dorpat, 1863 Glaeser's Verl. (15 S. gr. 8.) [Schriften der gelehrten Estnischen Gesellsch. (in Dorpat) No. 3.] 3 Sgr.

Lortzing, Max, (aus Heilsberg) De numero dochmiaco. Diss. inaug. Berol., 1863. (40 S. 8.)

Lozynski, Geschichte des Gymnasiums zu Kulm während der ersten 25 Jahre seines Bestehens. Culm, 1863. (75 S. 4.) [Gymn.-Progr.]

Lünemann's, Dr. J. H. Chr., Wörterbuch zu Homer's Odyssee f. Anfänger der Ho-

merischen Lectüre. Verbessert von Fr. Jul. Horn. 7. Aufl. Kgsb., 1862. Unzer. (342 S. gr. 8.) 3/4 Thlr.

Macht Frieden im Lande! Elbing, 1863. Neumann-Hartmann'sche Buchh. (16 S. 8.) 2 Sgr.

Mahlke, Joa. Dan., (aus Bialla) De Coxarthrocace. Diss. inaug. med.-chirurg. Berol., 1863. (32 S. 8.)

Mannhardt, Dr. Wilh., Die Wehrfreiheit der altpreußischen Mennoniten. Eine geschichtliche Erörterung. Marienburg, 1863. Hemmpel's Wwe. in Comm. (VI u. 300 S. gr. 8.) 1 Thlr.

— — Weihnachtsblüthen in Sitte und Sage. Berlin, 1864. (1863.) Duncker. 25 Sgr.

Marcinowski, Gerichts-Assessor in Kgsbg., Ueber die rechtliche Natur der kleinen Kalende in Ostpreußen. [**Schulblatt** für die Volksschullehrer der Provinz Preußen Hrsg. v. Ed. Sack. 3. Jahrg. 1863. No. 3—5.]

— — Das kaufmännische Commissionsgeschäft. [**Archiv** f. Theorie u. Praxis des allgem. Deutsch. Handelsrechts. Hrsg. v. F. B. Busch. Bd. I. Leipz., 1862. 1863. S. 358—379.

Maull, Lieut. Ingen.-Geograph Ferd., Karte der Weichsel-Nogat-Niederung. Maassstab 1 : 100,000. Lith. Berlin, 1862. Imp.-Fol. 2 Thlr.

Merguet, Adalb., Geistliche Lieder. Berlin, 1863. Beck. (VII u. 141 S. 8.) 18 Sgr.

— — Hugo, de usu syntactico infinitivi latini, maxime poetico. Diss. inaug. philol. Kgsbg., 1862. Schubert & Seidel. (43 S. gr. 8.) 1/4 Thlr.

Meyer, Dr. C. O., Ueber die Art der durch Punkte u. Tangenten bestimmten Kegelschnitte. Kgsbg., 1862. Gräfe & Unzer in Comm. (17 S. gr. 4.) 6 Sgr.

Minzloff, Dr. Rud., Kaiser Karl u. Alkuin. Ein Gedicht. 2. Aufl. St. Petersburg, 1862. Hässel. (18 S. gr. Lex.-8.) 1/3 Thlr.

— — Les Elsevir de la bibliothèque impériale publique de St. Pétersbourg. St. Pétersbourg, 1862. (XIV u. 223 S. 8.)

— — Bruder Hansens Marienlieder aus dem 14. Jahrh. Nach einer bisher unbekannt gebliebenen Handschrift der kaiserl. öffentl. Bibliothek zu St. Petersburg hrsg. Hannover, 1863. Hahn. (XXIII u. 364 S. Lex.-8. m. 1 Chromolith.) 4 Thlr.

Moeller, Ern. Aug. Guil., De Ammiano Marcellino. Diss. inaug. hist. Kgsbg., 1863. Schubert & Seidel. (32 S. gr. 8.) 1/6 Thlr.

Monumenta, Vetera, Poloniae et Lithuaniae gentiumque finitimarum historiam illustrantia, maximam partem nondum edita ex tabulariis deprompta collecta ac serie chronologica disposita ab Aug. Theiner. Tom. III. A Sixto PP. V. usque ad Innocentium PP. XII. 1585—1696. Romae, 1863. (Leipz., Gerhard.) XXXIII u. 771 S. fol.) 20 Thlr.

3

Des Fischers Grab.

Novelle

von

Friedrich Dentler.

Fuhrst Du, geliebter Leser, schon auf kleinem, schwankendem Fischernachen, bei sternenheller, wolkenloser Nacht, hinaus auf das Meer? —

Kennst Du auch die frische Nehrung? Sie ist ein trostloses, theils sandiges, theils mit Kiefern bestandenes Eiland in Gestalt einer Landzunge, die auf ihrem Rücken eine Dünenkette trägt und das baltische Meer vom frischen Haff trennt. Arme, im Kiefernwalde zerstreute Fischerdörfer grenzen an die Distrikte, wo der Baumwuchs aufhört. Hier erblickt das Auge nichts als Meer, Sand und Himmel, wie eine trostlose Vegetation: Rohr und Riedgras.

Still ist die Nacht. Der hell leuchtende Mond wirft seinen Schein auf das Meer, in dem sich der wolkenlose Himmel mit seinen blinkenden Sternen spiegelt. Ein langer, goldblitzender Streif — der Wiederschein des Mondes — zieht sich über das stille Wasser und glänzt darin, wie der Schweif eines großen, feurigen Kometen.

Streift ein leiser Windhauch über das Wasser, verschiebt sich der, wie tausend Funken leuchtende Strahl, und ein leises Geplätscher — das Anspülen der Wogen an das Ufer — vermischt sich mit dem Windzuge, der wie ein fliehendes Nachtgespenst durch die am Strande prangenden Rohrbüschel streift und im nahen Kiefernwalde, womit die Düne eingefaßt ist, in geheimnißvolles, leises Rauschen übergeht.

Horch! — Was schallt durch die Nacht? Fast klingt es, wie das Gebell eines Hundes, das Heulen eines Wolfes, doch leiser, klagender,

melancholischer. Vom Strande kommt es her, in langgezogenen Tönen verhallend.

Das ist das Geheul der Seehunde, die Nachts an das Ufer kriechen, um im hellen Mondlicht zu schlafen. —

Jenseits der Düne, im Kiefernwalde versteckt, liegt ein vom Mond erhellter Häuserkomplex, dessen Aussehn die bittere Armuth verkündet. Die Landstraße ist mit Espen und Weiden bepflanzt. Sie schlängelt sich durch den Knotenpunkt des Dorfes — Schule, Krug, Pfarrhaus und Kirche — nach der Haide hin.

In großen Schaaren summen die Haffmücken,*) und ein Paar riesige Fledermäuse flattern scheu aus dem Kirchengemäuer empor, als die Thurmuhr „Zwölfe" schlägt. — — —

„Wölm, Wölm," tönte eine laute Männerstimme durch die Nacht, nachdem der letzte Glockenschlag in der Haide verhallte, „mache die Hausthüre auf!" Dabei fielen kräftige Faustschläge auf die geschlossenen Fensterladen eines mit einem Zaune umfriedigten Hauses nahe an der Kirche.

Die herzförmig ausgeschnittene Oeffnung in der Fensterlade erleuchtete sich und verkündigte, daß der Hausbewohner Folge leisten wolle, auch ließen sich langsame Schritte im Flur hören, die offenbar von Füßen herrührten, die mit schweren Holzpantoffeln bezogen waren. Die Oberthüre wurde aufgeriegelt, während die Unterthüre geschlossen blieb.

Der laut Gerufene, ein großer, junger, kaum fünfundzwanzigjähriger Fischer, mit einer roth und blau gesprenkelten Nachtmütze bekleidet, deren mit einem Zipfel betolltes Ende hoch in die Höhe stand, schaute hinaus auf einen riesigen, grauhaarigen Mann, der mit Schurzleder,**) blauer Pigge,***) Wasserstiefeln und Südwester†) angethan, fix und fertig zum Fischen vor ihm stand.

„Kommst schon so früh, Naber††) Blank," fragte der Hinausschauende im tiefsten Baß, „der Seiger†††) steht erst auf Mitternacht. Hättest noch

*) Eine große, grüne Mücke, die nicht sticht. (Eintagsfliege.)

**) Ein langes, vor Leib und Brust hangendes Leder, das vor Naßwerden schützt.

***) Unterjacke.

†) Oelhut mit breiter Krempe.

††) Nachbar.

†††) Zeiger.

eine Stunde es aufschieben können." — „Weshalb?" — „Vorige Nacht trieb ich mich bis zum hellen Morgen bei den Aalreusen herum." — „Hast viel gefangen?" — „Nicht einen Senkel."*)

Ein langgezogenes „So", womit die Nehrunger stets ihre Verwunderung aussprechen, war die Antwort des älteren Mannes, dann begann er aufs Neue:

„Die Luft ist ohne Briese**) und Daak,***) das Wasser auf See spiegelt heute so glatt, deshalb können wir nicht eine Minute säumen. Ohnehin streift die Flunder bei hellem Mondschein näher an's hohe Land, deshalb: Hurtig, hurtig, mein Junge!" — „Will mich beeilen." — „Bei diesen kurzen Nächten läßt der Morgen nicht lange auf sich warten." — „Tritt in's Haus, draußen ist frisch Wetter. Laßt mich nur noch einen Schluck Eichorienwasser trinken und mich ankleiden." — „Muß schon — muß schon."

Mit diesen Worten trat Blank in den Flur. Kaum war dieses geschehen, als die Stubenthür sich öffnete und eine junge Frau, eine brennende Lampe in der Hand haltend, vor beiden Männern stand. Ihr rundes, frisches Gesicht deutete auf den Frühling des Lebens. Ein rothbraunes Tuch, als Nachtmütze um den Kopf gewunden, verhüllte einen Theil ihres reichen blonden Zopfes, dessen geflochtenes Ende am Hinterkopfe hervorschaute und nachlässig auf die Schultern hing. Ein dunkelbrauner Nesselrock umschloß die üppigen jugendlichen Formen. Die nackten Füße steckten in großen Filzschuhen.

„Peter," sagte die Frau zu ihrem Manne, dem Jüngern der Fischer, „willst Du wirklich hinaus?"

Peter Wölm war seit drei Wochen verheirathet. Das ganze Dorf neidete ihm diese glänzende Parthie. Seine Schwiegereltern, brave, ehrliche Leute nach altem Schrot und Korn, besaßen, außer einem dick mit Silber beschlagenen Gesangbuche, das an hohen Festtagen in der Kirche florirte und vom Urahn, einem wohlhabenden Fischer herstammte, Nichts, als eine neu ausgebaute Holzkathe nebst Garten von einem halben Mor-

*) Dünner Aal.
**) Wind.
***) Nebel.

gen Landes. Dieser Reichthum war die Mitgift für die einzige Tochter. Wölm brachte ein großes Fischerboot — er besaß es mit Blank zusammen — baare hundert Thaler, zwei blau mit Oelfarbe gestrichene Stühle, einen Tisch — eine Wiege hatte ihm seine Pathe versprochen — und ein Paar kraftvolle Arme in die Wirthschaft. Das war ausreichend, um auf der frischen Nehrung glänzend zu existiren.

„Warum soll ich nicht hinaus, Constanze?" rief Wölm verwundert: „Keine Luft Wind, kein Regenwölkchen verhindert die Fahrt."

Die junge Frau zog ihr Gesicht in ernste Falten und antwortete mit einem Seufzer: „Verlasse mich heute nicht. In der Nacht vom 25. zum 26. August — also heute — vor 15 Jahren ertrank mein Großvater beim Flunderfang. Ebenso erging es meinem Bruder vor zwei Jahren zu derselben Stunde. Es war auch klar Wetter, als sie hinausfuhren. Aus Nordwest stieg ein Orkan auf — sie konnten nicht an's hohe Land — das Boot stülpte um — sie ertranken."

„Weiß es, weiß es, junge Frau. Euer Bruder war der Bräutigam meiner Tochter — vierzehn Tage darauf sollte die Kest*) sein. Das arme Kind lag lange nach dem Vorfall krank — stand am Grabesrand," sagte Blank, indem er sich eine große Thräne abwischte. „Es war aber auch ein gottseliger Junge, der Leon — das ganze Dorf weinte um ihn. Esther hat ihn nimmer vergessen!"

„Laß ihn in Frieden ruhn," erwiederte Wölm. „Wer weiß, wann's uns trifft. Vielleicht bald, vielleicht heute."

„Darum bleibt zu Hause, Ihr Männer," fiel schnell Constanze ein.

Wölm faßte vertraulich die Hände seiner Gattin und schaute ihr in die blauen Augen sagend: „Jetzt ist kein Sturm, geliebtes Weib." — „Kein Sturm, Peter? Horch nur — horch — der Wind fegt durch die Haide!"

„Euer Gehör täuscht Euch, junge Frau, und in Eurer Herzensangst seht Ihr Geister," rief Blank, indem er still vor sich her lachte. „Schaut einmal hinaus, überzeugt Euch! Vor Eurem Hause am Hollunderstrauche, selbst an den Espen am Kirchhofe, rührt sich kein Blatt."

Die an allen Gliedern bebende Frau trat ins Freie und sah zum

*) Hochzeit.

Himmel empor. Als sie nichts bemerkte, eilte sie ins Haus zurück. „Nun," fragte Wölm, „wie stehts?" — „Gut, gut," lautete ihre Antwort, „allein ich fürchte mich." — „Furcht ist die Eigenschaft aller Weiber."

Die drei Personen schritten ins Wohnzimmer; Blank nahm ungenirt auf einem Stuhle Platz; Wölm kleidete sich an. „Wohl ist kein Wind," begann Constanze aufs Neue. „Mir klingt es heute wie das Rollen des Donners, das Rauschen der See. Fahrt alle Tage, nur nicht heute!"

Nachbar Blank schien mit Constanzens Ansicht nicht einverstanden, deshalb begann er halb ironisch halb ärgerlich: „Hört mein letztes Wort, Frau Wölm, hört es und beherzigt es. Traut mir, dem auf See ergrauten Fischer, über Sturm und Wasser ein Urtheil zu, das sich auf Erfahrung stützt. Schlägt des Fischers Stunde, kettet ihn kein Anker an diese Scholle, er muß hinüber. Die kühle Erde bettet ihn kaum so weich, als das Wassergrab – also seid vernünftig." — „Ach, ich bins — ich will es sein — aber kann ich mich fassen?" rief die Frau. „Alle Weibsbilder sind so, wie Ihr. Meine Alte — Gott hab' sie selig — war Euch auf ein Haar gleich." — „Das war eine gute Frau!" — „Na — ob? — Herzensgut." „Das wollte ich meinen." — „Witterte sie Sturm — und sie hatte darin eine feine Nase — gabs immer Krieg. Das brachte mir stets Ungemach — und hinaus fuhr ich doch — hungern konnte die Familie nicht." — „So schlimm wars wohl nicht." — „Ein Mal segelte ich um. Ich kroch auf die hohe Bordseite des Sickens*), bis ein kurischer Kahnschiffer mir's Leben rettete. Ein anderes Mal brach mir der Sturm den Mast, wie eine dürr getrocknete Binse, ein drittes Mal verlor ich Segel und Anker. Mußte bis Ramstigal**) vor dem Winde treiben – also schweigt — wir fahren."

Diesen, mit vielem Ernst gesprochenen Worten ließ sich Nichts entgegen setzen. Constanze ergab sich also in ihr Schicksal.

Bald brannte im Kamin ein helles Feuer von trockenem Kieferreisig; die braune, dampfende Kaffeekanne stand auf dem Tische; Schwarzbrot lag daneben und beide Männer sprachen wacker dem Frühmahle zu. Dann ergriffen sie zwei Ruder, einen Haken, einen Schöpfer, das Steuer zu

*) Fischerboot mit Fischbehälter.
**) Ein Dorf am Hoffstrande.

einem Boote und mehrere Leinen; Wölm drückte noch einen schallenden Kuß auf seines Weibes Mund, indem er sagte: „Zipple*) nicht" und fröhlich schritten die Fischer hinaus in die Mondnacht.

Bereits hatten die Fischer das Dorf durcheilt, als sich am Grenzpunkte des Waldes und der Düne ein Knabe von 14 Jahren, Blanks ältester Sohn, Namens Gottlieb, anschloß. Der Hinzukömmling war schlank und hager. Eine krankhafte Blässe, Folge des hier allgemein herrschenden Wechselfiebers, bedeckte seine sonst frischrothen Wangen. Ein dunkler Leinwandanzug — Hosen und Jacke — bildeten, außer einer Mütze nach militairischem Schnitt, den eben nicht warmen Anzug. Von Schuhen und Strümpfen war keine Rede, auch enthüllte die bis an's Knie aufgekrämpte Hose eine Wade, die mit der eines Hahnes wetteiferte. Trotz der scheinbaren Schwächlichkeit schleppte der Knabe eine schwere, unförmliche Last, den Apparat zum Flunderfang, auf seinem Rücken.

„So, wir sind zur Stelle," begann Wölm, als sie das Ufer der See erreichten. „Werft die Sachen in's Boot."

Nachdem dieses geschehen, sagte Blank zu seinem Sohne: „Spanne dich mit dem Nachbarn ans Schnabelende. Ich schiebe nach, damit wir das Boot flott kriegen, ohnehin giebts viel zu klungen.**)

Das Fahrzeug wurde nach Blanks Angabe vom Sande in's Meer geschoben bis es schwamm, dann schwangen sich die nebenher im Wasser watenden Fischer über Bord in dasselbe. Blank befestigte das Steuer; Gottlieb und Wölm setzten sich an die Ruder und das leichte Fahrzeug eilte vom Strande in die See.

Schweigsam saßen die Männer bei ihrer Arbeit. Nichts unterbrach die Stille, als das eintönige Klatschen der Ruder auf die blauen, durchsichtigen Fluthen, die im Mondlicht wie Demant funkelten. So fuhren sie eine halbe Stunde.

Plötzlich schaute Blank zum Himmel und zum Wasser, schüttelte sein Haupt und sagte: „Wirds heute noch bös Wetter geben?" — „Weshalb," fragte Gottlieb. —

---

*) Weine.
**) Durch das Wasser zu waten.

„Aus Nordwest steigen Nebelwolken empor, die den Mond leicht verhüllen. Es ist, als treibe eine Bö sie herauf," lautete Blanks Antwort.

Gottlieb fuhr zum erstenmal hinaus auf die See, deshalb rief er ängstlich: „Giebt es Sturm?" — „Kann sein, Lieper, kann sein," sagte Blank. Die Luft wird daakig*) und tief im Nord-Nord-West entsteht ein heller Streif auf dem Wasser." — „Vater, laß uns umkehren, sonst erreicht uns das Wetter." — „Kindischer Bube. Bist noch ein Neuling auf See, ein Jungfisch, der schwimmen lernen soll." — „Auf dem Haff fürchte ich mich nicht, doch auf See." — Schnell fiel Blank ein: „Mußt damit bekannt werden, mein Junge. Die See ist des Fischers Heimath, des Fischers Grab." -- „Ich kenne schon Brise und Sturm, Vater. Weißt wohl, vorige Woche auf dem Haff, als wir mit Christian Dunke den Doctor holten? Wir segelten mit einem Reff!" — „Bist ein Kerl wie Eckern Daus!"

Nun trat eine Pause ein, in welcher Blank forschend nach der beschriebenen Himmelsgegend schaute, dann begann er aufs Neue: „Hoffentlich kommts nicht herauf — der Wind geht zu Lande." — „Gott weiß es," murmelte Wölm. — „Zieht die Potschinen**) ein. Wir sind auf der Sandbank," kommandirte der Steuermann.

Es folgte eine tiefe Stille.

Gottlieb und Wölm legten die Ruder auf die Ruderbank, Blank verließ das Steuer, dann ergriffen die drei Fischer eine unten zugespitzte Stange und bohrten sie fest auf der Sandbank ein, um eine Leine, die mit dem im Boot befindlichen Apparat zum Flunderfang in Verbindung stand, fest daran zu knüpfen.

Der Flunderfang auf der Ostsee besitzt viele Eigenthümlichkeiten. In der Mitte einer langen Leine befindet sich ein netzförmiger, sechs bis sieben Fuß langer Sack,***) an welchem nach unten, damit er in den Grund gehe, Steine, oben, damit er schwimme, Flottholzstücke gebunden werden. Zu beiden Seiten des Sackes an der Leine, ein halb bis ein Fuß

*) Neblich.
**) Ruder.
***) Ein sackförmiges Netz.

auseinander, hängen lange Strohwische, womit die Flunder, die sich in der Tiefe aufhält, emporgescheucht und in den Sack gejagt wird. Das eine Ende der Leine knüpfen die Fischer an eine Stange, die sie fest in den Meeresgrund bohren, dann rudern sie in einem Bogen weiter, fassen, nachdem die Leine mit dem Sack nach und nach in's Meer sinkt, das andere Ende desselben, um rudernd nach der alten Stelle zurückzukehren. Zuletzt lösen sie die Leine von der Stange, vereinigen beide Enden, knüpfen dieselben an das Steuer und fahren dorthin — oft Meilen weit hinaus — wo sie die Flundern vermuthen. — — —

„So," rief Blank, „die Leine sitzt fest. Vorwärts an die Riemen!"

Die bogenförmige Fahrt begann, während die Leine mit dem Netz in's Wasser fiel.

„Seht ein Mal," rief Blank, der das Fahrzeug in den Wind drehte, „was ist das dort am Himmel?" Er deutete nach Nordwest. „Das Morgenroth," lautete Wölms Antwort. — „Das Morgenroth im Nordwest? Nimmermehr. Höchstens ist es drei Uhr. So früh kündet sich nicht der Tag." — „Meint Ihr? Allerdings, zwischen vier und fünf geht erst die Sonne auf."

Die bezeichnete Himmelsgegend nahm eine eigenthümliche Form an. Ein heller Wolkenknäuel stand am Horizont, wo Wasser und Luft verschwamm. Schnell verbreitete er sich wie ein riesig emporwachsender, zerklüfteter Berg, dessen untere Parthie dunkelschwarz schillerte und dessen Seiten hell vom Monde erleuchtet erschienen.

„Das ist ein großer von einer Bö aufgewehter Windschwark,*)" begann Blank. „Meint Ihr?" lautete Wölms Frage. „Die Sterne erbleichen." — „Kraus wird das Wasser — schon hat uns die Bö erreicht, doch es ist Nichts zu fürchten, denn weder hier noch dort rollt die See." Wölm deutete nach Nordwest. „Ich denke, Vater," rief Gottlieb, „wir ziehen die Leinen ein und rudern an's Land." „Habe nicht Angst, Jeper," beruhigte ihn Blank, „habe nicht Angst. Sind nur höchstens eine Meile vom Ufer entfernt. Die Köpfe der Berge des Festlandes jenseits des Haffs kommen noch nicht hervor. Mußt Dich schon an eine Luft Wind

*) Windwolke.

gewöhnen, Bube! — So, schneidet nur tief ein — mit den Riemen in's Wasser — Vorwärts! Vorwärts!"

Während dieser Unterhaltung änderte die Scene sich wesentlich. Der Mond war hinter dunkle Wolken gezogen, deren Ränder er erhellte; der Schatten derselben fiel auf das durch Wellen bewegte Meer. Das Boot schaukelte hin und her, den Schaum der Wellen durchschneidend. Indessen kehrten die Fischer zur Sandbank zurück, worin die Stange steckte und ruderten, die Leinenenden befestigend, dem Lande zu.

„Müssen schon vorsichtig sein, nach dem Lande halten; die Wolke enthält Regen oder Sturm," sagte Blank. „Haltet die Düning!" schrie Wölm, „damit das Wasser nicht über Bord schlägt!"

„Oho, noch ist's nicht so gefährlich!" erwiderte Blank. „Das Hohlwasser thut uns Nichts — aber seht nur ein Mal nach Nordwest, den dunkeln Streif auf dem Wasser! Schnell an die Leinen — und an's Land!"

Gottlieb faßte das Steuer. Wölm und Blank zogen die Leinen ein. „Das ist ein guter Fang," sagte Wölm, „der Sack hängt furchtbar schwer!" — „Gott gebe Glück!" —

Die Leinen nebst Strohwisch lagen bereits in dem Boote; trotz aller Anstrengungen beider Männer wollte jedoch das Emporziehen des Sackes nicht gelingen. „Hilf ein Mal, Lieper!" schrie Wölm, „sind wenigstens zehn Schock!"

Gottlieb ließ daß Steuer los — das Boot drehte sich auf die Seite. Mit einem Ruck und dem niemals fehlenden „Ohoi" rissen die Fischer den vollen Sack über Bord in die Höhlung des Fahrzeuges.

„Oho, was ist das?" klang der allgemeine Ruf.

Ein dunkler Gegenstand, noch im Netz befindlich, lag im Boote. Vor sich hinprustend und um sich schlagend, stieß er ein klägliches Geheul aus. „Ein Seehund!" rief Wölm. „Schlagt ihn todt, ehe er alle Maschen zerreißt," tönte Blanks Stimme dazwischen. Wölm ergriff den Haken, ihn tief in den Kopf des Ungethüms bohrend, das nach kurzem Todeskampfe verschied. „Nicht eine Flunder!" sagte Gottlieb, „Das ist ein böses Zeichen!" murmelte Blank. „Hurtig an's Land!" rief Wölm. Die Fischer eilten an die Ruder und das Steuer. —

Als die Männer die Hütte verließen, ging Constanze nicht mehr zu-

Bette. Eine unbeschreibliche Herzensangst, die sie nicht überwinden konnte, folterte sie unaufhörlich. Sie nahm das Strickzeug, warf es aber fort, wenn die Blätter am Hollunderstrauche vor dem Hause sich bewegten. Die mattbrennende Lampe verbreitete im Zimmer ein spärliches Licht, das noch größer, noch unheimlicher aussah, als vorhin. Oft mußte der Lampendocht mit einer Haarnadel emporgezogen werden, damit er nicht ganz erlösche, oft flackerte die Flamme so unheimlich, daß selbst der Unbefangene von Grauen erfaßt werden mußte. Wiederholentlich trat Constanze hinaus vor die Thür, um sich zu überzeugen, ob der Wind rausche, ob die See rolle. Fand sie Alles zu ihrer Zufriedenheit, kehrte sie wol etwas beruhigter in's Haus zurück, jedoch blieb sie immer in Aufregung, immer in Furcht für das theure Leben ihres geliebten Peter. Sie legte sich darauf zu Bette, aber kein Schlaf kam in ihre Augen. Sie dachte an ihren ertrunkenen Bruder Leon, wie man ihn als Leiche in's Haus gebracht, wie ihre Mutter geweint, wie der Vater untröstlich gewesen. Da schlug es zwei vom Kirchthurm — seine Todesstunde. Man hatte ihn um diese Zeit entseelt am Strande gefunden, und — außen klopfte Etwas an die Fensterlade, erst leise, dann immer lauter.

Constanze sprang auf.

Sollte der Geist des Bruders ihr in dieser Stunde erscheinen? — Nein — nein! Der Herr Pfarrer sagt: Es giebt keine Gespenster.

Sie eilte hinaus, um zu öffnen. Vor ihr stand ein junges Mädchen, dessen dunkle Tracht und schwarze Kappe mit dunklen Bändern der Mond beleuchtete.

„Ei Esther, was führt Dich zu mir?" rief Constanze.

„Mein Vater und Gottlieb sind hinaus mit Deinem Mann. Ich bin allein im großen Hause, mir ist so bange," lautete des Mädchens Antwort.

„Ach, mir geht's eben so. Meine Eltern sind wol daheim in der Hinterstube, jedoch schlummern sie und ahnen nicht meine Angst." — „Ging in den Garten, um nach der Kuh zu sehen, die mein Vater vor seinem Abgang an den Wolm gebunden, sah in Deiner Stube noch Licht, deshalb pochte ich an die Lade." — „Hast mich so erschreckt!" — „Sei nicht böse, Constanze." — „Schadet nichts." — „Willst Du, leiste ich Dir heute

Nacht Gesellschaft — ich kann nicht schlafen. Mir graut's." — „Sprichst mir aus der Seele, Herzensesther, komm in's Haus!" Constanze zog Esther ins Zimmer. Sie setzten sich neben einander auf die blaugestrichene Ofenbank.

Esther sah bleich und leidend aus. Ihre rothgeweinten Augenlider, die ein dunkler Schatten umgab, deuteten auf tiefen Herzenskummer. Nach einer Pause begann sie: „Bist wol recht glücklich Kosch?" *) — „Ach, sehr!" — „Habs immer gesagt, daß Dich Peter freien sollte; denn Keiner paßt so gut zusammen, wie Du und Er." — „Ist auch schon eine lange Liebschaft." — „Kenne es, Kosch, kenne es. Schon vor dem Prediger **) entspann sich daß Verhältniß." — „Liebte ihn schon damals." — „Peter ist gut." — „Seelengut — allein heute" — „Nun?" — „Heute nicht! Er fuhr hinaus — ich wollte es nicht." — „Warum?" — „Wie Du redest, Ehster!"

Esthers Blick umschleierte sich — eine brennende Thräne fiel auf Constanzens Hand, dann begann sie mit leiser bebender Stimme: „Als der Tag graute, brachten sie seine Leiche ins Haus." Sie konnte nicht weiter sprechen.

Nach einer Pause, in welcher man Nichts, als das Ticken der Wanduhr hörte, begann Constanze: „Warst ihm wol recht gut, Esther?"

Das junge Mädchen wischte sich mit ihrer buntgewirkten Leinwandschürze die Augen und sagte mit wehmuthsvoller Stimme: „Ob? Ach ich werde wol Keinem auf der Welt mehr so gut sein — darum konnte ich nicht schlafen."

Indeß fuhr ein Windstoß über das Haus, daß die Laden klapperten und die Bäume sich schüttelten. Beide sprangen erschreckt auf. „Was ist das?" riefen sie. Schnell eilten sie vor die Thüre.

Wie hatte sich die Landschaft verändert! Der Mond lag hinter zusammengeballten, dunkeln Wolken. Von dem Meere her strich durch den Kiefernwald ein heulender Windzug. Die Boote im Haffe schwankten; die Binsen neigten sich ins Wasser, das schaumige hohe Wellen bildete.

*) Constanze.

**) Confirmanden-Unterricht.

„Das ist eine Bö, Kasch, die vorüberzieht." — „Esther — nein — nein! Das ist Sturm! Horch, die See rollt!" — „Ja, ich höre!" — „Gott sei uns gnädig!" — — —

Der Mond trat auf kurze Zeit hinter der dunkeln Wolke hervor, das wogende, brausende Meer beleuchtend. Das früherhin fast durchsichtige Wasser nahm eine fast schwarze Farbe an, und rollte mit seinen Wogen an die Borde des kleinen winzigen Bootes, das durch Wind und Wellen getrieben dem Lande mit großer Schnelligkeit entgegen eilte.

„Blank, die See rollt entsetzlich — ein donnerähnlicher Ton streicht über das Meer. Es giebt noch mehr Sturm, noch mehr Wasser!" rief Wölm.

„Das hält unser Fahrzeug nicht aus. — Wollen uns lieber an der Ruderbank festbinden, damit man unsere Leichen findet," erwiederte Blank.

„Noch nicht — noch nicht! Kommts am Lande zum Umstülpen, können wir uns vielleicht noch durch Schwimmen retten."

„Schwimmen! Bei diesem Hochwasser? Das ist unmöglich Freund!"

„Gott muß helfen!"

Tiefe Dunkelheit verhüllte Land und Meer. Ein Unheil verkündender Nebel, der wie Dunstsäulen aus dem Wasser emporstieg, lagerte sich auf die tiefer hangenden Wolkenmassen, aus welcher der die entfesselten Wogen vor sich herpeitschende Sturm noch stärker blies. Stand das Boot auf hoher Welle, vermochten die Fischer weit hinaus zu schauen, sank es in die Tiefe, war nichts als Wasser und Himmel sichtbar.

„Der Sturm nimmt zu," rief Blank. „Muth, Muth, er treibt uns ans Land!"

„Käme er vom Lande, wär's ebenso — das Ufer erreichen wir doch nicht," antwortete Wölm.

„So sind wir verloren!"

„Gottlieb, halte Dich am Bord fest, damit die See Dich nicht wegspült," sagte Wölm zum Knaben. Dieser hatte sich festgeklammert und schaute trostlos vor sich nieder. Seine blonden, langen Haare flatterten im Winde; denn seine Mütze hatte er bereits verloren.

Da rollt eine Woge heran mit weißschaumigen Kamm — furchtbar und grausig — das Fahrzeug verschwindet — nein — es hebt sich noch ein Mal und steuert dem Lande zu. Die Woge ging über das Boot, es

bis zum Rande mit Wasser füllend. Es will untersinken, allein die Macht der Menschen rettete es noch ein Mal. Blank sitzt am Steuer, Wölm und Lieper schaukeln das Wasser aus.

Todtenbleich sind die drei Unglücklichen. Ihre Hand hält Leben und Tod. Doch reicht hier Menschenkraft aus? Wie angenagelt sitzen sie auf ihren Posten, muthig dem Tode, muthig der Gefahr entgegenschauend, wie sie schon oft gethan.

„Ueber der ersten Sandkante*) sind wir hinweg," schrie Wölm. „Horch, der Kiel rauscht über die zweite Kante," rief Wölm nach einer Pause. „Gott hilft uns!" murmelte Gottlieb. „Noch die dritte Kante — wir sind gerettet."

Eine furchtbare, blauschwarze Welle hebt das Fahrzeug — hoch peitscht der Wirbelwind den Gischt in die Luft — das Boot sinkt in die Tiefe und — — — schwimmt verkehrt auf dem Wasser.

Die See rollt ans Land — die Wogen donnern und brüllen — der Wald rauscht und im Osten graut der Tag. — — —

Durch den Kiefernwald an der Düne heult der Wind. Die dunkelgrünen Baumkronen beben und schütteln ihre Aeste, die abbrechend, am Leben getroffen, auf den einsamen Pfad herniederstürzen und den einsamen Wanderer zu erschlagen drohen, der sich in der Haide verirrte.

Das matte Zwielicht des jungen Tages kämpft mit der fliehenden Nacht, deren ungewisse dunkle Schatten noch immer Land und Meer verhüllen.

Hoch empor, von der Windsbraut getrieben, wirbelt der trockene Dünensand und verschließt die Aussicht nach allen Seiten.

Zwei Gestalten, eingehüllt in große über den Kopf gezogene Tücher, schreiten durch den Wald, dem Wege zu, der über die Düne nach dem Strande führt. Oft hemmt der Sturm und die Sandwolken ihre Schritte, oft drehen sie sich um, oft klammern sie sich fest aneinander, um dem Windstoß, der sie umzuwerfen droht, Trotz zu bieten. — Läßt der Sturm nach, eilen sie muthig vorwärts. Hinausschauen wollen sie, die Eine nach ihrem

*) Am Ufer der Ostsee befinden sich drei Abflachungen, auf denen die Böte leicht im Sturm umstürzen.

Vater, die Andere nach ihrem Gatten — denn es sind Esther und Constanze.

Nach langem Kampf gelangen sie auf den Höhepunkt der Düne — vor ihnen breitet sich das Meer aus. — Das Boot ist nirgends sichtbar. Wie sollte es auch in diesem Halbdunkel?

Häuserhoch rauschen die Wellen empor und rollen langsam an das Ufer. Tief hängen die dunkelgrauen Wolken auf das Meer herab. Ein Nebel steigt aus Westen und nimmt, durch den Tag erhellt, grauenhafte Gestalten und Formen an.

„Siehst Du Etwas, Ehster?“ — „Ich sehe Nichts, Constanze.“

Nur diese Worte wechselten die Hinausschauenden, dann eilten sie in ihrer Herzensangst, von bösen Ahnungen getrieben, hinunter zum Strande. Hier schaun sie sich noch einmal um.

„Dort kniet ein Mensch,“ rief Esther. „Sieh nur; zum Himmel hebt er seine Hände.“ — „Laß uns dorthin eilen,“ erwiederte Constanze. Schnell eilten sie zum bezeichneten Orte. — — —

Zwischen den Leichen Wölms und Blanks knieete Gottlieb — eine rettende Woge hatte ihn ans Land geschleudert, als das Boot umstülpte.

Constanze kreischte auf und sank ohnmächtig auf die Leiche ihres Mannes. Esther umfaßte ihren Bruder — Sie weinten und rangen die Hände. —

Die See donnerte und rollte! — — —

In meinen Jugendjahren machte ich eine Strandreise durch die Nehrung und suchte mir in dem Dorfe Pröbbernau das Grab eines mir verwandten Landpfarrers auf, der hier noch im blühenden Mannesalter gestorben war.

Ich schritt auf den mit einem Zaune umfriedigten Kirchhof, in dessen Mitte das von hohen Kastanien und Espen umrandete, weißübertünchte Kirchlein steht. Es war ein schöner Juniabend. In reinster Farbe prangte der wolkenlose Himmel und die glühende Sonne neigte sich zum Untergange. Vor mir lag das tiefblaue Haff — keine Welle regte sich. — Es war ein Abend, wie er der Seele wohlthut — ein Abend, der das Herz weich macht und uns der Gottheit näher führt.

Eine alte Frau, in der Tracht der Dorfbewohner war hier zugegen. Sie schmückte einen Grabhügel, auf dem ein verwittertes Kreuz stand.

Ich ging zu ihr und fragte: wo der Pfarrer S . . . i begraben liege? Sie führte mich zu seiner Ruhestätte und schaute mich forschend an, indem sie vor sich her murmelte: „Nein, nein, es ist nicht sein Sohn!"

Ich hatte nie den Pfarrer gesehn, ihn nie gekannt, doch viel Gutes von ihm gehört. Er starb ja noch, als ich ein Knabe war. „Sind Sie des Pfarrers S . . . i Sohn?" fragte mich die alte Frau. „Ich bin es nicht, allein ich kannte ihn", lautete meine Antwort. „Er ist auch schon todt — er blieb als Steuermann auf der Nordsee." — „Todt," rief die Matrone verwundert, „todt?" — „Ja, schon vor zwei Jahren!" — „Habe ihn oft auf meinen Armen getragen, oft in der Wiege eingesungen, ihm oft erzählt, wie mein Vater und mein Bräutigam auf der See geblieben — und er selber, der arme Junge, mußte diesen Tod sterben?"

Die alte Frau machte auf mich einen sehr günstigen Eindruck, deshalb begann ich mit ihr eine längere Unterhaltung. Sie erzählte mir das eben beschriebene Ereigniß und schloß endlich mit den Worten: „Sehen Sie, mein Herr, ich bin Esther — habe nicht mehr geheirathet und beweine bis auf diese Stunde meinen Leon. Bruder Gottlieb lebt hier im Dorfe, ist Vater vieler Kinder und auch schon ein Graukopf. Constanze, meine Jugendfreundin, ruht hier neben ihrem Mann — sie deutete auf zwei Grabhügel — und diese Ruhestätte, die ich heute bekränze, gehört meinem unvergeßlichen Leon. Bald folge ich ihm — — —"

Jetzt sind die Gräber verfallen, die Namen verschollen. Nichts erinnert an die Heimgegangenen.

Simon Dach.*)

„Phöbus ist bei mir daheime,
Diese Kunst der deutschen Reime
Lernet Preußen erst von mir:
Meine sind die ersten Saiten,
Zwar man sang vor meinen Zeiten,
Aber ohn Geschick und Zier.“

Simon Dach wurde am 29. Juli 1605 **) zu Memel geboren. Sein Vater, der als ein verständiger, die Gelehrsamkeit liebender und nicht unbegabter Mann geschildert wird, war daselbst „Tolke“ d. h. Dollmetscher der littauischen Sprache; seine Mutter, Anna Lepler, stammte aus angesehener Familie, denn ihr Großvater war Bürgermeister seiner Vaterstadt gewesen und auch ihr Vater hatte bei der Stadt in gutem Ansehen gestanden. — Der Knabe zeigte früh ein tiefes, empfängliches Gemüth und reinen Sinn bei trefflicher Anlage für Musik und Poesie; ohne alle Anleitung erwarb er sich eine angenehme Fertigkeit auf der viola di Gamba, die später häufig in seinen Gedichten die Rolle der sonst bei Dichtern gebräuchlichen Leier spielt, und ebenso gelangen ihm Verse ohne andere Belehrung, als die aus einem alten Gesangbuche zu schöpfen war. Nachdem er bis zu seinem 14. Lebensjahre die Schule seiner Vaterstadt besucht, wurde er in die genaue Aufsicht seiner Muhme Hedwig, der Gat-

---

*) Die vorliegende Arbeit macht nur Anspruch für eine übersichtliche Zusammenstellung der aus dem Leben des Dichters mehr oder weniger bekannten Nachrichten zu gelten; sie beabsichtigt das Andenken an denselben wieder aufzufrischen.

**) Das betreffende Kirchenbuch ist eingezogener Erkundigung nach seit dem großen Memeler Brande im October 1854 nicht mehr vorhanden.

tin des Kaplans an der Kneiphöffschen Domkirche, nach Königsberg gegeben, um sich auf der zur Kirche gehörigen Domschule zur Universität vorzubereiten. Hier empfahl er sich dem Leiter der Anstalt, Magister Peter Hagen, der sich selbst in geistlicher Dichtung mit Erfolg versucht hatte (s. Lilienthals Gesangbuch), durch seine Befähigung für die Poesie außerordentlich und wurde unter die besondere Disciplin des ersten Schul-Collegen, Jeremias Nigrinus, eines unruhigen Kopfes aber tüchtigen Schulmannes gestellt. Leider zwang ihn die in Königsberg ausbrechende Pest bald zur Rückkehr nach seiner Geburtsstadt;*) er kehrte jedoch, sobald der erste Schrecken nachgelassen hatte, zurück, um einen jungen Geistlichen, Martin Wolder (nachmaligen Pfarrer der Altstadt-Königsberg) als Famulus nach Wittenberg zu begleiten. Dort hielt er sich drei Jahre auf und verwendete alle Zeit, die ihm von der Sorge für seines Patrons Bequemlichkeit übrig blieb, zu fleißigen Studien auf der Stadtschule, wo er Johann Segers, einen geübten Lateiner, zum Lehrer hatte. Auch aus den Gesprächen der gelehrten und hochgeachteten Männer, welche seinen Herrn besuchten, zog er möglichsten Nutzen. Nach Ablauf seiner Dienstzeit begab er sich, um einen festen Grund in den „freien Künsten" zu legen, nach Magdeburg, besuchte das dortige hochberühmte Gymnasium und machte unter Anleitung des Rectors Evenius und der von ihm besonders geehrten Magister Block und Möser so große Fortschritte, daß er eine griechische Disputation halten und griechische Verse verfassen konnte, die denen der berühmten Niederländer de Groot und Heinsius um nichts nachstehn. Schon 1626 jedoch vertrieb ihn die Pest- und Kriegsfurie von hier; er floh unter vielen Gefahren, die ihm bald von des Wallensteiners, bald von des Mansfelders Partheien drohten, in die Mark, wurde von da nach Lüneburg verschlagen und entkam endlich nach Hamburg, von wo ihn ein Schiff nach fünfjähriger Abwesenheit nach Danzig und in sein Vaterland zurückbrachte, das er nun nicht mehr verließ.

*) Der mütterlichen Fürsorge seiner Muhme gedenkt er später stets mit inniger Dankbarkeit und widmete, als sie 1641 starb, auf ihre letzten Reden Bezug nehmend, ihrem Andenken das Lied: „Wie lang soll Deine Zornfluth sich, gerechter Vater, doch auf mich, mich Dein Geschöpf ergießen rc."

Nachdem er sich 21 Jahre alt, am 21. August*) 1626 bei der Albertus-Akademie hatte einschreiben lassen, gehörte er Königsberg bis zu seinem Lebensende an, und lebte hier alle die Bedrängnisse durch, von welchen unser Preußen in den schwedisch-polnischen Kriegen so hart betroffen wurde, ohne sich des endlichen Friedens erfreuen zu können. Zwar litt das Land — Dank der geschickten Politik des großen Kurfürsten — noch nicht so arg, als manche Theile von Deutschland durch den dreißigjährigen Krieg, sodaß sogar viele Studirende die zum Theil gerade deshalb damals sehr zahlreich (z. B. 1642 von 1692 Studenten) frequentirte Königsberger Hochschule als einen Zufluchtsort betrachten konnten;**) doch war die Kriegsnoth auch hier mitunter groß und wurde noch verstärkt durch pestartige Krankheiten, von denen 1649 auch die Universität in unglaublich harter Weise mitgenommen wurde.***) In diesem Jahre durchzog Dach

*) Nicht den 20. Juni, wie Gottl. Siegfr. Bayer, der Biograph Dachs, in dem Erleutert. Preußen I, 163 angiebt, auch nicht den 21. Juli, wie es in den Zusätzen und Verbesserungen ebend. S. 855 heißt. — „Anno MDCXXVI. Rectore semestris aestivi M. Crispino Klugmihelio Practicae Philosophiae Professore publ. in album Academiae (receptus est) 21. Aug. Simon Dachius Memelensis Borussus juratus dedit (pro inscriptione) 1 fl.“ cf. Album Civium Acad. Regiom. Vol. I. pag. 651. Höchst wahrscheinlich ist der ebendaselbst pag. 607 „Anno MDCXX. Rectore Semestris aestivj Henningo Wegnero U. J. D. & primar. Professore“ zugleich mit 16 andern Minorennes 22. Maij inscribirte Simon Dack Memelensis Borussus (ded. 10 gr.) identisch mit dem sechs Jahre später recipirten Simon Dachius. Minorenne führt das Album unserer Albertina um jene Zeit sehr viele auf, so z. B. in dem Henning Wegnerschen Rektoratsjahr 1620/21 allein 48; sie wurden nur durch Handschlag verpflichtet und erst nach erlangter Reife zum Eidschwur zugelassen, dann aber nochmals inscribirt. Der zeitige Rektor vermerkt in solchen Fällen gewöhnlich: minorennis non juratus inscriptus juravit, oder depositus minorennis non juravit, sed stipulata manu se obligavit Academiae, oder minorennis ad juramentum non est admissus u. dgl., am häufigsten nur minorennis.

**) Dachs Freund, der gelehrte Elbinger Rathsherr Zamelius schreibt: Confluxerat Regiomontum ex Germaniae academiis juventus, und Dach selbst sagt in seinem Schauspiele „Prussiarchus“:

Die Jugend seh' ich als ein Heer,
Getrieben durch der Zeit Beschwer
Nach Königsberg in Preußen ziehn;
Indem das Deutschland untergeht,
In Brand und seinem Blute steht,
Wird Fried' und Kunst in Preußen blüh'n.

***) Die berühmten Mediciner Tinktorius und Beckherr schrieben über diesen „morbus academicus.“

auf die dringenden Bitten des preußischen Adels, bei welchem er in hoher Achtung stand, um der Pest zu entfliehen fast das ganze preußische Gebiet. Endlich fällt 1656, in das Jahr von Dachs Rektorat, jener schreckliche Einfall der Tartaren in preußisch Littauen, in Folge dessen 13 Städte, 249 Dörfer, 37 Kirchen eingeäschert, 23,000 Menschen erschlagen, 34,000 fortgeschleppt wurden, und die Noth aufs Höchste stieg, als Pest, Hungersnoth und Kälte noch 80,000 Leben hinrafften — Ereignisse, von denen sein weiches, für alle Leiden des Vaterlandes empfängliches Gemüth nicht unberührt bleiben konnte.

Ebenso mußte er seiner ganzen Gemüthsanlage und Denkweise nach durch die Streitigkeiten vielfach verletzt und gestört werden, die auch auf dem friedlichen Gebiet der Wissenschaften durch unduldsamen Zank und Hader, blinden und strengen Parteieifer unterhalten und geschürt wurden. Seine Studien waren zunächst zwischen Theologie und aristotelischer Philosophie*) getheilt. Auch hier war das Gezänk groß. Jede Abweichung von der Autorität (im Griech. Melanchthon, im Hebr. Reuchlin!) erregte die heftigste Erbitterung, und in der Theologie stand schon seit Osianders Zeiten die traurigste, ärgerlichste Zanksucht in voller Blüthe. Dekan der theologischen Fakultät war bei seinem Eintritt der sprachlich außerordentlich gelehrte Pole Myslenta,**) ein Feuerkopf, der mit aller Welt im Kampfe lag und nun seit 1628 einen neuen Streit über Lehrmeinungen mit dem Magister Movius führte. Die bis zur thätlichen Wuth erbitterten s. g. synkretistischen Streitigkeiten***) lagen nicht mehr fern und brach-

---

*) Sie fand damals vorzüglich in dem als Kenner der griechischen Sprache hochberühmten Wichelmann einen tüchtigen Vertreter. Von ihm sagt Simon Dach bei seinem Tode (1647) in fast komischer Uebertreibung:

Wär' auch der Weise von Stagir'
Aus aller Welt verschwunden.
Man hätt' in seinem Kopf allhier
Denselben wiederfunden.

Weit übertroffen wurde er noch von seinen Schülern Dr. M. Zeidler, Professor der Dialektik und Theologie, C. Dreier u. A.

**) Mehrmals Rektor der Universität; † 1653; sein Portrait in der Taufkammer der Domkirche.

***) Seit 1645 gegen Dreier und andere Anhänger des Helmstädters Calixtus.

ten bald Gemeinde und Universität in Verwirrung. Kein Wunder, daß der junge, friedfertige und von warmer Frömmigkeit beseelte Dichter sich dadurch das Studium der Theologie gänzlich verleiden ließ, sich mehr und mehr auf seine Muse, die Trösterin in allen Leiden, zurückzog und zuletzt mit Aufgabe jedes Fachstudiums die Wissenschaften im Ganzen nur noch zur humanen Ausbildung seiner Fähigkeiten studirte. Mit Vorliebe hörte er den durch Beredsamkeit ausgezeichneten Prof. Sam. Fuchs, und seine Anlagen machten ihn mit vielen trefflichen Jünglingen, die später in bedeutendem Rufe standen, bekannt und zum Theil befreundet, wie mit Abrah. Calovius, dem strengen Lutheraner und tüchtigen Mathematiker,*) Valentin Thilo jun.,**) Albrecht Lünemann***) und den Theologen Andr. Mylius und Joh. von Sanden.

Dennoch wäre er bei beschränkten Mitteln in eine üble Lage gerathen, wenn er sich nicht durch seinen Fleiß, öfters abgelegte Proben von einer geschickten Disputation und Predigt und einen ansprechenden Vers bei einem kneiphöfischen Rathsherrn Christ. Polikein so sehr empfohlen hätte, daß derselbe ihm anfangs den Unterricht seiner Kinder übertrug und ihm auch 1633 sein erstes Amt, das eines vierten Collega oder Collaborators an der Domschule verschaffte, von welchem er innerhalb dreier Jahre bis zum Conrektor stieg.

Diese Zeit der Schulthätigkeit wurde jedoch für unsern Dach die traurigste seines Lebens. Weder war sein äußerst schwächlicher zu Brustbeschwerden geneigter Körper den Mühseligkeiten einer Stellung gewachsen, der er sich mit einem Eifer hingab, unter dem seine Gesundheit dauernd litt, und die ihm doch anfänglich kaum den kärglichsten Unterhalt gewährte, noch konnte ein so gewissenhafter, gemüthvoller Mann wie er, die bittern unverdienten Kränkungen, die er von den Eltern einiger Schüler erfahren mußte, ohne tiefste Erregung hinnehmen. Diese Unannehmlichkeiten und Beschwerden zogen ihm ein Uebel zu, von dem er bis zum Tode nicht ganz genas. Die ausgestandenen Mühseligkeiten: wie er keine

---

*) Schrieb Encyclopaedia math. in 10 Abtheilungen.

**) Bekannt als Verfasser geistlicher Lieder.

***) Mathematiker und Astronom.

Freude am Leben haben könne, wie er bis in die späte Nacht hinein die Schulhefte der Knaben corrigiren müsse, auf die öfters sein müdes Haupt im Schlaf niedersinke, wie er jedem Wetter zum Trotz bei den Leichenbegängnissen zur Hand sein müsse, um dieselben mit Gesang oder einem Leichencarmen zu begleiten, wie die trübe, eherne Simme der Domglocke ihn dann immer von neuem zu mühseligen Wegen von Thor zu Thor aufgeschreckt, schildert er nicht ohne Humor in lateinischen Versen an einen gewissen Michael Gorlovius, dem er damit abräth, sich dem Lehrerstande zu widmen. Vielleicht hätten seine Verse überhaupt den ihm oft vorgeworfenen Mangel der Munterkeit weniger fühlbar werden lassen und sich mit geringerer Vorliebe der Betrachtung der Hinfälligkeit des menschlichen Lebens, der Sterblichkeit und Ewigkeit zugeneigt, wenn seine Körperschwäche und seine Armuth weniger störend auf ihn gewirkt hätten.

Erlösung sollte ihm die Freundschaft bringen, an der er von nun an durch sein ganzes Leben mit fast weiblicher Innigkeit und Zartheit hängt. Seine Liebe zur Dicht- und Tonkunst machte ihn zunächst mit zwei außerordentlich geschickten und talentvollen Musikern bekannt und beliebt: Johann Stobbäus und Heinrich Alberti. Ersterer geboren den 6. Juli 1580 zu Graudenz, ein Schüler Joh. Eccards, dem unsere Blätter bereits einen längeren Artikel gewidmet haben, setzte in Königsberg die von seinem Meister begründete Tonschule, welche „Lied und Melodie, Gemeinde- und Kunstgesang in die innigste Harmonie zu bringen bemüht war," fort, während Heinrich Alberti, seit 1626 Organist der Domkirche daselbst seinen Ruhm als Dichter und Componist durch manches schöne geistliche Lied von ihm und andern erweiterte.*) Beide, unter einander durch Freundschaft enge verbunden, gehörten zu einem kleinen Sänger- und Dichterkreise, bei welchem sich gleichaltrige Musenfreunde, wie Peter Hagen, Diakonus Valentin Thilo sen., Pfarrer Georg Weissel, betheiligten und in den nun auch Dach trat. Besonders wichtig aber sollte sich diese Erweiterung seines gesellschaftlichen Kreises für ihn gestalten, als sie

*) Die meisten Lieder Dachs haben seine Composition erhalten, so das (im Choralbuch sehr veränderte, vgl. Alberti Arien 2c.) „Ich bin ja Herr in Deiner Macht," das bekanntlich die Preußen bei Zorndorf sangen, „Anke von Tharaw" u. s. w.

ihn in Verbindung mit einem einflußreichen, hochgebildeten, einsichtvollen und mit den herrlichsten Tugenden geschmückten Mannes brachten, der den größten Einfluß auf sein Leben ausgeübt hat, und den er mit Recht seinen innig geliebten Mäcen zugleich und seinen Orest, ja mit rührender Dankbarkeit den Retter seines Lebens, den Erwecker seiner Muse nennen durfte. Dieser ausgezeichnete Mann, in dem schon Stobbäus und Alberti mehr einen theilnehmenden Freund und anregenden Beschützer, als einen herablassenden Gönner gefunden hatten, war Robert Roberthin, Churbrandenburgischer Rath und seit 1645 Obersekretair der preußischen Regierung, durch Menschenkenntniß und feine Weltbildung nicht minder, als durch Menschenfreundlichkeit, wissenschaftlichen Sinn und eifrig thätige Begünstigung der Künste und Wissenschaften ausgezeichnet und selbst Dichter geistlicher und weltlicher Lieder, die er in seiner Bescheidenheit jedoch nicht gedruckt sehen wollte, sodaß nur sehr Vereinzeltes in Albertis Arien auf uns gekommen ist. Durch Stobbäus auf Dach aufmerksam gemacht, kam er dem schüchternen Manne mit der herzlichsten Freundlichkeit entgegen und bald vereinigte diese beiden Männer das innigste Freundschaftsband. Sie kamen täglich zusammen, lasen mit einander alte und neue Dichter, poetisirten und spazierten zusammen. Die Treue dieses Bundes befestigte sich in gegenseitigem Umgange und in der Beschäftigung mit den Musen mehr und mehr, und Roberthin ruhte nicht eher, als bis Dach gegen Ende des Jahres 1639 durch Vermittelung des gelehrten und einflußreichen Oberburggrafen Bernhard von Königseck die erledigte Professur der Poesie bei der Albertus-Universität erhielt, wozu auch ein überaus günstig aufgenommener Glückwunsch beigetragen zu haben scheint, mit welchem er im vergangenen Jahre den während des Schwedenkrieges nach Königsberg gekommenen Churfürsten Georg Wilhelm begrüßt hatte. Der schon oben erwähnte elbingsche Rathsherr und lateinische Poet Zamelius wünschte ihm nebst andern in einigen Distichen zu seiner Erhebung Glück, ein Zeichen, daß sein Name schon damals über Königsberg hinaus rühmlichst bekannt war.

Ohne einen akademischen Grad zu bekleiden, erhielt er die Vergünstigung, sein Amt sofort mit Vorlesungen über die Poesie anzutreten und eröffnete dieselben mit einer Ankündigung seiner Absicht, de arte poetica

des Horaz erklären zu wollen, am 1. November 1640. Erst im folgenden Jahre promovirte er am 12. April zum Magister phil. und disputirte im Oktober über folgende drei, wieder für ihn charakteristische Sätze: daß die Poesie mit der Wahrheit umgehe und daß Gedichte nicht eben Lügen seien, ferner: daß eine Tragödie nicht allein einen traurigen, sondern auch einen fröhlichen Ausgang haben könne, wobei er sich auf Euripides berief, und endlich (dieser Satz ging ihm besonders zu Herzen): daß unzähliger Verse Urheber — der Schwarm der damaligen Gelegenheitsdichter — den Ruhm der Poeten nicht verdienten. Er belegte seinen Vortrag vorzüglich mit Stellen aus Horaz, Ovid, Juvenal und Seneca und nahm oft Gelegenheit zu bittern Klagen gegen den großen Haufen jener Poeten, die, zu träge ihren Geist und Geschmack auszubilden, die größte Scheu trügen, etwas mehr zu lernen, als die höchste Nothwendigkeit für ihr Handwerk erfordere.

Endlich sollte unserm Dichter auch sein August nicht fehlen, den er mit der ganzen Aufrichtigkeit und tiefen Gemüthlichkeit seines Herzens umfassen und verehren konnte. Es war kein geringerer, als Friedrich Wilhelm, der große Churfürst.

Schon als derselbe 1640 Königsberg besuchte und sich die Würde eines Schützenkönigs erschoß, erhielt er einen Pokal mit einer Inschrift von Dach; 1644 lernte er unsern Professor poeseos genauer und zwar durch ein zur hundertjährigen Jubelfeier der Universität von ihm gedichtetes, von Alberti in Musik gesetztes und von Studenten im Auditorio maximo aufgeführtes Singspiel „Sorbuisa“ (Anagramm von Borussia) kennen, das so gefiel, daß es am 9. Mai 1645 im Schlosse in Gegenwart der Wittwe Gustav Adolphs, Maria Eleonore (der Schwester des Churfürsten Georg Wilhelm), die unsern Dichter umgemein hochschätzte, wiederholt werden mußte. Bei jener ersten Aufführung stellte Maler Andr. Gärtner, der theatralische Vorstellungen zu Königsberg (in einem Gartenhause), Danzig und Hamburg gab, einer der ersten Vertreter der Schauspielkunst in Preußen, die Bühne her. In dem Stücke wird durch allegorische Personen die Vertreibung der Barbarei aus Preußen durch den „Prussiarch“ (Herzog Albrecht) bei der Gründung der Universität dargestellt, ihre Wiederkehr in Osianders Streitigkeiten und wiederholte Ver-

treibung unter Brandenburgs Fürsten geschildert, wonächst dann die Musen in Preußen ihren Wohnsitz aufschlagen. Die Ausführung des Stoffs ist, wie in dem schon 1635 zur Verherrlichung der Anwesenheit König Wladislaw IV. geschriebenen Schäferspiele „Cleomedes, der allerlobwürdigste trewe Hirt' der Krohn' Polen," ziemlich geschmacklos, steif und schwülstig im altfränkisch-holländischen Styl. Wichtig aber war es für Dach, daß der große Churfürst von jetzt ab mit der größten Aufmerksamkeit seiner dichterischen Thätigkeit folgte und mit einer Art von väterlicher Zuneigung seinem aufrichtigsten und treuesten Sänger gewogen blieb, der seiner Bewunderung in vielen Oden und Hymnen auf den erhabenen Monarchen in gemüthlicher Breite, auch wohl in etwas hyperbolischen Ausdrücken Luft machte, aber nie zu gemeiner Schmeichelei herabsank, wie denn Dachs durch und durch treuherziges Gemüth der Heuchelei überhaupt nicht fähig war. In der großen Masse von Gelegenheitsgedichten, die ihm sein Amt oft als schwere Pflicht auferlegte, zeigte er sich nie bemüht Vorzüge zu rühmen, die in Wirklichkeit nicht vorhanden waren.

Aber mit ganzem Herzen war er dabei, so oft die Kunde von einem freudigen oder traurigen Ereignisse in der Familie seines Landesherrn nach Königsberg kam; dann eilte er zu seiner Viola, um darauf den Schmerz, die Freude, die Bewunderung, die ihn bewegten, oft mit naiv unbefangener Geschwätzigkeit auszusprechen. Eine so treue Anhänglichkeit vergalt der Churfürst mit gleicher Achtung und er war mit Dachs Poesieen so vertraut, daß er viele seiner Verse im Gedächtniß hatte; ja er soll genau zu urtheilen gewußt haben, ob ein ihm vorgelegter Vers von Dach oder einem andern Dichter herrührte. Er pflegte auch nie in K. einzutreffen, ohne daß er Dach und dessen Frau bald nach Hofe holen ließ. Vor allem rühmt Bayer, der alte Biograph Dachs, des Dichters Weissagekunst, die sich bei allem, was er dem Hofe vorausgesagt, genau bestätigt habe; so gratulirte er vor des Prinzen Karl Aemilius Geburt dem Churfürsten zu derselben, ihm selbst habe er ein hohes Alter, dem Markgrafen Friedrich die Krone prophezeit, obgleich dessen älterer Bruder damals noch gesund und am Leben war:

„Was es war, ist meiner Geigen
Nachzusingen nicht vergunt;

Darum muß ich es verschweigen.
Jahr und Tage thun es kunt.
Aber trifft die That erst ein
Werd' ich schon entschlafen sein.
Wachs', Dein Bruder sei erkohren
Jenem Lande, das ihn trug,
Dort auch hat er Leute gnug.
Du bist Herzog uns geboren!

Die Gunst, die ihm solche Dienste bei seinem erhabenen Fürsten erwarben, gab ihm endlich bei seiner gegen das Lebensende immer mehr zunehmenden Schwachheit den Muth zu einer höchst naiven poetischen Bittschrift um ein Stückchen Acker, deren Schluß für sein in genügsambeschränktem Stillleben glückliches Gemüth so bezeichnend ist:

— Andre mögen nach Vergnügen
Auch mit tausend Ochsen pflügen
Mir ist gnug ein grünes Thal,
Da ich Gott und Dich kann geigen
Und von fern sehn aufwärts steigen
Meines armen Daches Rauch,
Wenn der Abend kommt gegangen.
Sollt ich aber nichts empfangen
Wohl Herr, dieses gnügt mir auch!

Gütig nahm der große Churfürst die bescheidene Bitte seines Lieblingsdichters auf und beschenkte ihn mit dem bei Kahmen im Samlande belegenen Gütchen Kuykeim, welches jedoch einige Jahrzehnte nach des Dichters Tode wieder eingezogen wurde.

Auch bei andern Fürstlichkeiten stand er in hoher Gunst, so bei der kunstsinnigen Christine von Schweden, die ihn bei ihrer Anwesenheit in Königsberg persönlich kennen lernte, bei dem kurländischen Fürstenhause, bei Wilhelm von Hessen-Cassel und dessen Gemahlin, endlich bei Wladislaw IV. Durch Zamelius wurde er Gabriel de la Gardie, durch Roberthin dem gefeierten Opitz vorgestellt, welcher letztere bei seinem Einzuge am 29. Juli 1638 mit einem von Dach gedichteten, von Alberti in Musik gesetzten Carmen empfangen wurde, in dem sich der bezeichnende Vers findet:

Ja, Herr Opitz, Eurer Kunst
Mag es Deutschland einst verdanken,

Daß der fremden Sprachen Gunst
Merklich schon beginnt zu wanken
Und man nunmehr insgemein
Lieber Deutsch begehrt zu sein. —

Die kleine Dichtergesellschaft, welche sich seit 1636 um S. Dach („Chasmindo“ oder „Sichamond“, in Albertis Arien) sammelte und nach dem Vorgange der italienischen „Akademien“ und der deutschen Sprachgesellschaften ihren Mitgliedern besondere Schäfernamen (meist durch Buchstabenversetzungen aus ihren wirklichen Namen gebildet) beilegte, bestand hauptsächlich aus Roberthin (Berrintho), Alberti (Damon), Christoph Calbenbach (Celadon), Stobbäus, Dr. Tinktorius, dem Liefländer Ruttger zum Berge, dem gelehrten und weitgereisten Hof-Sekretair Christian Martini, dem trüben Georg Mylius, dem blinden Magister Schöneberger, dem prof. theol. Abr. Calovius und Andern. Auch Gäste wurden eingeführt, so z. B. 1657 Joachim Pastorius, welcher als polnischer Friedensgesandter bei Ruttger zum Berge einkehrte und späterhin unserm Dach und dem Liederdichter Thilo jun. das sechste Buch seiner poetischen Wälder zueignete, „magnis in Apollinis senatu nominibus,“ wie er sagt. In ihren Zusammenkünften unterhielten sie sich in harmloser Weise durch poetische oder musikalische Vorträge und belehrende Gespräche. — Seitdem Alberti sich auf den Hufen einen kleinen Garten eingerichtet hatte und einmal auf den Einfall gekommen war, sämmtliche Früchte einer Kürbislaube in demselben mit den Namen seiner Freunde zu beschreiben und zu jedem einige Verse beizufügen, welche den Eigenthümer des Namens an seine Sterblichkeit erinnern sollten, gefiel dies Roberthin so wohl, daß er dieselben zu besserer Erinnerung daran „abmusiciren“ ließ, wovon uns Albertis (des einzigen der Königsberger Dichter, welcher selbst späterhin einiges von ihren Werken dem Druck überlieferte) „musikalische Kürbishütte“ das meiste erhalten hat. Ueberhaupt bildete der Gedanke an die Sterblichkeit, die Nichtigkeit aller irdischen Güter, einen tiefeingreifenden Moment in dem ganzen geistigen Leben unserer Dichter, was sich in einem eigenthümlichen, ernsten Hinblick auf das Jenseits sowohl in einer Anzahl einzelner Gedichte als auch in ganzen Sammlungen (z. B. Joh. Stobbäi Todtensäulen K. 1648) ausspricht. Auch wird es wieder als Denkwürdigkeit angeführt, daß in

dieser Gesellschaft „der Sterblichkeit-Beflissenen" sowohl Roberthin als Dach die Zeit ihres Ablebens ziemlich genau vorausgewußt hätten. Dieser ernste, betrachtende Ton hat jedoch zu einem durchaus irrthümlichen Urtheile über sie Veranlassung gegeben, indem man sie als mürrisch, des Lebens überdrüßig, allem Lebensgenuß feindlich darstellte; wer so über sie urtheilt, hat sich schwerlich die Mühe genommen, sich mit ihren Poesieen genauer bekannt zu machen.

Inzwischen nahm Dachs akademische Wirksamkeit guten Fortgang; er war bei seinen Hörern nicht weniger beliebt, als bei seinen Gönnern. Er bekleidete fünfmal das Dekanat der philosophischen Fakultät und drei Jahre vor seinem Tode das Winterhalbjahr 1856, fiel ihm die Würde des Rektors außer der Ordnung*) unter besonders ehrenden Umständen zu. Da nämlich nach Erledigung derselben, bei dem Mangel eines wahlfähigen prof. primarius der theologischen Fakultät, dieselbe an einen Senator der juristischen hätte übergehn sollen, wandte dennoch Senat und Landschaft aus „sonderlichem Aestim" Simon Dach die Stelle einmüthig zu. —

1641 endlich sollte er auch das lange ersehnte Glück der Ehe finden. Gerade an seinem Geburtstage feierte er die Verbindung mit seiner geliebten und schon früher unter dem Namen Laura (Dach wurde scherzweise von den Freunden Petrarka genannt) besungene Braut, Regina Pohl, welche ihm in einer glücklichen Ehe 5 Söhne und 3 Töchter schenkte.**) Schon lange hatte er sich nach diesem Glück gesehnt:

„Soll denn mein junges Leben,
Da alles liebt und freit
Alleine sich ergeben
Der langen Einsamkeit?"

---

*) Im „Album Civium Acad. Regiom." (Vol. I) heißt es pag. 1022 wörtlich: „Anno Christi CIϽIϽCLVI. 1. Octobr. Rectoratus Academiae Regiomontanae extra ordinem collatus est in Simonem Dachium Phil. Mag. et Poes. Professorem quo per hibernum semestre Rectore sequentes [34] studiosi in numerum Ciuium Academicor. recepti sunt."

**) Der älteste Sohn hat sich durch einen mehrmaligen Religionswechsel keinen guten Namen erworben; Roberthin Dach, der zweite, der dem Vater in der Poesie bereits sehr nahe kam, starb auf einer Kunstreise in Italien; die älteste Tochter heirathete einen berühmten Arzt, Dr. Georg Friedrich Wagner.

Was freilich von seinem Verhältniß zu Annchen von Tharau (der in K. erzogenen Tochter des Pfarrherrn Andreas Neander daselbst) gefabelt ist, beruht auf einer falschen Auslegung des bekannten plattdeutschen Gedichtes, welches in Wirklichkeit im Namen ihres Bräutigams, des Pfarrers Joh. Partatius, gemacht war.*) — Oft hören wir ihn auch in Klagen über die Frauen- und Mädchenwelt seiner Zeit ausbrechen, daß gute alte deutsche Einfachheit und Sittsamkeit keine Achtung mehr bei derselben, sondern nur Spott und Verachtung fänden und daß schon, wer nicht in goldgesticktem Kleide erscheinen, die Füße wie ein französischer Tanzmeister setzen könne und mit den leichten Redensarten eines flatterhaften Franzosen um sich zu werfen wüßte (Vorzüge, die ihm selbst sicherlich abgingen) von manchem, sonst selbst braven Mädchen nicht mehr beachtet würde. — Sein Familienleben scheint ein sehr inniges gewesen zu sein, wie dies sich z. B. in folgenden gemüthvollen Versen ausspricht:

Wenn ich in dem Wiesen-Schnee
An des Pregels Rande geh'
Einen guten Reim zu fassen,
Und den nördlich kalten Ost,
Jetzt den Stadt- und Landes-Trost,
Ziemlich mich durchwehen lassen;

Steckt dann spät des Himmels Haus
Sein bewölktes Nachtlicht aus,
Das mich heim zu gehen zwinget:
Wer begreift die Lieb und Zier,
Die durch meine Kinder mir
Wenn ich komm' entgegen springet!

Dieses krahlt nach aller Lust
An der mütterlichen Brust,
Dieses reitet auf dem Stecken,
Jenes tanzt und jauchzt mir zu.
Steinern ist, dem dies nicht Ruh',
Oder Freude kann erwecken. --

Neben der Poesie blieb die Musik in Leid und Freud seine treueste

*) Mit ihrem Bilde wurde der kneiphöfische Junkerhof geschmückt.

Freundin und Trösterin, wie er selbst, nachdem er seines Stobbäus Kunst gerühmt hat, sagt:

Der, dem die Musik nicht gefällt,
Lebt wahrlich unwerth auf der Welt;
Natura scheint ihn nicht zu kennen
Und muß ihn nur ihr Stiefkind nennen.

Auch die Natur, sprossend, blühend und fruchtbringend, wie in starres Eis gebannt, ist ihm eine liebe Gesellschafterin, vor allem aber ersehnt er den Frühling, der mit seinen tausend Freuden und Lustbarkeiten auch ihm die frohen Natur- und Liebeslieder entlockt, ja den sonst schwermüthig und ernst gestimmten Dichter zu begeisterten Hymnen auf Gartenlust, Wein und weibliche Anmuth hinreißt. Spaziergänge auf das Feld, in die freie Luft, waren ihm bei seiner sitzenden und in die düstere Straße einer alten Stadt gebannten Lebensweise ein Bedürfniß, daher er im Winter sich auf dem Eise des Pregels zu ergehn und im Sommer auch wohl öfters eine kleine Reise zum Besuch seines Freundes Mylius, Pfarrers in dem am frischen Haff belegenen Marktflecken Brandenburg, zu unternehmen pflegte. Vor allen aber war der noch heute unter diesem Namen bekannte „Fischhausener Rosenbusch," ein auf der Poststraße nach Pillau belegenes Wäldchen, welches auf den Resten einer alten Schwedenschanze sich nach dem Haff zu absenkt, mit seinen schattigen, in den verfallenen Approchen-Gängen vielfach verschlungenen Fußpfaden der liebste Sommeraufenthalt des Dichters, wo oft seinem Munde, indem er umherspazierend seinen Gedanken nachging, die lieblichsten Naturlieder entströmten.

Dachs Wohnung befand sich in der Magistergasse im fünften Hause von dem ehemaligen Honig-Thor (jetzt Magistergasse No. 30) aus, dessen Fenster er die Aussicht auf den Fluß und das lebhafte Handelsgetriebe auf demselben hatte, woraus sich die Erwähnung bezüglicher Dinge, wie „der Russen Segel," „die Schiff' aus Indien" u. s. w. erklärt.

Kaum sieben Jahre, nachdem er so sein höchstes irdisches Glück erreicht, sollte ihn der schrecklichste Schlag treffen, der sein weiches, inniges Gemüth erschüttern konnte: der Verlust seines Roberthin. Von da ab nehmen wir eine veränderte Gemüthsrichtung in ihm wahr. Wenn auch ein so feurig-religiöser Geist, wie der seine nicht lange sich einem „heidnischen"

verzweifelnden Gram hingeben konnte, so schlug doch diese Mahnung, wie er den Fall deutete, wie ein göttliches Donnerwort an sein Herz, so verstummte doch seitdem seine fröhliche heitere Muse ganz und er „stimmt seine Geige nur noch in ihrem Trauerton.“ Den ernsten Todesgedanken giebt er mehr und mehr Raum, besonders seitdem neue Todesfälle unter seinen geliebtesten Freunden ihm wehmüthig-rührende Melodien entlocken. Schon 1636 war Stobbäus geschieden; in einem Jahre mit Roberthin stirbt Georg Blum, und 1652 folgt ihm Ambrosius Scala:

Also weichen
Und verbleichen
Meine guten Freunde mir.
Diese wandern
Nach den Andern
Und verlassen mich allhier.

Da singt er aber getröstet:

Liebste Schatten freuet Euch:
Ich komm auch in euer Reich
Unterdessen macht mir dort
Raum an einem guten Ort.

Von jetzt ab ist sein Blick mit Sehnsucht nach dem Jenseits gerichtet, und über alle Schrecken des offenen Grabes hinweg, ruhig mit tief-innerem Entzücken schaut er in das reine Licht des „schönen Himmelssaales, des Vaterlandes der Frommen.“ Im Gefühle der zunehmenden Schwachheit ruft er den Freunden zu: Ich komme bald! und erwartet im Tode den aus der Welt erlösenden Freund, die ihm jetzt doch nur noch ein „Jammerthal“ ist. Schon 1641 war er dem Tode nah gewesen und nur mühevoll durch die herzliche Pflege, welche ihm Dr. Daniel Becker und ein Apotheker Pantzer unentgeltlich zu Theil werden ließen, genesen; Roberthins Tod brachte ihn 1648 zum zweiten Male dem Grabe nahe, was bei der Innigkeit, mit welcher er sein eigenes Leben an das Dasein seines „Mäcen“ und „Orest“ klammerte, vorauszusehen war. Er feierte sein Andenken in lateinischen Versen, in denen er sich alle Wohlthaten des edlen Mannes nochmals ins Gedächtniß zurückruft. Ihm selbst kam der Tod nach jahrelangem Leiden an Schwindsucht und Hypochondrie; sein Hinscheiden giebt das schönste Bild von dem Tode eines wahren Christen. In den

letzten Jahren bildeten seine liebste Lektüre Joh. Arndt's wahres Christenthum, Paul Gerhard's Lieder, Thomas von Kempen, Meyfarths himmlisches Jerusalem und andere Erbauungsbücher allgemein christlichen Inhalts, wogegen er alle streng dogmatischen Schriften gern vermied. Er starb nach einem in stiller, segensreicher Thätigkeit vollbrachten Leben den 15. April 1659, weit überlebt von seiner Gattin, die erst 1685 ihm folgte. —

Seinem Glauben nach war Dach ein guter Lutheraner und stand auf Calovius Seite gegen Calixtus, ohne sich jedoch in Religionsstreitigkeiten zu mischen. Es war seinem Charakter fremd, geringschätzig und wegwerfend über irgend Jemand zu urtheilen und unbedachtsam zu reden lag ihm ebenso fern, als heimtückisch zu schweigen. Gegen alle erwies er sich treu, liebte seine Religion standhaft, haßte Irrlehren und trug kein Bedenken für die Wahrheit auch Feindschaften auf sich zu nehmen, hatte aber einen heftigen Abscheu vor allen rohen Zänkereien. Wenn er einmal, als ihm ein Unfall zustieß, zu seinem Beichtvater, dem kneiphöfischen Diakonus Georg Colbe äußerte: das sei für die „Anke von Tharaw," so machte er sich's in seiner übergroßen Gewissenhaftigkeit zum Vorwurf, daß er überhaupt heitere weltliche Lieder gedichtet habe, statt seinen Sinn allein auf Gott zu richten. Dennoch gab dieses beiläufig vielleicht nur scherzhaft geäußerte Wort Veranlassung zu einem ärgerlichen Proceß zwischen Colbe und des Dichters Erben, da ersterer in der Leichenrede davon einen beleidigenden Gebrauch gemacht haben sollte, was denn endlich 1659: „Ehrenrettung Hrn. M. Simon Dachen und Georg Colben" hervorrief.

Ebenso wenig wie in die religiösen Streitigkeiten mischte er sich in die ihm sehr nahe liegenden politischen Händel seiner Zeit; von dem tiefen Zerwürfniß, das zwischen dem Churfürsten und den Städten Königsberg wegen der mancherlei Eingriffe in die ständische Gerechtssame bis zu seinem Tode herrschte, findet sich in seinen Gedichten kein Nachhall. Er leitet poetisch, wie der große Churfürst politisch, eine neue Zeit für Preußen ein.

Von Gestalt war Simon Dach mittelgroß, hager, von dünnem Haarwuchse, gelassener Miene, klaren, lebhaft eindringenden, aber von Herzensgüte und Milde sprechenden Augen und sittsamen Manieren, in der Kleidung anständig ohne Ueberfluß. Sein von Philipp Westphal gemaltes

Bildniß befindet sich in der Wallenrodtischen Bibliothek, eine Copie in den „actis Borussicis." Danach zeigt der Dichter eine hohe Stirn, schwache Augenbrauen, eine sanft gekrümmte stumpfe Nase, einen kleinen Mund und ein stumpfes Kinn, das braune Haar lang auf die Schultern herabwallend, auf der Oberlippe einen schmalen zweitheiligen Schnurrbart und einen kleinen Büschel Haare an der Unterlippe, wie man es auf Bildnissen des großen Churfürsten zu sehn gewohnt ist.

Seine Asche ruhte gemeinschaftlich mit der anderer Professoren auf dem Universitätshofe, dicht an der Nordseite des alten Doms, bis 1809 mit der Vertilgung der Denkmäler der ganze Platz zu dem, jetzt so unsaubern und düstern Anbau an dem Dom verwandt wurde, welcher mit dem prunkvollen Namen der „Stoa Kantiana" belegt ist.

Unter den Skulpturwerken des neuen Universitätsgebäudes nimmt der Kopf Simon Dachs eine hervorragende Stelle am Mittelbau in der Reihe der Bildnisse berühmter Rektoren der Königsberger Universität ein.

Indem wir die Beurtheilung der Werke Simon Dachs einem späteren Artikel vorbehalten und uns für jetzt damit begnügen das Andenken an diesen einheimischen Dichter wieder aufgefrischt zu haben, machen wir schließlich nur noch auf die Beilage aufmerksam, welche ein (sehr seltenes) Autograph von seiner Hand enthält. Wir verdanken dasselbe dem Herrn Geheimen Ober-Justizrath Friedländer in Berlin, welcher auch die Güte gehabt hat, uns den von Herrn Professor Hugo Bürkner in Dresden geschnittenen fertigen Holzstock zu übersenden, wofür wir hier öffentlich Dank sagen. Nach den Mittheilungen des Herrn Geh.-Raths Friedländer ist derselbe im Besitz von zwei Stammbuchsblättern von der Hand Simon Dachs. Das vorliegende mit einer recht schönen und sprechenden Stelle aus dem Euripides befindet sich in dem Stammbuch eines gewissen Philipp Barth, eines Danzigers, der seine Philotheea, wie er sein Buch nennt, am 12. März 1649 in Königsberg angelegt hat. Der Besitzer war später Prediger. Er hat in Königsberg, Jena, Tübingen, Wittenberg studirt, hat sich mehrere Jahre dann in verschiedenen Staaten Deutschlands aufgehalten und die namhaftesten Gelehrten seiner Zeit gehört

und besucht. Das Stammbuch enthält berühmte Namen, so aus Königsberg Sig. Weier (Jöcher II. 1814) Andr. Mylius, Joh. Pedanus, aus Greifswald die gesammte theol. und jurist. Fakultät (Battus, Gerschow, Balth. Rau, J. F. König u. A.) aus Stettin den Geschichtsschreiber Micraelius, Joh. Buxtorf in Basel (Jöcher I. 378) und Theod. Zwinger (II. 2019) viele Strasburger, aus Tübingen den Juristen Lauterbach und viele Andere. — Das zweite lose Stammblat Dachs enthält einen Vers aus dem Juvenal (Anfang der Sat. XIII). Die Unterschrift lautet: Humanitati et eruditione altissimo Dn. Andr. Thurovio hoc benivoli affectus monumentum Regiom. Boruss. 1647 3. Sep. statuit Simon Dachius. — Dieser Thurovius hat sich Jena 21. Oct. 1649 in das Barthsche Stammbuch eingeschrieben und unterschreibt sich Andreas Thurovius Gedan. L. Studios. — Barth hat neben seinem Namen bemerkt: † obiit a° 1657 circa festum Michaelis, so wie er denn auch neben Dachs Namen dessen Todestag: † obiit a° 1659 die 14. April*) (allerdings unrichtig, da sonst allgemein der 15. April als Todestag angegeben wird) vermerkt hat.

*) Da die Kirchenbücher der Kneiphöfischen Domkirche, wie wol überall, um jene Zeit noch keine regelmäßigen Todtenregister führten, so läßt sich ein von dieser Seite beglaubigtes Datum hier nicht mittheilen.

Der Kriegsrath Scheffner und die Königin Luise.

Vorgelesen in der Königl. Deutschen Gesellschaft zu Königsberg am 15. December 1864

von

Rudolf Reicke.*)

So lange wir mit Stolz einen Kant, einen Hamann, einen Hippel, einen Kraus die unsrigen nennen und ihre Leben und Schriften in treuem und dankbarem Andenken halten werden, so lange wird auch dafür gesorgt sein, daß wir des Mannes nicht vergessen, der ihnen allen als Freund liebend und geliebt, rathend und berathen nahe gestanden und nach denen er sich, da sie ihm alle vorangegangen waren, in den letzten Decennien seines 85jährigen Lebens innig und inniger hingesehnt hat. Ich meine Johann Georg Scheffner. Selten kommt das Menschenleben so hoch, daß es über achtzig Jahre währt und wenn es köstlich gewesen ist, so ist es originell gewesen. Daß Scheffners Leben originell ist, wer will das leugnen, wenn er liest, wie er selber beschrieben,

Was er irrte, was er strebte,
Und dabei so alt sich lebte.

Es steht uns wohl an, daß wir als Königsberger ein ganz besonderes Interesse an ihm nehmen und uns freuen, wenn wir seinem Namen in den Biographien seiner oben genannten berühmten Landsleute nicht nur, sondern auch eines E. M. Arndt, eines Stein, einer Königin Luise u. a. begegnen. Auch verlohnt es sich wol der Mühe, seinem Leben weiter und gründlicher nachzuforschen, als er es selbst in bescheidener Zurück-

---

*) Unter ausdrücklicher Verwahrung gegen Nachdruck.

haltung gethan hat. Vieles in seinem Leben hat er nur kurz angedeutet; dies gilt besonders auch in Betreff seiner Beziehungen zu hohen und höchsten Personen während des uns allen unvergeßlichen Aufenthaltes des königlichen Hofes zu Königsberg in jener ewig denkwürdigen „Zeit der Prüfung, des Ausdauerns, des Strebens nach einem besseren und edleren Zustande der Dinge.“ An einem andern Orte*) habe ich bereits Gelegenheit gehabt, das Verhältniß unseres Scheffner zu der königlichen Familie zu berühren. Daß es ein vertrauliches war, kann nicht auffallen, wenn man weiß, daß dem König und der Königin ein so freimüthiges und eigenthümliches Wesen, wie es Scheffner unbefangen auch ihnen gegenüber bewahrte, wol gefiel. Dem „ehrwürdigen und vortrefflichen Scheffner“ — so nannte ihn die Königin — war daher manch freies und ernstes Wort gestattet, was Andere aus höfischer Rücksicht wol nie gewagt hätten. Mündlich und brieflich äußerte er unumwunden seine wolerwogenen Ansichten über Prinzenerziehung, höfische Zeitverschwendung, königliche Popularität u. s. w., petitionirte für Andre um Orden und Titel und ließ sich auch durch ablehnende königliche Handschreiben nicht abschrecken, immer wieder, wo es galt, zu ermahnen, zu rathen und zu bitten; ermuthigte ihn doch der König selbst dazu, wenn er in jenem Scheffner unvergeßlichen Schreiben vom 4. December 1808, welches man bei Pertz im Leben Steins II, 308 abgedruckt findet, am Schlusse sagt: „Meinen Dank für Ihre Freimüthigkeit und die ohne Zweifel dabei gehabte edle Absicht.“

Gestatten Sie mir, m. H., daß ich aus dem auf dem hiesigen königlichen Archive aufbewahrten handschriftlichen und brieflichen Nachlasse Scheffners, dessen Benutzung mir behufs einer größeren literar-historischen Arbeit mit huldreichster Bereitwilligkeit gestattet ist, Ihnen dasjenige mittheile, was sich bis jetzt über den brieflichen Verkehr zwischen Scheffner und der Königin Luise hat auffinden lassen. Das größte Gewicht lege ich hiebei auf die wahrhaft liebenswürdigen Briefe der hohen königlichen Frau, die meines Wissens noch nirgends, außer einem einzigen Bruchstücke in dem bekannten und oft ausgeschriebenen „dem Deutschen Volke gewid-

*) s. Altpr. Monatsschrift I. S. 31 ff.

meten" anonymen Werke: „Luise Königin von Preußen" von ihrer Freundin, der Kammerherrin von Berg, veröffentlicht sind, aber wol verdienen allgemein bekannt zu werden. „Mit Bedauern," schreibt sie (2. Auflage. S. 285 f.) „vermißt man (in Scheffners Selbstbiographie) die Briefe, welche die Königin eigenhändig an den freimüthigen Greis schrieb und die gewiß herrliche Beiträge zur Charakteristik Luisens bilden würden." Der bis jetzt gehobene Schatz enthält nur fünf Briefe der Königin, darunter drei im Original, die beiden andern abschriftlich von Scheffner's Hand, dagegen, den bereits früher*) mitgetheilten nicht eingerechnet, dreizehn von Scheffner, selbstverständlich im Concept. Allem Vermuthen nach sind der königlichen Briefe noch mehre vorhanden gewesen, denn das vorhin erwähnte übrigens falsch datirte Bruchstück bei Frau v. Berg findet sich hier nicht vor; vielleicht hat Scheffner diesen und andere Briefe, so wie die Originale der Abschriften als kostbare Andenken an gute Freunde verschenkt.

Die Reihe beginnt mit einem Briefe Scheffners an die Königin zu ihrem Geburtstage:

1.

Scheffner an die Königin.

„Allerdurchlauchtigste, Großmächtigste Königin,
Allergnädigste Königin und Frau!

Ew. Königl. Maj. geruhen sich vielleicht noch zu erinnern, was bey Gelegenheit eines kleinen Gesprächs über die den Regierenden höchstnöthige Menschen-Prüfung und -Kenntniß vom de la Bruyere gesagt wurde: da ich nun keins Ihrer königlichen Worte auf die Erde fallen lassen, sondern ihrer pflege und warte zu seiner Zeit; so werden E. K. M. es nicht ungnädig nehmen, daß ich mit Rücksicht auf das, was vom Schärflein der alten Wittwe Luc. XXI, 2. 3. geschrieben steht, so dreust bin Ihnen die Characteres de Bruyere auf den heutigen Geburtsfest-Altar zu legen, ohne Wiederholung der Wünsche, die aus aller guten Menschen Herzen am heutigen Tage für E. K. M. Allerhöchstes Wohlergehen zum Himmel steigen, nur mit dem Einen, daß diese nützliche Lecture E. K. M. so

*) Altpreußische Monatsschrift I. S. 59 f.

viel Vergnügen machen möge, als Ihnen aus Drang der ehrerbietigsten Anhänglichkeit heut und täglich wünscht

Königsberg E. K. M.
den 10. Merz 1808. allerunterthänigster
Scheffner."

Schon den Tag darauf erfolgte die eigenhändige Antwort der Königin auf seinem mit gepreßter Borte und blauem Rande versehenen Papier in 8.

2.
Die Königin Luise an Scheffner.

„Mein lieber Kriegs Rath Schäffner! Ich danke Ihnen herzlich für die mir überschickten Bücher, die mir ein sehr großes Vergnügen gemacht haben. Ihr Andenken an dem Tage meiner Geburth und wie Sie deßen gedachten ist mir recht Theuer, weil ich Sie recht aufrichtig schätze. Sie sagen mir in Ihrem Brief daß Sie keines meiner Worte vergeßen; so werden Sie sich auch leicht besinnen daß ich nie anders rede als ich es meine und daß Wahrheit den Grund meines Charakters ausmacht. Die Versicherung meiner Hochachtung und Freundschaft so wie meiner innigen Dankbarkeit kann Ihnen also nicht zweiffelhaft bleiben, so wie ich imer seyn werde Ihre affektionirte

Königsb. d. 11 Mertz Luise."
1808.

Zum besseren Verständniß der folgenden Briefe Scheffners möge sein am 17. März 1808 niedergeschriebener Bericht über eine mit der Königin gepflogene Unterredung hier eine Stelle finden. Das Hauptthema der letzteren ist die Erziehung des Kronprinzen, die seine wie Steins ganze Aufmerksamkeit in Anspruch nahm. Wie beide in ihrem Urtheil über den bisherigen Erzieher Delbrück und über die Nothwendigkeit seiner Entfernung von der obersten Leitung dieser hochwichtigen Angelegenheit übereinstimmten, geht auch aus dem Abschnitt „Hof und Haus" in Pertz's Leben Stein's II, 171 ff. hervor.

„Am 14. Merz ließ mich die Königin vor Tisch zu sich rufen und nachdem Sie mir ihr wirklich ungewöhnlich schönes letzt gebornes

Kind*) vorgezeigt und sich für den ihr zum Geburtstage geschenkten la Bruyere wiederholentlich freundlich bedankt, auch über manche andre Zeitdinge mit mir gesprochen hatte, sagt' ich ihr, daß ich ohneractet meines Glaubens an die Wahrheit des Sprichwortes: was deines Amtes nicht ist, da laß deinen Vorwitz, aus meiner Vaterlandsliebe Ihr rathen und Sie bitten wolle mit der Erziehung des Cronprinzen eine Abänderung zu treffen — Meine Freundschaft für Hrn. D(elbrück) könne mich nicht hindern einzusehen, daß er für dieses Geschäft zu wenig Geistes Cultur und Gewandtheit besitze, es fehle ihm sogar an einer unentbehrlichen Bücherkenntniß — der Cronprinz sei ihm zu fraglustig und würde ihn bei etwas zunehmendem Alter bald überflügeln und in Verlegenheit setzen. — Die Königin meinte ein tüchtiger Oberhofmeister würde ihm wohl aushelfen können — worauf ich der Königin erwiederte, daß Sie sich nur des Breyes erinnern möchte, der unter zweier Köche Löffeln gewöhnlich misriethe. — Nach meiner Ueberzeugung lobte ich das Religiöse, das Hr. D. in die Seelen der Prinzen zu legen suche, so wie das große Verdienst, sie so lange in der kindlichsten Unschuld erhalten zu haben. — Jetzt, da unser Staat in einen Verfall gerathen, aus dem ihm vor der Hand wohl nicht geholfen werden könne, müße man darauf denken einen Regenten zu bilden, der klug und kräftig sei, wie Friedrich II. es war und so äußerst rechtschaffen, wie Friedr. Wilhelm III. es sei. Jede dieser Eigenschaften allein genommen könne nicht helfen, der künftige Thronbesitzer müsse sie alle drei an sich haben um eine seiner Zeit angemessene Größe zu erreichen — Napoleons Plan sei gewis groß, aber die Ungerechtigkeit und Leidenschaftlichkeit, mit der er ihn auszuführen suche, verrathe zu sehr die Unlauterkeit seiner Gesinnungen, und würde ihn an der Ausführung hindern, wenigstens sie nicht bestehen lassen. Sein Benehmen mache das Werk verhaßt, das ein biedrer Mann wie der König, mit Napoleons Selbstständigkeit anders beginnen würde und gewis auch dauerhafter ausgeführt hätte. Es wurde noch mancherlei über Prinzen-Hofmeister und

---

*) Prinzessin Luise Auguste Wilhelmine Amalie, geb. d. 1. Febr., bei ihrer Taufe den 28. Febr. stand Ostpreußen durch Deputirte seiner Stände zu Pathen.

R.

Oberhofmeister gesprochen und die Königin trat meiner Meinung bei, daß bei dem Unterricht und der Erziehung eines Cronprinzen manches anders eingerichtet werden müsse, als bei der Erziehung eines nicht zum Regieren bestimmten Prinzen. Ein Cronprinz müßte mit dem ächten Geist der Vorzeit ganz bekannt gemacht werden, um sich gegen den etwannig frivolen Geist seiner eigenen Zeit zu sichern und für das Glück seiner Nachzeit desto unbefangener sorgen zu können. — Die für Ihre Kinder gewis entrailles de mêre besitzende Königin versprach mit dem Könige darüber zu sprechen und mich dann wieder rufen zu lassen. —

Die unvermeidliche Weitläuftigkeit des Dialogs schreckte mich ab, das Gespräch wörtlich aufzuschreiben, versichern kann ich aber, daß alles so verhandelt ist und daß ich alles so gesagt habe. O wenn doch die Schwachheit des Paulus, der auch vieles gute wußte, wollte und doch nicht that, nicht auf den Thronen so oft sich äußerte, und für ihre Umgebungen so ansteckend wäre. — In unserm Morgengespräch kam auch einiges von der Sorglosigkeit vor, mit der an fürstlichen Höfen die Oberhofmeisterin und die Hofdamen gewählt würden, die man bei der gehörigen Prüfung zu Mustern für den ganzen Hofstaat würde aufstellen können. —

Scheffner

den 17. Merz 1808."

Was nun den neu zu ernennenden Erzieher des Kronprinzen betrifft, so scheint Scheffner an Professor Süvern als die geeignetste Persönlichkeit gedacht, vielleicht ihn auch den königlichen Eltern vorgeschlagen zu haben. Joh. Wilh. Süvern war zu gleicher Zeit mit Joh. Gottl. Fichte im Octob. 1806 an unsere Universität berufen worden, er verließ aber sein Directorat am Elbinger Gymnasium erst Ende April des folgenden Jahres und las dann als Professor der griechischen und römischen Literatur vier Semester hindurch; auch war er bis zu seiner Abberufung als Staatsrath nach Berlin zweiter Bibliothekar an der hiesigen Schloßbibliothek; seine Vorlesungen über allgemeine Geschichte des neuern Europa (historia Europae politica inde a Caralo M. ad nostra usque tempora im Ind. lect. pro Winter-Semester 1807—1808), die er nach eigner Ausarbeitung privatim vor 50 Zuhörern von Anfang November bis 25. März hielt (dieb. Lunae et Jovis h. III—IV), machten Aufsehen; er mußte

sie — wahrscheinlich in anderer Form — „vor einem, in jeder Hinsicht bedeutenden Kreise von Männern und Frauen" wiederholen.*) Nach diesen besorgte Scheffner für die Königin eine Abschrift, die von ihr sehr aufmerksam gelesen und dann an Stein gegeben wurde. Als die Prinzessin Wilhelm im Decbr. 1810 die V. Vorlesung las, schrieb sie an Stein: „Mein erster Gedanke war, warum Sie den Verfasser nicht zum Erzieher damals vorgeschlagen hätten?" (Pertz, Leben Steins II, 525.) Stein antwortet ihr aus Prag den 17. März 1811 zurück: „— sollte dieser einfache schlichte, mit dem Hof und seinem Treiben, der großen Welt und ihrem Gewirre so ganz unbekannte Gelehrte geeignet sein, in diese Verhältnisse zu treten und einen jungen Prinzen zu leiten? — sollte er es selbst gewünscht haben? — ich glaube es kaum." — (a. a. O. II., 526 f.) Und doch hatte Süvern dieses Ziel ins Auge gefaßt. Dafür spricht ein undatirtes Schreiben von Süvern an Scheffner und die anliegende Erklärung Süvern's, die ich beide als bisher unbekannt gebliebene wichtige Aktenstücke zu Süvern's Leben hier einschiebe:

Süvern an Scheffner.

„Anliegend erhalten Sie, verehrtester Herr Kriegsrath, meine Erklärung, welcher ich die nähere Bestimmung zufüge, daß ich als Maßstab des mir auszusetzenden Gehalts den Ertrag meines gegenwärtigen Postens annehme, welchen ich im Ganzen auf 1500 Thlr. anschlage; diese müßten mir wenigstens in baarem Gelde, ohne allen Abzug und fest versichert werden. Daß ich außerdem persönlich völlig freie Station hätte, setze ich voraus. Meinen Professortitel würde ich doch durch die Veränderung nicht verliehren?

Nun gebe ich meine ganze Sache voll Vertrauen in Ihre väterlichen Hände als Ihr

von Herzen zugethaner und ergebener

J. W. Süvern."

Süvern's Erklärung.

„Einen Kronprinzen erziehen, wenn es überhaupt ein großes und wichtiges Geschäft ist, heißt in unsrer Zeit nichts Geringeres, als versuchen,

*) Vgl. Passow, Zur Erinnerung an Joh. Wilh. Süvern. Thorn, 1860. S. 19 f.

ob man nicht einen Heiland und Retter der Welt erziehen könne, einen kräftigen Mann, der an der Spitze der kommenden und schon heranwachsenden Generation sein Volk und mit ihm Alle, von den Drangsalen, welche innerlich und äußerlich die Menschheit drücken, erlösen möge.

Der Beruf ist erhaben, die Aufgabe groß, die Verantwortlichkeit schwer. Wer sich ihnen unterzieht, der macht nicht blos seiner Nation, er macht sich der Welt, er macht sich der ganzen Folgezeit verantwortlich, denn allen diesen gehört der Thronerbe an, welcher künftig das Schicksal des Staates lenkt, dessen Thun und Lassen das Loos von Generationen entscheidet.

Was in der Sache liegt, das schwebt mir klar vor Augen und ich fühle es tief. Wenn ich nach reiflicher Erwägung desselben und gewissenhafter Prüfung meiner Kräfte die Erziehung unsers Kronprinzen übernehme, so bestimmt mich lediglich die Größe des Berufs dazu und der mögliche Erfolg fürs Ganze. Dieser allein kann mir Muth und Resignation genug einflößen, die Ruhe und Unabhängigkeit des häuslichen Lebens aufzugeben, auf das Glück der ehelichen Verbindung einige Jahre Verzicht zu thun, ein Amt fahren zu lassen, welches mir einen befriedigenden Wirkungskreis mit einer sichern und ehrenvollen Subsistenz gewährt, kurz alle die Aufopferungen zu machen, welche nothwendig sind, wenn man sein ganzes Leben der Bildung eines andern großen und kräftigen Lebens widmet, seine ganze Thätigkeit von einem einzigen Gegenstande seiner Gedanken und Bemühungen in Anspruch nehmen läßt. Da geht man für die ganze Welt verloren und lebt nur in der bessern Zukunft, deren Schöpfer man bilden will.

Bezahlt werden kann eine solche freie Aufopferung und Thätigkeit gar nicht, belohnt werden nur durch sich selbst und das Gelingen. Ich könnte daher, wenn ich mich ihr unterzöge, nur wünschen, daß, während ich in ihr befangen wäre, für mein und meiner Familie ruhiges und sicheres Auskommen königlich gesorgt würde, damit keine Sorgen mich drückten und zu einer heitern Wirksamkeit mich verstimmten.

Da ich ferner durch Concentrirung aller meiner Kräfte auf die Bildung eines Einzigen einige Jahre hindurch, nicht nur für mein gegenwärtiges Amt mich ganz untauglich machte, sondern auch vielleicht erst Zeit brauchte, um zu einem andern wieder tüchtig zu sein, so wäre es nöthig,

daß dieselbe Sicherheit der Subsistenz, welche mein gegenwärtiges Amt mir verschafft, in welchem ich ungestört ein ruhiges Alter erwarten könnte, mir für meine ganze Lebenszeit gewährt, das mir jetzt auszusetzende Gehalt mir für mein ganzes Leben fest versichert würde. Obwohl es aber schon der größte, dem Staate zu leistende, Dienst wäre, einen guten Regenten ihm gebildet, den Grund wenigstens etwa dazu gelegt zu haben und wer ihn erfüllt, von dem billig nichts mehr zu fordern wäre; so würde ich doch mit Freuden bereit sein, wenn anders ich dazu im Stande wäre, nach beendigter Erziehung Sr. Kön. Hoheit des Kronprinzen in einem andern mir angemessenen Amte dem Staate noch ferner meine Kräfte zu widmen.

So viel von dem, was mich persönlich angeht! Was aber mein zu übernehmendes Geschäft betrifft, so setze ich voraus, daß mir darin vollkommenes Zutrauen geschenkt und die freieste Uneingeschränktheit gelassen würde, ohne welche ich etwas zu leisten gar nicht versprechen könnte.

Da aber Erziehen und Unterrichten nicht dieselben Geschäfte sind, der Unterricht nur Theil und Mittel der gesammten Erziehung ist, so halte ich für nöthig, ausdrücklich zu bemerken, daß ich diese für mein eigentliches Geschäft ansehe, den Unterricht Sr. Kön. Hoheit zwar mit übernehmen würde, vorzüglich in den Fächern und Zweigen des Wissens, durch welche die Gesammtkraft des Menschen am meisten geweckt und gestärkt werden kann, aber wünsche, daß der Unterricht in allen Fächern nicht von mir allein verlangt werde, sondern in denen, wo ich es nöthig finde, besondere tüchtige Lehrer angenommen werden, so daß die allgemeine Direction des Unterrichts mir vorbehalten bliebe.

Geruhen Ihre Königliche Majestäten unter Bedingungen und Zusicherungen, welche diesen Ansichten und Voraussetzungen gemäß sind, die Erziehung Sr. Kön. Hoheit des Kronprinzen mir zu übertragen, so will ich sie in Gottes Namen übernehmen und hoffen, mir werde die Kraft verliehen werden, die zu diesem schweren Geschäft nöthig ist.

Süvern."*)

*) Auf dem Schreiben Süverns an Scheffner ist mit Bleistift von des letztern Hand vermerkt: „Muß seine umgebenden Freunde, selbst Bediente nützen, um den Zögling auf die Lehre und Rath des Hofmeisters aufmerksam zu machen — In Kleinigkeiten

Und nun zu Scheffner zurück. Wir begegnen unter seinen an die Königin gerichteten Papieren zuweilen auch gereimten Episteln; sie sind höchst wahrscheinlich in seine Zeitreime aus den Jahren 1806 bis 1816 mit aufgenommen, von denen er in seiner Autobiographie S. 484 f. und S. 498 f. berichtet und für deren Druck ($2^1/_2$ Bogen stark) sein Verleger Friedr. Nicolovius laut einer von ihm ausgestellten Nota 8 Thlr. 3 Ggr. an Buchdrucker Neubert in Leipzig bezahlt hat. Es ist mir nicht möglich gewesen, ein Exemplar dieser Gedichte, die nach der Bestimmung ihres Verfassers erst nach seinem Tode ausgegeben werden sollten, aufzufinden; vielleicht ist ihre Veröffentlichung hinterher beanstandet und die ganze Auflage vernichtet worden. Ohne alle politische Anspielung ist folgendes Gedicht:

„Am 22. Merz 1808.

Geburtstag des Prinzen Wilhelm von Preußen veranlaßt durch ein Pettschaft der Königin, auf welchem ein betraubter Rebstock geschnitten ist mit der Umschrift nicht ohne Thränen.

Es giebt ein köstliches, ein unnennbares Sehnen,
Das, wenn es gleich nicht ohne Thränen
Beym Schnitt des Schicksaals bleibt, doch süsse Früchte bringt,
Dem Weinstock gleich, der von dem Winzerschnitte
An Ranken abgekürzt sich um den Rebstock schlingt:
Wer dieses Sehnens Schmerz nie litte,
Für den blüh'n auch die Blumen nicht,
Wovon Geduld die schönsten Cränze flicht.
Der lauten Freude schleift das Sehnen
Mit seinen still geweinten Thränen
Die Schladen ab, und hilft ihr zu der Politur
In der ihr Bild sich polyhedrisch spiegelt:
Der Sehnsucht Reizbarkeit entsiegelt
Manch Tiefverborgnes der Natur,
Und hilft dem Geiste auf die Spur
Des Glaubens, der ihn neu beflügelt.
Such aufzuschwingen zur Unsterblichkeit,
Ins Land, wo der Gefühle Innigkeit

nachgebend sein, um im großen desto strenger sein zu können — sieht er Fälle von Schwierigkeit voraus, so avertire er die Eltern, die dann ein Wort mitreden und das der Lehrer dann befolgen zu müssen bekennt."

Kein Leidenssturm vermag zu überwinden,
Weil durch den Talisman: Zufriedenheit
Sein rechtlich Loos ein jeder da wird finden.
Auch dieser Tag, geliebte Königin,
Verging Dir einst gewis nicht ohne Thränen,
Nicht ohn das köstliche, das unnennbare Sehnen;
Doch wem vom Traubenwuchs des Guten, Edlen, Schönen
Die Götter den fürtreflichsten Gewinn
In solcher Kinder Lese brachten,
Muß auf den Winzerschnitt des Schicksaals wen'ger achten
Und mit stets regem Muth nur nach dem Einen trachten:
Daß aus dem süßen Most ein edler schöner Wein
Den Menschenherzen auf der sauern Erde
Zum Stärken, Laben und Erfreun
Durch Kunst und Fleiß gewonnen werde.

Scheffner."

3.

Scheffner an die Königin.

„Ew. Kgl. Majestät geruhen in der Anlage die vom Professor Süvern aufgesetzte Uebersicht seiner Vorlesungen, mit deren Abschrift es sehr langsam geht, nebst einem Bande von Herders Schriften zu empfangen, dessen Lektür jedem vorzüglich auf den Geist der Geschichte gerichteten Leser Nutzen und Vergnügen schaffen muß, und da E. M. mit den Ideen von Freyheit und Nothwendigkeit bekannt sind, so wird es Sie weniger wundern, daß die öftere Gelegenheit E. K. M. Lebensweise zu sehen, und die unverkünstelte Klarheit ihrer Sprache zu hören, meinem unüberwindlichen Hange zur Ausbreitung des Reiches der Wahrheit das Bekenntniß abnöthigen, wie ich mein Leben, wenn es auch 50 Jahr jünger wäre, gern hingeben möchte, wenn ich den von Gott E. M. verliehenen Geist dahin bringen könnte den Reichthum seiner Gaben königlich zu brauchen.

Kummer, Verdruß, ja selbst Erbitterung über die vergangenen und noch fortdauernden Ereignisse sind sehr natürlich, aber ebenso nothwendig scheint mir eine fleißige und kräftige Ergreifung aller Mittel zum Vortheil der Zukunft, um nicht im häßlichen Sumpf der gegenwärtigen Zeit stecken zu bleiben und endlich ganz darin zu versinken.

Schönste, gütigste, jedem redlichen Preussen unaussprechlich liebe und

theure Königin, sollte es unmöglich seyn, zu dem Wege des Muthes und der Kräftigkeit zurückzukehren, und seiner Zeit gemäß so sicher zu wandeln, wie Friedrich II.? Ich weiß, daß es unnütz seyn und auch nicht glücken würde in jede seiner Fußstapfen zu treten — aber wie nützlich könnte es werden, die Gegenwart in und mit seinem Geiste zu behandeln?

Glauben E. M. der Versicherung, daß es mir und manchen andern unbegreiflich ist, wie unter dem Vorsiz einer in jedem Wortverstande höchst liebenswürdigen Königin, und eines Königs, den alle Welt für verständig und einsichtsvoll, sowie für höchst bieder und rechtschaffen hält, ein mächtiges Reich ein solches Mißgeschick hat treffen können, wofern man nicht die Existenz gewisser kleinlicher Nebeneigenschaften des Geistes und Herzens glauben will, die freylich durch ein immerwährendes Treiben und Reiben die hohen, die edelsten Geistes- und Willens-Kräfte schwächen, zu sich herabziehen und unwirksam zu machen vermögen.

Mehr als einmal hab ich gewünscht, daß in Einem Moment alle zeitige Hofumgebungen sterben, und weil das Auge des Königes sich ungern an neue Gestalten gewöhnt, ihre Leichname, der alten Lehre von der Seelenwanderung zufolge, sofort von lauter wackern, klugen, fortschrittlustigen Geistern neu belebt werden möchten. Würde nicht der König beym Anblick eines ganz anders beseelten — — zu E. M. gesagt haben: Luise, woher kommt diesen die Weisheit und Energie? und wenn Sie Ihm dann auch die an Ihren Umgebungen bemerkte glückliche Metamorphose mit Ihrer ganz unnachahmlich freundlichen Anspruchslosigkeit erzählt hätten — Ach Gott! welch ein Heil könnte Ihnen, Ihren Kindern, allen und allem wiederfahren, hätten Sie sich erst zu diesen Ihren beyderseitigen Herzen und Einsichten beßer zusprechenden Umgebungen ohne Scheu vor solcher Verwandelung, gewöhnt!

Wüßt ich nicht, wie zuverläßig die Preußen E. K. M. für das Einzige Wesen im Staat halten, welches dem Benehmen im Großen und Kleinen einen andern vortheilhaften Schwung und dem den König und die Nation vereinenden Bande Unauflöslichkeit schaffen könnte, glaubt ich nicht fest, daß Sie alle dazu erforderlichen Kräfte besäßen, so hätt' ich es nicht gewagt, vorstehendes zu schreiben, und würde noch weniger mich erdreusten

es seiner Beherzigung zu empfehlen. Die Ueberzeugung, daß die hohe Liebenswürdigkeit einer Königin, die preißwürdige Rechtschaffenheit eines Königs und die Heiterkeit Ihres ganzen häußlichen Lebens nichts einbüßen dürfen, wenn man alles, was zu Regierungsgeschäften gehört mit dem Meccabalsam des ernsthaften Verstandes und alle Zeitvertreibe mit dem Rosenöhl fein cultivirter Genialität tangirte, und dadurch alle Reden geschmeidig erhielte. Diese Ueberzeugung muß die Offenherzigkeit meiner Aeußerungen entschuldigen. Ihre Hauptquelle ist mein grenzloses Zutrauen zu E. K. M. innerm Wehrte, dessen Ausstrahlung in diesen Giftnebelzeiten ein Licht über Preußen verbreiten würde, das das schreckliche französische Feur-Meteor nie seinem Lande zu schaffen vermögen wird. Eine nicht ganz gnädige Aufnahme dieser durch Liebe und Ehrfurcht für Cronen-Würde und -Pflicht veranlaßten Herzenserleichterung würde mir so weh thun, als es mich höchst glücklich machen würde, wenn man sie für einen Beweiß der Reinheit des Verstandes und Gemüthes wollte gelten laßen mit der ich ersterbe als E. K. M.

d. 30. Mai 1808. treuunterthänigster S."

Der folgende Brief, der köstlichste unter allen, vom 20. Juni ist nur in einer Abschrift des Empfängers vorhanden.

4.

Die Königin an Scheffner.

„Guten Morgen Herr Scheffner, Ich wünsche, daß Sie sich besser befänden, wie ich. Heute schicke ich Ihnen die 4. und 5. Vorlesung zurück, die mir unaussprechlichen Genuß verschaffen. Könnt ich nur einmahl selber Professor Süvern dafür danken, allein ich schäme mich geradezu Ihnen herausgesagt meiner Unwissenheit. Ich empfinde recht tief die schöne Wahrheiten, auf der seyn ganzes Princip ruht; und doppelt fühl ich mich hingerißen, die Aufgabe meines Lebens: mich mit klarem Bewußtseyn zur innern Harmonie zu bilden nicht zu verfehlen, sondern ihr zu genügen.

Recht schade ist, daß die schöne Griechen Wellt voll Unschuld, und die kräftige Wellt nicht hat dauren können, die Zeit des Abfalls und ihre Niedrigkeit hat mich wahrlich ergriffen, weil leider die jetzige ihr sehr gleicht. — Wollten nur die Menschen die Augen nach innen wenden,

vielleicht fänden Sie noch Kraft das Sclaven Joch abzuschütteln; aber thun sie es nicht so stehen keine alte Ritter auf, für das Recht, den Glauben und die Liebe zu kämpfen. Mit wahrer Andacht kniete ich in Gedanken, an dem Altar der Burg Capelle und bettete für beßere Zeiten zu dem Allmächtigen. Erlebe ich sie auch nicht mehr, geht es nur meinen Kindern und durch ihnen meinem Volk einmal wohl! Ich weiß die Zeiten machen sich nicht selbst, sondern die Menschen machen die Zeit, deswegen sollen meine Kinder gute Menschen werden um wohlthätig auf ihr Zeitalter zu wirken. —

Wenn ich so die Cahiers ansehe, wie sie mit Bleystift besudelt sind, so schäme ich mich schon wieder, weil M. Stein sie so lesen wird. Er kennt mich noch weniger als Sie, was wird er denken. Die Hyroglyfen meines Herzens kann der nur rathen, der mich genau kennt. Vergangenheit, eigene Erfahrungen und Schicksaale, Gegenwart, Zukunft, Hoffnung alles hab' ich darin angedeutet, und hätt' es noch viel mehr gethan, wüßt ich nicht, daß außer Ihnen noch Jemand sie sehe. Doch einige Fragen. Welche Kriege nennt man die punischen Kriege? Gingen diese alle gegen Carthago? Die Gracchischen Unruhen, welche sind die? Verzeihen Sie, Sie haben es mir aber erlaubt. Dann bitt ich Sie die 4te Vorlesf. aufzuschlagen, und die Lignen wo die Kreuzchen sich befinden zu überlesen. Die Zeit, wovon er da spricht, ist sie nicht die, welche Süwern das Zeitalter der Germanen nennt? und wo die schöne edle Ritterzeit zu ihrer schönsten Blüthe gediehen war?

Wenn der M. Stein die Hefte gelesen hat, so bitt ich Sie, schicken sie sie mir wieder. Ich blättre dann hin und wieder, zerstreue mich so herlich von der drückenden Gegenwart hinweg, mache mir die angestrichnen Stellen immer mehr zu eigen und vergesse es nicht mehr, hoffe ich. Ich habe noch eine ganze Seite zu lesen, dann mache ich das Paket zu. Adieu bis — dahin.

Habe ich recht verstanden, so lößte sich das Zeitalter der Germanen auf, weil sie mehr ihren Gefühlen und ihrer Phantasie folgten, als dem Verstande, der (wie man sagt) richtiger wägt, gehör gaben. Haben Sie die güte und sagen mir waß Hierarchie eigentlich ist, ich habe keinen deutlichen Begrif davon.

Nun ist es wahrlich genung, und ich hab' Ihnen schön mit Fragen belästigt. Frägt man aber nicht, und schämt sich seiner Einfallt gegen jeden, so bleibt man immer dum. Und ich hasse entsetzlich die Dumheit. Ihre Nachsicht macht alles wieder gut, und heilet die Wunden, die ich heute der Eitelkeit schlug, die ich gerne dem besseren opfere. Sie wollten mir nun nicht das 6te Hefft schicken, sondern die Schluß-reden. Warum? Ich bin mit Freundschafft und Hochachtung Ihre

den 20ten Juni 1808 affektionirte

Hippels Garten. Luise.

Können Sie morgen früh zu mir kommen, so wird es mich freuen, doch lieber übermorgen. Wollen Sie einen Wagen haben, so schicken Sie im königl. Stall, ich werde dafür sorgen, daß Sie einen bekommen."

Frau v. Berg führt (a. a. O. S. 286 ff.) einen andern ihr von anderer Hand mitgetheilten Brief vom 20. Juni an, worin die Königin Scheffner bittet, wenn er zu ihr komme, in Stiefeln und nicht in zarten Strümpfen zu ihr zu kommen, damit er sein Alter nicht gefährde. Er möge die Güte haben und ihr zu Liebe die Hefte von Süvern aufschlagen und die Jahreszahlen beim Anfang jedes Zeitalters daneben und die Namen hinzusetzen, unter denen das Zeitalter der Griechen, der Römer und des vielgeliebten Germaniens blühte und welkte; zugleich schickt sie die 6te Vorlesung zurück, mit Strichen und Anmerkungen versehen, als wenn ein Schulknabe seinem Lehrer antwortet; es wäre ihr sehr lieb, wenn er als gütiger Lehrer den Schulknaben mal wieder berichtigen wollte. Da nun aber das sogleich mitzutheilende Schreiben Scheffners, aus welchem dieselbe Biographin S. 287 f. fast gleichlautende Stellen anführt, nur als Antwort auf den in unsrer Sammlung sich vorfindenden Brief der Königin sich beziehen kann und mit dem bei Frau v. Berg abgedruckten in keinem Zusammenhange steht, so ist der Schluß berechtigt, daß dieser später als den 20. Juni zu datiren ist.

5.

Scheffner an die Königin.

Den 21. Juni 1808.

„Ew. K. Maj. Allergnädigstes Schreiben (20. Juni) erhielt ich als ich eben mit der Durchsicht der beyl. Süwernschen Vorlesungen beschäftigt

war. Wie wenig Recht haben E. K. M. doch darüber zu klagen, d Sie nicht immer alles verstünden. In den Kunstwörtern und Nahm steckt ja nicht die hohe nüzliche Weisheit der Geschichte, aber wohl in d Erkenntniß des Geistes der Personen und Handlungen, die Einfluß auf d Veränderungen des Menschengeschlechts gehabt haben, und die Ihrem Si und Gefühl so eigen ist, daß Sie vermittelst derselben Ihren herrliche Hang zur innern Harmonie mit Bewußtsein ausbilden würde wenn Sie nur anhaltend recht ernstlich es wollten, und fest darauf b ständen, daß alles was Sie umgiebt durchaus die Augen nach inne wenden müßte, bey Strafe Ihr unaussprechlich einnehmendes Angesic nicht mehr zu schauen.

Bei vielen selbst wichtigen Entbehrungen ist es viel möglicher glüc lich zu werden, als beym Zuströhmen aller Genüsse, wenn der Geist en frembet ist oder bleibt von der seeligen Kindschaft, die E. K. M. gewi besitzen, und der Ihrem andächtigen Gebeth für das Wohl Ihrer königl chen Kinder gewis Erhörung schaffen muß.

Ein Paar ganz verständige Menschen, die die Prinzen auf ihre Strandreisen zu sehen Gelegenheit gehabt, sagten vorgestern zu mir, scha um den Kronprinzen, daß man seine Geistesfähigkeiten nicht besser zu be nutzen sucht, und sich der Gefahr aussetzt, ihn bey längerer Versäumni in der Folge nicht mehr gehörig bilden zu können. —

Durch ein schon mündlich abgelegtes Bekenntniß hab ich E. K. M bereits zu bezeugen gewagt, wie sehr mir dieser Punkt an und auf den Herzen liegt — so oft ich den Minister Stein spreche wird seiner erwähnt aber wenn im Mutterherzen nicht Muth genug ist beym Vater auf ein Abänderung anzutragen und darauf zu bestehen, wer wird es denn ver mögen?

Ich müßte vom Minister St. weniger gut denken, wenn ich von ihn glauben könnte, daß der Anblick des Bleystiftsgebrauches ihm nicht ei angenehmes Nachsinnen über das Warum jedes Anstriches veranlaßen würde.

Die Achtsamkeit mit der E. K. M. die Hefte lesen, wird dem Prof. Süwern sehr schmeicheln, da er von Natur ein Mann ist, dem die Ge lehrsamkeit keinen nachtheiligen Dämpfer auf den Menschenverstand setzen

konnte, und E. K. M. Aeußerung über ihn wird ihm daher gewis eine lebhafte Freude bereiten.

Auf viele von E. K. M. geistreichen Bemerkungen enthalt ich mich der Antwort, die Herzensfülle möchte meinen Federstrohm zu sehr überufern lassen, und will daher nur so kurz wie möglich auf die Fragen antworten.

Die punischen Kriege wurden in 3 Reprisen von den Römern gegen Carthago geführt. Im 2ten glänzte Hannibal, im 3ten wurde Carthago zerstöhrt.

Die Gracchen waren 2 Brüder aus einem vornehmen römischen Geschlecht, ihre Mutter war die berühmte Cornelia, die einer andern Römerin, die ihre Kostbarkeiten zu sehen wünschte, diese ihre beyden Söhne vorstellte. Beyde Gracchen waren höchst edle Menschen, aber ein gewisser excentrisirender Stolz verleitete sie ein wenig à la Mirabeau zu handeln, manche dem Volk günstige Gesezze, unter andern das über die gleiche Vertheilung der Aecker in Vorschlag zu bringen. Beyde konnten ihren Plan nicht durchsezzen, sondern verlohren durch die Hand roher Verwandten das Leben.

Das Wort Hierarchie wird am gewöhnlichsten vom Priester-Regiment und -Ordnung gebraucht, man bedient sich aber seiner auch bey anderen Regierungsordnungen mit Beysetzung eines Beyworts; so giebt es denn eine Hierarchie militaire, Hierarchie de police, de Justice ꝛc. Die angekreuzte Stelle möchte wohl nicht das Zeitalter der Ritterzeitblüthe betreffen, sondern eine Zeit, die nur existiren kann und wird unter einer Königin wie E. M., die durch Einsicht, Muth und Beispiel alles Ihr ähnlich ädel und gemüthlich zu machen gebohren ist. Schade ist es freylich um die Griechen- und Römerwelt; da aber E. K. M. sehr gut getroffen haben, daß durch zu fein gewordene Gefühle und durch ungezügelte Phantasie-Bedürfnisse das glücklichste Zeitalter der Germanen aufgelöst sey, so müste die jezzige Zeit um so mehr darnach streben die Einfachheit der Griechen und die Stärke der Römer sich anzueignen.

O allergnädigste Königin was sind Sie für ein Schmuck ihres Geschlechts, wie Unrecht thun Sie Ihrem Geiste; diese Versicherung kann ich so wenig zu oft wiederholen als die Versicherung des tiefsten Respekts mit dem ich bin ꝛc."

6.

Scheffner an die Königin.

12. Juli 1808.

„E. K. M. geruhen in der Beylage den Rest der 23 Vorlesungen und die Rechnung über meine Auslagen von 21 Thlr. 8 ggr. zu empfangen. Vermuthlich ist eine kleine Unordnung beym Numeriren der Hefte vorgefallen, der aber leicht abzuhelfen wäre, wenn E. K. M. die Gnade hätten, selbige mir insgesammt auf einige Augenblicke zustellen zu laßen. ich erlaube mir aber bey dieser Gelegenheit noch die den preußischen Staat höchst interessirende und mit jedem Monath schwerer zu erfüllende Bitte um die Beschleunigung der Wahl eines neuen Cr: P: Erziehers zu wiederholen. — Allergnädigste Königin es kann **mich** ja einzig und allein die innigste Ueberzeugung von der Nothwendigkeit einer solchen Abänderung zur Erneuerung dieser Bitte bewegen — da mein hohes Alter mich gegen die übeln Folgen einer durch Regentenverziehung misglückenden Regierung hinlänglich sichert. Wollen E. M. und der König, ein Paar so herrlicher Menschen, und sollten sie wohl so **schrecklich** gnädig und gutmüthig seyn, die Beybehaltung eines täglich gefährlicher werdenden Uebels zu gestatten, um nur der Unannehmlichkeit einer persönlichen Wegschaffung auszuweichen?

Verzeihen E. K. M. mir diese Zudringlichkeit, meine Gewissenssache benimmt mir alle Furcht vor einer ungnädigen Aufnahme, da ihre Unterlassung gegen die Pflicht zu streiten scheint, der lebenslang obliegt mit der tiefsten Ehrfurcht und herzlichsten Anhänglichkeit zu sein etc."

7.

Scheffner an die Königin.

„Allerdurchlauchtigste Großmächtigste Königin
Allergnädigste Königin und Frau!

Die vollkommenste Ueberzeugung von der **Königlichkeit** Ihres Geistes und Herzens konnte mich nur so dreust machen E. K. M. die Beylage*)

*) Die hier erwähnte Beilage scheint ein Gedicht zu sein, überschrieben: „**Zum dritten August** 1808." R.

an einem Tage zu überreichen, an dem man einzig darauf Bedacht zu nehmen scheint, ihn durch künstliche Freudenbezeugungen fast in und auf allen Elementen feyerlich zu machen.

Zwar kann kein Sterblicher beyderseits Majestäten herzlicher ein durch und durch frohes und glückliches Leben wünschen, wie ich, und zuverläßig wird kein heutiger Festlichkeitsveranstalter sich eyfriger bemühen von diesem heiligen Tage jedes trübe, selbst nur Gedanken-Wölkchen zu entfernen, dies hält mich aber nicht ab, auch den Wunsch zu äußern, daß keine Art zeitlicher Vergnügensgenüße jemals den Saamen wahrer Fürstlichkeit hindern möge, so viel Früchte zu tragen, als er vermag.

E. K. M. stellen sich vielleicht bey all Ihrem hohen Scharfsinn gar nicht die Lebhaftigkeit vor, mit der ich mir den Segensreichthum denke, den ein Paar von der Natur so vorzüglich gut dotirte und so hoch gestellte menschliche Wesen in der Welt stiften können — Triebe Sie doch ein ähnlicher Gedanke an als wahre Landesmutter den Königlichen Vater heut zum endlichen Entschluß über den nicht blos Ihnen, sondern dem ganzen Staat, ja der ganzen Mitwelt gehörenden Sohn zu bewegen! welches herrliche Andenken würde dadurch diesem 3ten August gestiftet werden!

Das gutmüthige Alter verdient Vorwurf, wenn es im Gefühl seiner Schwachheit an den hohen Werth der jungen Kraft erinnert und zum möglichst zeitigen Gebrauch der Lebensblüthe wiederholentlich anräth. Ich wage indessen zum letzten Mal für diese gute Sache ein gutes Wort, werde aber so wenig aufhören ihm im stillen eine gute Stelle zu wünschen, als lebenslang mit vollkommenster Ergebung zu sein E. K. M.

Königsberg den 3. August 1808.

allerunterthänigster Scheffner."

Der folgende Brief Scheffners in sehr unleserlich geschriebenem Concept ist ohne Datum, läßt sich aber nach einem Schreiben Delbrücks an Scheffner vom 8. März 1809, worin er ihn an die ihm „zu Anfange Septembers an einem Sonntag" vorgelesenen „Verhandlungen über seine Berufsgeschäfte mit dem Minister v. Stein und der Königin" erinnert, mit ziemlicher Sicherheit auf den 6. Sept. datiren.

8.

Scheffner an die Königin.

„Vorgestern hat Delbrück mir wider alle Erwartung alles vorgelese was er dem M. v. Stein und E. K. M. geschrieben, was ihm von Ihne darauf geantwortet und er darauf erwiedert hat: manches was er fü seinen Wunsch bis zum 15ten Jahr beybehalten zu werden anführt i richtig; aber es ist doch immer mehr dabey zu verlieren, als man zu gewinnen hoffen kann; — nachdem ich mit dem M. v. S. darüber gesproche so dürfte zur gelindesten möglichen Beendigung dieser nothwendigen Sach das leichteste Mittel seyn, wenn E. K. M. ihm ungefähr in der Art, wi ich in der Beylage zu entwerfen mich erdreustet habe, zu antworten geruhen wollten. Daß mit dem Könige zuvor Rücksprache darüber zu nehmen sey, darf ich wohl annehmen, weil Sr. Kgl. Maj. ihn doch darübe zu bescheiden und die Herbeirufung des Ancillon zugleich zu veranlasse Selbst die Gnade haben werden, indem ein Bescheid durch jede ander Behörde dem Delbrück, dem E. M. nicht gerne weh thun will, minder [?] schwer vorkommen dürfte."

Beilage.

„Da der König es nöthig gefunden mit der Erziehung und dem Unterricht seiner Söhne eine anderweitige Einrichtung zu treffen und beym Cronprinzen einen besondern Gouverneur anstellen zu laßen, so wird es des in Ihrem Schreiben auch erwähnten Examens der Prinzen und Untersuchung der Ursachen dieser Abänderung nicht bedürfen. — Sollten sie nun bey ihrem mir recht angenehmen Entschluß die Erziehung und den Unterricht der beiden jungen Prinzen zu übernehmen verbleiben, so wird Ihnen ihr bisheriges Salaire vom 1. Novbr. so lange ausbezahlt werden, bis sich Gelegenheit findet Sie mit einer Ihren Wissenschaften angemessenen Schul- oder Gymnasien-Direction zu versehen, in welchem Fall ihnen aber dennoch eine lebenslängliche Pension verbleiben wird zum Beweise der Zufriedenheit des Königs mit Ihrem bisherigen Benehmen. Da Sie vermuthlich wohl von dem Könige selbst vorher werden beschieden werden [zuerst hat gestanden, was aber nicht ausgestrichen ist: „da Sie vermuthlich besonders vom Staatsrath werden beschieden werden"] so versichere ich Sie nur ꝛc."

Das folgende Bittschreiben anlangend, ist wol nie in launigerer Weise von einem, der selbst weder titelschen, noch titelsüchtig war, für einen Andern um Vermittelung dieser königlichen Gnadenbezeugung gebeten worden.

9.
Scheffner an die Königin.

„E. K. M. lieben so sehr den Menschen Freude zu machen, daß ich kein Bedenken trage Sie unterthänigst zu bitten um etwas, das einen meiner Bekannten unaussprechlich erfreuen würde.

Der hiesige Admiralitätsdirector Klem, dessen Nichte E. K. M. am cronprinzlichen Geburtstage singen gehört, wünscht im Grunde seines Herzens den Geheimraths-Titel zu erhalten, den sein Vorgänger im Amt, ein Bruder des Gesandten v. Jacobi geführt, und an dessen Wittwe er von seinem Gehalt eine Pension bezahlen muß.

Mir ist zwar dieser heimliche Wunsch ein neuer Beweiß für das bekannte Sprichwort: Alter schadt der Thorheit nicht, allein der Mann hat eine beträchtliche königl. Kasse vor den Franzosenhänden gesichert, ein königl. Schiff, welches 4000 Thlr. gekostet von ihnen errettet, ist außerdem bey einigen Strohmfahrten E. K. M. Steurmann, auch der erste Veranlasser der Schloßteichsbeleuchtung am 3. Aug. gewesen, und würde einem braven, nicht mehr jungen Mädchen seine Rechte anbieten, wenn er in der Linken das Geheimraths-Patent vorzeigen könnte: sollten diese Umstände, besonders aber die Verminderung des Chors alter Jungfrauen nicht E. K. M. staatsmütterliches Herz bewegen den König zu bitten, auf Klems graues Haupt den Geheimrathstitel unmittelbar vom königl. Himmel doch ohne die Schwere der Stempel- und Chargen-Jura fallen zu lassen.

Wollten E. K. M. auch mir eine Gnade dabey erweisen, so wär es die Verschweigung meines Nahmens bey etwanniger Erfüllung meines allerunterthänigsten Vorwortes.

Mit unmöglich zu vermehrender Devotion ersterb ich E. K. M.

Königsberg den 9. Novbr. 1808.

allerunterthänigster Scheffner."

Die Königin antwortete nicht selbst, sondern durch ihren Secretair und schrieb nur ihren Namen darunter:

10.

Die Königin an Scheffner.

„Mein Herr Kriegesrath Scheffner! Da Ihre Bitte um Erfüllung der Wünsche des Admiralitäts Director Klemm von Sr. Majestät dem Könige entschieden werden muß, so wünsche Ich daß Sie solche unmittelbar an Sr. Majestät richten, und soll es Mir angenehm seyn, wenn der Zuläßigkeit derselben keine Hindernisse sich entgegen stellen. Ich verharre übrigens Ihre wohlaffectionirte Königin

Königsberg den 27. November 1808. Luise.

An den Kriegsrath Herrn Scheffner allhier."

Ob Scheffner ihren Wunsch erfüllt und diese Angelegenheit unmittelbar an den König gebracht, ist mir nicht bekannt; indessen gab ihm eine bei weitem wichtigere, nämlich die ihn wie alle wahren Patrioten schmerzende Entlassung Steins, den Muth, am 4. Dec. den König um Verleihung des schwarzen Adlerordens an den „edlen und höchstdienstverständigen" Minister anzugehen. — Scheffner war verstimmt und klagte bitter über die Verkehrtheiten und Halbheiten in der nicht mehr von Stein's Geist beseelten obersten Verwaltung. „Es ist wahrlich eine Schmerzverdoppelung," schreibt er an Stein den 16. März 1809, „durch die Jämmerlichkeit der Gegenwart an die Trefflichkeit der Vergangenheit erinnert zu werden. —" Wie sich unter solchen Einflüssen sein Verhältniß zur Königin gestaltete, können wir errathen, wenn wir in demselben Schreiben lesen: „Die Königin erkundigt sich zwar immer höchst gnädig nach mir, wir sehen uns aber nicht, da ich keine Geburtsthee's 2c. besuche. — Sie weiß zum voraus, was ich ihr sagen würde, da gewiß die Frau v. Berg, die nichts von sich hören läßt, ihr manches von meinem Denken erzählt haben mag." Jedoch den Geburtstag seiner edlen Königin kann er nicht vorüber gehen lassen, ohne ihn in gewohnter artiger Weise zu feiern; er übersendet ihr seine Huldigung in Versen, sinnig anknüpfend an ihre Rückkehr aus Petersburg, dem „nordischen Paris,"

„Wo Stürme aller Art die Lebenssegel blähen
Und Täuschungsstaub in viele Augen wehen"

ins eigne Land,

„In dem kein Prachtgewühl den Blick
Verwirrend täuscht."

Begleitet waren diese Verse von einigen Zeilen:

11.

Scheffner an die Königin.

„E. K. M. geruhen in Gnaden einen geringen Beitrag zur Feyer Ihres heutigen allen Preussen heiligen Geburtstages anzunehmen, den mit der tiefsten Ehrfurcht überreicht E. K. M.

Königsberg den 10. März 1809. allerunterthänigster Scheffner."

Die Königin dankte, wie folgt:

12.

Die Königin an Scheffner.

„Waß werden Sie von mir denken lieber Herr Scheffner? Ihr Brief Ihre Verse sind ohne Antwort geblieben, und dennoch hab ich sie recht tief empfunden und bin Ihnen sehr vielen Dank schuldig. Ich hab' es recht gut machen wollen und hab' es recht schlecht gemacht. Nehmlich ich habe nicht gewollt daß mein Secretarius seine steiffe Antwort Ihnen zukommen sollte, kassirte sie deshalb; die Zeit Gebrach mir aber um Ihnen selbst zu danken, und so sind Sie denn ganz ohne Zeichen des Lebens und des Danks geblieben. Erlauben Sie mir beydes jetzt nachzuholen, und Sie zu bitten, mich einen dieser Morgen zu besuchen. Von 11 Uhr an bin ich Sichtbar. Ich habe sehr viel Vergnügen gehabt den würdigen Borosský kennen zu lernen, es ist ein braver kluger angenehmer Mann mit dem ich mich lange mit vieler Freude und Hertzlichkeit unterhielt, mir zu wahrer Erbauung. Leben Sie recht Wohl und zweiffeln Sie nicht an meiner wahren Achtung.

K. d. 2. May 1809. Luise."

Das Original auf feinem Papier mit gepreßter zum Theil vergoldeter Borte und Goldschnitt trägt die Aufschrift: „Dem Herrn Scheffner."

Im August 1809 erschien der aus dem Würtembergischen hierherberufene Schulrath Zeller, ein Schüler Pestalozzi's, um das seiner ursprünglichen Bestimmung zurückgegebene Waisenhaus zu einem Normalinstitut behufs Bildung künftiger Landschullehrer einzurichten. Scheffner „von jeher den

Elementarschulunterricht für die Hauptbasis aller Regierungsoperationen" haltend, nahm sich der neuen und besseren Erziehungs- und Lehrmethode mit rühmlichem Eifer an und wurde durch ein sehr schmeichelhaftes königliches Cabinetsschreiben vom 11. December 1809 als Beisitzer der Commission bestätigt, welche unter dem Oberpräsidenten v. Auerswald zur Veranstaltung und Leitung aller zur Ausführung der beßern Volkserziehung zunächst in den Provinzen diesseits der Weichsel nöthigen Maßregeln niedergesetzt war. Wie er über „diese so heilige und dem Könige selbst so wichtige Sache" dachte, erfahren wir aus seinem Leben (S. 312 ff.) und auch aus dem folgenden Schreiben:

13.

Scheffner an die Königin.

„Allerdurchlauchtigste Grosmächtigste Königin
Allergnädigste Königin und Frau!

Durchs hohe Alter ist zwar vieles aus meinem Kopfe verschwunden, allein der ihm längstens tief eingeprägte Gedanke, daß dem Menschengeschlecht nur durch gute Erziehung zu dem seiner Natur angemeßnen Glück geholfen werden, daß aber diese Erziehung nicht gedeihen könne, wenn nicht das weibliche Geschlecht so früh wie möglich vorbereitet wird ernstlichen Antheil daran zu nehmen — dieser Gedanke ist fest in ihm stehen geblieben. Auch die Erfahrungen meiner letzten Lebensjahre, die mir einleuchtender, als ich je hätte denken können, bewiesen, daß nicht militairische nicht civilistische Künsteleyen und Kunststücke Friedens- und Kriegsstärke der Staaten hervorbringen, haben mich noch fester bestärkt in dem Glauben an die Wahrheit des Satzes, daß nur in einer bessern kräftigern Jugend-Erziehung die Mittel zu suchen und zu finden seyn die Welt von ihrer Krankheit zu heilen und sie gegen Rückfälle möglichst zu sichern.

E. K. M. geruhten nach Ihrer Rückkunft aus Petersburg mündlich gegen mich zu äußern, daß dort Ihre Seele durch nichts angenehmer und stärker ergriffen sey, als durch den Anblick der großen Anstalten der Kayserin-Mutter zur Töchtererziehung, nur daß selbige viel Geld kosteten, woran es jetzt in Preußen fehle.

Allerbeste, Allergnädigste Königin, von der Taufe sagte der große kluge Luther: Waßer thuts freylich nicht und so liegt auch das Heyl fol-

cher Anstalten nicht an Rubelmissionen. Mit vielem hält man Hauß, mit wenigem kommt man aus, und dieses wenige, mit dem sich auskommen läßt, ist das richtige Maß von dem zur Sache wirklich erforderlichen, das Uebrige ist vom Uebel dessen es bey den rußischen Erziehungsinstituten gewis sehr vieles giebt.

E. K. M. hat Gott mit einem bey Fürsten nicht häufigen Triebe zur Geistes- und Herzensausbildung ausgestattet, da selbiger aber bey aller Ihrer Umgebung sich nicht, wenigstens nicht sichtbar äußert, so wende ich mich allein an Sie mit einem innigsten: Eile! Eile! und errette ihre Seelen! weil ich besorge es werde mit den zur beßern Volkserziehung vom Könige bewilligten Kosten und Vorkehrungen nicht viel beßern Erfolg haben als mit den vielen theuren geheimen und ungeheimen Staatsräthen, die kein Staatsrath sind, wenn Sie, Allergnädigste Königin sich nicht entschließen auf irgend eine Art einen Theil des Volkserziehungs-Departements zu Ihrer eignen Sache zu machen. Ihr Gemüth muß hier der Geist Gottes werden, der über dem bewegten Waßer schwebt, bis das kräftige: Es werde Licht! aus seinen Wogen hervortöne. Lassen Sie die gelehrten Schulen ihr eignes Wesen treiben nach Gebühr, Sie aber werden im höchsten Sinn eine Landesmutter durch Vorsorge für den Elementarunterricht aller Kinder, besonders der Mädchen, die weit früher als die Knaben ein Hauß zu besorgen Gelegenheit haben und Sie werden dadurch wenigstens Ihrem Thronfolger es erleichtern ein wahrer Landesvater seyn zu können.

Ueber die Frage: wie geschieht das? bin ich nicht im Stande die gehörige Auskunft zu geben, allein der herverschriebene Regierungsrath Zeller ist der Mann, der es vermag und der daher persönlich von E. K. M. näher gekannt zu werden verdient: haben Sie nur die Gnade sich nicht an dem etwas eitel feyerlichen seines Vortrags zu stoßen. Alle Virtuos sind anmaßend, nur einer mehr oder weniger als der andre. Bey ihm kommt es sicher nicht sowohl aus der Lust oder Absicht sich wichtig zu machen her, als aus der Fülle seiner Kenntniß und Erfahrung und das Geräusch seiner kleinen Redwellen wird sich bey der unübertrefflichen Conversationsmilde der königlichen Luise sehr bald in den Gesprächston auflösen, der dem Lehren und Lernen so zuträglich ist.

Nach allen mir über ihn zugekommenen Nachrichten hat dieser Eine Mann bereits höchst nützliche Dinge im Erziehungsfach geleistet — Haben Sie daher die Gnade mit ihm wiederholentlich als eine Königin zu sprechen, der es ernstlich am Herzen liegt Landesmutter zu werden, und er wird Sie gewis von der Ausführbarkeit dieses höchst nützlichen Unternehmens so überzeugen, daß Sie Muth bekommen werden Ihrem Volke die größte Wohlthat zu erweisen, die es durch seine Liebe zu Ihnen verdient.

Ich glaube an E. K. M. eine Ungerechtigkeit zu begehen, wenn ich nicht dreist hoffen wollte, daß Ihre eigene Ueberzeugung die Sache in einen lebhafteren Gang bringen werde, als alle hohe Officianten ihr zu schaffen vermögen, die ich für keine Weise des Landes erkennen würde, wenn nicht ein Wort aus dem Munde der Königin ihnen zum Leitstern diente das Erziehungsbethlehem aufzusuchen und sich selbst dort anzubauen.

E. K. M. hätt' ich mit diesem unterthänigsten Antrage gewis nicht zu belästigen gewagt, wenn ich nicht mein Leben mit einem recht guten Werke zu beschlüßen wünschte, und ich mir ein ersprießlicheres hätte denken können als die Aufmunterung einer Regentin zur Uebernahme eines Geschäftes, welches durch und durch königlich, d. i. Landbeglückend werden kann, und dies durchaus gelingen wird und muß, wenn E. K. M. sich nur erst besonders auch davon überzeugt haben werden, daß von der gehörigen weiblichen Erziehung das Bestehen der männlichen abhängt, weil nicht umsonst geschrieben stehet: des Vaters Seegen bauet den Kindern Häuser, aber der Mutter Fluch, d. h. ihre unkluge leichtsinnige Haußart reißt sie nieder.

Ueber vorstehendes bitt ich E. K. M. mit keinem zu sprechen als mit Sich Selbst; Keiner kann Ihnen darüber so gut rathen wie Ihnen Ihr eigener Geist und ihr eigenes Gemüth rathen wird. Was Sie nach einer solchen wahren Cabinetsconferenz beschlüßen werden wird mich gewis in der Liebe und Ehrfurcht bestärken mit der ich ersterbe

E. K. M.

den 17. Aug. 1809 allerunterthänigster

Sterbtag Fr. II. S."

Auf der ersten Seite des Concepts hat Scheffner mit Bleistift ver-

merkt: „Die Königin sagte mir am 17. Aug. bey der Feyr des Todestages Frdr. II.: „Sie würde das hier stehende noch recht bedenken, und es ist weiter zu nichts gekommen, außer daß Sie in der Folge sich der Zellerschen Sache sehr angenommen." Auch Frau v. Berg theilt mit (S. 348.), daß die Königin ungeachtet ihres leidenden Gesundheits-Zustandes sich eifrig mit den Königsberger Schulanstalten beschäftigte und oft den Director Zeller zu sich rufen ließ, um mit ihm von dieser ihr so theuern Angelegenheit zu sprechen.

14.
Scheffner an die Königin.

„Den 22. Aug. 1809.

Die feste Ueberzeugung, daß das unveränderte Andenken guter edler Menschen E. K. M. nicht gleichgültig ist, macht es mir gewißermaßen zur Pflicht Ihnen eine Stelle aus einem so eben erhaltenen Billet der Frau v. d. Recke, das sie einem Briefe des Verfaßers der Urania an mich beygefügt hatte allerunterthänigst zu überreichen —

Vielleicht laßen E. K. M. mir ein Wörtchen für sie sagen, wodurch meine Antwort gewiß unbeschreiblich angenehn werden würde.

Gott erhalte Sie theuerste Königin uns allen und kein Zeitsturm verwehe Eine Ihrer Gedankenblüthen, ohne daß sie nicht Jungen und Alten nützliche Frucht getragen habe — .

Franzbrunn 2. Aug. 1809.

— — Das waren seelige Zeiten (1789.) — Da seufzte Europa noch nicht unter einem Joche, das immer drückender werden wird, wenn Vernunft und Rechtlichkeit nicht erwachen, um dem wüthenden Strome der Verheerungen einen kräftigen Damm entgegenzusetzen; — könnt ich mich doch zu Ihnen versetzen, und die holde Königin wiedersehen, die ich unwandelbar liebe -- sagen sie der uns allen theuern Königin, daß mein Herz Ihr treu ergeben bleibt, denn Sie hat ein Gemüth das geliebt zu werden verdient und welches das Bedürfniß fühlt, andern werth zu seyn. O daß ich diese herrliche Frau in den jetzt bedenklichen Zeiten sprechen könnte, die wahrlich so bedenklich nicht wären, wenn diejenigen, die das Gute wollen, kräftig an einander hingen und mit einander wirkten. —"

Die wahrhaft rührende Antwort der Königin kann ich nur nach der Abschrift von Scheffners Hand mittheilen:

15.

Die Königin an Scheffner.

„Ich danke Ihnen recht aufrichtig lieber Herr Scheffner für die Güte mit welcher Sie besorgt sind mir Freude zu machen. Das Andenken edler Menschen ist mir immer von großem Werth gewesen; doch jetzt, da ich im Unglück bin, wenn da gute edle Menschen mir sagen und beweisen, daß sie mich lieben macht es einen so wohlthätigen tröstenden Eindruck auf mich, daß ich Sie inständigst bitte der Frau von der Reck zu sagen, wie sehr ich ihr danke für der Art, mit welcher sie meiner gedacht. Immer hab ich ihren Geist und ihr Gemüth, welches in einem so herrlichen Einklang lebt, geliebt und geschäzt; auch dieses wünscht ich, daß sie wüßte. Was sie über der Zeit sagt, mag ich eigentlich lieber gar nicht berühren, da meine Ueberzeugung die traurigste ist. Die Erscheinung der Geissel der Wellt hat gewis große Zwecke; allein ich sehe weder Vernunft noch Rechtlichkeit, weder Sittlichkeit noch Religiosität durch das über uns gekomne Unglück erweckt. Nur große Scenen sind im Stande große Wirkungen hervorzubringen, und daher werden noch große Opfer fallen müssen, damit das Gute für der Wellt bewirkt werde. Die Gemüther sind zu verhärtet durch Egoismus und falsche Bildung, als daß man hoffen dürfte, daß sie leicht zu erschüttern und zu bessern wären, nur große revolutionen können und werden dieses bewirken. Sie sehen, lieber Herr Scheffner, daß in denen zwey Jahren, die ich Sie kenne, ich die Wellt von ihrer ernsten Seite habe beobachten lernen. Irr ich mich und wirds besser mit der Wellt, so wird es wohl kein Mensch mit heitrerm Sinn und dankbarerm Herzen aufnehmen als ich. Trift aber mein Ahnden ein, dann hoff ich auch die Stärke zu besitzen, die allein dem Menschen wird durch Glaube und Hingebung.

K. d. 24. August 1809. Ihre Freundin Luise."

16.

Scheffner an die Königin.

„Da dem Landesvater das Recht zusteht von jedem Verboth, das etwas seinen Kindern untersagt, loszusprechen, so glaube ich, daß der Landesmutter ein gleiches gebühre und trage daher kein Bedenken das beykommende mir heut von der Frau v. d. Reck zugeschickte und blos zum Vorlesen bestimmte Gedicht*) vom 15. Aug. der allverehrten Königin zum Selbstlesen allerunterthänigst einzureichen. Nach Zurückerhaltung des Originals kann ich denn doch die Einsenderin versichern, daß es zwar von E. K. M. selbst gelesen, aber in keine andere Hände gekommen sey.

E. K. M. letzte köstliche Herzergießung hab ich vor einigen Tagen der Frau v. d. Recke bekannt gemacht und bin fest überzeugt, daß der Geist derselben ihr unendlich wohler thun wird als alle Wasser Franzensbrunnens, wenn sie ihr auch Franz selbst eingeschenkt hätte.

6. Septbr. 1809."

17.

Scheffner an die Königin.

(ohne Datum.)

„E. K. M. werden wie ich gehört habe, nächstens die Tippolsche Armenschule besuchen, dieses veranlaßt mich eine allerunterthänigste Bitte zu thun, die eine Art von Gewissenssache für mich ist.

Vor E. K. M. ersten Reise nach Memel malte ein sehr armer Mensch, Nahmens Kirschberger**) einen Feurschirm für E. K. M., ich brachte selbigen in Begleitung der General l'Estocq aufs Schloß, und ließ ihn bey der Gräfin Moltke zurück. Meiner vielen vergeblichen Erkundigungen wegen muß ich glauben, daß die Rolle gar nicht in E. K. M. Hände gekommen, besonders da der Mahler kein Douceur dafür erhalten hat.—

Die Mutter dieses armen Künstlers, der auch dem Cronprinzen verschiedene von seinen Copieen vorgezeigt hat, ist eine treufleißige Lehrerin in

---

*) Das hier erwähnte Gedicht: „Das Vaterland" von Tiedge ist zuerst in wenig veränderter Form abgedruckt in „Denkmale der Zeit von C. A. Tiedge. Leipz. 1814. S. 4 ff, dann Tiedge's Werke hrsg. von Eberhard. Halle, 1823. III. S. 42 ff. R.

**) Eine sehr dürftige Nachricht über ihr findet sich Nagler, N. allgem. Künstl. Lexicon. VII, 38. R.

der Tippoltschen Armenschule. Wollen E. K. M. wohl die Gnade haben dieser guten alten Frau ein Paar Frd.d'or zu geben? Sie würde diese Wohlthat gewis für eine Fleiß-Prämie ansehen, und dem Sohn würde zugleich seine Mühe und Auslage vergütet.

E. K. M. unerschöpfliche Neigung zum Wohlthun verbürgt mir die Verzeihung meiner Bitte, die ohne die Empfindung der tiefsten und herzlichsten Ehrerbietung nicht gewagt hätte E. K. M. ꝛc."

Scheffner hat folgendes dazu vermerkt: „Die Königin sandte mir auf vorstehendes 4 Fr:d'or durch den Cammerh. v. Buch, die ich dem Consf.-Rath Busolt zur weitern Aushändigung zugestellt habe."

In dem letzten Schreiben nimmt Scheffner, der durch eine bedeutende Krankheit verhindert war, persönlich vor der Königin zu erscheinen, nachträglich herzlichen Abschied von ihr, die mit ihrem hohen Gemahl den 15. Dec. unsere Stadt verlassen hatte.

18.
Scheffner an die Königin.

„den 4. Januar 1810.
abgegangen: 5. Jan.

Meine noch nicht ganz gehobene Krankheit hinderte mich in den letzten Tagen E. K. M. Hierseins an einer persönlichen Aufwartung, sowie auch an der Befolgung des lezten Befehls dazu, und ich muß mich jezt blos halten an dem Andenken an die Stunden, in denen ich E. K. M. zu sehen und zu sprechen das Glück gehabt, welches mir um so theurer und unvergeßlicher bleibt, als es die Ueberzeugung begleitet nichts als Kluges, Schönes und Gutes von E. K. M. gehört, und Ihnen nichts Unwahres über Personen und Sachen gesagt zu haben. Von den herzlichsten Seegnungen aller Preußen begleitet wohnen E. K. M. nun wieder in Ihrer alten Residenz, und haben vermuthlich schon manche Entschädigung für die vieljährige Entbehrungen gefunden, deren Erinnerung hoffentlich aber E. K. M. auch nicht unangenehm seyn kann, da ich weiß, wie sie alles schäzzen und benuzzen, was zur raschern Ausbildung Ihrer glücklichen Naturtalente Anlaß giebt. Ueberdem pflegen Genußverschiebungen die Lust und Fähigkeit zu neuen Genüßen zu schärfen und zu stärken.

Der Hoffnung E. K. M. wiederzusehen muß ich leider meines Alters

wegen entsagen, allein so lang ich noch lebe, werd ich Sie im Geist und in der Wahrheit sehen, und immer brennend wünschen, daß Sie mein Vaterland, das Sie wahrlich von Herzen liebt, nicht vergessen und ihm seine Anhänglichkeit und Liebe besonders dadurch zu vergelten die Gnade haben mögen, daß Sie sich der Erziehung des gemeinen Mannes und Ihrer Prinzen mit Muth und Sorgfalt annehmen.

Was man mir vom dem Eindrucke erzählt, den der Besuch des Waysenhauses auf E. K. M. gemacht, hat mir Freudethränen gekostet; laßen Sie ihn doch nicht verduften sondern bleiben fest bey dem Glauben, daß in der geschickten Verbindung der Erziehung der mit Recht geschiedenen Stände der Grund einer ächten Nationalglückseeligkeit liegt: daß, man versäume eine oder die andre, jenes große Ziel der Regierungen verfehlt werden oder nicht stehen bleiben wird.

Wie würd ich, der vom vollständigsten Gelingen beyder Erziehungen keine persönliche Vortheile zu erwarten habe E. K. M. diese Staatsangelegenheit mit einer Art von Zudringlichkeit empfehlen, wenn ich nicht mit der großen Majorität wahrer Patrioten überzeugt wäre, daß wenn dieses Fach nicht mit großer Redlichkeit und Klugheit cultivirt, und jeder wirkliche Salto mortale wie der mit dem Kronprinzen zu aller Erstaunen gewagte, vermieden wird, Preußen nie jenen Glanz und Wehrt erhalten kann, der sich nicht so leicht beschädigen läßt, wie sein vormaliger.

Bekannt mit E. K. M. sehr unnöthigem Mistrauen in Ihre eignen Kräfte bin ich so dreust Ihnen ein Paar Männer für solche Zweifelsmomente zu empfehlen: die Staatsräthe Nicolovius (höchst bieder, behutsam, edel, fest und von vorzüglicher ästhetischer Cultur) und Süwern (hochgesinnt, brav, etwas eigen, in Geschichte und Litteratur höchst kenntnißreich) beyde werden Ihnen über alles wissens- und thunwürdige unumwundene Auskunft geben. — Das Bildungswesen überhaupt aber wird einen besondern Schwung und Nachdruck erhalten, wenn E. K. M. Geist den Rathsworten den lebendig machenden Athem einhaucht. Meinen Abschied von E. K. M. weiß ich durch nichts andenklicher zu machen als durch obige Bitten und Wünsche, die von der Ehrfurcht und Liebe unabtrennbar sind mit der ich ersterbe E. K. M.

S."

Kritiken und Referate.

Hannibals Ende, Tragödie in 5 Acten von Bauer. Königsberg 1863. Verlag von Gruber und Longrien.

Wir haben es hier nicht mit dem Hannibal zu thun, der als Rächer der Schmach seiner Vaterstadt Carthago mit einem Heere von 60,000 Mann und 37 Elephanten von Gallien her kühn über die Alpen steigt, die Heere der schon übermächtigen Römer vor sich hertreibt und bei Cannä auf's Haupt schlägt, die unterjochten Völker Italiens zur Freiheit aufruft, dann in Scipio seinen würdigen Gegner findet, endlich vom Glück und von seiner Vaterstadt verlassen Italien aufgiebt und bei Zama besiegt um Frieden bitten muß; auch nicht mit dem Hannibal, der sich dann als ebenso tüchtiger Staatsmann und Nationalökonom wie Feldherr beweist, das faule Aristokratenregiment in Carthago beseitigt, die Volkspartei an's Ruder bringt, die geschwächte Republik wieder zu neuen Kämpfen stärkt und ermuthigt, endlich aber dem unversöhnlichen Hasse Rom's und der Erbärmlichkeit der reichen Krämer seiner Vaterstadt weichen und im Auslande ein Asyl suchen muß — sondern mit dem Greise Hannibal, der nach mancherlei Irrfahrten an den Höfen asiatischer Könige schließlich bei dem Schwächling Prusias von Bithynien Schutz findet, einen letzten Versuch macht die in sich uneinige außerrömische Welt gegen Rom in die Schranken zu führen, aber noch vor Beginn des Kampfes, von Prusias aufgegeben und von den Römern und deren Knechten in seiner einsamen Burg bei Libyßa umzingelt, sich selbst den Tod giebt. — So verlockend der Stoff wegen seiner gewaltigen Perspective in die Vergangenheit zurück und wegen des großartigen Charakters des Mannes ist, der den Kampf gegen Rom wieder und wieder wagt und endlich dem Schicksal unterliegt,

das Rom zum Träger der Weltgeschichte machen wollte; so tragisch an sich auch das Geschick dieses außerordentlichen Mannes genannt werden kann, so wenig scheint doch gerade sein Lebensende geeignet einer Tragödie genügenden Inhalt zu geben. Der Verfasser, der nicht nur sehr gründliche historische Studien gemacht, sondern auch den etwas wüsten und zerfahrenen Stoff mit anerkennenswerther Geschicklichkeit klar gelegt hat, wird wahrscheinlich selbst bei der Arbeit den Mangel eines würdigen Gegengewichts gegen Hannibal's letzte Kraftanstrengungen schmerzlich empfunden haben. In der That ist der Kampf, der Hannibal zu einer weltgeschichtlichen Größe erhoben hat, ein Vierteljahrhundert früher in Italien und Afrika ausgekämpft. Damals handelte es sich darum, ob Carthago mit den Waffen des Friedens, oder Rom mit den Waffen des Krieges die bekannte Welt beherrschen sollte, damals war Hannibal der Repräsentant der sich gegen den Egoismus Roms aufbäumenden, für Freiheit und Nationalität streitenden Völker, und der Gegner war nicht minder groß als der Angreifer. Hannibal in solchem Kampfe erliegend ist allerdings eine tragische Größe, die sich auch für das Drama verwerthen läßt, (Grabbe!) aber bei Zama endet er nicht nur für das Drama, sondern eigentlich auch für die Geschichte, da andere bewegende Mächte für ihn eintreten. Hannibal als Schützling eines von seinem Weibe beherrschten asiatischen Despoten, nur noch in lockerster Verbindung mit seiner Vaterstadt Carthago, die sich selbst aufgegeben hat und, wie sie hier erscheint, gar keines Kampfes mehr werth ist, intriguirend mit kronentragenden Schwächlingen und Schurken gegen eine Macht, die vier Acte außerhalb des Dramas waltet und im fünften nur täppisch zuzugreifen braucht um ihn völlig zu isoliren und zur Selbstvernichtung zu zwingen — dieser Hannibal kann uns auf der Bühne nicht mehr erwärmen und wenn er noch so schön declamirte, was er gethan hat und thun will. Ja, er verliert sogar unsere Achtung, wenn wir ihn die kleinlichsten Mittel anwenden sehn um sich Freunde zu verschaffen oder zu erhalten. Ist danach die Wahl des Stoffes als verfehlt zu bezeichnen, so muß doch andererseits anerkannt werden, daß der Verfasser innerhalb der gesetzten Grenzen eine achtenswerthe dramatisch-historische Studie gegeben hat, die man nicht ohne Interesse liest. Er hat sich bemüht, die geschichtlichen Charaktere überall dramatisch zu individualisiren

und die Motive ihrer Handlungen von innen heraus herzuleiten, und zwar oft mit Erfolg; nur der Charakter der Elissa, Hannibal's Tochter, ist in seiner der alten Welt fremden sentimentalen Verschwommenheit total verzeichnet. Die Diction ist im Ganzen fließend, aber nicht frei von Trivialitäten und hohlem Pathos, dafür an andern Stellen wieder überraschend knapp, prägnant und gedankenreich. Wir muntern den Verfasser zu fernerer Production auf, geben ihm dann aber den Rath den Versuch zu machen, für die wirkliche Bühne zu schreiben, wo möglich einen modernen Stoff zu wählen, denselben dramatisch zurechtzulegen, den häufigen Coulissenwechsel und das Ueberspringen der Handlung von einem Ort zum andern während der Acte zu vermeiden und die Personen nichts sprechen zu lassen, was nicht von Bedeutung und nothwendig ist. Sollte ihm die bühnenmäßige Anlage Schwierigkeiten machen, so können wir ihm das Buch von G. Freitag „die Technik des Dramas" empfehlen, in welchem darüber vortreffliche Winke gegeben sind.

Zwei Weihnachten von Heinrich Röckner. Danzig. A. W. Kafemann. 1863.

Wir befürchten nicht mit der Anzeige dieses Büchelchens — es hält nur 91 Seiten kleinsten Formats — post festum zu kommen; es gehört ganz und gar nicht zu der leichten Waare, die nur vor Weihnachten auf Abnehmer zu rechnen hat und deren Titel ein Aushängeschild für den Weihnachtsmarkt ist. Es handelt sich um zwei Weihnachten eines — Juden, der freilich der vorzüglichste Christ sein könnte, wenn er es nicht vorziehn würde diesen Namen abzulehnen, um der vorzüglichste Mensch bleiben zu können. Vom religiösen Standpunkte des Verfassers aus ist dieser Satz nicht paradox, und daß er auch dem Leser — wenigstens für den vorgetragenen Fall — wirklich zutreffend erscheine, dafür sorgt die von aller Leidenschaftlichkeit freie, nur auf den Gegenstand gerichtete und gerade in ihrer Objektivität so höchst eindringliche Darstellungsweise. Ein Jude, der nicht confessionell erzogen ist und ohne jedes Vorurtheil für oder gegen eine bestimmte Religion ins Leben tritt, also ebenso wenig Zuneigung für das Judenthum als Abneigung gegen das Christenthum hat (oder umgekehrt,)

kommt in die schwerste Versuchung, den einen Namen gegen den andern umzutauschen, indem er unter für ihn höchst ehrenden Umständen die tiefe Neigung eines Mädchens gewinnt, das zufällig als Christin geboren ist! Gesellschaftliche Schranken, obgleich sie die Tochter eines begüterten Grafen und er ein armer Studiosus der Medizin und Hauslehrer ist, hindern ihre Vereinigung nicht; um so schwerer wird aber der Conflikt zwischen seiner Neigung zu der Geliebten und seiner Abneigung gegen einen Religionswechsel aus Gründen, die nicht auf die religiöse Ueberzeugung selbst Bezug haben, und um so achtenswerther seine aus wahrster Religiosität und Humanität fließende Entscheidung gegen sein Herz und für seine Ueberzeugung. Man bedenke wohl: diese Ueberzeugung ist frei von jedem confessionellen Zwang und besteht eben darin, daß es des Menschen unwürdig sei, äußerer Vortheile wegen selbst eine für ihn gleichgültige Bezeichnung ohne innerliche Veränderung des Wesens zu wechseln und dem bloßen Schein dadurch Bedeutung zu geben. Die Frage verallgemeinert sich dadurch weit über den speciellen Fall hinaus, läßt das Gebiet confessioneller Bedenken hinter sich und wendet sich an das moralische Bewußtsein des Menschen als solchen. Jeder Uebertritt von einer gesellschaftlich begrenzten Vereinigung zur andern, bei der ein Gesinnungswechsel vorausgesetzt wird, soll ihr eine Antwort schuldig sein; möge sie überall so ausfallen wie die dieses Juden. — Novellistisch ist die Lösung vortrefflich vorbereitet durch die Schilderung einer jüdischen Banquierfamilie, in der das Convertiren lediglich Sache der Spekulation ist, weil nicht nur jede confessionelle Ueberzeugung, sondern auch jeder religiöse Sinn fehlt. — Wem es um eine Lektüre zu thun ist, die neben vortrefflicher Unterhaltung eben so das Gefühl als das Nachdenken des Lesers auf neue Bahnen zu weisen im Stande ist, der gehe diesem kleinen Buche unseres Landsmannes nicht vorbei. —



Chronik der Kgl. Deutschen Gesellsch. in Königsberg 1864.

In der am 15. d. M. abgehaltenen Sitzung der Königlichen Deutschen Gesellschaft hielt Dr. Reicke einen Vortrag über den Briefwechsel des weiland Kriegsrath Scheffner mit der Königin Luise. Nach beendigtem

Vortrage traten die anwesenden Mitglieder der Gesellschaft zu
vatsitzung zusammen, in welcher nach Erledigung einiger ge
Mittheilungen folgende neue Mitglieder durch Ballotage erwähl
Prof. Dr. Ueberweg, Prof. Dr. Laband, Dr. Wiedema
prediger Hoffheinz und Gymnasialdirector Dr. Wagner. Erfr
die Mittheilung, daß im Laufe des verflossenen Jahres die
kein Mitglied durch den Tod verloren hat. Seitdem die Bibl
Gesellschaft mit der akademischen Handbibliothek räumlich vereini
ist, ist die Benutzung derselben auch von Seiten der Mitglieder
haftere geworden als es bisher der Fall war. Mehrere einhei
auswärtige Mitglieder, desgleichen einige gelehrte Gesellschaften
neuesten Schriften der Bibliothek als Geschenke übermacht. Im
jetzt verflossenen Jahres hat die Gesellschaft außer der heut
Sitzungen gehalten, in welchen vorgetragen wurde: 1) am 25. Fel
Prof. Dr. A. Hagen „über den Antiquar Joh. Friedr. Re
2) am 22. März (Königs Geburtstag) von Geh.-Rath Dr. Ros
„über Friedrich II. als Philosoph," 3) am 23. April von Dr
„eine biographische Skizze Shakspere's," 4) am 26. Mai von
Nesselmann „über das Verhältniß der Poesie zur Despoti
muhammedanischen Staaten" und 5) am 10. November von
Prof. Dr. Schubert „über den Director F. A. Gotthold und
herausgegebene Sammlung seiner Schriften in 4 Bänden."

N.

Mittheilungen und Anhang.

Zu Kants Manuscript zur Metaphysik der Natur.

Mitgetheilt von Rudolf Reicke.

Vor sieben Jahren machten bekanntlich Mittheilungen über die Entdeckung eines umfangreichen, „seinem Inhalte nach bisher unbekannt gebliebenen" Manuscripts von Kant die Runde durch die öffentlichen Blätter. Am ausführlichsten haben, so viel mir bekannt, über diese Reliquie unseres großen Philosophen Geheimrath Prof. Dr. Schubert in den neuen Preuß. Prov.-Blätt. 3. Folge. Bd. I. Hft. 1. (Königsb. 1858) S. 58—61 unter dem Titel: „die Auffindung des letzten größern Manuscriptes von Immanuel Kant" und die Preuß. Jahrbücher von R. Haym Bd. I. (Berlin, 1858) S. 80—84 unter der Ueberschrift: „Ein ungedrucktes Werk von Kant" berichtet. Nach dem letztern Bericht „ist schon die Rede von Schritten gewesen zur Erlangung dieser Handschrift und Einverleibung in die Königliche Bibliothek in Berlin, doch haben die hiefür verfügbaren Mittel in keinem Verhältniß gestanden mit der Forderung des jetzigen Besitzers oder seines Bevollmächtigten; ... jener soll ein entfernter Verwandter des Philosophen sein und im Innern Rußlands leben." Nach dem erstern Berichte „soll der Besitzer in Riga leben." Ganz ohne alle Kenntniß von diesem Manuscripte war man freilich nicht; denn man wußte aus Hasse (Merkwürdige Aeußerungen Kant's von einem seiner Tischgenossen. Kgsbg., 1804. S. 19 ff.) und Wasianski (Immanuel Kant in seinen letzten Lebensjahren. Kgsbg., 1804. S. 194 f.), daß Kant in seinen letzten Jahren an einem großen sein System vollendenden Werke unter dem Titel: „System der reinen Philosophie in ihrem ganzen Inbegriffe"

aber ist nun das in Rede stehende fragmentarische Manuscript. Wie diese so lange für verloren gegangen oder doch spurlos verschwunden geglaubte Handschrift nach länger als einem halben Jahrhundert plötzlich in dem benachbarten Rußland auftauchen konnte, darüber ist damals nichts Bestimmtes ermittelt worden. Nur so viel stand fest, daß der Besitzer derselben zur Verwandtschaft Kants gehörte, welche sich leicht durch die Nachkommenschaft von Kants einzigem Bruder, dem als Pastor zu Alt- und Neu-Rahden in Kurland den 22. Februar 1800 verstorbenen Johann Heinrich Kant, erklären ließ. Wie lebhaft mich nun auch vor 7 Jahren diese Angelegenheit interessirte, so war doch eben nichts weiter als das Mitgetheilte zu erfahren, und sie gerieth in Vergessenheit. Ich hatte daher auch keine Ahnung, daß eine Besuchsreise nach meiner Vaterstadt Memel im verflossenen Sommer die Veranlassung sein würde, mich von neuem und lebhafter mit diesem Gegenstande zu beschäftigen. Da erhalte ich plötzlich von einem lieben Freunde und Landsmann die Abschrift zweier Briefe Kants an seinen Bruder und an den Verlobten seiner Brudertochter, so wie die Nachricht, daß die Originale nebst vielen andern Reliquien, besonders auch Manuscripte des Philosophen im Besitze einer seiner Großnichten in einer kurländischen Stadt sich befinden. Sofort suchte ich durch denselben Freund nähere Erkundigungen über die wichtigsten seiner Mittheilungen direkt und indirekt einzuziehen und wird seine treue Hilfe noch immerfort von neuem angerufen, bis es uns vielleicht, trotz augenblicklicher Schwierigkeiten, gelingt zu einem erwünschten Ziele zu gelangen. Darüber sollen diese Blätter gelegentlich Bericht erstatten. Natürlich waren die erwähnten Manuscripte meinen Wünschen und Bitten der stärkste Magnet, und man denke sich daher meine freudige Ueberraschung, als ich unvermuthet zwar nicht diese selbst, aber doch ein am 8. Mai 1863 von einem sachkundigen Verwandten Kants aufgesetztes und jetzt einem andern kantischen Verwandten in Memel zugehöriges genaues Verzeichniß jenes handschriftlichen Nachlasses Kants zur Kenntniß- und Abschriftnahme zugeschickt erhalte und ermittele, daß ich augenscheinlich eine Beschreibung des vor 7 Jahren so vielfach besprochenen ungedruckten Werkes von Kant vor mir habe. Indem ich dieselbe hier vollständig mittheile, wird man sich am besten davon überzeugen, daß wir mit den oben angeführten Gewährs-

männern und Berichterstattern auch etwas Unfertiges von Kant i
noch der Beachtung werth finden können, insofern es uns einen
in die geistige Werkstätte des einst so gewaltigen „alles zermal
jetzt aber von Altersschwäche gebeugten Denkers gewährt.

„Anzeige von Kants nachgelassener Handschrift.

Das Ganze besteht aus ungefähr 100 Bogen in fol. und ist Convolute abgetheilt. Die Handschrift ist mehrentheils sehr leser ohne Abkürzungen geschrieben und unbeschädigt. Jedoch ist durcha Vollständiges darin enthalten, wie aus der genauen Anzeige des eines jeden Convoluts erhellen wird. Die Abtheilung scheint von Kant selbst gemacht zu sein.

1. Das erste Convolut besteht aus 10 Bogen und scheint das lon zu sein, wo Kant seine Materialien sammelte. Vorzüglich b er sich da, eine Difinition der Transscendentalphilosophie zu fin den Gegenstand derselben zu bestimmen. Wenigstens einige hun ist jene Definition versucht und als Gegenstand wird Gott, die W der Mensch in der Welt angegeben. Außerdem sind oben, unten, und zwischenein allerlei zufällige Gedanken hingeworfen, z. B. Bettag künftig möge Bußtag genannt werden und daß die Buße Abbitte, sondern in Wiedererstattung bestehe;**) auch häusliche und allerhand Sachen, die nicht vergessen werden sollten, kommen Jedoch ist Alles zu lesen. —

2. Das zweite Convolut enthält auf 12 Bogen 1. eine Ei die mehrmals angefangen ist und in welcher von dem Gebiete, thode und dem Begriffe der Naturwissenschaft und von dem Unt derselben, von der Mathematik und von der empirischen Physik g und gezeigt wird, daß sie Principien a priori haben müssen. 2. lung der bewegenden Kräfte der körperlichen Natur a. in Ansehun Ursprungs; b. ihrer Richtung (anziehend und abstoßend); c. des

---

*) Schubert und die Preußischen Jahrbücher berichten von 12 Convol
R.

**) Man vergl. hiermit, was Hasse a. a. O. S. 24 f. über seine Un mit Kant am Buß- oder Bettage, den 15. Juni 1802 anführt.
R.

der Bewegung (progressiv oder oscillatorisch); d. der Erfüllung des Raumes. 3. Eintheilung des Princips der Naturforschung in Ansehung der bewegenden Kräfte der Materie. Erster Theil: das Elementarsystem der bewegenden Kräfte der Materie. Erster Abschnitt: a. dem Materiale nach; b. dem Formalen der Bewegung nach (organisch oder unorganisch) d. von den Arten der Bewegung a. der Richtung b. dem Grade c. dem Orte und d. der Substanz nach. — Von der ersten Bewegung und der uranfänglich bewegenden Materie. Der uranfänglich bewegende Urstoff ist weder hypothetisch noch zur Physik gehörig, sondern seine Wirklichkeit läßt sich vor der Erfahrung, mithin a priori, zum Behuf möglicher Erfahrung postuliren. Beweis hiervon und Rechtfertigung dieses Beweises. Dieser Urstoff ist die Basis aller bewegenden Kräfte im Raum und in der Zeit. Er wird der Wärmestoff genannt. — Dies Alles ist zum öfteren wiederholt worden. Die beiden letzten Bogen enthalten §. 9—16 über Flüssigkeit und Festigkeit der Materie; Gesetze der Flüssigkeit; alle Flüssigkeit ist Zitterung; Natur flüssiger Materien nach den Versuchen mit Haarröhren. — Bei den übrigen Convoluten kommen fast dieselben Gegenstände vor.

3. Das dritte Convolut besteht aus 8 Bogen. Von der Quantität der Materie, ihrer Wägbarkeit und Unwägbarkeit. — Von der Materie ihrer Qualität nach; entweder flüssig oder fest. — Wie ist die tropfbare Gestalt einer Flüssigkeit möglich? — Wie ist das Starrende (rigescentia) möglich? — die Relation der Materie nach ihren bewegenden Kräften, sofern ihre Wirkung auf die Berührung eingeschränkt ist; (Flächenkräfte der Expansion und Cohäsion). Nun wieder ein Theil der Vorrede, der Einleitung, in welcher die Eintheilung der Naturwissenschaft auf folgende Art gemacht wird: 1. Metaphysische Anfangsgründe; 2. die Aufzählung der ursprünglichen, bewegenden Kräfte der Materie (welche zum Uebergang von jenen zur Physik dient); 3. die Physik als System selbst. — Hierauf wird wieder von den bewegenden Kräften der Materie nach den Kategorien gehandelt. — Ein Zusatz von der Reibung. Endlich dies Alles noch einmal.

4. Das vierte Convolut enthält eine Menge kleiner Papiere in verschiedenem Format und beinahe 3 ganze Bogen, in welchen die nämlichen Gegenstände vorkommen, die in 2 und 3 angezeigt sind.

5tes Convolut: 13 Bogen, in welchen wiederum alles das vorhin erwähnte abgehandelt ist.

6tes Convolut: 4 Bogen, die zur Seite die Aufschrift Farrago haben und ebenfalls einleitende Bemerkungen und einen Entwurf über das obige enthalten.

7tes Convolut enthält auf 10 Bogen mit der Aufschrift Beilagen verschiedene Bemerkungen über Gegenstände aus der Naturwissenschaft und Transscendentalphilosophie, z. B. über Raum und Zeit, über das Weltsystem, über das Dasein Gottes, über die Möglichkeit der Erfahrung und über das practische Princip des Menschen. Dies Alles ist ohne bestimmte Ordnung hingeworfen und jeder der genannten Gegenstände mehreremale, mit denselben Worten gesagt. Es scheint als wenn in einigen Stellen auf den Theätet und Aenesidemus*) Rücksicht genommen worden ist.

8. Das achte Convolut auf 7 Bogen mit dem Randtitel: Elementarsystem enthält eine wiederholte Darstellung der bei 2 und 3 angezeigten Gegenstände; die Einleitung, Eintheilung, Abhandlung nach den Kategorien. Das System der bewegenden Kräfte der Materie wird in das Elementarsystem (1. Theil) und in das Weltsystem (2. Theil) getheilt; und dann folgt auf den 3 letzten Bogen die Bestimmung nach den Kategorien noch einmal. —

9. Dies Convolut besteht aus 7 Bogen und enthält Folgendes: 1. von der Quantität der Materie (§. 1—4); 2. von der Qualität der Materie (§. 5—8). Dann folgt von neuem der Titel: Der Uebergang von den metaphysischen Anfangsgründen der Naturwissenschaft zur Physik, besteht aus 2 Systemen als Abtheilungen, dem Elementarsystem der bewegenden Kräfte und dem Weltsystem. — Die erste Abtheilung soll gleichsam den Vorhof (propylaeum) der zweiten machen und unter die Kategorien geordnet werden. Dann wird in 2 Abschnitten von der Quantität und der Qualität der Materie, ihren bewegenden Kräften nach gehandelt. Hier-

---

*) Wahrscheinlich Tiedemann, Theätet oder über das menschliche Wissen, ein Beitrag zur Vernunft-Kritik. Frkf. a. M., 1794 und (Gottl. Ernst Schulze) Aenesidemus oder über die Fundamente der von Reinhold gelieferten Elementar-Philosophie. Nebst einer Vertheidigung des Skepticismus gegen die Anmaßungen der Vernunftkritik. 1792. R.

auf folgt: von dem Unterschiede der qualitativen (der species der Materie) und quantitativen (der Menge gleichartiger Theile von derselben species) Theilbarkeit. Ob beide ins Unendliche gehen? — Erklärung der Physik, als eines empirischen Systems der bewegenden Kräfte der Materie. — Nachdem nun noch einmal von der Quantität und Qualität der Materie gehandelt worden, folgt: von der Relation der bewegenden Kräfte in Ansehung ihrer Wirkung und Gegenwirkung auf einander. — Dies Alles wird auf den beiden letzten Bogen wiederholt.

10. Das zehnte Convolut enthält auf dem ersten Bogen eine Einleitung zum Uebergang; die folgenden halben Bogen sind A bis R am Rande bezeichnet, nebst einem Bogen Beilage, bezeichnet mit V. — Auf A und B sind Bemerkungen über die Pockennoth, dann wird vom Princip und System der Physik gesprochen, dann vom Uebergang von den metaphysischen Anfangsgründen der Naturwissenschaft zur Physik, von der Erfahrung, von den Quellen und den Gegenständen der Physik, jedoch ohne alle Ordnung und mit mehrmaliger Wiederholung dieser Materien. Ueberhaupt scheint dieses Convolut eine Sammlung von zur Physik gehörigen Erklärungen und Bemerkungen zu sein, die nachher weiter ausgearbeitet werden sollten. Mehrmals wird die Frage aufgeworfen: Wie ist Physik als Wissenschaft möglich? Was ist Physik? und sodann werden ihre Elementarbegriffe specificirt. — Es wird gezeigt, daß zur Physik Wahrnehmungen (durch Observation und Experiment) gehören. Die Beilage enthält Erklärungen von Raum und Zeit und von dem Entstehen unserer Erkenntnisse durch Selbstbewußtsein und von dem Erkenntnißvermögen überhaupt. —

11. Das elfte Convolut ist gerade von derselben Beschaffenheit wie das vorige, es enthält die Bogen §. bis BB. Es ist darin hauptsächlich die Rede von der Physik. — Beide Hefte enthalten aber in den hier und dort zerstreuten kurzen Sätzen manche wichtige und interessante Gedanken, wie sie sich dem vielumfassenden Kopfe gerade darboten, nur ist Alles durch einander geworfen und manches mehr als zehnmal wiederholt, so daß es nur mit vieler Mühe geordnet werden kann. —

12. Dies Convolut faßt $9^1/_2$ Bogen in sich, von welchem 3 den Randtitel Redactio haben. Sie enthalten das Elementarsystem der bewegenden

Kräfte der Materie. Eintheilung. Erster Abschnitt: Von der Quantität der Materie überhaupt. Amphibolie des Größenbegriffs der bewegenden Kräfte der Materie. Zweiter Abschnitt: Von der Qualität der Materie. Dritter Abschnitt: Von der Relation der Materie, als Anziehung des Starren in der Berührung; von der activen Relation der Körper in ihrer Cohäsibilität; diese ist Wirkung einer lebendigen Kraft (bewegende Kraft des Stoßes); von der oberflächlichen Cohäsion fester Körper. Vierter Abschnitt: Von der Modalität der bewegenden Kräfte der Materie. — Nun folgen 3 Bogen, deren Randtitel: Elementarsystem ist. Da wird gehandelt: von der Starrigkeit (rigiditas) einer Materie im Gegensatz mit der Flüssigkeit; von dem Uebergange aus dem flüssigen Zustande in den festen und umgekehrt; vom Starrwerden des Flüssigen; vom Flüssigwerden des Starren; von den dynamischbewegenden Kräften der Materie, insofern sie den mechanischen zum Grunde liegen; die dritte Kategorie der bewegenden Kräfte der Materie: die Relation derselben als Körper; von den bewegenden Kräften nach ihrer Modalität. — Die übrigen Bogen sind von einer fremden Hand ins Reine geschrieben und enthalten: Einleitung: von dem auf Prinzipien a priori gegründeten Uebergange von den metaph. A. Gr. der N. W. zur Physik. Erster Abschnitt: Formale Eintheilung der Naturkörper, welche diese bewegenden Kräfte voraussetzen; die Naturkörper sind entweder organisch oder unorganisch; nähere Bestimmung des Begriffs von einem organischen Körper und der innern Möglichkeit desselben. Ein Stück unter dem Titel; Zweite Eintheilung; vom specifischen Unterschiede der Materie zum Körper überhaupt, auf 2 Seiten, ist durchgestrichen. Dann folgt vom Wärmestoff (allverbreitet, alldurchdringend und bewegend); dann sind noch einige Seiten, von der fremden Hand, durchgestrichen; zuletzt der Anfang eines Kapitels von dem Unterschiede der mechanisch- und dynamisch-bewegenden Kräfte der Materie.

13. In dem dreizehnten Convolut endlich wird auf einem Bogen die Frage untersucht: welchen Ertrag wird der Fortschritt zum Bessern abwerfen?"

Handschriftliche Funde aus Königsberger Bibliotheken.

Die Handschriften-Sammlungen der öffentlichen Bibliotheken Königsbergs haben schon manchen werthvollen Beitrag zur Literatur des Mittelalters geliefert. Vorzüglich reich ist die Königl. und Universitäts-Bibliothek, deren Handschriften-Schatz, aus einem Zusammenflusse älterer Bibliotheken entstanden, das Wichtigste in sich vereinigt, was von den Büchersammlungen der Ordenszeit übrig geblieben ist. Die Hauptmasse bilden theologische Handschriften in großer Zahl, deren Durchforschung noch gar nicht begonnen hat. Nächstdem ist am bedeutendsten der Vorrath historischer Handschriften, die auch erst theilweise und nur gelegentlich untersucht sind, jedoch nicht ohne erfreuliche Ausbeute namentlich für unsere Provinzialgeschichte zu gewähren. Die dritte Stelle dem Umfange wie Gehalte nach gebührt den Manuscripten juristischen Inhaltes. Sie allein sind vollständig verzeichnet und beschrieben in dem ersten und bis jetzt einzigen Fascikel des gedruckten Königsberger Handschriften-Kataloges. Auch an altdeutschen poetischen Werken besitzt die Bibliothek Mancherlei, und daneben verdienen noch die medicinischen Schriften besondere Beachtung. Der ganze Vorrath wird sich nicht eher übersehen und verwerthen lassen, als bis ein genügendes kritisches Verzeichniß vorliegt. Einstweilen lehren zufällige Entdeckungen, wie hier literarische Schätze zu heben sind, die man nicht vermuthete. Von solchen Funden Nachricht zu geben, wird um so weniger außerhalb der Grenzen dieser Zeitschrift liegen, als das Entdeckte meistens in Büchern niedergelegt wird, die selten oder nie zu allgemeiner Kenntniß gelangen. Wir eröffnen den Reigen mit einem sprachlich sehr merkwürdigen Funde aus jüngster Zeit.

1. Ein Altungrisches Bruchstück eines Tractates über die heil. Jungfrau.

Unter dem Namen Königsbergi Töredék („Königsberger Fragment“) hat der verdiente Ungrische Literarhistoriker und Sprachforscher Franz Toldy ein Altungrisches Bruchstück in die Literatur eingeführt, welche auf der Königsberger Bibliothek durch Oberbibliothekar Prof. Zach entdeckt wurde. Wir erfahren darüber aus der so eben erschienenen Uebersetzung seiner „Geschichte der Ungrischen Literatur im Mittelalter“ (Üb-

v. Moritz Kolbenheyer, Pest, 1865. 8. S. 93*) Folgendes. Das Bruchstück, von Prof. Toldy der Ungrischen Akademie der Wissenschaften am 13. Juli 1863 in einem Facsimile vorgelegt, stammt frühestens aus dem XII., spätestens aus dem XIII. Jahrhundert und enthält den Schluß eines Tractates über die heilige Jungfrau, dessen Abfassung aus sprachgeschichtlichen Gründen ebenfalls in das Ende des XII. oder den Anfang des XIII. Jahrhunderts zu setzen ist. Der Vortragende begleitete die Lesung des Bruchstückes, in steter Vergleichung mit der alten Leichenrede aus dem Anfange des XI. Jahrhunderts (s. über dieselbe die angeführte Literaturgesch. S. 91 ff.), mit Bemerkungen, in denen er die überraschende Analogie der Orthographie und mancher Formen mit derselben nachwies, Formen, welche dem XIV. Jahrhundert schon ganz fremd sind; andererseits fand Herr Toldy in den von der Leichenrede abweichenden grammatikalischen Thatsachen einen neuen Beweis für das, von ihm behauptete, viel höhere Alter der Leichenrede. Der Vortrag wurde sammt dem Facsimile den Jahrbüchern der Akademie zugewiesen.

Aus eigener Ansicht tragen wir hiezu einige Aeußerlichkeiten nach. Das Bruchstück, aus neun Zeilen bestehend, findet sich auf dem Vorsetzblatte eines Lateinischen Pergament-Codex des XIV. Jahrhunderts in kleinem Quart-Format (7½ Zoll hoch und 5½ Zoll breit) mit der Bibliotheks-Nummer 1194 oder Xx. 130 alter Signatur. Der Codex stammt aus der Tapiauer Ordens-Bibliothek (Ex Arce Tapia. 1542), wohin er aus der Bibliothek der Minoriten zu Wehlau gelangt sein muß, da er auf dem vorletzten Blatte den Vermerk trägt: Liber iste datus est fratribus minoribus antiqui conuentus welouiensis. An letztere mag er von Breslau her gekommen sein, vielleicht durch einen Ungenannten, der am Schlusse des letzten Blattes bemerkt, er sei dann und dann in Breslau gewesen.

2. Bruchstücke aus Salomo's ben Isaak Bibel-Commentar.

Ein zweiter Fund zeigt, daß selbst alte Bücher-Einbände nicht zu vernachlässigen sind. So fand Referent auf dem Deckel eines theologischen Miscellen-Bandes (Cdß. 522. 4.) ein doppelspaltiges Pergament-Folioblatt mit Hebräischer Schrift, in welchem Dr. Jolowicz Bruchstücke aus Salomo's ben Isaak Bibel-Commentar erkannte, wichtig genug, um in

einer eigenen (...) Schrift bekannt gemacht zu werden. Die Schrift führt den Titel: „Ein Bruchstück aus dem Bibel-Commentar des Rabbi Salomo ben Isaak, gen. Raschi ꝛc., herausgegeben und erläutert von Dr. H. Jolowicz. Königsberg, 1864.“ 4. und ist mit einer wohlgelungenen photographischen Abbildung des Originales ausgestattet (übrigens unseres Wissens der erste Fall, daß hier am Orte die Photographie der Handschriftenkunde sich dienstbar gemacht hat).

S- n.

Der „Antiquarische Anzeiger von Theod. Bertling in Danzig“

ist der einzige in unserer Provinz, der den best redigirten antiquarischen Catalogen in Deutschland an bibliographischem Werthe gleichkommt. Für uns hat er meistens noch ein specielles Interesse wegen der vielen, oft seltenen Prussica. Die Altpr. Monatsschrift wird deshalb vom nächsten Jahrg. an regelmäßig die eben erschienenen Nummern anzeigen und gelegentlich auf die darin enthaltenen wichtigeren Prussica aufmerksam machen. Schon jetzt möge folgende Mittheilung aus No. 32 vom Januar 1864 S. 6 f. für die Richtigkeit unserer Behauptung zeugen:

„Missale secundun notulam Dominorum Teutonicorum. Fol. Nürnberg, Georg Stöchs (ca. 1499.) Mönchsband. 86 Thlr.

Auf diese bibliographische Seltenheit, welche weder Hain noch Panzer kennen, hat zuerst G. B. Lengnich (in Meusel's histor.-liter.-bibliogr. Magazin, III. IV. V. Stück, 1791. 92) und später Th. Hirsch (Gesch. d. Ober-Pfarrkirche v. St. Marien in Danzig, 1843, Th. I. S. 213) aufmerksam gemacht. Hienach scheinen sich nur in Danzig Exemplare dieses Meßbuches erhalten zu haben, deren die Bibliothek der Marienkirche 6 (und zwar eines in einer späteren, 1519 in Hagenau von Thomas Anhelmus von Baden nach einer neuen Redaction gedruckten Ausgabe), eins die Stadtbibliothek besitzt; 2 andere ehemals daselbst befindliche Exemplare sind in die Hände der Buchhdlr. Asher (1842) und T. O. Weigel (1863) übergegangen. Das vorliegende Exemplar stammt aus der Bibliothek des ehemaligen Klosters Oliva. Es enthält incl. des auf Pergament gedruckten

Messcanons 257 gezählte Blätter, außerdem die Einleitung und Kalendarium auf 7, und ein „Supplementum notule fratrum teutonicorum" auf 8 ungezählten Blättern, und ist bis auf das Titelblatt, welches hier, wie in den meisten Exemplaren, fehlt, complet. Großentheils untadelhaft erhalten, ist es nur an einigen mehr gebrauchten Stellen nicht ganz rein, einige Blätter sind am Rande beschädigt und reparirt."

Von de Mieskes, de Beer bruen wullen.*)

Mitgetheilt von R. Dorr.

De Schult, de leet utblasen
Dorch sien Hoorn,
De Nabers sullen em bringen
Von allerlei Koorn.
Do brochten se met Emmers [1])
Met Scheeden
On met Peeden. [2])
As't aller t'hoop kamen weer,
Weer't en half Scheepel,
Wenger twe Veerdel.
Donn treeden t'hoop
Twelf junge Fruen,
De wullen dar
Wittbeer von bruen.
Twee gingen to'm Fier,
Twee gingen t'om Stier, [3])
Twee hauden Holt,
Twee moolen Molt,
Twee leckden
On twee schmeckden.
As't an to gähren fung,
Hadd et em Kiewen [4]) nich Ruum:
De Kraj [5]) op dem Tuun [6])
Word duun [7])
Vom Schuum, [8])
On de Heister [9]) em Nest

---

*) Von den Mäuschen, welche Bier brauen wollten.
[1]) Eimer. [2]) Eimerhalter. [3]) Steuer. [4]) Tonne, Kübel. [5]) Krähe. [6]) Zaun. [7]) trunken. [8]) Schaum. [9]) Elster.

Met all siene Gast.
Dann ging et von Berlin
Na Stettin!
Hadden se en Tolkemit
Rich den Schlagboom togematt,
Weern alle Schwien versapen.

Correspondenz aus Danzig.
(Schluß.)

Auf dem Gebiete der **Kunst** wäre zuerst das **Theater** zu erwähnen. Außer der Aufführung interessanter Dramen von Shakespeare (Viel Lärm um Nichts, Komödie der Irrungen, Kaufmann von Venedig), von Göthe (Egmont), von Schiller (Maria Stuart, Tell, Kabale und Liebe, letzteres äußerst schwach besucht), und außer überall gangbaren Stücken (Glas Wasser, Anna Liese, Käthchen von Heilbronn, Narziß, Geheimer Agent, Königs-Lieutenant, Anna von Oestreich, Ball zu Ellerbrunn, Lady in Trauer, Mutter und Sohn, Maschinenbauer von Berlin, Pechschulze &c.) — dürfte besonders erwähnenswerth sein: das neueste Produkt Mosenthals: Die deutschen Komödianten (viele Rhetorik mit Theatereffecten); eine Gesangsposse des beliebten Komikers Metz: ein Frühlingstraum oder: drei Tage aus dem Leben eines Danzigers; Philippine Welser von Oskar v. Redwitz, ferner: Magdalena, die Erbin von Tein. Letzteres brachte Ottilie Genée bei ihrem Gastspiele auf die Bühne, welches, sowie das von Pauline Ulrich, großen Erfolg hatte. Eine theatralische Vorstellung des Militairs im Theater zum Besten der Veteranen (Wallensteins Lager und eine Posse von der ost-asiatischen Expedition) erregte in den betreffenden Kreisen außerordentliche Theilnahme. Die Oper, hier immer besonders gepflegt, brachte von älteren werthvollen Sachen den Joseph, Don Juan, Figaro, Belmonte, Zauberflöte, Aschenbrödel; sodann Oberon, Freischütz, weiße Dame, Johann von Paris, Tell, Othello, Romeo, Lucia, Lucrezia, Hernani, Maurer und Schlosser, Maskenball, Fra Diavolo, Waffenschmied, die beiden Schützen, Undine, Nachtlager, Templer, Martha, die lustigen Weiber, Tannhäuser, Robert, Hugenotten, Nordstern, Prophet, Dinorah, Faust von Gounod &c. — Sensation machten als Gäste Niemann aus Hannover und Degele aus München. Auch Terpsichore blieb uns nicht fern: Albina di Rhona, Soubrette-Tänzerin vom Jamestheater in London, hatte wieder glänzenden Erfolg; ähnlichen Fräulein Casati aus Berlin, weniger Fräulein Dietzel aus Königsberg.*) An **Concerten**

---

*) Einen nicht alltäglichen Theoretiker der Tanzkunst besitzt Danzig an Albert Czerwinski, dessen „Geschichte der Tanzkunst" (Leipzig bei Weber 1862) ein namhaftes Werk ist, und der als Mitglied der Pariser Tanz-Akademie auch Danzigs Tänzer zu der choreographischen Höhe der Lanciers und des Prince Impérial zu heben wußte.

war kein Mangel; die Anzeigen der in Gasthäusern gegebenen nahmen oft mehrere Seiten im Intelligenzblatt ein. Schon mehr erwähnenswerth waren die großen Doppel- und Monstre-Concerte im neuen Selonke'schen Etablissement, sowie die Nachfeier des Schützenfestes, ferner die beliebten Vorträge der Guttmann'schen Sängergesellschaft und der Leipziger Couplet-Sänger. Unter den eigentlich künstlerischen Concerten sind zu nennen: die großen Symphonie-Concerte im Apollo-Saale (theuer, aber doch sehr besucht, mit einem Orchester von 60 Mann); die Concerte des Musik-Direktors Rehfeldt mit seinem Vereine und Orchester (Tod Jesu, Paulus, Sturm von Taubert, dieser vorher nur in Berlin und Leipzig aufgeführt); die Quartett-Unterhaltungen der Gebrüder Müller (Haydn, Mozart, Beethoven, Schubert, Schumann); ein Concert des Chor-Directors Müller und eins des Clavier-Virtuosen Barthel. In Veranlassung des Auszuges der hiesigen Regimenter nach der Grenze hin bildete sich zur Ausfüllung der musikalischen Lücke ein neues Concert-Orchester unter Laade. Zu den drei Musikalien-Leih-Anstalten von Weber, Habermann und Eisenhauer war kurz zuvor eine vierte von Ziemssen gekommen. Ein Instrumental-Verein von Dilettanten unter Mäcklenburg hat sich zuweilen auch in Concerten hören lassen, zum Theil in Verbindung mit dem von demselben geleiteten „Sängerbunde." Von andern Männer-Gesang-Vereinen ist zu nennen: als ältester „die Liedertafel," 1842 gestiftet, fast ununterbrochen geleitet vom Prof. Brandstäter; „der Sänger-Verein" unter Leitung Frühlings, welcher auch die Aufführungen der sog. „Vereinigten Sänger" (Sänger-Verein mit dem Gesellen-Vereine ꝛc.) leitete. Die Zahl der geborenen Danziger, die sich der Musik gewidmet und zum Theil in Berlin und sonst auswärts eine achtbare Stellung gewonnen hatten (in Berlin der Componist Edwin Schulz, Frl. Plitt, Frl. Kumm u. a., in Düsseldorf Herr v. Wasiliewski, der Biograph Schumanns, und dessen Bruder in Edinburgh, in Hamburg Capellmeister Seneck u. A.) vermehrte sich durch Frl. Cäcilie Lichtenstein, eine hoffnungsvolle Schülerin Kullaks. Durch den Tod wurden dem musikalischen Wirken entrissen: der erblindete ehemalige Schauspieler und Violinist Weise, der Organist der Dominikanerkirche Wollmann, Leiter eines Gesang-Vereines, der frühere Apotheker, dann Agent Krukenberg, ein geschickter und eifriger Dilettant. — Hinsichts der bildenden Kunst war schon oben die Rede von den Ausstellungen, sowohl der periodischen als der permanenten. Im Theater wurden von dem Maler Sy einmal lebende Bilder aufgestellt, und dazu benutzt Hübners „junger Seemann," Gräfs „Gold für Eisen" und Sy's trefflicher Carton „Conrad Letzkau, der Danziger Bürgermeister vor dem Ordens-Comthur," welcher zu einer Reihe von Bildern aus Danzigs Geschichte gehört. Die Zahl der Photographen mehrte sich außerordentlich. Unter ihren großentheils tüchtigen Leistungen nenne ich nur Gottheils Nachbildungen bekannter Bilder von Brausewetter, Scherres, Striowski; Busse's Nachbildung des jüngsten Gerichts nach dem Original (12¾" und 8¾"), sowie seine Darstellungen vom Innern der Ober-Pfarrkirche und der Trinitatiskirche und das von ihm gefertigte Album mit den Bildern sämmtlicher Regierungsbeamten für den abgehenden Präsidenten v. Blumenthal.

Um gleich das Gebiet der Kunst hier abzusprechen, so hat es, wie man denken kann, auch sonst an allerlei Schaustellungen zum Vergnügen hier nicht gefehlt. Das Victoria-Theater mit einem Personal von 36 Personen, zu welchem noch sehr beliebte Gäste, wie Anna Schramm, Therese Döllinger, Maria Geistinger u. A. kamen, that für Erheiterung seines Publikums alles Mögliche, auch unter Anderm durch Fackelzüge, Illuminationen, Feuerwerke, Luftballons, Blumenfeste und andere Accidenzien; selbst die Wilden Nord-Amerikas steuerten, wenn auch in unerwarteter Weise, ihren Beitrag zur Heiterkeit. Die beliebten Feuerwerke wurden im Uebrigen an verschiedenen Orten und auch als Salon-Feuerwerke in zierlichstem Format fortgesetzt. Auch Riesen und Zwerge, Akrobaten, Chinesische Jongleurs von entsetzlicher Fertigkeit, mehrere Taschenspieler, ein humoristischer Mimiker, ein blinder Rechenkünstler, Menagerien, mehre Metamorphosen- und mechanische Theater dienten zur Ergötzung des größeren Publikums. Der Cirkus von Suhr und Hüttemann erregte schon vor seiner Erbauung großes Interesse wegen der heftigen Streitfrage über seine Zulässigkeit. Nachdem er endlich auf dem Heumarkte unter Bedingungen erbaut war, von denen man später doch wieder abging, gewährte er durch die equestrischen Leistungen sowohl als durch militairische Schauspiele (Erstürmung von Constantine ꝛc.), ferner durch Wettrennen mit Preisen und durch häufig wiederholte prämiirte Ringkämpfe seines Athleten mit den stärksten Männern Danzigs und Königsbergs immer neues Interesse bis in die untersten Schichten der Bevölkerung hinab. Unter den Maskenbällen wurde namentlich einer im Schützenhause durch Glanz der Ausstattung, durch neue Tänze und politische Anspielungen vielfach interessant.

Kehren wir noch einmal aus den heitern Regionen der Kunst und des Vergnügens zu Ernsterem zurück, nämlich zu Anstalten für leibliches und geistiges Wohl der Bevölkerung. Hier erwähnen wir zunächst des städtischen Lazareths, welches im Vorjahre 3094 Kranke gehabt, 2434 entlassen, 364 Todte und 296 noch Vorhandene hatte. Zu der Summe der Unterhaltungskosten von ca. 33,000 Thlr. hatte die Kämmereikasse die größere Hälfte mit 18,500 Thlr. beigesteuert. Die Frage, ob die Anstalt als eigentlich städtische oder als milde Stiftung mit einem contraktlich zu leistenden städtischen Zuschusse anzusehen sei, wonach sich auch die Einmischung oder Nichteinmischung der Stadtverordneten in die Controlle ergeben mußte, beschäftigte die Gemüther sehr lebhaft, zumal sich auch noch eine nicht ohne persönliche Animosität veranlaßte Disciplinar-Untersuchung, resp. Rechtsstreitigkeit mit den beiden Ober-Aerzten dazugesellte und nach einer Visitation die Irrenstation ganz geschlossen wurde. Endlich, nachdem die Regierung ein provisorisches Statut für die Anstalt entworfen hatte, gaben demselben auch die Stadtverordneten ihre Zustimmung, indem sie einen früheren Beschluß als rechtsirrthümlich bezeichneten und die Anstalt für eine städtische erklärten. Wohl nicht ganz außer Zusammenhang hiemit steht die Erweiterung des Diakonissen-Krankenhauses auf Neugarten, welches zugleich als eine Art Assecuranz ein Jahres-Abonnement mit 2 Thlrn. für Aufnahme von Kranken aller Confessionen (ausgenommen Geisteskrankheit, Epilepsie, unheilbare und epidemische Krankheiten), dem Publikum antrug. Außerdem richtete Dr. Stark eine un-

entgeltliche Klinik für ambulante Kranke ein, und Dr. Lenz eröffnete ebenfalls den Armen den Zutritt zu seiner elektrisch-orthopädischen Heil-Anstalt. Von Interesse war die gerichtliche Erklärung mehrerer Aerzte, daß der sogenannte Weichselzopf (corrumpirt aus Wichtelzopf, nämlich von den Wichteln, d. h. bösen Erdgeistern herstammend) eigentlich nur in der Einbildung der Leute existire. Die sehr renommirte Brunnen-Anstalt von Schuster & Kähler erweiterte ihre Einrichtung und ihren Garten; die Schäffersche richtete ein Abonnement ein. Die große Allee, mit deren Pflasterung im mittleren Theile weiter fortgeschritten wurde, erhielt im Sommer versuchsweise eine Besprengung. Zu bedauern ist, daß an den reizenden Anlagen des Johannisberges manche Beschädigungen stattfanden, wogegen ein Erlaß des Magistrates sich richtete; ferner, daß in dem herrlichen Oliva die freie Aussicht vom Schlosse gegen die Stadt hin trotz allen Einsprüchen außergesetzlicher Art durch ein vorgebautes Haus beeinträchtigt wurde.

Das Schulwesen Danzigs, welches in seinen unteren Sphären trotz aller Vorsorge der Behörden noch viele Mängel behielt, die auch der städtische Schulrath nicht in gewünschter Weise verbessern konnte, nahm neben der Verbesserung der Sanitätsverhältnisse ganz besonders die Aufmerksamkeit der neugewählten Spitzen der Communal-Verwaltung in Anspruch. Das Gymnasium mit ca. 450 Schülern und einem Etat von fast 11,000 Thlrn. bei Erhöhung des Schulgeldes auf 26 Thlr. für die obersten Klassen, entließ unter Beisein des neuen Oberbürgermeisters, Geheimrath v. Winter, zu Ostern 18, zu Michaeli 5 Abiturienten. Dr. Hintz trat nach 42jähriger Wirksamkeit mit reichlich bewilligter Pension in den Ruhestand. An den beiden Realschulen erster Ordnung zu St. Johann und St. Peter erhielten die Oberlehrer Gronau und Tröger den Professor-Titel; dem Director Strehlke wurde bei Gelegenheit seines 25jährigen Jubiläums als Leiter der Petrischule neben vieler ehrender Anerkennung von der Stadt eine Summe von 400 Thlrn. zu beliebiger Verwendung für den physikalischen Lehrapparat überreicht. Die Mittelschule hatte bei ihrem dritten Jahresberichte bereits über 200 Schüler; die ihr etwa gleichstehende Katharinenschule, seit einiger Zeit vierklassig und baulich besser eingerichtet, hatte 335 Schüler. Die städtische Töchterschule ergänzte ihr Personal nicht ohne heftigen Widerspruch im Publikum und in der Stadtverordneten-Versammlung wegen der zu plötzlich entlassenen vieljährigen Hilfslehrer; neben ihr blühen noch mehrere gleichstehende Töchterschulen. Die Handels-Akademie mit 2 Klassen, trotz vielfacher Protektion hiesiger Kaufleute schwach besucht, erhielt eine Vorbereitungsklasse, zu welcher schon elementare Vorbildung ohne Sprachkenntnisse geeignet macht, während für die Akademie selbst der Standpunkt von Sekunda einer Realschule ersten Ranges verlangt wird. Die Gewerbeschule entließ im vorigen Jahre 7 Abiturienten. Die Provinzial-Kunst- und Gewerbeschule eröffnete ihren Cursus in gewöhnlicher Weise. Ihr Director, der als Architekturmaler berühmte Prof. Schultz, veranstaltete von seinen werthvollen Radirungen von Danziger Bauwerken in 50 Blättern eine zweite noch um zwölf Blätter vermehrte Auflage. — Die Schule in Jenkau bei Danzig, welche auf einer bedeutenden Stiftung eines Bürgermeisters v. Conradi beruht und im Laufe der Zeiten schon manche Um-

wandlung erfahren hat, wurde in eine fünfklassige Realschule mit 8 Lehrern verwandelt und die Pension auf 100 Thlr. jährlich bestimmt. — Eine eigenthümliche und gewiß heilsame Einrichtung ist die Fortbildungsschule für Mädchen, 1861 mit 5 Schülerinnen begonnen und bald über 50 gestiegen, welche in den Elementargegenständen, der deutschen Sprache, der Buchführung und gemeinnützigen Kenntnissen während der Frühstunden unterwiesen werden. Auch für den weiblichen Turn-Unterricht stieg die Theilnahme bald; die städtischen Behörden gaben dazu den Saal des Grünen Thores, sammt einer neuen Gaseinrichtung für 200 Thlr. —

Nachdem wir somit bemüht gewesen sind von den materiellen Zuständen wie von dem geistigen Leben Danzigs aus dem letzverflossenen Jahre ein möglichst vielseitiges Bild zu geben, wird uns künftighin, falls Redaction und Leser es wünschen, die leichtere Pflicht obliegen, den Lauf der Gegenwart, soweit sie Interesse bietet, in vereinzelten und dafür weniger kurz skizzirten Bildern zu begleiten. — ħ

Provinzial-Geschichts-Kalender.

1. Jan. 1749. **Georg Ernst Sigismund Hennig** zu Jauer in Schlesien geboren. (s. 23. Sept. 1809.)

2. Jan. 1778. **Friedr. Aug. Gotthold** zu Berlin geb.

3. Jan. 1807. **Joh. Georg Wilh. Pape** zu **Culm** in Westpreußen geb.

4. Jan. 1813. Der König von Neapel wird bei **Mehlsack** von den Russen geschlagen.

5. Jan. 1815. **Anton Wilh. von l'Estocq** (der Sieger bei **Pr. Eylau**, geb. 1738 zu Hannover) † zu Berlin.

6. Jan. 1351. **Winrich v. Kniprode** wird zum Hochmeister des deutschen Ordens gewählt. (Töppen, preuß. Historiogr. 271 f.)

8. Jan. 1813. General York rückt mit den von Napoleon abgefallenen Preußen in **Königsberg** ein und übernimmt das General-Gouvernement von Preußen.

12. Jan. 1794. Joh. **Georg** Adam **Forster** (gebürtig aus **Nassenhuben** bei **Danzig**) † zu Paris an einem skorbutischen Fieber.

13. Jan. 1238. Der Landmeister **Hermann Balk** stiftet das Kloster der Prediger-mönche zu **Elbing**.

14. Jan. 1811. Die Verwaltung der Hafen- u. Schifffahrts-Anstalten zu **Königsberg** und **Pillau** wird durch Verordnung der ostpreußischen Regierung der Kaufmannschaft zu Kgsbg. übertragen. (s. **H. Meier**, Beiträge zur Handels- und politischen Geschichte Königsbergs. 1864. S. 91.)

15. Jan. 1736. **Joh. Gottl. Willamow** zu **Mohrungen** in Preußen geb., stud. seit 1752 in **Kgsbg.** Theol., Math., Philol. und orient. Sprachen, seit 1758 Prof. am Gymnas. in **Thorn**, 1767--1776 Aufseher des Instituts der Wissenschaften in Petersburg, † daselbst 21. Mai 1777; bekannt als Dithyramben- und Fabeldichter.

5. Febr. 1338. Der ermländ. Bischofsvogt **Heinrich von Lutir** stellt das Gründungs-Privilegium der Stadt **Seeburg** aus. (Monum. Warm. I. S. 475.)

6. Febr. 1734. Die russische Armee unter General von Lascy bezieht im **Danziger** Werder Quartiere (um die Stadt **Danzig** wegen der Aufnahme des Stanislaus Leszczinski zu belagern).

7. und 8. Febr. 1807. Siegreiche Schlacht der Preußen bei **Preuß.-Eylau** unter Anführung des Gen.-Lieut. v. l'Estocq. Die mit ihnen verbündeten Russen unter Bennigsen ziehen sich jedoch zurück und Napoleon proklamirt den Sieg.

8. Febr. 1813. Die französ. Besatzung verläßt zufolge einer mit dem preuß. Befehlshaber Ob.-Lieut. v. Trescow abgeschlossenen Capitulation **Pillau.** — Am Abend desselben Tages wird das Seefeuer auf dem neu erbauten Pillauer Leuchtthurme zum ersten Mal angezündet.

9. Febr. 1386. Papst Urban VI. ertheilt der neuen Universität **Kulm** die päpstliche Bestätigung; die zu Bologna soll bei der Einrichtung als Muster dienen. (Voigt, Geschichte Preußens V, 493.)

11. Febr. 1679. Der große Kurfürst begiebt sich von Kukernese nach **Kgsbg.** zurück.

12. Febr. 1804. **Immanuel Kant** † zu **Kgsbg.**

15. Febr. 1242. Der päpstl. Legat Wilhelm (v. Modena) stiftet das Hospital zum heil. Geist zu **Elbing.** (Cod. dipl. Warm. I. No. 3. S. 3.)

Universitäts-Chronik 1864.

(Fortsetzung.)

Nro. 71. Amtliches Verzeichniß des Personals und der Studirenden auf der Königl. Albertus-Universität . . . für das Winter-Semester 1864/65. Kgsbg. (18 S. 8.)

7. Dec. Medic. Doctordissert. von **Gust. Engelbrecht** (aus Bartenstein). De aneurysmate aortae thoracicae. (32 S. 8.)

Medic. Doctordissert. von **Otto Hieber** (aus Kgsbg.). Num versio in caput inter graviditatem sit adhibenda. (32 S. 8.)

Medic. Doctordissert. von **Henric. Pensky** (aus Rastenburg). De oculo quodam, qui vulneratus est corpore alieno per corneam usque ad oculi fundum penetrante. (31 S. 8.)

8. Dec. Medic. Doctordissert. von **Emil. Stadion** (aus Culm). De ratione, quae intercedit inter suppurationes et morbum Brightii atque albuminuriam, quibusve symptomatis amputationes indicentur. (30 S. 8.)

19. Dec. Philol. Doctordissert. von **Henr. Skelnik** (aus Danzig). Pindari et Aeschyli sententiae ad deos deorumque cultum et religionem pertinentes. (31 S. 8.)

Nesselmann, Pred. Lic. R., Die gute alte Zeit. Vorlesung. [Gelzer's Protest. Monatsblätter. 1863. 2. Semest. 22. Bd. S. 112. ff.]

Neuhaus, Gust., 300 Preußische Knackmandeln oder Frage- und Antworte-Buch für alte und junge Preußen. Mohrungen, 1863. C. L. Rautenberg. (32 S. 8.)

Neumann, Carl, Ueber die Entwickelung einer Function mit imaginärem Argument nach den Kugelfunctionen erster und zweiter Art. Halle, 1862. Schmidt's Verl. (14 S. gr. 8.) 6 sgr.

— — Allgemeine Lösung des Problems über den stationären Temperaturzustand eines homogenen Körpers, welcher von irgend zwei nichtconcentrischen Kugelflächen begrenzt wird. Mit 21 (eingedr.) Holzschn. und 2 (lith.) Tafeln (in qu. gr. 4.) Ebd., 1862. (XVI u. 155 S. gr. 8.) 1⅔ Thlr.

— — Die magnetische Drehung der Polarisationsebene des Lichtes. Versuch einer mathemat. Theorie. Ebd., 1863. Verl. d. Buchh. des Waisenhauses. (VIII u. 82 S. gr. 8.) 20 Sgr.

— — Dr. jur. Max, Das Recht der Vor- und Anbautenbesitzer in Danzig. Danzig. 1862. Kafemann. (VIII u. 67 S. gr. 8.) ⅓ Thlr.

— — Das Tragische. Berlin, 1863. Nikolaische Verlagshandl. (X u. 408 S. 8.) 1⅔ Thlr.

— — Geschichte des Wechsels im Hansagebiete bis zum 17. Jahrh. nach archivalischen Urkunden bearbeitet. Beilageheft zur Zeitschrift f. d. gesammte Handelsrecht. Bd. VII. Erlangen, 1863. Enke. (IV und 212 S. gr. 8.) 1 Thlr. 6 Sgr.

Nitschmann. Der Polnische Parnaß. Ausgewählte Gedichte der Polen. Ins Deutsche übers. von Heinr. Nitschmann. 3. veränd. und verm. Aufl. Danzig, 1862. Bertling. (XI u. 130 S. 16.) cart. ⅔ Thlr.

Nitzsch, Prof. Dr. Karol. Wilelm., De Chronicis Lubecensibus antiquissimis. Commentatio. Regimont., 1863. (15 S. 4.)

Notizen, Naturhistorische, für die weibliche Jugend. 1. u. 2. Abth.: das Thierreich, Pflanzenreich u. Mineralreich. Danzig, 1863. Homann in Comm. (XII u. 46 S. 8.)

v. Nowicki, Joseph, Wypis z nauki etc. Polnisches Lesebuch für Schulen mit einem Wörterverzeichnisse u. einer kurzen Uebersicht der polnischen Formenlehre, hrsg. 6. unveränd. Aufl. Culm, 1863. Lohde. (IV u. 250 S. 8.)

Oelrichs, H., Reg.-Rath, Statistische Mittheilungen über den Regierungsbezirk Danzig nach amtlichen Quellen bearbeitet. Danzig, 1863. Kafemann. (VIII u. 284 S. Lex. 8. m. 1 Tab. in qu. Fol.) 1⅔ Thlr.

Ohlert, Arnold, Direct. d. Schullehr.-Seminars zu Angerburg, Praktischer Lehrgang der Geometrie für städtische Mittelschulen u. Schullehrer-Seminare. 2. bericht. Aufl. Kgsbg., 1863. Bon (X u. 54 S. 8. m. 1 Figurentaf.) 6 Sgr.

— — Oberlehrer Dr. B., Lehrbuch der Mathematik für Realschulen und Gymnasien, sowie zum Selbstunterricht. 1. Abth. a. u. d. T.: Lehrbuch der Geometrie. 1. Theil. Planimetrie. Elbing, 1863. Neumann-Hartmann. (VIII u. 219 S. gr. 8. m. 12 Steintaf. in 4.) 1 Thlr.

Olivier, Friedr., (Lehrer zu Kallnen im Kreise Gumbinnen) Kurzer Auszug aus der vaterländischen-deutschen- und Kirchen-Geschichte mit Zugrundlegung nachstehender Werke: Vormbaum u. Hahn, preuß. Kinderfreund, Kirchengeschichte vom christl. Verein im nördl. Deutschland als Wiederholungsbuch für Schüler einer Elementarschule zum Besten des Pestalozzi-Vereins der Provinz Preußen. Gumbinnen, 1863. Gedr. bei Lemke. (24 S. 8.) $1^1/_2$ Sgr.

Olshausen, Prof. Dr. Herm., Biblischer Commentar über sämmtl. Schriften des N. T. zunächst für Prediger und Studirende. 2. Bd. 2. Abth.: Die Leidensgeschichte des Herrn nach den 4 Evangelisten. Revid. von Dr. Aug. Ebrard. 4. Aufl. Kgsbg., 1862. Unzer. (IX u. 247 S. gr. 8.) 28 Sgr. — 3. Abth.: Die Apostelgeschichte. Umgearb. v. Dr. J. H. A. Ebrard. 4. Aufl. Ebd., 1862. (III und 825 S.) $1^1/_3$ Thlr. 6. Bd. 3. Abth.: der 2. Brief des Apostels Petrus u. der Brief des Judas. Erklärt von Prof. Dr. J. T. Aug. Wiesinger. Ebd., 1862. (III und 236 S. gr. 8.) 1 Thlr. (7 Bde. cplt. 23 Thlr. 24 Sgr. mit Anhang 24 Thlr. 4 Sgr.)

Passow, Dr. W. A., Direct. des k. evang. Gymn. z. Thorn, Ueber Fichtes Reden an die deutsche Nation. Thorn, 1862. Lambeck. (25 S. gr. 8.) 5 Sgr.

— — Leitfaden zur Geschichte der deutschen Literatur von F. A. Pischon. 12. Aufl. bearb. v. Dr. W. A. Passow. Berlin, 1862. Duncker und Humblot.

Petitionsrecht u. Petitionspflicht. Flugblatt. Tilsit, 1863. Post. (2 Bl. 4.)

Plan der Umgegend von Thorn. Maasstab 1:50000. Glogau, 1862. Flemming. Lith. Fol. $^1/_2$ Thlr.

Pohlmann, Prof. Dr. Anton, Sancti Ephraemi Syri commentariorum in sacram scripturam textus in codicibus vaticanis manuscriptus et in editione Romana impressus. Commentatio critica. Part. I. Braunsberg, 1862. Peter. (36 S. Lex.-8.) 16 Sgr.

— — De matrimonii vinculo indissolubili ex sacra scriptura probato commentatio. Ebd., 1862. Typis Heyneanis. (Ind. lect. S. 3—12. 4.)

Popp. Das Tabellen-Wesen bei den Königl. Preuß. Gerichten I. Instanz. Vollständige Sammlung der bestehenden Vorschriften zur Anfertigung aller Geschäfts-Uebersichten und sonstigen Nachweisungen und Listen zusammengestellt von C. H. Popp, Kreisgerichts-Secretair, mit der Verwaltung des Kanzlei-Directoramts betraut. Ortelsburg, 1863. Im Selbstverl. des Hrsg. Dr. v. Jänike. (16 S. 4.)

Prager, Dr. C. J., Assistenz-Arzt im Bureau des General-Arztes des I. Armee-Corps, Das Preussische Militair-Medicinal-Wesen in seiner gegenwärtigen Gestalt systematisch dargestellt. Berlin, 1864. (1863.) Hirschwald. Dr. v. Dalkowski in Kgsbg. (XL u. 1127 S. Lex.-8.) $5^1/_3$ Thlr.

Preßverordnung, Die, vom 1. Juni 1863. Kgsbg., 1863. Gruber & Longrien. (8 S. gr. 8.) 1 Sgr. 2. Aufl. Ebd., 1863.

Preuß, A. E. (weil. Kgl. Waisenhaus- u. Seminar-Direktor zu Kgsbg.) Książka do uczenia się Biblijnych Historyi dla szkół elementarnych, podług nauczającej książki

Preussa. Wypracowana przez Królewskiego Dyrektora Seminaryum **Hagelweide**. Na polski język przetłómaczyli: A. Gąsiorowski i. F. Kempa. 2. Aufl. Thorn, 1863. Lambeck. (2. Bl. u. 256 S. 8. m. 1 Holzschn.)

Preuß, Lic. Dr. Ed., Das Concil von Trident. Ein Vortrag gehalten im Auftrage d. Evangelisch. Vereins in Berlin. Berlin, 1862. Schlawitz. (38 S. gr. 8.) 1/4 Thlr.

— — Loci theologici cum pro adstruenda veritate tum pro destruenda quorumvis contradicentium falsitate per theses nervose, solide et copiose explicati. Opus praeclarissimum IX tomis comprehensum denuo juxta editionem principem accurate typis exscribendum curavit, adjectis notis ipsius Gerhardi posthumis a filio collectis, editt. a. 1657 et 1767 collatis, paginis editionis Cottae in margine diligenter notatis, praefationem indices generales post G. H. Mullerum adauctos ac vitam Jo. Gerhardi adjecit Doc. Dr. **Ed. Preuss.** (In 30 Lfg.) 1—2. Lfg. Ebd., 1863. (Tom. I. XXI u. S. 1—288. Lex.-8.) à 1/2 Thlr.

Preußen. Das Deutsche Ordensland Preußen. [Preußische Jahrbücher von R. Haym. 10. Bd. Berlin, 1862. S. 95—151.]

Die Provinz Preußen. Geschichte ihrer Cultur u. Beschreibung ihrer land- und forstwirthschaftlichen Verhältnisse. Festgabe für die Mitglieder der XXIV. Versammlung deutscher Land- u. Forstwirthe zu Kgsbg. in Pr. Kgsbg., 1863. Dr. v. Dalkowski. Berlin, Wiegandt & Hempel. (VII u. 529 S. Lex.-8. m. 5 Beil. u. 6 Steintaf. in Tondruck in Lex.-8. u. qu. gr. Fol.) 3 Thlr.

Eugen Kühnemann, der Naturcultus in der **preußischen** Sage. I. II. [Deutsches Museum 1862. Nr. 4. S. 141—148. Nr. 5. S. 170—178.]

Berichtigung.

Zu Prov.-Gesch.-Kal.: 28. Juni 1604. S. 279 und 6. Oct. 1668. S. 567:

Nach Prof. Dr. **Cosack**, Ueber Namen und Todesjahr des Dichters von „Gott des Himmels und der Erden" [Deutsche Zeitschr. f. christl. Wissensch. und christl. Leben. 1859. No. 36. S. 285 f.] ist der Name **Alberti** doch zu restituiren und sein Todesjahr nicht 1668 sondern **1651.**



I. Autoren-Register.

Arnoldt, Dr. Emil, in Kgsbg., Recension. S. 446—454.

Bessel, Friedr. Wilh., weil. Prof. der Astronomie in Kgsbg., Ueber d
Wissenschaften unter einander u. über das Verhältniß aller zu der Phi
her ungedruckter Vortrag. S. 59—62.

Brandstätter, Dr. F. A., Prof. am Gymnas. zu Danzig, Wo erlitt d
den Märtyrertod? S. 141—154. 235—257. 329—340.

Dentler, Friedrich, die Keitelfischer. Strandnovelle. S. 193—214.

— — Des Fischers Grab. Novelle. S. 673—687.

Dorr, Dr. Robert, Lehrer an d. Realschule in Elbing, Drei niederdeutsc
Fos on de Haan. — Näjen on näjentig Left. — De Krig twesche
on de Baare.) S. 270—273. — Die schöne Dorothee. Volkslied aus
Niederung. S. 463—464. — Zwei niederdeutsche Fabeln (De Heiland on
De Engelstänen.) S. 644—646. De Miesles, de Beer bruen wullen.

Elditt, H. L., Oberlehr. in Kgsbg., Die Polytechnische Gesellschaft zu Kön
S. 261—265.

Herbst, Dr. L. Th., Privatdocent in Kgsbg., Shakspere. Eine biograp
S. 313—328.

Horn, A., Gerichtsassessor in Kgsbg., Alt-England u. Alt-Preußen. S. 6
— — Kleines und großes Königsberg. S. 341—356.

Jachmann, Reinhold, in Elbing, Ein ähnliches Portrait Kants. S. 464—

Js., Der kaufmännische Verein in Königsberg. S. 459—462.

Kip, Victor, Die Satire. Eine populär-ästhetische Skizze. S. 618—627.

Laband, Dr. Paul, Prof. in Kgsbg., Recensionen. 357—359.

Nesselmann, Dr. Georg Heinr. Ferd., Prof. in Kgsbg., Littauische Gedich
laitis. S. 273—274.

Ohlert, Dr. Bernhard, Rector in Gumbinnen, Skizzen aus Alt-Preußen.
ländische Kanal. S. 289—312.

— — Dr. E., Oberlehr. in Kögsbg., Ueber das Wachsthum unserer nor
u. Sträucher. Vortrag. S. 121—140.

Reicke, Dr. Rudolf, Custos der Königl. u. Universitäts-Bibliothek in Kgsbg., Aus dem Leben Scheffners. Vortrag. S. 31—58.
— — Der Kriegsrath Scheffner und die Königin Luise. Vortrag. S. 706—736.
Rosenkranz, Dr. Karl, Geheimrath, Prof. in Kgsbg., Friedrich der Große als Philosoph. Vortrag. S. 404—425.
S., Hugo, Ein Weihnachtsbesuch in der Memel-Niederung. Touristische Skizze. S. 385—403.
Saran, A., Divisionsprediger in Kgsbg., Johannes Eccard u. die erste Blüthe der deutschen Tonkunst in Preußen, Vortrag. S. 215—235.
Schiefferdecker, Dr. W., in Kgsbg., Bericht über die Thätigkeit der Königl. ostpreuß. physikalisch-ökonomischen Gesellschaft zu Königsberg. S. 167—177.
Schwerin, Gräfin Franziska, in Kgsbg., Ich bin ein Preuße. Novelle. S. 481—512. 577—600.
Steffenhagen, Dr. jur. utr. Emil, in Kgsbg., Das Wahrzeichen der abgehauenen Hand. Ein Königsberger Rechtsalterthum. S. 72—74.
— — Chronik der juristischen Gesellschaft zu Königsberg. S. 80. 177.
— — Rulands-Bilder in Altpreußen. S. 155—158.
— — Eine Heldenthat der Kulmer Frauen u. die Kölmische Gütergemeinschaft S. 266—267.
— — Eine heidnische Gräberstätte bei Grüneiken. S. 561—563.
— — Ein alter Druck der Kulmer Handfeste. S. 647.
— — Altpreußens älteste Bibliotheken. S. 649—653.
— — Handschriftliche Funde aus Königsberger Bibliotheken. S. 750—752.
— — Recensionen. S. 74—76. 159—161. 258—259. 359—360. 454—455. 640—642.
Wichert, Ernst, Stadtrichter in Kgsbg., Am Strande. Novellistische Skizze. S. 1—30. 97—120.
— — Prolog zur Festfeier der Erstürmung der Düppeler Schanzen. S. 274—275.
— — Die Bewegung des altpreußischen Handels im letzten Decennium. S. 426—445. 513—531. 601—617.

II. Sach-Register.

Adalbert — Wo erlitt der h. A. den Märtyrertod? S. 141—154. 235—257. 320—349.
Alt-England und Altpreußen. S. 63—72.
Anzeigen S. 384. 480.
Anzeiger. — Der antiquarische A. von Theod. Bertling in Danzig. S. 752—753.
Bibliographie (1862—1863.) S. 92—96. 189—192. 281—285. 381—383. 476—480. 572—576. 668—672. 761—764.
Bibliotheken, Altpreußens älteste. S. 649—653.

Briefkasten. S. 96. 192. 286—288. 576.

Copernikus-Verein in Thorn. S. 550—560.

Dach, Simon. S. 688—705.

Danzig — Correspondenz S. 85—89. 654—663. 754—758. Die Ebertsche höhere Töchterschule. S. 178—179.

Donalaitis — Littauische Gedichte des D. S. 273—274.

Dorothee, die schöne. Volkslied aus der Elbinger Niederung. S. 463—464.

Eccard, Johannes. S. 215—235.

Elbing — Correspondenz. S. 467—473.

Engelstänen, de. S. 645—646.

Fabeln, drei niederdeutsche. S. 270—278. Zwei dgl. S. 644—646.

Fischer — des F. Grab. S. 673—687.

Forster — Zur F.-Feier. S. 648.

Fos — de F. on de Haan. S. 270—271.

Friedrich der Große als Philosoph. S. 401—425.

Funde, Handschriftliche, aus Königsberger Bibliotheken. S. 750—752.

Gemmel's neues Bild. S. 269—270.

Gesellschaft — königl. deutsche zu Kgsbg. S. 84. 740—741. juristische zu Kgsbg. S. 80. 177. — königl. ostpreuß. physikalisch-ökonomische zu Kgsbg. S. 167—177. — polytechnische zu Kgsbg. S. 261— 265.

Gräberstätte, eine heidnische, bei Grüneiken. S. 561—563.

Handel — Die Bewegung des altpreußischen H. im letzten Decennium. S. 426—445. 513—531. 601—617.

Heiland — de H. on dat Peerd. S. 644—645.

Jolowicz' Vorlesungen über die Geschichte des Judenthums. S. 371—375.

Kalende, die kleine, im Bereich des Ostpreußischen Provinzialrechts. S. 179—180.

Kanal, der Oberländische. S. 289—312.

Kant — Ein ähnliches Portrait K's. S. 464—465. — Zur Kant-Feier. S. 647—648. — Zu K's. Manuscript zur Metaphysik der Natur. S. 742—749.

Keitelfischer — S. 193—214.

Knorr's norwegische Hochebene. S. 542—547.

Königsberg, kleines u. großes. S. 341—356.

Kränzchen, literarisches, in Kgsb. S. 81—84.

Krig — De K. tweschen dem Entewaart on de Baare. S. 272—273.

Kulm — Eine Heldenthat der Kulmer Frauen u. die Kölmische Gütergemeinschaft. S. 266—267. — Ein alter Druck der Kulmer Handfeste. S. 647.

Lest — Näjen on näjentig L. S. 271—272.

Lyceum Hosianum in Braunsberg. S. 280. 475—476. 668.

Memel — Correspondenz. S. 180—185.

Memel-Niederung — Ein Weihnachtsbesuch in der M.-N. S. 385—408.

Nekrolog für 1863. S. 89—90. 185. für 1864. S. 185—186. 664—665.

Passow, Arth. Wilh. — Zur Erinnerung an P. S. 628—635.

Pestalozzi-Verein für die Provinz Preußen. S. 267—269.

Preuße — ich bin ein P. S. 481—512. 577—600.

Prolog zur Festfeier der Erstürmung der Düppeler Schanzen. S. 274—275.

Provinzial-Geschichts-Kalender. S. 90—91. 186—188. 277—279. 378—380. 473—475. 566—570. 665—667. 758—760.

Rulands-Bilder in Altpreußen. S. 155—158.

Satire, die. S. 618—627.

Scheffner — aus dem Leben S. S. 31—58. — Der Kriegsrath S. u. die Königin Luise. S. 706—736.

Schulschriften (1864.) S. 188—189. 280—281. 571—572. 668.

Shakspere. S. 313—328. — **S.-Feier in der Provinz**: in **Danzig**. S. 377—378. 564. in **Elbing**. S. 376—377. in **Insterburg**. S. 563—564. in **Königsberg** S. 276. 564—566. in **Thorn.** S. 466—467. — Literatur der S.-Feier S. 566.

Skizzen aus Alt-Preußen I. S. 289—312.

Strand — am St. S. 1—30. 97—120.

Tonkunst — erste Blüthe der deutschen T. in Preußen. S. 215—235.

Universitäts-Chronik (1864.) S. 91—92. 188. 279. 381. 475. 570—571. 667. 760.

Verein, der kaufmännische, in Kgsbg. S. 459—462.

Wachsthum — über das W. unserer nordischen Bäume u. Sträucher. S. 121—140.

Wahrzeichen der abgehauenen Hand. S. 72—74.

Wichert's Witting von Samland. S. 180. 277. 365—370.

Wissenschaften — Rang der W. unter einander und ihr Verhältniß zu der Philosophie. S. 59—62.

Φίλῳ τῷ χάριτι σπουδῆς
Θεοῦ. Σιμ.

Ornatissimo Dn. Possessori
hoc huius affectus monumentu[m]
Regiom. Borussor. cIↄIↄCXLIX.
Idibus Augusti statui
Simon Dachius.